



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.


B 3 9015 00203 477 8
University of Michigan - BUHR

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*
1817

ARTES SCIENTIA VERITAS

1941

PT
301
A67

Heft 1

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELL- SCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene und des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst

Gegründet von

Prof., Dr. med., Dr. phil. h. c. ALFRED PLOETZ

Herausgeber

Dr. med. AGNES BLUHM, Prof. der Anthropologie Dr. E. FISCHER, Prof. Dr. W. GROSS, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP, Staatssekretär a. D. ~~W~~Brigadeführer Dr. A. GÜTT, Prof. für Allgemeine Biologie u. menschliche Abstammungslehre Dr. G. HEBERER, Prof. der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Prof. der Anthropologie Dr. TH. MOLLISON, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Hygiene Dr. E. RODENWALDT, Prof. der Psychiatrie und der Rassenhygiene Dr. E. RÜDIN, Oberregierungsrat Dozent Dr. F. RUTTKE, Prof. der Dermatologie Dr. H. W. SIEMENS, Prof. für arische Kultur und Sprachwissenschaft Dr. WALTHER WÜST

Schriftleitung

Prof. Dr. ERNST RÜDIN in München

1941, 35. Band, 1. Heft



J. F. LEHMANNS VERLAG · MÜNCHEN / BERLIN

Ausgegeben am 26. Mai 1941

Digitized by Google

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie

Das Archiv wendet sich an alle, die für das biologische Schicksal unseres Volkes Interesse haben, ganz besonders an die zur geistigen Führung berufenen Kreise, an Ärzte, Biologen, höhere Beamte, Pädagogen, Politiker, Geistliche, Volkswirtschaftler.

Es ist der menschlichen **Rassenbiologie**, einschließlich **Fortpflanzungsbiologie** und ihrer praktischen Anwendung, der **Rassenhygiene**, gewidmet. Die **allgemeine Biologie (Erblichkeit, Mutabilität und Variabilität, Auslese und Ausmerze, Anpassung)** wird soweit berücksichtigt, als sie für die **menschliche Rassenbiologie** von wesentlicher Bedeutung ist. Dies gilt auch für die anthropologischen Systemrassen.

Die **erbliche Bedingtheit menschlicher Anlagen** einschließlich der krankhaften wird eingehend behandelt.

Im Mittelpunkt des praktischen Interesses stehen die Fragen der **Gesellschaftsbiologie (Vermehrung und Abnahme der Individuen, soziale Auslese und Ausmerze, Aufstieg und Verfall der Völker und Kulturen)** mit der **Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik**.

Das Archiv sucht alle Kräfte zu wecken, die geeignet sind, dem biologischen Niedergang entgegenzuarbeiten und die Erbmasse, das höchste Gut der Nation, zu ertüchtigen und zu veredeln.

Jeder Band umfaßt 6 Hefte. Bezugspreis halbjährlich RM 12.- zuzüglich RM -.20 Postgebühren. Einzelheft RM 4.- zuzüglich RM -.15 Postgeld.

Geeignete Beiträge in deutlicher Schrift werden an Prof. Dr. Rüd in, München, Kraepelinstraße 2, erbeten. Besprechungsstücke bitten wir ebenfalls an Prof. Rüd in zu senden.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

INHALTSVERZEICHNIS

Abhandlungen	
Diedrich, Heinz, Erhebungen an Stettiner Grundschulern über Schulleistung, Begabung und Geschwisterzahl	1
Schulze, Gerhard, Über die Frage des Einflusses der Rachitis auf einige Kopfmaße und den Längenbreitenindex	18
Weinert, Herbert, Ehevermittlung für Erbkrankte, Unfruchtbare und Geschädigte	29
Lenz, F., Prof., Zur Frage der Fortpflanzung der Hilfsschüler	54
Lisch, Karl, Dr. med. habil., Rassenhygienische Maßnahmen gegen schwere erbliche Augenleiden (erbliche Blindheit, schwere erbliche körperliche Mißbildung)	56
Referate	
Handbuch der Erbbiologie des Menschen. (Dr. Longo, München).	61
Handbuch der Erbbiologie des Menschen. (Dozent H. O. Loos, Innsbruck).	67
Rassenbiologische Untersuchungen aus dem hygienischen Institut der medizinischen Fakultät Kanazawa. Bd. 1 (Dr. A. Harrasser, München).	69
gen aus dem hygienischen Institut der medizinischen Fakultät Kanazawa. Bd. 2 (A. Harrasser, München).	72
Beyer, Wilhelm, Organische Psychologie. (Dr. H. Schröder).	74
Holecek-Holleschowitz, Carl, Dr., Angewandte Tierzucht auf rassenbiologischer Grundlage. (Dr. med. Hirt, München).	75
Badtke, Günther, Zur Erblichkeitsfrage beim Glioma retinae. (Dr. med. habil. K. Lisch, München).	77
Jancke, G., Die Augenmerkmale bei Zwillingen und ihre Bedeutung für die Diagnose der Ein- oder Zweieiigkeit. (K. Lisch, München).	78
Günther, Hans F. K., Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform. (Studienprofessor Hans Scharold, München).	79
Pfeffer, Karl Heinz, Der Bauer. (Scharold München).	80
Fahrenkrog, Rolf L., Europas Geschichte als Rassenschicksal. (Scharold, München).	80
Paul, Gustav, Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der Großdeutschen Geschichte. (Scharold München).	81
Notizen	82

Science
64
301
A67

Erhebungen an Stettiner Grundschulern über Schulleistung, Begabung und Geschwisterzahl.

Von **Heinz Diedrich**, Stettin.

(Aus dem Kaiser Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem [Direktor Prof. Dr. Eugen Fischer] und dem Institut für Rassenhygiene der Universität Berlin [Prof. Dr. Fritz Lenz].)

Ob eine Bevölkerung rassisch im Aufstieg oder im Niedergang ist, hängt im wesentlichen von der Beteiligung der verschiedenen Erbstämmen an der Fortpflanzung ab. Ein verhältnismäßig einfacher und daher oft begangener Weg, die unterschiedliche Fortpflanzung zu studieren, sind Erhebungen über die Kinderzahl der Eltern von Schulkindern von verschiedener Leistung und Begabung. Solche Erhebungen haben regelmäßig eine negative Korrelation zwischen Schulleistung, Begabung, sozialer Schicht einerseits und Kinderzahl der Eltern andererseits ergeben. Die gefundenen Korrelationen sind zum Teil erstaunlich hoch. So hat Gertrud Decker (1929) für Schüler der vierten Grundschulklasse in Gießen eine Korrelation von 0,53 gefunden, Katharina Hell (1934) für entsprechendes Material in Saarbrücken Korrelationen von 0,49 bis 0,53. Im Hinblick auf den Fehler der kleinen Zahl sind diese Korrelationen untereinander und von der aus dem Deckerschen Material sich ergebenden nicht sicher verschieden. Man kann sagen, daß sie reichlich 0,5 betragen. Auf der anderen Seite hat ein Material von Siebert (1929) aus dem ländlichen Bezirk Kronach Korrelationen nur im Betrage von 0,11 ergeben. Diese sind von den vorhin genannten sicher und stark verschieden, also durch tatsächliche Unterschiede des Materials bedingt. Wie Lenz (1931) gezeigt hat, sind räumliche und zeitliche Unterschiede dieser Korrelationen zu erwarten, je nachdem ob, in welchem Umfange und von welchen Bevölkerungselementen die Kinderzahl beschränkt wird. Die von Siebert studierte Bevölkerung war in sich verhältnismäßig einheitlich; soziale Unterschiede waren gering, und Unterschiede der Begabung kamen anscheinend auch wenig vor. Auch fand anscheinend Geburtenbeschränkung nur wenig statt. So ist es verständlich, daß sich auch keine sehr wesentliche Korrelation der Kinderzahl zu Schulleistung und Begabung zeigte. In den von Gertrud Decker und Katharina Hell studierten Bevölkerungen dagegen war die Kinderzahl in den oberen sozialen Schichten schon sehr gering, während sie in den unteren noch erheblich größer war. Demgemäß bestand eine hohe negative Korrelation zwischen sozialer Lage und Kinderzahl sowie zwischen Schulleistung und Kinderzahl. Die von Katharina Hell in der Industriestadt Saarbrücken studierten Schuljahrgänge waren in den Jahren 1922 und 1923 geboren, also in einer Zeit schweren politischen und wirtschaftlichen Darniederliegens. Es ist verständlich, daß in einer solchen Zeit gerade die einsichtigeren und verantwortungsbewußteren Volksgenossen ihre Kinderzahl aufs äußerste beschränkt haben. In dem auf diese Jahre folgenden Jahrzehnt ist bekanntlich die Geburtenzahl immer weiter abgesunken; die äußer-

ste Beschränkung der Kinderzahl hat auch die unteren sozialen Schichten erfaßt, so daß die früheren Unterschiede der Kinderzahl der verschiedenen Schichten viel geringer geworden sind. Es wäre nun möglich, daß infolgedessen auch die so verhängnisvolle negative Korrelation zwischen Begabung und Kinderzahl geringer geworden wäre. Es ist daher ein dauerndes Pulsfühlen bezüglich dieses für das Leben des Volkes so entscheidenden Kreislaufs nötig.

Ich habe nun unter Leitung von Herrn Prof. F. Lenz, Berlin, eine Erhebung über die in der Zeit vom 1. Juli 1928 bis zum 30. Juni 1930 geborenen Grundschüler in Stettin durchgeführt. Es sind im ganzen 7068 Kinder. Infolge überaus freundlichen Entgegenkommens von Herrn Stadtschulrat Wiese, Stettin, der schon von sich aus eine bevölkerungspolitische Erhebung an sämtlichen Stettiner Schulen beabsichtigte, ist es mir möglich geworden, das zweite und dritte Schuljahr vollständig zu erfassen. Ich habe gerade diese Jahre gewählt, weil im ersten Schuljahr Leistung und Begabung noch nicht so gut beurteilt werden können und weil vom vierten Schuljahr an die begabteren Kinder zum großen Teil auf eine höhere Schule übergehen, so daß das Schülermaterial dann nicht mehr repräsentativ für den Durchschnitt der Bevölkerung ist.

Die Erhebung wurde im Herbst 1938 durchgeführt. Die Hilfsschüler, die ihrem Alter nach dem zweiten und dritten Schuljahrgang entsprechen, sind gesondert erfaßt. Es wurden Fragebogen an sämtliche Grundschulen Stettins geschickt. Die Ausfüllung haben die Klassenlehrer besorgt.

Die ausgefüllten Fragebogen enthalten den Familien- und Vornamen des Kindes, das Alter, die Durchschnittsnote in geistigen Fächern, die Note in Leibesübungen, eine Note über die von den Lehrern geschätzte Begabung, Angaben über Sitzenbleiben, über die Zahl der lebenden Kinder der Eltern, den Beruf des Vaters oder gegebenenfalls der Mutter. Ob das Kind ehelich, vorehelich oder unehelich geboren war, war aus den Stammakten zu ersehen. Die vorehelichen Kinder habe ich zu den ehelichen gerechnet. Stiefkinder sind voll mitgezählt. Im Hinblick auf eine von Herrn Prof. Lenz gestellte besondere Frage, die am Schluß dieser Arbeit erörtert wird, ist auch das Geschlecht des jüngsten Kindes vermerkt worden.

Die Durchschnittsnoten wurden auf die nächstgelegene ganze Zahl aufgerundet. Es galten vier Noten: I = sehr gut, II = gut, III = genügend, IV = mangelhaft. Die Hilfsschüler sind nach demselben Maßstab wie die Volksschüler beurteilt worden, hatten also regelmäßig Note IV. Die Begabung ist von den Lehrern auf Grund ihrer Erfahrung beurteilt worden.

Die Berufe der Väter, die aus den Stammakten ersichtlich waren, sind in folgende sechs soziale Schichten geordnet worden:

- Schicht I: Akademiker, höhere Beamte, leitende Angestellte, selbständige Großunternehmer.
- Schicht II: Mittlere Beamte und Angestellte, Lehrer, nicht akademische Ingenieure, Techniker, selbständige Gewerbetreibende.
- Schicht III: Kleinere Kaufleute, untere Beamte und Angestellte.
- Schicht IV: Gelernte Arbeiter.
- Schicht V: Halb- und angelernte Arbeiter.
- Schicht VI: Ungelernte Arbeiter.

Tabelle 1 ist eine Korrelationstafel über die Beziehungen zwischen Schulnote und Kinderzahl der Eltern auf Grund der Erhebungen an 3667 Kindern des dritten Schuljahres. Wie man sieht, steigt auch in Stettin in den betrachteten Jahrgängen die durchschnittliche Kinderzahl der Eltern bei schlechteren Schulleistungen an. Während die zweite Kolumne von rechts die durchschnittlichen Kinderzahlen der tatsächlich erfaßten Familien enthält, gibt die letzte Kolumne rechts die nach der Methode von Lenz reduzierten Kinderzahlen an, die den wahren Kinderzahlen der betreffenden Bevölkerungsgruppen entsprechen. Sie sind niedriger als die durchschnittlichen Kinderzahlen der direkt erfaßten Familien, weil

Tab. 1. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.
(3667 Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres.)

	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
Schulnote I	21	25	12	5	2	—	1	—	1	—	—	—	—	67	2,28	1,70
II	237	324	155	60	22	8	10	2	3	1	2	—	—	824	2,31	1,74
III	384	609	447	245	132	76	49	31	12	9	2	1	1	1998	2,94	2,10
IV	110	206	181	114	65	48	28	9	10	6	1	—	—	778	3,30	2,36
Zahl der Familien	752	1164	795	424	221	132	88	42	26	16	5	1	1	3667	2,85	2,04
durchschn. Note	2,77	2,87	3,00	3,10	3,18	3,30	3,18	3,16	3,15	3,31	2,80	3,00	3,00	2,95		

$$r = 0,44 \pm 0,013.$$

bei Erfassung von den Kindern her kinderreiche Familien häufiger erfaßt werden als kinderärmere. Der Unterschied der Kinderzahl zwischen Note I und II ist allerdings nur gering und nicht ganz gesichert. Dagegen steigt von Note II zu Note III die Kinderzahl der Eltern wesentlich an. Die Korrelationsrechnung ergibt einen Koeffizienten von $r = 0,44 \pm 0,013$. Dieser Wert bleibt an seiner oberen Grenze nur wenig hinter den von Katharina Hell in Saarbrücken gefundenen Werten zurück. Man muß dabei bedenken, daß die Schulleistung der Kinder schwerlich eine direkte ursächliche Bedeutung für die Kinderzahl der Eltern haben kann. Der Zusammenhang zwischen beiden Größen geht vielmehr vermutlich über die Begabung der Eltern insofern, als die intelligenteren Eltern ihre Kinderzahl stärker zu beschränken pflegen. Da die Begabung der Eltern keineswegs direkt proportional der der Kinder ist, sondern auch nur in einer Korrelation von ungefähr der Größe 0,5 mit ihr steht, ist die gefundene Korrelation zwischen der Schulleistung der Kinder und der Kinderzahl der Eltern erschreckend hoch. Auch wenn die Unterschiede der Kinderzahlen völlig erbbedingt wären, wäre keine höhere Korrelation zu erwarten.

Die Tabellen 2 und 3, welche die Korrelation zwischen Schulleistung und Kinderzahl für Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres getrennt darstellen, zeigen kein wesentlich verschiedenes Bild. Wenn die Kinderzahl der Eltern von Knaben mit Note I ein wenig größer als die mit Note II erscheint, so ist das vielleicht dem Zufall der kleinen Zahl zuzuschreiben.

ste Beschränkung der Kinderzahl hat auch die unteren sozialen Schichten erfaßt, so daß die früheren Unterschiede der Kinderzahl der verschiedenen Schichten viel geringer geworden sind. Es wäre nun möglich, daß infolgedessen auch die so verhängnisvolle negative Korrelation zwischen Begabung und Kinderzahl geringer geworden wäre. Es ist daher ein dauerndes Pulsfühlen bezüglich dieses für das Leben des Volkes so entscheidenden Kreislaufs nötig.

Ich habe nun unter Leitung von Herrn Prof. F. Lenz, Berlin, eine Erhebung über die in der Zeit vom 1. Juli 1928 bis zum 30. Juni 1930 geborenen Grundschüler in Stettin durchgeführt. Es sind im ganzen 7068 Kinder. Infolge überaus freundlichen Entgegenkommens von Herrn Stadtschulrat Wiese, Stettin, der schon von sich aus eine bevölkerungspolitische Erhebung an sämtlichen Stettiner Schulen beabsichtigte, ist es mir möglich geworden, das zweite und dritte Schuljahr vollständig zu erfassen. Ich habe gerade diese Jahre gewählt, weil im ersten Schuljahr Leistung und Begabung noch nicht so gut beurteilt werden können und weil vom vierten Schuljahr an die begabteren Kinder zum großen Teil auf eine höhere Schule übergehen, so daß das Schülermaterial dann nicht mehr repräsentativ für den Durchschnitt der Bevölkerung ist.

Die Erhebung wurde im Herbst 1938 durchgeführt. Die Hilfsschüler, die ihrem Alter nach dem zweiten und dritten Schuljahrgang entsprechen, sind gesondert erfaßt. Es wurden Fragebogen an sämtliche Grundschulen Stettins geschickt. Die Ausfüllung haben die Klassenlehrer besorgt.

Die ausgefüllten Fragebogen enthalten den Familien- und Vornamen des Kindes, das Alter, die Durchschnittsnote in geistigen Fächern, die Note in Leibesübungen, eine Note über die von den Lehrern geschätzte Begabung, Angaben über Sitzenbleiben, über die Zahl der lebenden Kinder der Eltern, den Beruf des Vaters oder gegebenenfalls der Mutter. Ob das Kind ehelich, vorehelich oder unehelich geboren war, war aus den Stammakten zu ersehen. Die vorehelichen Kinder habe ich zu den ehelichen gerechnet. Stiefkinder sind voll mitgezählt. Im Hinblick auf eine von Herrn Prof. Lenz gestellte besondere Frage, die am Schluß dieser Arbeit erörtert wird, ist auch das Geschlecht des jüngsten Kindes vermerkt worden.

Die Durchschnittsnoten wurden auf die nächstgelegene ganze Zahl aufgerundet. Es galten vier Noten: I = sehr gut, II = gut, III = genügend, IV = mangelhaft. Die Hilfsschüler sind nach demselben Maßstab wie die Volksschüler beurteilt worden, hatten also regelmäßig Note IV. Die Begabung ist von den Lehrern auf Grund ihrer Erfahrung beurteilt worden.

Die Berufe der Väter, die aus den Stammakten ersichtlich waren, sind in folgende sechs soziale Schichten geordnet worden:

Schicht I: Akademiker, höhere Beamte, leitende Angestellte, selbständige Großunternehmer.

Schicht II: Mittlere Beamte und Angestellte, Lehrer, nicht akademische Ingenieure, Techniker, selbständige Gewerbetreibende.

Schicht III: Kleinere Kaufleute, untere Beamte und Angestellte.

Schicht IV: Gelernte Arbeiter.

Schicht V: Halb- und angelernte Arbeiter.

Schicht VI: Ungelernte Arbeiter.

Tabelle 1 ist eine Korrelationstafel über die Beziehungen zwischen Schulnote und Kinderzahl der Eltern auf Grund der Erhebungen an 3667 Kindern des dritten Schuljahres. Wie man sieht, steigt auch in Stettin in den betrachteten Jahrgängen die durchschnittliche Kinderzahl der Eltern bei schlechteren Schulleistungen an. Während die zweite Kolumne von rechts die durchschnittlichen Kinderzahlen der tatsächlich erfaßten Familien enthält, gibt die letzte Kolumne rechts die nach der Methode von Lenz reduzierten Kinderzahlen an, die den wahren Kinderzahlen der betreffenden Bevölkerungsgruppen entsprechen. Sie sind niedriger als die durchschnittlichen Kinderzahlen der direkt erfaßten Familien, weil

Tab. 1. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.
(3667 Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres.)

	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
Schulnote I	21	25	12	5	2	—	1	—	1	—	—	—	—	67	2,28	1,70
II	237	324	155	60	22	8	10	2	3	1	2	—	—	824	2,31	1,74
III	384	609	447	245	132	76	49	31	12	9	2	1	1	1998	2,94	2,10
IV	110	206	181	114	65	48	28	9	10	6	1	—	—	778	3,30	2,36
Zahl der Familien	752	1164	795	424	221	132	88	42	26	16	5	1	1	3667	2,85	2,04
durchschn. Note	2,77	2,87	3,00	3,10	3,18	3,30	3,18	3,16	3,15	3,31	2,80	3,00	3,00	2,95		

$$r = 0,44 \pm 0,013.$$

bei Erfassung von den Kindern her kinderreiche Familien häufiger erfaßt werden als kinderärmere. Der Unterschied der Kinderzahl zwischen Note I und II ist allerdings nur gering und nicht ganz gesichert. Dagegen steigt von Note II zu Note III die Kinderzahl der Eltern wesentlich an. Die Korrelationsrechnung ergibt einen Koeffizienten von $r = 0,44 \pm 0,013$. Dieser Wert bleibt an seiner oberen Grenze nur wenig hinter den von Katharina Hell in Saarbrücken gefundenen Werten zurück. Man muß dabei bedenken, daß die Schulleistung der Kinder schwerlich eine direkte ursächliche Bedeutung für die Kinderzahl der Eltern haben kann. Der Zusammenhang zwischen beiden Größen geht vielmehr vermutlich über die Begabung der Eltern insofern, als die intelligenteren Eltern ihre Kinderzahl stärker zu beschränken pflegen. Da die Begabung der Eltern keineswegs direkt proportional der der Kinder ist, sondern auch nur in einer Korrelation von ungefähr der Größe 0,5 mit ihr steht, ist die gefundene Korrelation zwischen der Schulleistung der Kinder und der Kinderzahl der Eltern erschreckend hoch. Auch wenn die Unterschiede der Kinderzahlen völlig erbbedingt wären, wäre keine höhere Korrelation zu erwarten.

Die Tabellen 2 und 3, welche die Korrelation zwischen Schulleistung und Kinderzahl für Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres getrennt darstellen, zeigen kein wesentlich verschiedenes Bild. Wenn die Kinderzahl der Eltern von Knaben mit Note I ein wenig größer als die mit Note II erscheint, so ist das vielleicht dem Zufall der kleinen Zahl zuzuschreiben.

Tab. 2. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.
(1814 Knaben des 3. Schuljahres.)

Schul- note	Kinderzahl													Zahl der Fa- milien	Kinder- zahl	Reduzierte Kinderzahl je frucht- bare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	9	14	7	3	1	—	1	—	—	—	—	—	—	35	2,34	1,81
II	120	168	63	25	6	3	7	1	3	—	1	—	—	397	2,24	1,69
III	194	326	219	118	56	36	26	15	5	4	1	1	—	1001	2,88	2,07
IV	53	100	89	58	28	30	10	5	4	3	1	—	—	381	3,30	2,37
Zahl der Familien	376	608	378	204	91	69	44	21	12	7	3	1	—	1814	2,82	2,02
durchschn. Note	2,77	2,84	3,03	3,13	3,22	3,39	3,02	3,19	3,08	3,43	3,00	3,00	—	2,95		

Tab. 3. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.
(1853 Mädchen des 3. Schuljahres.)

Schul- note	Kinderzahl													Zahl der Fa- milien	Kinder- zahl	Reduzierte Kinderzahl je frucht- bare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	12	11	5	2	1	—	—	—	1	—	—	—	—	32	2,22	1,60
II	117	156	92	35	16	5	3	1	—	1	1	—	—	427	2,35	1,78
III	190	283	228	127	76	40	23	16	7	5	1	—	1	997	3,00	2,13
IV	57	106	92	56	37	18	18	4	6	3	—	—	—	334	3,25	2,35
Zahl der Familien	376	556	417	220	130	63	44	21	14	9	2	—	1	1790	2,88	2,06
durchschn. Note	2,78	2,94	2,97	3,08	3,15	3,21	3,34	3,14	3,28	3,22	2,50	—	3,00	2,95		

Die Tabellen 4–6, welche die entsprechenden Korrelationen bezüglich des zweiten Schuljahres bieten, zeigen im wesentlichen dasselbe Bild. Hier ist in allen drei Tabellen die durchschnittliche Kinderzahl bei Note I ein wenig größer als bei Note II. Es mag das am Fehler der kleinen Zahl liegen. Möglicherweise deutet

Tab. 4. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.
(3348 Knaben und Mädchen des 2. Schuljahres.)

Schul- note	Kinderzahl													Zahl der Fa- milien	Kinder- zahl	Reduzierte Kinderzahl je frucht- bare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	25	39	17	5	4	—	1	—	2	—	—	—	—	93	2,35	1,77
II	267	370	169	63	20	13	6	5	—	—	—	—	—	913	2,22	1,70
III	338	545	398	216	149	62	46	14	13	7	2	1	1	1792	2,95	2,11
IV	77	133	105	85	61	39	20	13	10	3	3	—	1	550	3,54	2,44
Zahl der Familien	707	1087	689	369	234	114	73	32	25	10	5	1	2	3348	2,82	2,02
durchschn. Note	2,67	2,71	2,86	3,03	3,14	3,23	3,16	3,25	3,24	3,30	3,60	3,00	3,50	2,84		

Tab. 5. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.
(1653 Knaben des 2. Schuljahres.)

	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
Schulnote I	15	19	6	3	2	—	—	—	2	—	—	—	—	47	2,36	1,68
II	130	186	77	21	10	7	3	4	—	—	—	—	—	438	2,19	1,69
III	171	297	195	120	71	29	26	4	6	1	2	—	1	923	2,89	2,10
IV	33	57	51	42	30	13	9	4	4	1	—	—	1	245	3,47	2,46
Zahl der Familien	349	559	329	186	113	49	38	12	12	2	2	—	2	1653	2,72	2,01
durchschn. Note	2,64	2,70	2,88	3,08	3,14	3,12	3,16	3,00	3,00	3,50	3,00	—	3,50	2,83		

Tab. 6. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.
(1695 Mädchen des 2. Schuljahres.)

	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
Schulnote I	10	20	11	2	2	—	1	—	—	—	—	—	—	46	2,35	1,86
II	137	184	92	42	10	6	3	1	—	—	—	—	—	475	2,24	1,73
III	167	248	203	96	78	33	20	10	7	6	—	1	—	869	2,99	2,12
IV	44	76	54	43	31	26	11	9	6	2	3	—	—	305	3,53	2,44
Zahl der Familien	358	528	360	183	121	65	35	20	13	8	3	1	—	1695	2,86	2,03
durchschn. Note	2,69	2,72	2,83	2,98	3,14	3,31	3,17	3,40	3,46	3,25	4,00	3,00	—	2,85		

sich darin aber auch die Anbahnung einer Zunahme der Kinderzahl gerade in den einsichtigsten Familien an. Es könnte das eine entsprechende Erscheinung sein, wie sie Lotze (1934) in Stuttgart bezüglich der durchschnittlichen Kinderzahl der sozialen Schichten gefunden hat; er hat nämlich in der ersten sozialen Schicht eine deutlich größere durchschnittliche Kinderzahl als in der zweiten festgestellt, während von der dritten Schicht ab die Kinderzahl wieder wesentlich größer war. Die nach der Methode von Lenz berechnete reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe zeigt in Tabelle 5 keinen deutlichen Unterschied zwischen Note I und II. Offenbar war der höhere Wert der rohen Kinderzahl bei Note I dadurch bedingt, daß zufällig zwei Familien die hohe Zahl von 9 Kindern hatten.

Die Tabellen 7–12¹⁾ zeigen die Korrelation zwischen der von den Lehrern geschätzten Begabungsnote und der Kinderzahl der Eltern. Sie ergeben dasselbe Bild wie die auf die Leistungsnote bezüglichen Tabellen.

¹⁾ Der Unterschied in der Gesamtzahl der Familien zwischen Tabelle 13, 15 und 16 einerseits und 1, 2, 3, 7, 8 und 9 andererseits erklärt sich dadurch, daß in den Tabellen 13, 15 und 16 die Hilfsschüler mit einbegriffen sind und die Kinder, deren Vater bzw. Beruf des Vaters unbekannt war, nicht enthalten sind.

Tab. 7. Begabung und Kinderzahl der Eltern.
(3667 Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres.)

Begabungs- note	Kinderzahl													Zahl der Fa- milien	Kinder- zahl	Reduzierte Kinderzahl je frucht- bare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	27	31	15	7	2	—	1	—	1	—	—	—	—	84	2,24	1,68
II	258	353	190	69	31	10	13	6	5	1	2	—	—	938	2,39	1,78
III	366	613	441	254	140	83	47	27	12	9	2	1	1	1996	2,97	2,13
IV	101	167	149	94	48	39	27	9	8	6	1	—	—	649	3,29	2,32
Zahl der Familien	752	1164	795	424	221	132	88	42	26	16	5	1	1	3667	2,85	2,04
durchschn. Note	2,72	2,79	2,92	3,03	3,06	3,22	3,14	3,07	3,04	3,31	2,80	3,00	3,00	2,88		

Tab. 8. Begabung und Kinderzahl der Eltern.
(1814 Knaben des 3. Schuljahres.)

Begabungs- note	Kinderzahl													Zahl der Fa- milien	Kinder- zahl	Reduzierte Kinderzahl je frucht- bare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	41	17	9	3	1	—	1	—	—	—	—	—	—	42	2,29	1,78
II	135	194	87	30	11	5	8	2	3	—	1	—	—	473	2,31	1,74
III	191	325	219	128	56	44	26	17	7	4	1	1	—	1019	2,94	2,10
IV	39	75	63	43	23	20	9	2	2	3	1	—	—	280	3,29	2,37
Zahl der Familien	376	608	378	204	91	69	44	21	12	7	3	1	—	1814	2,82	2,02
durchschn. Note	2,69	2,75	2,89	3,03	3,11	3,22	3,00	3,00	2,92	3,43	3,00	3,00	—	2,85		

Tab. 9. Begabung und Kinderzahl der Eltern.
(1853 Mädchen des 3. Schuljahres.)

Begabungs- note	Kinderzahl													Zahl der Fa- milien	Kinder- zahl	Reduzierte Kinderzahl je frucht- bare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	16	14	6	4	1	—	—	—	1	—	—	—	—	42	2,19	1,60
II	123	162	103	39	20	5	5	4	2	1	1	—	—	465	2,47	1,83
III	175	288	222	126	84	39	21	10	5	5	1	—	1	977	2,99	2,15
IV	62	92	86	51	25	19	18	7	6	3	—	—	—	369	3,28	2,28
Zahl der Familien	376	556	417	220	130	63	44	21	14	9	2	—	1	1853	2,88	2,06
durchschn. Note	2,75	2,82	3,03	3,02	3,02	3,22	3,30	3,14	3,14	3,22	2,50	—	3,00	2,91		

Tab. 10. Begabung und Kinderzahl der Eltern.
(3348 Knaben und Mädchen des 2. Schuljahres.)

	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
Begabungs- note I	32	42	19	6	5	2	1	—	1	—	—	—	—	108	2,32	1,73
II	295	390	184	78	24	13	6	5	2	—	1	—	—	998	2,25	1,75
III	313	542	392	220	154	67	48	20	16	7	3	1	1	1784	3,02	2,16
IV	67	113	94	65	51	32	18	7	6	3	1	—	1	458	3,43	2,39
Zahl der Familien	707	1087	689	369	234	114	73	32	25	10	5	1	2	3348	2,82	2,02
durchschn. Note	2,59	2,67	2,81	2,93	3,07	3,13	3,14	3,06	3,08	3,30	3,00	3,00	3,50	2,77		

Tab. 11. Begabung und Kinderzahl der Eltern.
(1653 Knaben des 2. Schuljahres.)

	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
Begabungs- note I	18	19	7	2	2	1	—	—	1	—	—	—	—	50	2,20	1,61
II	143	205	88	36	14	7	4	4	1	—	—	—	—	502	2,27	1,74
III	156	287	185	121	77	29	27	7	8	1	2	—	1	901	2,99	2,15
IV	32	48	49	27	20	12	7	1	2	1	—	—	1	200	3,27	2,31
Zahl der Familien	349	559	329	186	113	49	38	12	12	2	2	—	2	1653	2,72	2,01
durchschn. Note	2,58	2,65	2,84	2,93	3,02	3,06	3,08	2,75	2,92	3,50	3,00	—	3,50	2,76		

Tab. 12. Begabung und Kinderzahl der Eltern.
(1695 Mädchen des 2. Schuljahres.)

	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
Begabungs- note I	14	23	12	4	3	1	1	—	—	—	—	—	—	58	2,41	1,85
II	152	185	96	42	10	6	2	1	1	—	1	—	—	496	2,22	1,71
III	157	255	207	99	77	38	21	13	8	6	1	1	—	883	3,06	2,17
IV	35	65	45	38	31	20	11	6	4	2	1	—	—	258	3,56	2,47
Zahl der Familien	358	528	360	183	121	65	35	20	13	8	3	1	—	1695	2,86	2,03
durchschn. Note	2,59	2,69	2,79	2,93	3,12	3,18	3,20	3,25	3,23	3,25	3,00	3,00	—	2,79		

Tab. 13. Soziale Schicht und Kinderzahl.
(3691 Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres.)

Soziale Schicht	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	23	60	30	12	6	3	—	3	1	—	—	—	—	138	2,63	2,02
II	120	179	116	38	15	8	3	1	—	—	—	—	—	480	2,34	1,83
III	191	277	147	93	39	21	15	7	7	2	2	—	1	802	2,64	1,92
IV	266	400	297	142	70	45	36	16	14	7	—	2	—	1295	2,89	2,05
V	51	80	77	53	31	27	9	4	1	3	1	—	—	337	3,31	2,36
VI	81	160	127	102	72	38	29	16	5	5	3	—	1	639	3,53	2,48
Zahl der Familien	732	1156	794	440	233	142	92	47	28	17	6	2	2	3691	2,92	2,07

$r = 0,38 \pm 0,014$ $m_y = 3,805$ $b_x = +0,08$ $b_y = +0,195$ $\sigma_x = 2,10$ $\sigma_y = 1,35$

Tab. 14. Soziale Schicht und Kinderzahl.
(3377 Knaben und Mädchen des 2. Schuljahres.)

Soziale Schicht	Kinderzahl													Zahl der Familien	Kinderzahl	Reduzierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
I	27	51	31	14	6	—	—	2	1	—	—	—	—	132	2,52	1,94
II	120	184	85	28	13	7	5	—	2	—	—	—	—	444	2,28	1,76
III	171	243	152	65	41	17	13	5	5	1	—	—	—	711	2,60	1,90
IV	270	379	262	139	85	44	22	11	7	1	2	—	1	1223	2,79	2,00
V	51	97	49	44	31	12	11	4	2	3	—	—	—	304	3,13	2,21
VI	70	134	116	85	63	38	26	11	10	5	3	1	1	563	3,62	2,52
Zahl der Familien	709	1088	695	375	239	118	77	33	25	10	5	1	2	3377	2,86	2,03

Die Tabellen 13 und 14 beziehen sich auf die Korrelation zwischen sozialer Schicht und Kinderzahl. Sowohl bei den Eltern der Kinder des 3. als auch bei denen der Kinder des 2. Schuljahres steigt die Kinderzahl mit sinkender sozialer Schicht im allgemeinen an. Bemerkenswerterweise ist aber die durchschnittliche Kinderzahl in der ersten sozialen Schicht in beiden Jahrgängen deutlich und außerhalb des Bereiches des Zufallsfehlers größer als in der zweiten Schicht. Der Unterschied beträgt gegen 0,3 Kinder. In dieser Hinsicht bestätigen sich also Lotzes Stuttgarter Befunde am Stettiner Material. Auch die reduzierte Kinderzahl in Tabelle 13 und 14 ist in der 1. Schicht deutlich größer als in der zweiten und sogar noch etwas größer als in der dritten Schicht.

Die Korrelationsrechnung ergibt für das dritte Schuljahr einen Koeffizienten von $r = 0,38 \pm 0,014$. Die Korrelation zwischen sozialer Schicht und Kinderzahl ist also anscheinend etwas geringer als die zwischen Schulnote und Kinderzahl und die zwischen Begabung und Kinderzahl. Der obere Grenzwert liegt allerdings sehr nahe an jenem. Die Differenz beträgt $0,44 - 0,38 = 0,06 \pm 0,019$.

Die geringere Korrelation der Kinderzahl zur sozialen Schicht beruht zum Teil darauf, daß die Kinderzahl in der ersten Schicht deutlich größer als in der zweiten

und ungefähr ebensogroß wie in der dritten ist, während sie von der dritten bis zur sechsten Schicht gleichmäßig ansteigt. Die Regression der Kinderzahl gegen die soziale Schicht ist also nicht geradlinig. Tabelle 14¹⁾, welche die Korrelation zwischen sozialer Schicht und Kinderzahl für 3377 Knaben und Mädchen des zweiten Schuljahres darstellt, zeigt bezüglich dieses Zusammenhanges dasselbe Bild. Man darf also annehmen, daß es sich nicht um einen Zufallsbefund handelt, daß vielmehr darin eine im Gegenstand liegende Regelmäßigkeit zum Ausdruck kommt.

Wenn die Kinderzahlen der Eltern von Kindern des zweiten Schuljahres durchgehend etwas kleiner sind als die der Eltern der Kinder des dritten Schuljahres, so erklärt sich das zum Teil daraus, daß die um ein Jahr jüngeren Kinder noch etwa häufiger weitere Geschwister zu erwarten haben als die älteren. Zum anderen Teil dürfte der Unterschied eine Folge des Geburtenrückgangs sein, der ja gerade in den Jahren 1928–1930 besonders intensiv war.

Die Tabellen 15–18 zeigen, daß auch innerhalb derselben sozialen Schicht die Kinderzahl mit sinkender Leistungsnote und Begabungsnote im ganzen zunimmt. Die Übereinstimmung dieser vier Korrelationstabellen bezüglich der überdurchschnittlichen Kinderzahl der Minderschultüchtigen ist geradezu erschreckend.

Tab. 15. Kinderzahl bei verschiedener Leistungsnote in den einzelnen sozialen Schichten.

(3691 Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres.)

(Zahlen, die als Durchschnitt von weniger als 10 Familien berechnet sind, sind eingeklammert.)

		Leistungsnote								Durchschn. Note
		I	n	II	n	III	n	IV	n	
Soziale Schicht	I	(2,50)	6	2,30	83	3,22	46	(2,67)	3	2,33
	II	1,88	17	2,20	217	2,49	212	2,73	34	2,55
	III	2,29	28	2,26	209	2,83	438	3,00	127	2,83
	IV	2,50	10	2,23	214	2,82	724	3,30	347	3,09
	V	(2,00)	1	2,38	39	3,28	183	3,69	114	3,22
	VI	(3,25)	4	3,06	51	3,25	349	4,02	235	3,28

Tab. 16. Kinderzahl bei verschiedener Begabungsnote in den einzelnen sozialen Schichten.

(3691 Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres.)

		Begabungsnote								Durchschn. Note
		I	n	II	n	III	n	IV	n	
Soziale Schicht	I	2,55	11	2,64	88	2,65	37	(2,00)	2	2,22
	II	1,85	20	2,19	229	2,53	211	2,80	20	2,48
	III	2,15	33	2,41	240	2,85	420	2,98	109	2,75
	IV	2,83	12	2,26	247	2,91	745	3,37	291	3,02
	V	(2,00)	3	2,45	49	3,33	187	3,65	98	3,13
	VI	(2,50)	4	2,88	69	3,28	351	4,22	215	3,22

¹⁾ In Tabelle 14 sind die Hilfsschüler mitgezählt. Daraus erklärt es sich, daß hier die Gesamtzahl größer ist als in Tabelle 4.

Tab. 17. Kinderzahl bei verschiedener Leistungsnote in den einzelnen sozialen Schichten.

(3377 Knaben und Mädchen des 2. Schuljahres.)

		Leistungsnote								Durchschn. Note
		I	n	II	n	III	n	IV	n	
Soziale Schicht	I	3,25	16	2,38	85	2,55	29	(2,50)	2	2,13
	II	2,52	25	2,09	221	2,42	175	2,83	23	2,44
	III	1,88	26	2,09	215	2,76	374	3,29	96	2,76
	IV	1,89	19	2,26	292	2,88	699	3,28	213	2,90
	V	(3,75)	4	2,14	43	3,07	176	3,75	81	3,10
	VI	(3,20)	5	2,82	57	3,49	339	4,18	162	3,17

Tab. 18. Kinderzahl bei verschiedener Begabungsnote in den einzelnen sozialen Schichten.

(3377 Knaben und Mädchen des 2. Schuljahres.)

		Begabungsnote								Durchschn. Note
		I	n	II	n	III	n	IV	n	
Soziale Schicht	I	2,94	17	2,38	89	2,72	25	(3,00)	1	2,08
	II	2,23	34	2,10	224	2,51	167	2,58	19	2,39
	III	1,82	28	2,16	235	2,80	372	3,08	80	2,70
	IV	2,47	19	2,25	331	2,93	688	3,22	185	2,84
	V	(2,83)	6	2,19	47	3,18	182	3,55	67	3,03
	VI	(3,50)	6	2,90	72	3,56	354	4,16	131	3,08

Wenn man die Kinderzahlen bei gleicher Schulnote bzw. Begabungsnote durch die verschiedenen sozialen Schichten verfolgt, so zeigt sich, daß bei gleicher Note die Kinderzahl mit sinkender sozialer Schicht im ganzen auch zunimmt, aber nicht im gleichen Ausmaß wie innerhalb derselben sozialen Schicht mit sinkender Note. Wenn wir oben die Korrelation der Kinderzahl mit der sozialen Schicht etwas geringer als mit der Schulnote fanden, so beruht das zum Teil auch darauf, daß innerhalb der einzelnen sozialen Schichten die Kinderzahlen mit sinkender Schulnote zunehmen. Diese Befunde sprechen dafür, daß die Unterschiede der Kinderzahlen unter den Lebensverhältnissen der Eltern dieser Geburtsjahrgänge weniger von der sozialen Lage als von der Begabung abhängen. Dabei ist noch zu bedenken, daß die Unterschiede der sozialen Schicht zum großen Teil durch Unterschiede der Begabung zustande kommen. Es ist also möglich, daß die Unterschiede der Kinderzahlen unter den betreffenden Lebensverhältnissen praktisch so gut wie ganz durch Unterschiede der Begabung bedingt sind. Das bedeutet bezüglich des geistigen Erbgutes der Bevölkerung eine recht ungünstige Prognose.

Man könnte geneigt sein, die etwas überdurchschnittliche Kinderzahl bei Note I in Schicht I, welche die Eltern der Kinder des zweiten Schuljahres in Tabelle 17 und 18 zeigen, als einen Lichtblick zu deuten, als ein Zeichen, daß begabte Eltern in günstiger wirtschaftlicher Lage schon in der Systemzeit sich einer gewissen Pflicht zur Kinderaufzucht bewußt geworden seien. Die 16–17 Familien, die in

unserem Material in jener Rubrik vorhanden sind, genügen allerdings nicht, diese tröstliche Auffassung zu belegen. Man darf aber gespannt sein, wie sich in späteren Jahren bei entsprechenden Untersuchungen die unter den Lebensbedingungen des nationalsozialistischen Staates geborenen Jahrgänge in dieser Hinsicht verhalten.

Im dritten Schuljahr waren 108 Hilfsschüler vorhanden. Ihre Verteilung über die verschiedenen sozialen Schichten, die durchschnittliche Kinderzahl der Eltern und der Anteil der Hilfsschüler an der Zahl der Kinder in der jeweiligen Schicht ist aus der folgenden Tabelle 19 zu ersehen:

Tab. 19. 108 Hilfsschüler des 3. Schuljahres.

	Zahl der Hilfsschüler	In %	Kinderzahl der Eltern	Reduz. Kinderz. je fruchtbar. Ehe
I	—	—	—	—
II	—	—	—	—
Soziale Schicht III	6	(0,74)	(3,33)	(1,92)
IV	19	1,46	5,11	3,69
V	23	7,24	4,13	3,39
VI	60	9,40	4,83	3,72
Insgesamt	108	2,93	4,65	3,46

Tab. 20. 29 Hilfsschüler des 2. Schuljahres.

	Zahl der Hilfsschüler	In %	Kinderzahl der Eltern	Reduz. Kinderz. je fruchtbar. Ehe
I	—	—	—	—
II	—	—	—	—
III	2	(0,28)	(5,00)	(4,26)
IV	3	(0,25)	(4,67)	(4,17)
V	4	(1,31)	(4,50)	(3,70)
VI	20	3,62	4,25	3,40
Insgesamt	29	0,89	4,38	3,54

56% der Hilfsschüler stammen aus der untersten sozialen Schicht VI, während die Eltern dieser Schicht nur 17% von allen Eltern ausmachen. Die verhältnismäßige Häufigkeit der Hilfsschulbedürftigkeit in der Schicht der ungelerten Arbeiter ist also mehr als dreimal so groß, als es der Besetzung dieser Schicht entsprechen würde. Unter den Kindern der beiden obersten sozialen Schichten sind überhaupt keine Hilfsschüler vorhanden. Die durchschnittliche Kinderzahl der Eltern der Hilfsschüler beträgt 4,65 gegenüber einer durchschnittlichen Kinderzahl der Gesamtheit von 2,85; sie übertrifft diese also um mehr als 60%. Im dritten Schuljahr machen die Hilfsschüler 2,9% von allen Schülern aus, in der untersten Schicht dagegen 9,4%. Entsprechende Zahlen für das zweite Schuljahr zeigt Tabelle 20, nur mit dem Unterschied, daß im zweiten Schuljahr erst 0,89% aller Kinder der Hilfsschule überwiesen waren. Auch der im dritten Schuljahr gefundene Hundertsatz von 2,9% ist nicht der endgültige, da er in den folgenden Schuljahren noch ansteigt. Hartnacke hat an anderem Material gefunden, daß zur Zeit der Schulentlassung rund 5% aller städtischen Kinder Hilfsschüler sind. Das wird vermutlich auch für Stettin zutreffen; doch erstreckte sich unsere Erhebung nicht mehr darauf.

Die Verhältnisse der Sitzenbleiber¹⁾, die Tabelle 21 und 22 zeigen, liegen in gleicher Richtung wie die der Hilfsschüler, nur nicht in gleichem Grade. Es fällt auf, daß die Kinderzahl der Eltern von Sitzenbleibern und Hilfsschülern mit

¹⁾ Sitzenbleiber sind Schüler, die in ihrer Klasse oder in einer vorherigen einmal oder öfter sitzen geblieben sind.

**Tab. 21. 965 Sitzenbleiber
des 3. Schuljahres.**

	Zahl der Sitzen- bleiber	In %	Kinder- zahl der Eltern	Reduz. Kinderz. je frucht- bar. Ehe
I	1	(0,72)	(4,00)	(4,00)
II	36	7,5	2,97	2,24
Soziale Schicht III	144	18	3,34	2,38
IV	388	30	3,55	2,53
V	139	41	3,42	2,42
VI	257	40	3,79	2,91
Insgesamt	965	26	3,54	2,57

**Tab. 22. 623 Sitzenbleiber
des 2. Schuljahres.**

	Zahl der Sitzen- bleiber	In %	Kinder- zahl der Eltern	Reduz. Kinderz. je frucht- bar. Ehe
I	1	(0,76)	(1,00)	(1,00)
II	27	6,1	2,78	1,92
III	108	14	3,23	2,52
IV	224	18	3,64	2,53
V	82	24	3,69	2,58
VI	181	32	4,43	3,23
Insgesamt	623	18,5	3,77	2,66

Tab. 23. Schul- und Begabungsnoten der unehelichen Kinder.

	Durchschnitt der Schulleistung			Durchschnitt der Begabung		
	eheliche Kinder	unehelich, Vater bekannt	unehelich, Vater unbekannt	eheliche Kinder	unehelich, Vater bekannt	unehelich, Vater unbekannt
3. Schuljahr	2,97	3,15	3,21	2,89	3,09	3,18
Zahl der Kinder	3527	135	28	3527	135	28
2. Schuljahr	2,84	2,94	3,09	2,82	2,82	3,03
Zahl der Kinder	3250	94	33	3250	94	33

steigender sozialer Schicht nicht so deutlich abnimmt wie die der Eltern aller Kinder. Auch dies spricht dafür, daß Begabungsunterschiede der Eltern von größerem Einfluß auf die Kinderzahl sind als Unterschiede der sozialen Schicht.

Tabelle 23 zeigt die durchschnittlichen Schul- und Begabungsnoten der unehelichen Kinder des dritten und des zweiten Schuljahres. Die durchschnittlichen Noten der unehelichen Kinder liegen unter denen der ehelichen. Besonders ungünstig sind die Noten der unehelichen Kinder, deren Vater nicht bekannt ist. Man muß bei diesen Zahlen bedenken, daß es sich nur um nicht legitimierte uneheliche Kinder handelt, deren einer Elternteil in der Regel einen mehr oder weniger triftigen Grund hatte, den andern nicht zu heiraten. Es ist daher zu vermuten, daß die unehelichen Mütter auch bezüglich ihrer Begabung eine ungünstige Auslese darstellen. Außerdem ist zu bedenken, daß uneheliche Kinder in der Regel nicht absichtlich erzeugt werden, meist also infolge eines Versagens der Verhütung ins Leben treten. Auch das bedingt eine ungünstige Begabungsauslese der Eltern und indirekt auch der Kinder.

Die Verteilung der unehelichen Kinder über die sozialen Schichten zeigt Tabelle 24. Wie man sieht, stammen die unehelichen Kinder vorzugsweise aus den unteren Schichten, besonders aus der der ungelerten Arbeiter. Die beiden obersten Schichten sind fast gar nicht daran beteiligt. Bemerkenswerterweise liegen in den beiden untersten Schichten die Schul- und Begabungsnoten der Unehelichen eher über dem Durchschnitt der betreffenden Schicht. So betrug im dritten Schuljahr die

Tab. 24. Verteilung der Unehelichen über die sozialen Schichten.

Schicht	2. u. 3. Schuljahr	Leistungsnote im 3. Schuljahr	Gesamtheit zum Vergleich
I	1 von 270 = (0,37%)	—	2,33
II	10 von 924 = 1,1%	2,86	2,55
III	40 von 1513 = 2,6%	3,00	2,83
IV	75 von 2518 = 3,0%	3,21	3,09
V	22 von 641 = 3,4%	3,00	3,22
VI	81 von 1202 = 6,7%	3,19	3,28
Gesamt	290*) von 7068 = 4,1%		

*) In der Gesamtzahl sind auch die Kinder ohne bekannten Vater enthalten, die in keine bestimmte Schicht eingeordnet werden konnten.

durchschnittliche Leistungsnote der Unehelichen in der untersten Schicht 3,19 gegenüber 3,28 im Durchschnitt dieser Schicht. In der zweituntersten Schicht war das Verhältnis 3,00 zu 3,22. In der Schicht der gelernten Arbeiter dagegen findet sich bereits ein umgekehrtes Verhältnis, nämlich 3,21 bei den Unehelichen gegenüber 3,09 im Durchschnitt der Schicht, entsprechend auch in den mittelständischen Schichten. Das verhältnismäßig nicht ungünstige Abschneiden der unehelichen Kinder in den untersten Schichten spricht dafür, daß die im ganzen unterdurchschnittliche Schulleistung der Unehelichen sich nicht aus der sozialen Lage, sondern aus einer im Durchschnitt geringeren Begabung der Eltern erklärt: Vermutlich ist ein Teil der unehelichen Mütter aus den mittleren Schichten durch das Vorhandensein der unehelichen Kinder gehindert worden, einen Mann aus derselben Schicht zu bekommen. Innerhalb der untersten Schichten, in die sie dann durch Heirat gelangt sind, schneiden ihre Kinder relativ nicht ungünstig ab.

Die durchschnittliche Kinderzahl der 290 unehelichen Mütter beträgt 1,81 gegenüber 2,85 bei der Gesamtheit. Die gesamte Fortpflanzung der betreffenden Frauen ist also durch die uneheliche Zeugung anscheinend nicht gefördert, sondern vielmehr gehemmt worden.

Tabelle 25 zeigt die Verteilung der berufstätigen Mütter über die sozialen Schichten. Auch deren Zahl steigt in den unteren Schichten beträchtlich an, während in den beiden obersten Schichten nur wenige berufstätige Mütter vorhanden sind. Die Kinder der berufstätigen Mütter haben im ganzen deutlich ungünstigere Schulnoten als die der nicht berufstätigen Mütter, während in den Begabungsnoten keine deutlichen Unterschiede vorhanden sind. So beträgt im dritten Schuljahr die durchschnittliche Leistungsnote der 258 Kinder berufstätiger Mütter 3,07 gegenüber 2,98 bei der Gesamtheit, während die Begabungsnote mit 2,93 von der der Gesamtheit (2,91) nicht deutlich verschieden ist. Im zweiten Schuljahr findet sich Entsprechendes. Der Unterschied der Leistungsnoten beträgt hier 2,94 gegen 2,84; ein deutlicher Unterschied der Begabungsnoten ist auch hier nicht vorhanden (2,86 gegen 2,82). Es scheint also, daß die etwas schlechteren Schulleistungen der Kinder berufstätiger Mütter nicht durch geringere Begabung, sondern lediglich durch das Fehlen der Mutter in der häuslichen Erziehung bedingt sind, wenig-

stens innerhalb derselben sozialen Schicht. Wenn die Schulleistungen der Kinder berufstätiger Mütter im ganzen etwas schlechter sind, so scheint das im wesentlichen dadurch bedingt zu sein, daß die berufstätigen Mütter vorzugsweise den unteren Schichten angehören. Innerhalb derselben sozialen Schicht sind die Leistungen der Kinder berufstätiger Mütter eher etwas besser als die nicht berufstätiger Mütter. Besonders deutlich ist das in den beiden untersten Schichten. Hier sind die berufstätigen Mütter anscheinend eine günstige Auslese hinsichtlich ihrer Begabung. Obwohl die Erziehung der Kinder durch das Fehlen der Mutter im Haus zweifellos beeinträchtigt wird, schneiden in den untersten Schichten die Kinder der berufstätigen Mütter im Durchschnitt eher besser ab. In Tabelle 25 sind die Leistungs- und Begabungsnoten der Kinder berufstätiger Mütter im 3. Schuljahr den Noten der Gesamtheit gegenübergestellt.

Die durchschnittliche Kinderzahl der 463 berufstätigen Mütter bleibt mit 2,13 wesentlich hinter der durchschnittlichen Kinderzahl der Gesamtheit (2,85) zurück. Das erklärt sich wohl daraus, daß die berufstätige Mutter durch ihre Erwerbsarbeit in der Kinderaufzucht gehemmt ist, vielleicht auch daraus, daß kinderarme Mütter leichter Berufsarbeit annehmen können, obwohl andererseits auch gerade manche kinderreichen Mütter infolge ihres Kinderreichtums zur Berufsarbeit gezwungen sind.

Tab. 25. 463 Kinder berufstätiger Mütter.

	Zahl	3. Schuljahr		Gesamtheit	
		Leistung	Begabung	Leistung	Begabung
I	4 = (1,5%)	(3,00)	(3,00)	2,33	2,22
II	18 = 1,9%	2,50	2,50	2,55	2,48
Soziale Schicht III	75 = 5,0%	2,74	2,62	2,83	2,75
IV	148 = 5,9%	3,22	3,02	3,09	3,02
V	66 = 10,3%	3,14	3,04	3,22	3,13
VI	152 = 12,6%	3,09	3,00	3,28	3,22
Gesamt	463 = 6,5%	3,07	2,93	2,95	2,88

Die Tabellen 26–31¹⁾ zeigen die Korrelation zwischen den Leistungen in Leibesübungen und den Leistungen in geistigen Fächern. Wie man sieht, ist diese Korrelation sehr beträchtlich. Körperliche Tüchtigkeit ist also in der Regel auch für geistige Leistung günstig, und umgekehrt ist geistige Begabung vermutlich auch für Leistungen in Leibesübungen förderlich. Im weiblichen Geschlecht ist diese Korrelation größer als im männlichen. Das beruht vermutlich darauf, daß von den Mädchen nicht so sehr Leibesübungen verlangt werden, die besondere Körperkraft erfordern, als vielmehr solche, deren Ausführung mit in erster Linie durch geistige Begabung und Geschicklichkeit gefördert wird.

¹⁾ In den Tabellen 26–31 fehlen in beiden Schuljahrgängen bei drei Klassen die Noten für Leistungen in Leibesübungen; so erklären sich die Abweichungen in der Gesamtzahl gegenüber den früheren Tabellen.

Tab. 26-31. Korrelationstabellen über Leistung in Leibesübungen und Leistung in geistigen Fächern.

Tab. 26. 3669 Knaben und Mädchen des 3. Schuljahres.

	Note in Leibesübungen				Zahl der Familien	Durchschnittl. Note in Leibesübung.	
	I	II	III	IV			
Note in geist. Fäch.	I	11	39	23	7	80	2,33
	II	20	407	447	42	916	2,56
	III	27	513	1305	138	1983	2,78
	IV	2	111	423	154	690	3,06
Zahl der Familien		60	1070	2198	341	3669	2,77
durchschn. Note in geist.Fäch.		2,33	2,65	2,97	3,29	2,89	

Tab. 27. 3223 Knaben und Mädchen des 2. Schuljahres.

	Note in Leibesübungen				Zahl der Familien	Durchschnittl. Note in Leibesübung.	
	I	II	III	IV			
Note in geist. Fäch.	I	20	52	21	2	95	2,14
	II	30	373	496	35	934	2,57
	III	21	379	1227	98	1725	2,81
	IV	3	88	291	87	469	2,98
Zahl der Familien		74	892	2035	222	3223	2,75
durchschn. Note in geist.Fäch.		2,09	2,58	2,88	3,22	2,80	

Tab. 28. 1839 Knaben des 3. Schuljahres.

	Note in Leibesübungen				Zahl der Familien	Durchschnittl. Note in Leibesübung.	
	I	II	III	IV			
Note in geist. Fäch.	I	7	13	17	5	42	2,48
	II	14	178	249	29	470	2,62
	III	19	246	676	76	1017	2,79
	IV	2	31	192	85	310	3,16
Zahl der Familien		42	468	1134	195	1839	2,81
durchschn. Note in geist.Fäch.		2,38	2,63	2,92	3,24	2,87	

Tab. 29. 1830 Mädchen des 3. Schuljahres.

	Note in Leibesübungen				Zahl der Familien	Durchschnittl. Note in Leibesübung.	
	I	II	III	IV			
Note in geist. Fäch.	I	4	26	6	2	38	2,16
	II	6	229	198	13	446	2,49
	III	8	267	629	62	966	2,77
	IV	—	80	231	69	360	2,97
Zahl der Familien		18	602	1064	146	1810	2,73
durchschn. Note in geist.Fäch.		2,22	2,66	3,02	3,36	2,81	

Tab. 30. 1635 Knaben des 2. Schuljahres.

	Note in Leibesübungen				Zahl der Familien	Durchschnittl. Note in Leibesübung.	
	I	II	III	IV			
Note in geist. Fäch.	I	3	22	15	2	42	2,38
	II	10	171	281	26	488	2,66
	III	9	191	616	65	881	2,84
	IV	1	35	142	46	224	3,04
Zahl der Familien		23	419	1054	139	1635	2,80
durchschn. Note in geist.Fäch.		2,35	2,57	2,84	3,12	2,79	

Tab. 31. 1588 Mädchen des 2. Schuljahres.

	Note in Leibesübungen				Zahl der Familien	Durchschnittl. Note in Leibesübung.	
	I	II	III	IV			
Note in geist. Fäch.	I	17	30	6	—	53	1,79
	II	20	202	215	9	446	2,48
	III	12	188	611	33	844	2,79
	IV	2	53	149	41	245	2,94
Zahl der Familien		51	473	981	83	1588	2,69
durchschn. Note in geist.Fäch.		1,98	2,56	2,92	3,39	2,81	

Auf Veranlassung von Herrn Prof. Lenz habe ich noch das Geschlecht des letztgeborenen Kindes erfragt. Es lag nämlich die Vermutung nahe, daß manche Ehepaare dann, wenn ein männlicher „Stammhalter“ vorhanden ist, es bei den vorhandenen Kindern bewenden lassen, während, wenn bisher nur Mädchen vorhanden sind, der Wunsch nach einem Stammhalter ein Motiv der Erzeugung weiterer Kinder wird. Unter diesen Umständen wäre zu vermuten, daß die Knabenziffer unter den Letztgeborenen höher wäre als unter allen Kindern im Durchschnitt. Die Geschlechtsverteilung in unserem Material spricht nicht deutlich in diesem Sinne. Im dritten Schuljahr kommen auf 100 Mädchen 97,4 Knaben, im zweiten Schuljahr 97,6. Die Knabenziffer der jüngsten Geschwister der Kinder des dritten Schuljahres beträgt 98,0, die der Kinder des zweiten Schuljahres 97,8; sie ist also nicht deutlich von der durchschnittlichen verschieden. Für die einzigen Kinder im dritten Schuljahr, die ja zugleich jüngste Kinder sind, errechnet sich die Knabenziffer auf 100,0, für die einzigen Kinder des zweiten Schuljahres auf 97,4. Daß die Knabenziffer der Stettiner Volksschüler unter 100 liegt, während sie bei der Geburt im Durchschnitt rund 106 beträgt, erklärt sich zum Teil durch die Übersterblichkeit der Knaben im Säuglings- und Kleinkindesalter, aber doch nur zum kleineren Teil. Wie die auffallend niedrige Knabenziffer in den beiden betrachteten Schuljahrgängen zustande gekommen sein mag, war uns nicht ersichtlich.

Zusammenfassung.

Erhebungen an Stettiner Schülern des dritten und zweiten Grundschuljahres, die zwischen dem 1. 7. 1928 und dem 30. 6. 1930 geboren sind, haben ähnlich wie frühere Erhebungen eine negative Korrelation zwischen Schulleistung, Begabung, sozialer Schicht einerseits und Kinderzahl der Eltern andererseits ergeben.

Als Ausnahme von dieser Regel hat die oberste soziale Schicht eine deutlich größere durchschnittliche Kinderzahl als die zweite Schicht, wie auch schon Lotze in Stuttgart gefunden hat.

Auch innerhalb derselben sozialen Schicht nimmt die Kinderzahl mit sinkender Leistungsnote und Begabungsnote im ganzen zu.

Die Kinderzahl scheint weniger von der sozialen Lage als von der Begabung abzuhängen. Möglicherweise sind die Gruppenunterschiede der Kinderzahlen praktisch so gut wie ganz durch Unterschiede der Begabung bedingt.

Die Hilfsschüler der untersuchten Jahrgänge stammen mehr als dreimal so häufig aus der Schicht der ungelerten Arbeiter, als es der Besetzung dieser Schicht entsprechen würde.

Die Kinderzahl der Eltern der Hilfsschüler übertrifft die durchschnittliche Kinderzahl der Gesamtheit um mehr als 60%.

Der Hundertsatz der nicht legitimierten unehelichen Kinder ist in den unteren sozialen Schichten mehrfach größer als in den oberen. Die Leistungsnoten und Begabungsnoten der unehelichen Kinder liegen im Durchschnitt unter denen der ehelichen. Besonders ungünstig schneiden die unehelichen Kinder ohne bekannten Vater ab.

Die Kinder berufstätiger Mütter haben nicht schlechtere Leistungsnoten und Begabungsnoten als die Gesamtheit, in den beiden untersten Schichten sogar eher bessere als die übrigen Kinder derselben Schichten. Die Kinderzahl der berufstätigen Mütter bleibt dagegen wesentlich hinter dem sonstigen Durchschnitt zurück.

Zwischen den Leistungen in Leibesübungen und denen in geistigen Fächern besteht eine beträchtliche Korrelation, besonders im weiblichen Geschlecht.

Ein Einfluß des Wunsches nach einem „Stammhalter“ auf die Kinderzahl war an dem Stettiner Material der betrachteten Jahrgänge nicht nachweisbar.

Schrifttum.

- Busemann A., Geschwisterschaft und Schulzensuren. Z. Kinderforschg **34**, 553 (1928).
— — Geschwisterschaft, Schultüchtigkeit und Charakter. Z. Kinderforschg **34**, 1 (1928), Springer, Berlin.
— — Beiträge zur pädagogischen Milieukunde, I–IV. Z. Kinderforschg (1928 u. 1929).
— — Milieu und Schultüchtigkeit von Volksschülern. Z. Kinderforschg **35**, 1 (1929).
— — Geschwisterzahl und Schultüchtigkeit. Z. Kinderforschg **36**, 378 (1930).
— — Die Familie als Erlebnismilieu des Kindes. Z. Kinderforschg **36**, 17 (1930).
— — Einführung in die pädagogische Milieukunde. Handbuch der pädagogischen Milieukunde, S. 18, Halle 1932.
- Decker G., Über das Verhältnis von Schulleistung und Geschwisterzahl bei Volksschülern. Arch. Rassenbiol. **22**, 191 (1929).
- Fürst Th., und F. Lenz, Ein Beitrag zur Frage der Fortpflanzung verschieden begabter Familien. Arch. Rassenbiol. **17**, 353 (1926).
- Heinen A., Schulleistungen, väterlicher Beruf und Kinderzahl. Z. menschl. Vererbungs- u. Konstit.lehre **21**, 599 (1938).
- Hell K., Zur Frage der Zusammenhänge zwischen Schulleistung, Begabung, Kinderzahl und Umwelt. Arch. Rassenbiol. **28**, 384 (1934).
- Könnemann R., Über die Geschwisterzahl bei Danziger Schulkindern. Volk und Rasse **18**, 171 (1938).
- Kurz F., Zusammenhänge zwischen Kinderzahl und wirtschaftlicher Lage des Elternhauses. Arch. Rassenbiol. **20**, 241 (1928).
- Lenz- v. Borries K. und F. Lenz, Schulleistung, Begabung und Kinderzahl. Arch. Rassenbiol. **28**, 61 (1931).
- Lotze R., Untersuchungen über die gegenseitigen Beziehungen von Schulwahl, Schulleistungen, sozialer Zugehörigkeit und Kinderzahl. Stuttgart 1930. Arch. Rassenbiol. **28**, 129 (1931).
— — Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Schulleistungen, sozialer Schichtung und Familiengröße. Württembergische Schulwarte, 10. Jahrg. Nr. 12 (1934).
- Müller F., Untersuchungen über die Zahl und das Geschlechtsverhältnis der Geschwister von begabten und unbegabten Schülern. Arch. Rassenbiol. **32**, 143 (1938).
- Prokein F., Über die Eltern der schwachsinnigen Hilfsschulkinder Münchens und ihre Fortpflanzung. Arch. Rassenbiol. **17**, 360 (1926).
- Saller K., Über die Stellung der Hilfsschulkinder von Regensburg und Göttingen im sozialen Aufbau der übrigen Bevölkerung. Beitrag 4 zur Frage der Beziehung zwischen Intelligenz, sozialer Schichtung und unterschiedlicher Volksvermehrung. Z. Kinderforschg **42**, 447 (1934).
— — Über die Zusammenhänge von Schulleistungen, sozialer Schichtung und unterschiedlicher Volksvermehrung in einer vorwiegend katholischen und vorwiegend protestantischen Stadt (Regensburg und Göttingen). Z. Kinderforschg **43**, 200 (1934).
— — Eugenische Erhebungen an Hilfsschulkindern. Z. Kinderforschg **43**, 137 (1934).
— — Eugenische Erhebungen bei Landkindern. Z. Kinderforschg **44**, 1, 90 u. 180 (1935).
- Siebert F., Begabung und Geschwisterzahl bei den Volksschülern des Bezirkes Kronach. Münch. med. Wschr. **9**, 367 (1929).
- Schultze-Naumburg A., Statistische Untersuchungen an Hilfsschülern Pommerns. Arch. Rassenbiol. **29**, 187 (1935).
- Statistisches Jahrbuch der Stadt Stettin.
- Archiv für Rassen- und Ges.-Biol. Bd.35, Heft 1.

Über die Frage des Einflusses der Rachitis auf einige Kopfmaße und den Längenbreitenindex.

Von Gerhard Schulze, Hilfsarzt in Göttingen.

(Aus dem Kaiser Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem [Prof. Dr. Eugen Fischer] und dem Institut für Rassenhygiene der Universität Berlin [Prof. Dr. F. Lenz].)

Seit der schwedische Rassenforscher Anders Retzius im Jahre 1842 den Längenbreitenindex des Kopfes in die Rassenkunde eingeführt hat, haben zahlreiche Autoren diesen als das grundlegende Kennzeichen der Unterscheidung menschlicher Rassen angesehen. Man sah in „Brachycephalen“ oder „Kurzköpfen“ Vertreter einer ganz anderen Rasse als in „Dolichocephalen“ oder „Langköpfen“. Der amerikanische Geograph William Ripley, der in seinem Buch „The races of Europe“ im Jahre 1899 als erster eine umfassende Darstellung der Rassenverhältnisse Europas zu geben versucht hat, hat die Systematik der europäischen Rassen hauptsächlich auf den Kopfindex gegründet. Amerikanische Rassentheoretiker haben sich auch in den letzten Jahrzehnten im wesentlichen auf Ripley gestützt. So schreibt Madison Grant in seinem berühmten Buch „The Passing of the Great race“ (1923): „In dealing with European populations the best method of determining race has been found to lie in a comparison of proportions of the skull, the so-called cephalic index“. (Bezüglich europäischer Bevölkerungen hat man gefunden, daß die beste Methode der Rassenbestimmung in einem Vergleich der Maßverhältnisse des Schädels, dem sogenannten Kopfindex liegt.) Auch Lothrop Stoddard legt seiner Darstellung „Racial realities in Europe“ (1925) im wesentlichen noch die schematische Systematik Ripleys zugrunde¹⁾.

Der französische Rassenforscher J. Deniker, auf dessen Arbeit „Les races de l'Europe“ (1898) die bei uns gebräuchliche Rassensystematik in der Hauptsache zurückgeht, legt seiner Einteilung zwar mehr Merkmale als Ripley zugrunde; auch für ihn ist der Kopfindex aber von grundlegender Bedeutung. Der französische Rassentheoretiker Vacher de Lapouge (1896) hat sogar voraussagen zu können geglaubt, die Europäer des 20. Jahrhunderts würden sich nicht mehr auf Grund der Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit der Sprache, sondern auf Grund der Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit des Kopfindex als zusammengehörig oder nicht zusammengehörig fühlen; voraussichtlich würden sie sich wegen einiger Grade Unterschiede im Kopfindex zu Millionen gegenseitig abschlachten (nach Schallmayer 1918).

Von den lebenden deutschen Rasseforschern hat Otto Reche im Jahre 1921 das Menschengeschlecht in drei „Hauptstämme“ eingeteilt: Kurzköpfe, Mittelköpfe und Langköpfe. Egon Freiherr v. Eickstedt (1934) faßt in seiner „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit“ Populationen mit einem durchschnittlichen Kopfindex über 80 systematisch als „Kurzkopfguppen“ zusammen.

¹⁾ Die historischen Hinweise verdanke ich Herrn Prof. F. Lenz, Berlin.

In Anbetracht der überragenden Wichtigkeit, die dem Kopfindex beigelegt worden ist und zum Teil noch beigelegt wird, besteht ein lebhaftes Interesse an der Frage, ob die Unterschiede des Kopfindex vorwiegend erbbedingt oder vorwiegend umweltbedingt sind. Besonders die Tatsache, daß der durchschnittliche Kopfindex während der letzten Jahrhunderte in den meisten Ländern Europas stark zugenommen hat, hat beunruhigend gewirkt. So sagt schon Lapouge im Jahr 1896: «De siècle en siècle, l'indice céphalique monte en Europe, depuis le commencement des *temps modernes*» (Seit dem Beginn der Neuzeit steigt der Kopfindex in Europa von Jahrhundert zu Jahrhundert). Und er schließt daraus: «Autour de nous les brachycéphales ont presque fini d'éliminer le sang européen» (Rings um uns haben die Kurzköpfe das europäische Blut schon fast ganz verdrängt).

Eine andere Deutungsmöglichkeit als die von Lapouge angenommene Verdrängung der Langköpfe wäre die einer umweltbedingten Umprägung der Kopfform im Sinne der Modifikation. Diese Möglichkeit hat besonders Eugen Fischer (1923) ins Auge gefaßt; und er hat diese Frage teils in eigenen Arbeiten, teils in von ihm angeregten Arbeiten seiner Schüler zu klären gesucht.

Gerhardt (1938) hat auf Anregung Fischers alle Tatsachen, die über die Frage der Brachycephalie bekannt geworden sind, kritisch zusammengestellt und eine umfassende Literaturliste gegeben. Neuestens hat auch Erik Hug (1940) die „Brachykephalisation“ Europas im Anschluß an eine eigene Untersuchung frühmittelalterlicher Gräber gründlich bearbeitet und die Literatur sehr vollständig zusammengestellt.

Lenz hat darauf hingewiesen, daß ebenso wie die Kurzköpfigkeit auch die Rachitis in den letzten Jahrhunderten zugenommen hat, und die Vermutung ausgesprochen, daß infolge rachitischer Kraniotabes die Köpfe der rachitischen Kinder relativ kürzer würden. In Anbetracht der starken Verbreitung der Rachitis könne die Rachitis vielleicht an der Zunahme des durchschnittlichen Kopfindex wesentlich beteiligt sein (nach Münch, 1935). Ich habe nun auf Vorschlag von Herrn Professor Lenz in den Kreisen Peine und Göttingen der Provinz Hannover Untersuchungen an Schulkindern vorgenommen, die darauf abzielten, einen Einfluß der Rachitis auf die Kopfform entweder nachzuweisen oder auszuschließen. Bevor ich darauf näher eingehe, möchte ich aber über einige Arbeiten anderer Autoren berichten, die zu meiner Fragestellung nahe Beziehung haben.

M. W. Hauschild (1921, 1926) hat Schädel aus derselben Gegend, aber aus früheren Jahrhunderten bearbeitet. Die Schädel stammen aus Göttingen und Umgebung. Die ältesten sind die Reihengräberschädel von Grone und Roßdorf. Diese 20 Schädel haben einen mittleren Längenbreitenindex von 74,1. Sie werden von Hauschild in das 6. bzw. 8. Jahrhundert n. Chr. datiert. Später hat er diese Serie noch erweitern können durch die gleichaltrigen Funde aus den Ausgrabungen von Anderten bei Hannover, die ähnliche Werte zeigten. Dagegen hat er bei Schädeln der Gegenwart (40 Schädel der Anatomie) einen mittleren Längenbreitenindex von 80,0 gefunden, während eine Reihe anderer Schädel aus Friedhöfen von Göttingen und Umgebung einen Übergang vom niederen zum höheren Index zeigten. 17 Schädel, die aus dem 14. Jahrhundert stammen, hatten bereits einen Indexmittelwert von 79,1. Hauschild folgert daraus, daß die wesentliche

Zunahme des Längenbreitenindex schon im zeitigen Mittelalter, etwa im Anfang des 2. Jahrtausend n. Chr. stattgefunden haben muß.

Weinert hat die Maße von 500 Schädeln aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, die R. Schulz in Wesselburen ausgegraben hat, mit den Maßen der heutigen Marschbewohner verglichen. Dabei fand er, daß die Kopfbreite der heutigen Bevölkerung größer und die Kopflänge etwas geringer als die der Gräberschädel ist. Bemerkenswert ist, daß er gleichzeitig eine Zunahme der Stirnbreite feststellen konnte, so daß das Verhältnis von Kopfbreite zu Stirnbreite bei der früheren und heutigen Marschbevölkerung das gleiche ist.

Eugen Fischer (1923) hat aus der Zunahme des Index auf starke Modifizierbarkeit durch die Umwelt geschlossen, da Rassenmischung auch unter der Annahme von Dominanz der Kurzköpfigkeit als Erklärung allein nicht ausreiche, zumal da die übrigen Merkmale der nordischen und fälischen Rasse, der man die Langköpfigen in Mittel- und Nordeuropa zurechnet, gegenwärtig noch wesentlich häufiger als lange Köpfe in der Bevölkerung vorhanden seien. Es kommen indessen, worauf mich Herr Professor Lenz bei der Beratung meiner Arbeit hingewiesen hat, auch Auslesevorgänge als Ursache der zunehmenden Brachykephalie in Betracht. Da die heute noch häufigen Merkmale (helle Farben, hoher Wuchs, schmale Nasenform usw.) nicht von denselben Erbanlagen wie der Längenbreitenindex abhängen – soweit dieser überhaupt erbbedingt ist –, können Erbanlagen, die Dolichocephalie bedingen, von der natürlichen Auslese für sich zurückgedrängt worden sein.

Neubauer (1925) hat auf Anregung Fischers die Frage mittels Tierversuchen zu klären versucht und gefunden, daß bei Tieren vitaminarme Kost während der Wachstumsperiode eine Veränderung der Schädelform zur Folge hat. Schädel von Ratten, die Vitamin A-frei und vermutlich auch Vitamin D-frei bzw. -arm ernährt wurden, wurden rachitisch und bekamen relativ breitere Schädel als normal ernährte Kontrolltiere.

Riemann (1938) hat auf Anregung von Lenz die Kopfmaße von Zwillingen verglichen und gefunden, daß die Unterschiede der Kopflänge und -breite und infolgedessen auch die des Längenbreitenindex bis zu einem gewissen Grade umweltbedingt sind, während die der kleinsten Stirnbreite stärker erbbedingt sind.

Daß die Schädelform des Menschen in den ersten Lebensjahren willkürlich beeinflußt werden kann, zeigen die bei gewissen Indianerstämmen üblichen künstlichen Deformierungen. Für den Längenbreitenindex hat zuerst der Gynäkologe Walcher (1911) einen Einfluß verschiedener Lagerung des Kopfes im ersten Lebensjahr aufgezeigt. Er hat dazu die eine Hälfte von 555 Neugeborenen seiner Klinik auf feste Roßhaarmatratzen betten lassen. Da diese ihren Kopf noch nicht aktiv halten konnten, legte sich der Kopf auf der festen Unterlage seitlich. Die andere Hälfte der Kinder ließ er auf dicke Federbetten legen. Da diese Kissen durch den Kopf zusammengedrückt wurden, bildeten sich neben dem Kopf dicke Polster, die den Kopf in dieser Lage hielten, so daß diese Kinder mit dem Hinterkopf auflagen. Dabei ergab sich, daß Säuglinge bei seitlicher Lagerung langköpfiger und bei Lagerung auf das Hinterhaupt kurzköpfiger wurden, als sie bei der Geburt waren. Besonders interessant ist dabei, daß er bei einem Paar eineiiger

Zwillinge einen deutlichen Unterschied erzielte (78,4 und 86,2 Längenbreitenindex).

Eine Nachuntersuchung von sechs Personen nach etwa 15 Jahren durch A. Basler (1927) hat gezeigt, daß die von Walcher willkürlich erzeugten Unterschiede während des späteren Lebens zum Teil erhalten geblieben waren. Wegen der geringen Zahl der nachuntersuchten Personen – wobei noch ein zweifelhafter Fall war – haben seine Ergebnisse jedoch keinen großen Wert.

Haben die Feststellungen Eugen Fischers und Riemanns gezeigt, daß Umwelteinflüsse bei der Formung des Schädels der heutigen Mitteleuropäer beteiligt sind, und haben die Untersuchungen Walchers für den Menschen – wie die Neubauers für Ratten – gezeigt, daß die Kopfform bis zu einem gewissen Grade willkürlich beeinflußt werden kann, so war doch damit noch nicht erwiesen, welche Einflüsse ohne unser Zutun auf die Schädelform der Bevölkerung einwirken. Liselotte Münch (1935) hat daher auf Anregung von Lenz einen anderen möglichen Einfluß, nämlich den der Rachitis, zu klären versucht. Fischer hat sich auf Grund der Tierexperimente Neubauers der Vermutung von Lenz, daß die Rachitis an der Zunahme des Kopfindex in Europa beteiligt sei, angeschlossen.

v. Pfaundler (1930) sagt, die Rachitis war offenbar im Altertum selten, im Mittelalter schon häufiger; sie hat sich dann während des 17. und 18. Jahrhunderts in den Kulturländern der gemäßigten Zone ziemlich rasch verbreitet. Er bezieht sich dabei auf Angaben von Szent György, der schreibt, Skelettbefunde aus den vor- und frühgeschichtlichen Zeiten von Norddeutschland, England, Nordamerika usw. zeigten ebensowenig rachitische Veränderungen wie die aus Ägypten, Nubien usw. (zit. nach Pfaundler, 1930). Hauptsächlich auf Grund dieser Tatsache hält Pfaundler die Rachitis für eine Konstitutionskrankheit und erklärt ihr plötzliches Auftreten bzw. ihre starke Zunahme durch eine krankhafte Änderung der Konstitution. Diese wäre nur durch Mutation denkbar, denn die äußeren Ursachen für das Auftreten der Rachitis haben sich am Anfang des 17. Jahrhunderts höchstens quantitativ etwas verändert. Die Nahrung der Säuglinge ist wohl mit Ausnahme des letzten Jahrhunderts immer fast ausschließlich die Frauenmilch gewesen. Außerdem hätte eine Änderung der Nahrung die Häufigkeit der Rachitis kaum beeinflußt, da die üblichen Nahrungsmittel keine nennenswerte Menge des antirachitischen Vitamins enthalten. – Lebertran des Dorsches und ähnlicher Fische hat sicher nie eine größere Rolle in der Ernährung gespielt. – Das Klima hat sich in den letzten beiden Jahrtausenden nicht wesentlich geändert. Vor dieser Zeit hatten Mittel- und Nordeuropa allerdings ein wärmeres Klima, so daß die damals stärkere Sonnenstrahlung möglicherweise das Fehlen rachitischer Veränderungen an den Skelettfunden aus jener Zeit erklären könnte. Auch die Auslesebedingungen der Rachitis haben sich im Anfang des 17. Jahrhunderts kaum wesentlich verändert. Für diese Auslese sind wichtig 1. die hohe Sterblichkeit rachitischer Säuglinge, 2. die Verkrüppelungen durch Rachitis und 3. das rachitisch enge Becken bei Frauen. Der letztere Auslesefaktor hat durch die weite Anwendung des Kaiserschnittes nach Einführung der Asepsis in den letzten 50 Jahren an Bedeutung verloren.

Pfaunders Ansicht, wonach die Rachitis vorwiegend eine Konstitutionskrankheit ist und erst seit einigen Jahrhunderten häufig vorkommt, wird nicht

allgemein geteilt. Die Rachitis wird meist zu den Avitaminosen gerechnet, wenn auch der erblichen Veranlagung eine gewisse Bedeutung zugemessen wird. In dem Lehrbuch von Stepp, Kühnau, Schröder, „Die Vitamine und ihre klinische Anwendung“ (1938) steht, daß die Rachitis wohl schon so alt ist wie das Menschengeschlecht. – Wahrscheinlich ist sie noch älter, denn auch junge Menschenaffen und andere Affen erkranken in unseren Breiten an Rachitis, wie ich durch eine liebenswürdige Auskunft der Direktion des Berliner Zoologischen Gartens erfahren habe. Die Rattenrachitis ist nicht ohne weiteres mit der menschlichen vergleichbar, da diese Tiere nur bei einer ganz bestimmten Kost erkranken. – Es ist danach schlecht denkbar, daß die Anlage, an Rachitis zu erkranken, erst vor einigen Jahrhunderten von den Menschen erworben sein soll. In Zeiten, in denen die Sonnenstrahlung in Mittel- und Nordeuropa stärker war, fehlte allerdings auch hier der Anlage die Möglichkeit sich zu zeigen, wie es in südlichen Ländern noch heute der Fall ist. Eine bessere Ausnutzung der vorhandenen geringen Ultraviolettstrahlung sowohl durch die Mutter als durch das Kind und eine zweckmäßige Ernährung des Säuglings könnten früher das Auftreten der schwersten Fälle verhindert haben. Daß dies nicht ausreicht, um mit Sicherheit eine Erkrankung zu verhüten, haben die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte gezeigt.

Liselotte Münch hat bei 1008 Münchener Schulkindern die Köpfe gemessen und die Längenbreitenindizes berechnet. Gleichzeitig hat sie vermerkt, welche Kinder Zeichen einer durchgemachten Rachitis aufwiesen. Als Symptome dafür zählt sie auf:

1. Am Kopf: Caput quadratum, verdickte Nähte, Tubera frontalia und parietalia.
2. Am Kiefer: Schmelzhypoplasie der Zähne, hoher Gaumen, Stellungsanomalien der Dauerzähne, Unterzahl der Dauerzähne, verspäteter Zahnwechsel.
3. Am Brustkorb: Rosenkranz, Harrisonsche Linie, aufgeworfene Rippenbogen, Hühnerbrust, asymmetrische Verbiegungen.
4. An der Wirbelsäule: Kyphose, Skoliose, Kyphoskoliose.
5. An den Extremitäten:
 - a) untere: Epiphysenaufreibungen, X- und O-Beine, Knick- und Plattfüße,
 - b) obere: Epiphysenaufreibungen am Handgelenk, Verbiegung des Ober- und Unterarms.

Die Einteilung in Gruppen hat sie aber nur nach den Merkmalen am Stamm und an den Gliedmaßen vorgenommen, denn wenn sie gefunden hätte, daß Kinder mit Quadratschädel einen hohen Längenbreitenindex haben, so hätte das nichts besagt, da der hohe Längenbreitenindex ein wesentliches Kennzeichen des Quadratschädels ist. Sie hat gefunden, daß der Mittelwert des Längenbreitenindex bei 973 Rachitikern 84,2 betrug, während der entsprechende Wert der 35 rachitisfreien Kinder 81,2 war.

Meine eigenen Untersuchungen habe ich bei meiner schulärztlichen Tätigkeit durchgeführt, bei der ich auch vorher schon besonders auf rachitische Skelettveränderungen geachtet hatte. Zunächst habe ich versucht, so vorzugehen wie Fräulein Münch. Ich habe 801 Volksschulkinder untersucht, die im Alter von 6 bis 14 Jahren standen; nur wenige waren älter. Ich ließ die Kinder nur mit Turnhose bzw. Schlüpfers bekleidet in etwa einem Meter Abstand vor mich hintreten

und betrachtete zunächst von vorn Brustkorb und Gliedmaßen nacheinander auf rachitische Skelettveränderungen und dann nach einer Kehrtwendung die Wirbelsäule. Rachitische Veränderungen am Kopf habe ich aus dem gleichen Grunde wie L. Münch nicht verwertet. Auch Fußdeformitäten wie Platt- und Knickfuß habe ich nicht mit verzeichnet, da deren Beziehung zur Rachitis unsicher ist. Bei Veränderungen am Brustkorb nahm ich zuweilen die Palpation zu Hilfe. Bei Wirbelsäuleverbiegungen ließ ich häufig den Rumpf nach vorn beugen und auch den Abstand vergrößern, um besser betrachten zu können. Dann ließ ich die Kinder sich hinsetzen und nahm die Kopfmessungen vor. Sämtliche Befunde wurden sofort nach meinem Diktat durch eine Hilfskraft in besondere Untersuchungsbogen eingetragen.

Dabei fand ich 775 (= 97%) Kinder, die vermutlich eine Rachitis durchgemacht hatten, während nur 24 (= 3%) davon verschont geblieben waren. – Zwei Kinder mußte ich wegen nicht eindeutiger Eintragungen ausscheiden. – Fräulein Münch hat 96,5 bzw. 3,5% gefunden. Die Prozentzahlen stimmen also gut überein. Bei meinem Material hatten die Rachitiker einen Längenbreitenindex von 83,6 im Mittel, während der entsprechende Wert der übrigen Kinder 83,5 betrug. Es war also kein nennenswerter Unterschied zwischen den beiden Gruppen festzustellen. Ich habe dann versucht, die Kinder, die eine schwere Rachitis durchgemacht hatten, den übrigen gegenüberzustellen. Zu schweren Rachitisfolgen habe ich dabei deutlich ausgeprägte Hühnerbrust und Harrisonsche Furche, stärkere Wirbelsäulenverbiegungen und erheblich verkrümmte Gliedmaßen gerechnet. Dabei habe ich gefunden, daß 252 Kinder mit schwerer Rachitis einen Längenbreitenindex von 83,5, die übrigen 547 Kinder einen von 83,3 im Mittel hatten. Es fand sich also auch bei dieser Einteilung kein deutlicher Unterschied zwischen beiden Gruppen. Die Mittelwerte, ihre Fehler und die Standardabweichungen sind folgende:

	M	σ	m
252 Kinder mit schwerer Rachitis	83,5	3,22	0,20
547 Kinder ohne schwere Rachitis	83,3	3,46	0,15

Die Differenz der Mittelwerte beträgt 0,2, der Fehler der Differenz 0,25. Er ist also größer als die Differenz. Da eine Differenz erst dann als gesichert gilt, wenn sie das Dreifache ihres Fehlers überschreitet, liegt der hier gefundene Unterschied innerhalb der Fehlergrenzen.

Zum Vergleich der Kopfmaße kann man nur ungefähr gleichaltrige Kinder nehmen, da diese Maße vom 6. bis 14. Lebensjahr noch erheblich zunehmen, während die Änderung des Längenbreitenindex weniger ins Gewicht fällt. Ich habe deswegen für die absoluten Maße nur die Schulabgänger zusammengestellt. Einerseits hatte ich nur von diesen eine größere Anzahl bei den Untersuchten und andererseits ist bei diesen auch anzunehmen, daß sie nahezu die endgültigen Werte erreicht haben. Die Werte dieser 185 Schulkinder, von denen 73 eine schwerere Rachitis durchgemacht hatten, sind in folgender Tabelle zusammengestellt: (S. 24)

Ich habe auf Anregung von Herrn Professor Lenz ein besonderes Augenmerk auf die Frage gerichtet, ob auch die sogenannte kleinste Stirnbreite bei Trägern

Größte Kopflänge.

	M	σ	m
73 R.	181,5 mm	5,81 mm	0,68 mm
112 N.	179,8 mm	6,06 mm	0,57 mm

Die Differenz der Mittelwerte beträgt $1,7 \pm 0,89$ mm

Größte Kopfbreite.

	M	σ	m
73 R.	150,9 mm	5,6 mm	0,63 mm
112 N.	148,5 mm	5,16 mm	0,49 mm

Die Differenz der Mittelwerte beträgt $2,4 \pm 0,8$ mm.

Längenbreitenindex.

	M	σ	m
73 R.	83,17	1,58	0,185
112 N.	83,17	1,72	0,162

Kleinste Stirnbreite.

	M	σ	m
73 R.	112,6 mm	4,15 mm	0,49 mm
112 N.	112,3 mm	4,45 mm	0,42 mm

Die Differenz der Mittelwerte beträgt $0,3 \pm 0,65$ mm.

von Zeichen einer überstandenen Rachitis verändert sei. Es lag nämlich nahe, zu vermuten, daß diese wenig oder gar nicht durch eine Kraniotabes beeinflußt würde.

Die Werte für größte Kopflänge, größte Kopfbreite und kleinste Stirnbreite sind bei den Rachitikern ein wenig größer als bei den Nichtrachitikern, doch ist die Differenz nur bei der Kopfbreite deutlich. Hier ist die Differenz dreimal so groß als der Fehler. Bei der größten Kopflänge ist die Differenz noch nicht ganz doppelt so groß als ihr Fehler und bei der kleinsten Stirnbreite ist die Differenz sogar kleiner als ihr Fehler. Der Längenbreitenindex ist bei beiden Gruppen gleich groß.

Um die Ergebnisse weiter zu klären, habe ich noch einmal neues Material gesammelt. Meine ersten Untersuchungen litten unter Heterogenie des Materials nach Alter und Herkunft. 529 der Kinder stammten aus dem Kreise Peine, 272 aus dem Kreise Göttingen. Beide Kreise haben aber schon eine etwas verschiedene Bevölkerung. Peine liegt mitten im niedersächsischen Bevölkerungsgebiet, Göttingen aber schon an der Südgrenze. Im Kreis Peine sind in den letzten Jahrzehnten sehr viele fremde Elemente aus Oberschlesien und dem Saarland als Arbeiter für den Bergbau und die Eisenindustrie zugezogen. In Göttingen waren zahlreiche Kinder der wegen des Krieges evakuierten Saarländer bei den Untersuchungen. So kam eine Beimischung östlicher Rasselemente zu der angestammten Bevölkerung zustande.

Meine neuen Untersuchungen erstreckten sich nur auf die Stadt Göttingen und

die sogenannten Stadtdörfer um Göttingen, Geismar, Grone, Rosdorf und Weende. Es sind dies große Dörfer, die nahe der Stadt liegen und mit Ausnahme von Rosdorf teilweise mit Göttingen verwachsen sind. So hatte ich jetzt ein ziemlich einheitliches Material. – Die Kinder aus dem Saarland waren inzwischen in ihre Heimat zurückgekehrt. – Diesmal habe ich das 8. Schuljahr der Volksschulen vollständig untersucht und von vornherein nur ausgesprochene Rachitiszeichen vermerkt. Im Gegensatz zu den früheren Untersuchungen habe ich auffallende Schmelzdefekte der Zähne mit verwertet, sonst aber genau wie vordem keine Merkmale am Kopf. Auch die Körpergröße habe ich diesmal gemessen. Die Kinder waren etwa $13\frac{1}{2}$ bis $14\frac{1}{2}$ Jahre alt. Es waren 518 Kinder und zwar 255 Knaben und 263 Mädchen. Von den Knaben hatten 190 deutliche Zeichen einer durchgemachten Rachitis, 65 waren frei davon. Bei den Mädchen waren die entsprechenden Zahlen 198 und 65.

		Knaben				Mädchen			
		M	σ	m	n	M	σ	m	n
Größe Kopflänge	R.	181,5	6,36	0,67	190	177,5	5,67	0,41	19
	N.	181,8	5,48	0,40	65	177,6	6,98	0,87	68
		Diff. der Mittelwerte:				Diff. der Mittelwerte:			
		0,3 ± 0,78				0,1 ± 0,965			
Größe Kopfbreite	R.	149,9	5,01	0,36	190	146,3	5,41	0,38	198
	N.	149,4	4,47	0,55	65	147,3	4,06	0,50	65
		Diff. der Mittelwerte:				Diff. der Mittelwerte:			
		0,5 ± 0,66				1,0 ± 0,64			
Kleinste Stirnbreite	R.	113,2	4,98	0,36	190	112,5	4,42	0,31	198
	N.	113,9	4,46	0,55	65	114,8	4,27	0,53	65
		Diff. der Mittelwerte:				Diff. der Mittelwerte:			
		0,7 ± 0,66				2,3 ± 0,62			
Längenbreiten- index	R.	82,7	3,53	0,26	190	82,5	3,68	0,26	198
	N.	82,2	3,43	0,41	65	83,1	3,49	0,43	65
		Diff. der Mittelwerte:				Diff. der Mittelwerte:			
		0,5 ± 0,49				0,6 ± 0,50			
Körpergröße	R.	152,2	7,57	0,55	190	154,7	6,36	0,45	198
	N.	151,9	7,45	0,92	65	154,4	6,93	0,85	65
		Diff. der Mittelwerte:				Diff. der Mittelwerte:			
		0,3 ± 1,07				0,3 ± 0,9			

Auch hier liegen die Differenzen von Rachitikern und Nichtrachitikern mit Ausnahme der der kleinsten Stirnbreite der Mädchen innerhalb der Fehlergrenzen. Meine Untersuchungen ergeben also sowohl für die Kopfmaße und die Körpergröße als auch für den Längenbreitenindex keinen deutlichen Unterschied. Fräulein Münch dagegen hatte eine einwandfreie Differenz gefunden. – Die Differenz betrug bei ihren Untersuchungen 3,0, der Fehler der Differenz 0,47. – Da ich zunächst meine Einteilung ähnlich durchgeführt habe und dabei auch fast gleiche Prozentsätze Rachitiker gefunden habe, ist das abweichende Ergebnis vermutlich

auf eine Verschiedenheit des Materials zurückzuführen. Vielleicht sind viele Kinder, die ich untersucht habe, schon antirachitisch behandelt worden. Das kindliche Skelett erkrankt ja nicht gleichzeitig an allen Stellen gleich schwer an Rachitis, sondern es sind immer die Teile am schwersten betroffen, die gerade am schnellsten wachsen. Außerdem spielt auch die mechanische Beanspruchung eine große Rolle. Zu Verbiegungen kommt es erst dann, wenn ein erkrankter Knochen belastet wird. Im ersten Lebensvierteljahr steht die Kraniotabes im Vordergrund, dann folgen die Veränderungen an Brustkorb und Wirbelsäule und schließlich im dritten und vierten Lebensvierteljahr die Erkrankungen der Gliedmaßen. Wenn die Behandlung dann, wie es wohl meist der Fall ist, erst einsetzt, wenn die Kinder ein halbes Jahr alt oder noch älter sind, so ist es sehr gut möglich, daß die Schädelmaße der Kinder durch eine Kraniotabes verändert worden sind, daß aber die Erkrankung von Brustkorb, Wirbelsäule und Gliedmaßen verhindert worden ist. Da ich aber nach den bleibenden Veränderungen dieser Skeletteile meine Gruppierung vorgenommen habe, so wäre dadurch erklärbar, daß ich keine sichere Differenz gefunden habe. Jedenfalls sprechen meine Befunde nicht dafür, daß die Zunahme des Längenbreitenindex in den letzten Jahrhunderten wesentlich durch die Zunahme der Rachitis bedingt sei. Andererseits ist eine Beteiligung der Rachitis an diesem Vorgang auf Grund meiner Untersuchungen aber auch nicht auszuschließen.

Eine Gegenüberstellung sicher rachitisfreier Menschen und solcher mit Rachitis ist meiner Meinung nach zur Zeit kaum möglich. Bei klinischer Untersuchung findet man zwar eine wechselnde Zahl rachitisfreier Säuglinge. Diese schwankenden Prozentsätze liegen nicht nur an dem Material, sondern auch an der Persönlichkeit des Untersuchers. Pfaundler (1934) sagt, daß aus diesem Grunde die Zahlen der Kliniker über die Häufigkeit der Rachitis wenig Wert haben. – Auch die Erfahrungen in unseren Mütterberatungen zeigen, daß verschiedene Ärzte bei dem gleichen Säuglingsmaterial weit auseinander liegende Prozentsätze von Rachitikern finden. – Nach seiner Ansicht haben die Ergebnisse der Pathologen mehr Bedeutung. Das Sektionsmaterial Schmorls (1909) in Dresden hat ergeben, daß dort fast jedes Kind während der beiden ersten Lebensjahre einmal an Rachitis erkrankt war. Obgleich man diese Ergebnisse nicht ohne weiteres verallgemeinern kann, so ist doch zu vermuten, daß unter unseren Lebensbedingungen so gut wie alle Kinder mindestens eine leichte Rachitis durchmachen. Da außerdem auch andere Einflüsse äußerlich ähnliche Skelettveränderungen wie die Rachitis verursachen können, so kann es auch umgekehrt vorgekommen sein, daß ich Kinder zu den Rachitikern gezählt habe, die gar keine Rachitis gehabt haben.

Vermutlich werden die Kinder, die im Winter ein viertel bis ein halbes Jahr alt sind, häufiger eine Kraniotabes durchmachen. Wenn dadurch der Längenbreitenindex vergrößert würde, so müssen diese Kinder einen Unterschied des Index gegenüber Kindern, die im Winter geboren werden, zeigen. Herr Professor Eugen Fischer hat darüber Untersuchungen anstellen lassen, deren Ergebnisse er mir in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat. Es wurden einerseits die Köpfe von Kindern gemessen, die in den Monaten Dezember, Januar, Februar und andererseits von solchen, die in den Monaten Juni, Juli, August geboren sind. Die Ergebnisse sind folgende:

Der Längenbreitenindex des Kopfes beträgt bei

	in den Wintermonaten Geborenen	in den Sommermonaten Geborenen
203. Volksschule Berlin ...	125 Knaben M = 83,11	108 Knaben M = 83,17
3. Volksschule Berlin	112 Mädchen 83,21	122 Mädchen 83,42
258. Volksschule Berlin ...	88 Mädchen 83,—	85 Mädchen 84,—
Oberrealschule Potsdam ..	58 Knaben 83,65	68 Knaben 83,94
Deutsche Oberschule Potsdam	46 Mädchen 82,11	52 Mädchen 82,82

Es sind also keine sicheren Unterschiede zwischen den beiden Gruppen vorhanden. Immerhin sind die Mittelwerte der im Sommer geborenen Kinder durchweg ein wenig höher. Vielleicht wäre der Unterschied größer gewesen, wenn man statt der im Sommer geborenen im Herbst geborene Kinder genommen hätte.

Es wird voraussichtlich in künftigen Jahren möglich sein, die Frage des Einflusses der Rachitis auf die Kopfform besser zu beurteilen als bisher. Es ist nämlich zu hoffen, daß infolge der seit 1939 eingeführten Rachitisprophylaxe in Zukunft viel mehr Kinder frei von Rachitis bleiben werden. Wenn wir dann die nach dieser Zeit aufgewachsene Generation mit der älteren vergleichen, werden wir sehen, welchen Einfluß die Rachitis auf die Schädelmaße und auch auf andere Körpermerkmale hat. Wenn die Zunahme des Index in den vergangenen Jahrhunderten wesentlich durch die Rachitis bedingt sein sollte, wäre zu erwarten, daß der Index in Zukunft wieder abnehme.

Die Indexwerte, die ich gefunden habe, liegen durchweg höher als die von Hauschild für die Göttinger Gegend ermittelten. Wenn ich die 255 vierzehnjährigen Jungen aus meinen letzten Untersuchungen in eine Gruppe zusammenfasse, so bekomme ich einen Mittelwert von 82,7 für den Längenbreitenindex. Der Wert von 82,7 am Kopf entspricht etwa einem Wert von 81,7 am Schädel. Hauschild hat bei den 40 Schädeln der Göttinger Anatomie einen Mittelwert von 80,0 errechnet. Es bleibt also eine Differenz von 1,7 bestehen. Jedenfalls zeigen meine Untersuchungen, daß die Zunahme des Längenbreitenindex noch größer ist, als Hauschild seinerzeit angenommen hat.

Zusammenfassung.

Untersuchungen an Schülern der Kreise Peine und Göttingen in Hannover haben keinen gesicherten Unterschied des Längenbreitenindex zwischen Kindern mit Zeichen durchgemachter Rachitis und anscheinend rachitisfreien ergeben.

Andererseits ist aber auf Grund der bisherigen Untersuchungen die Möglichkeit, daß die Rachitis an der Zunahme des Längenbreitenindex in den letzten Jahrhunderten wesentlich beteiligt sei, auch nicht auszuschließen.

Eine Entscheidung dieser Frage wird voraussichtlich in künftigen Jahren möglich sein, wenn jene Kinder, denen die seit dem Jahre 1939 eingeführte Rachitisprophylaxe zugute gekommen ist, bezüglich ihres Längenbreitenindex mit den früheren Jahrgängen verglichen werden können.

Berliner Kinder, die in den Sommermonaten geboren wurden, zeigten im Durchschnitt ein wenig höhere Indexwerte als im Winter geborene; doch ist auch dieser Unterschied nicht gesichert.

Meine Erhebungen in Göttingen zeigen, daß die dortige Bevölkerung einen noch etwas höheren Längenbreitenindex hat, als Hauschild gefunden hat, daß die Zunahme des Index in den letzten Jahrhunderten also noch stärker gewesen ist, als es nach den Befunden Hauschilds schien.

Herrn Professor Lenz bin ich dankbar für die Fragestellung und die Beratung bei der Aufarbeitung des Materials. Weiter danke ich Herrn Oberregierungsrat Dr. Zimmermann in Hildesheim, meinem früheren Chef Herrn Medizinalrat Dr. Möller in Peine und meinem jetzigen Chef Herrn Medizinalrat Dr. Ritter in Göttingen dafür, daß sie mir in sehr entgegenkommender Weise Gelegenheit gegeben haben, meine Untersuchungen durchzuführen.

Schrifttum.

- Basler A., Über den Einfluß der Lagerung von Säuglingen auf die bleibende Schädelform. *Z. Morph. u. Anthrop.* **26**, 225 (1927).
- Deniker J., *Les races et les peuples de la terre*. Masson et Cie., Paris 1926.
- Eickstedt E. v., *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit*. Ferdinand Enke, Stuttgart 1934.
- Feer, *Lehrbuch der Kinderheilkunde*, Jena 1934, 11. Aufl. Abschnitt Rachitis, bearb. von M. v. Pfaundler.
- Fischer E., Schädelform und Vererbung. *Münch. Med. Wschr.* **50**, 1475 (1923).
- Gerhardt K., Zur Frage Brachykephalie und Schädelform. *Z. Morph. u. Anthrop.* **87** (1938).
- Grant M., *The Passing of the Great Race*. Charles Scribner's Sons, New York 1922.
- Hauschild M. W., Die Göttinger Gräberschädel. *Z. Morph. u. Anthrop.* **21** (1921).
— Die Skelettfunde des Gräberfeldes von Anderten bei Hannover. *Z. Morph. u. Anthrop.* **25** (1926).
- Hug E., Die Schädel der frühmittelalterlichen Gräber aus dem solothurnischen Aaregebiet in ihrer Stellung zur Reihengräberbevölkerung Mitteleuropas. *Z. Morph. u. Anthrop.* **28** H. 3 (1940).
- Vacher de Lapouge G., *Les sélections sociales*. Thorin et Fils, Paris 1896.
- Martin R., *Lehrbuch der Anthropologie*. G. Fischer, Jena 1928.
- Münch L., Kopfform und Rachitis. *Arch. Rassenbiol.* **29**, 1, 56 (1935).
- Neubauer G., Experimentelle Untersuchungen über die Beeinflussung der Schädelform. *Z. Morph. u. Anthrop.* **28** (1925).
- Pfaundler M. v., Ist die Rachitis eine Avitaminose? *Wiener klin. Wschr.* Nr. 21 (1930).
- Reche O., *Die Rassen des Menschen*. Aus Kraepelin-Schäffer: Einführung i. d. Biol., Leipzig 1921.
- Retzius A., *Om Formen af Nordboerners Cranier*. Stockholm 1842.
- Riemann H., Die Unterschiede meßbarer Merkmale bei Zwillingen im Vergleich mit den Unterschieden in der Bevölkerung. *Arch. Rassenbiol.* **82**, 4 (1938).
- Ripley W., *The Races of Europe*. Paul Kegan, Trench, Trubner and Co., London 1899.
- Schallmayer W., *Vererbung und Auslese*. 3. Aufl. S. 381. G. Fischer, Jena 1918.
- Schmorl G., Die pathologische Anatomie der rachitischen Knochenerkrankung mit besonderer Berücksichtigung der Histologie und Pathogenese. *Erg. inn. Med.* **4**, 403 (1909).
- Stepp W., Kühnau J. und Schroeder H., *Die Vitamine und ihre klinische Anwendung*. 3. Aufl. Ferdinand Enke, Stuttgart 1938.
- Stoddard L., *Racial realities in Europe*. Charles Scribner's Sons, London 1925.
- Walcher G. sen., Weitere Erfahrung in der willkürlichen Beeinflussung des menschlichen Schädels. *Münch. Med. Wschr.* **58**, 1, 134 (1911).
- Weinert H., *Die Entstehung der Menschenrassen*. Ferdinand Enke, Stuttgart 1938.

Ehevermittlung für Erbkrankte, Unfruchtbare und Geschädigte.

Von Herbert Weinert, Dresden.

(Aus dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP. Gauleitung Sachsen
[Leiter: Prof. Dr. med. Metzger].)

Seit August 1936 besteht in Dresden beim Rassenpolitischen Amt der NSDAP. Gauleitung Sachsen eine Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte als erste Organisation ihrer Art. Über ihre Arbeit wurde bereits im „Öffentlichen Gesundheitsdienst“ (Jg. 3 S. 645) vom 15. Januar 1938 kurz berichtet, wobei die damals noch im Vordergrund stehende Arbeit an Gehörgeschädigten besondere Berücksichtigung fand. Es wurde aber in dem damaligen Bericht noch nicht erwähnt, daß sich schon von Anfang an auch andere Erbkrankte beteiligt hatten. Der erste Versuch wurde bewußt bei den Gehörgeschädigten gemacht, einesteils weil bei ihnen die Werbung am leichtesten durch ihre Zeitschriften erfolgen kann und anderenteils weil das Bedürfnis bei ihnen am stärksten in Erscheinung trat. Nach kurzen Berichten in einzelnen Zeitschriften erweiterte sich der Kreis der Erbkrankten sichtlich, so daß bald alle Kategorien vertreten waren. Der hier zu gebende Bericht wird deshalb ausführlicher und umfassender sein können als der schon erwähnte.*)

Gründe für die spezielle Vermittlung.

Bei den Gehörgeschädigten waren die Gründe für die Einrichtung einer besonderen Ehevermittlungsstelle deutlicher als bei den anderen Erbkrankten. Die Gehörgeschädigten waren durch das Ehegesundheitsgesetz in Erbgesunde und Erbkrankte geteilt. Während früher die Eheschließungen durch diese Unterscheidung in keiner Weise erschwert wurden, war nunmehr eine Eheschließung nur noch innerhalb der beiden Gruppen möglich. Zahlreiche Anzeigen sterilisierter Gehörgeschädigter in ihren Zeitungen wiesen auf einen Notstand hin.

Das auch bei anderen Erbkrankten bestehende Bedürfnis zeigte sich in vielen Zuschriften, die die Einrichtung der EVSt. dankbar begrüßten. Eine Anzahl Beispiele dafür sollen hier angeführt werden:

Fräulein K. Ch. (gehörgeschädigt):

Ich habe mich entschlossen, ein paar Zeilen an Sie zu schreiben, es fällt mir schwer, doch ich möchte Ihnen vertrauen, was mich bedrückt. Ich fühle mich so einsam.

Fräulein L. Sch. (gehörgeschädigt):

Zu diesem Schritt konnte ich mich immer schwer entschließen, heute fühle ich meine Einsamkeit doppelt schwer. So komme ich nun mit der Bitte, wie vielleicht viele meiner Leidensgefährten, die ihr Glück bei Ihnen versuchen.

*) Der Erlaß des Herrn Reichsministers des Innern vom 23. 1. 41 - IV b 25 II/41 - 1075 a über Ehevermittlung für Unfruchtbargemachte wurde erst nach Abschluß dieser Arbeit veröffentlicht, weshalb er hier noch nicht erwähnt ist.

Herr F. N. (gehörgeschädigt):

Diese Einrichtung wird bestimmt einem Bedürfnis entsprechen und sicher großen Anklang finden.

Herr E. J. (durch Unfall unfruchtbar):

Die lebensnahen Maßnahmen unserer Staatsführung setzen mich stets erneut in Staunen und Bewunderung, und deshalb begrüße ich Ihren Weg so dankbar, weil er vielleicht auch mich mit einer geeigneten Partnerin in Verbindung bringen wird.

Fräulein J. K. (Epilepsie):

Da ich auch eine von den unschuldig Unglücklichen bin und mich sehr einsam fühle, würde ich mich freuen, durch Sie dem ersehnten Ziele näher zu kommen.

Fräulein G. K. (Epilepsie):

Durch einen Artikel in der Zeitschrift „Neues Volk“ wurde ich auf Sie aufmerksam gemacht und glaube, dadurch einen Hoffnungsschimmer in der Zukunft zu sehen. Schon immer quälen mich die Gedanken, auf welche Weise ich mich als Erbkrankte einmal durchs Leben schlagen muß.

Fräulein N. K. (Schizophrenie):

Lange suchte ich solche Stelle, denn ich sagte mir als Mutter, warum sollen solche z. Zt. durchs Gesetz unglückliche Menschen sich nicht zusammenfinden und auch noch Lebensfreude haben.

Frau E. V. (gehörgeschädigt):

Ihr Aufsatz über Ehevermittlung hat auch mir den Mut gegeben, mich an Sie zu wenden, weil mir mein Leben, so wie es jetzt ist, ganz einfach nicht mehr gefällt.

Herr F. H. (gehörgeschädigt):

Schon seit 2 Jahren bin ich bemüht, für mich eine geeignete Ehepartnerin ausfindig zu machen, doch leider immer ohne Erfolg. Endlich bin ich nun auf Sie gestoßen und muß gestehen, daß ich darüber wirklich erfreut bin.

Fräulein E. P. (Schizophrenie):

Ich begrüße Ihre Einrichtung mit Freuden und wäre Ihnen aufrichtig dankbar, wenn Sie mir einen geeigneten Ehepartner verschaffen würden.

Herr K. P. (von Natur unfruchtbar):

Da Sie diese Einrichtung geschaffen haben, worüber ich froh und dankbar bin, wird mir mein Wunsch in Erfüllung gehen.

Fräulein E. S. (Schizophrenie):

Durch Zufall erfuhr ich, daß Sie eine Vermittlungsstelle für Erbkrankte haben. Nun wende ich mich an Sie mit der Bitte, ob Sie mir einen Lebensgefährten vermitteln können.

Frau E. S. (unfruchtbar):

Seit langem trage ich mich mit dem Wunsch und Gedanken, mich wieder zu verheiraten; ich wußte aber nicht, wie ich den richtigen Mann finden sollte, drum weckte dieser Artikel Hoffnung, durch Sie den richtigen Lebensgefährten zu finden.

Herr A. M. (Epilepsie):

Dieser Artikel hat mich in große Freude versetzt und bedeutet mir einen Lichtblick in meiner schier hoffnungslosen Lage.

Herr H. M. (Schizophrenie):

Da es mir bisher an Gelegenheit fehlte, irgendeine Verbindung aufzunehmen, bitte ich Sie höflichst, mir behilflich zu sein.

Herr H. L. (Krankheit noch nicht angegeben):

Es ist wirklich schwierig, unter betreffenden Umständen einen passenden Partner zu finden, die Schweigepflicht macht dies fast unmöglich. Es ist daher zu begrüßen, daß eine Vermittlungsstelle ins Leben gerufen wurde.

Herr F. N. (Krankheit noch nicht angegeben):

Durch Zufall erfahre ich von Ihrer so überaus begrüßenswerten Einrichtung.

H. W. (angeb. Schwachsinn):

Da in unserer Familie ein erbkrankes Mädels ist, bin ich sehr für diesen Artikel interessiert.

Fräulein M. D. (gehörigeschädigt):

Ich würde mir den passenden Kameraden wünschen, um der drohenden seelischen Vereinsamung zu entgehen.

Ein wesentlicher Grund für die Einrichtung ist in der Fürsorge für unzufriedene oder verbitterte sterilisierte Erbkranke zu sehen, die dem Staate verübeln, daß er so tief in ihre persönliche Freiheit eingegriffen hat. Es ist durchaus nicht gleichgültig für das Leben eines Volkes, ob eine gewisse Gruppe von Menschen, die in unserem Falle nicht nur die Erbkranken, sondern auch ihre Angehörigen umfaßt, sich in ihren Rechten geschmälert und für ein Opfer bestraft fühlt. Deshalb bestimmt das Ehegesundheitsgesetz, daß die Erbkranken in Hinsicht auf Ehe nicht benachteiligt werden. Sie sollen soviel Lebensglück genießen können, wie ihnen ihrem Wesen nach möglich ist.

Schon Galton empfahl, die Erbpflege möge als Ausgleich für den Verlust, der den von den Verboten Betroffenen entsteht, nach Gelegenheiten persönlichen Wohlwollens suchen. Die Ehevermittlung für Erbkranke und Unfruchtbare ist in ausgesprochenem Maße eine solche „Gelegenheit persönlichen Wohlwollens“. Sie bedeutet einen Härteausgleich besonders für diejenigen Erbkranken, denen die Erlaubnis zur Eheschließung mit einer erbgesunden geliebten Person versagt werden mußte, und die nun keinen Weg sehen, einen anderen Lebensgefährten zu finden, da sie über die Unfruchtbarmachung nicht sprechen dürfen und meist auch nicht darüber sprechen wollen. Die Schweigebestimmung macht das Kennenlernen geeigneter Partner fast unmöglich. Dieses ist damit praktisch dem Zufall überlassen, zumal Tageszeitungen keine Anzeigen mit Hinweis auf Unfruchtbarkeit aufnehmen und die gewerbsmäßigen Ehevermittler für Normale zu wenig Meldungen von Erbkranken haben, um Verbindungen herstellen zu können. Soll etwas Wirkungsvolles geschehen, um den zur Führung einer unfruchtbaren Ehe tauglichen Erbkranken zu helfen, so kann das nur durch Ehevermittlungsstellen geschehen, die besonders für sie arbeiten.

Die Eheschließung Erbkranker soll außerdem dazu beitragen, den sozial tüchtigen unter ihnen ein wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben zu ermöglichen, das ihre Arbeitskraft hebt. Sie sollen ihre Kraft voll im Dienste der Volksgemeinschaft einsetzen und so an der zukünftigen Entwicklung des Volkes teilhaben können.

Neben den politischen, ethischen und sozialen Beweggründen spielen aber auch hygienische Gründe eine Rolle. Es wird häufig gesagt, daß die sterilisierten Erbkranken größeren sittlichen Gefahren ausgesetzt seien und daß sie zur Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten beitragen, da bei ihnen Hemmungen wegfallen,

welche sie früher vor wahllosem Geschlechtsverkehr zurückhielten. Wenn auch m. E. diese Befürchtung übertrieben ist, so ist doch nicht abzuleugnen, daß die Gefahr vor allem bei besonders triebhaften sowie bei schwach begabten und daher leichter zu beeinflussenden Menschen größer ist als vor der Sterilisierung. Man kann dieser Gefahr durch Vermittlung von Ehepartnern begegnen. Unter den Teilnehmern meiner Ehevermittlungsstelle ist mir bisher nur in einem Fall von einer Geschlechtskrankheit berichtet worden.

Die Ehevermittlung für Erbkrankte, Unfruchtbare und Geschädigte kann außerdem wesentlich dazu beitragen, die Zahl der Gesuche um Befreiung von den Vorschriften des Ehegesundheitsgesetzes zu verringern. Somit werden in Zukunft immer weniger erbgesunde, fruchtbare Menschen an unfruchtbare gebunden, wodurch bisher noch ein unerwünschter Geburtenausfall entsteht.

Es sind also Gründe genug da, die eine Ehevermittlung für Erbkrankte, Unfruchtbare und sonstige Geschädigte als gerechtfertigt erscheinen lassen.

Die Arbeit.

Der Gang der Arbeit in der Dresdner Ehevermittlungsstelle ist am besten aus der Arbeitsanweisung zu ersehen, die ich für den Fall anfertigte, daß entweder ich selbst oder eine eingearbeitete Kraft plötzlich ausscheidet. Die Arbeitsanweisung ermöglicht ein schnelles Bekanntwerden mit den nötigen Tätigkeiten. Sie soll an Stelle weiterer Ausführungen hier eingefügt werden.

Arbeitsanweisung für die Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte und Unfruchtbare.

Bei Neumeldungen oder Anfragen nach Teilnahme werden im eingehenden Schreiben die Angaben über die Person des zukünftigen Teilnehmers rot unterstrichen, seine Wünsche betreffend Ehepartner blau. Dem Fragesteller sind Fragebogen [gelb für Männer), grün für Frauen (Anlage 1), Zahlkarte, Beilegezettel mit Erklärung der Einrichtung der Suchadresse (Anlage 2) zu übersenden. Gleichzeitig ist der Beschluß des Erbgesundheitsgerichtes, aus dem der Grund der Unfruchtbarmachung hervorgeht, anzufordern. Als Suchnummer gilt im allgemeinen der Anfangsbuchstabe des Familiennamens mit laufender Nummer. An Stelle der laufenden Nummer kann jede andere Zahl treten. In die Karteikarte (Anlage 3) werden alle bereits geäußerten Angaben und Wünsche eingetragen. Für Schizophrenie ist beim zuständigen Gesundheitsamt anzufragen, ob sie als ehevermittlungsfähig angesehen werden und ob bei der Auswahl der Vorschläge noch Besonderheiten zu berücksichtigen sind, desgleichen in allen anderen Zweifelsfällen.

In die laufende Teilnehmerliste (Kopf nachstehend) wird jede Meldung eingetragen.

Lfd. Nr.	Such-Nr.	Name	Wohnort	Bemerkungen z. B.: Ausgeschlossen am ...

Die Karteikarte ist zu ergänzen, wenn der Fragebogen zurückkommt.

Eingesandte Photos sind an die Karteikarte zu heften bzw. auf die Rückseite der Karte aufzukleben.

Auf Grund der Angaben im Fragebogen werden Personenbeschreibungen angelegt:

1. eigene Angaben des Teilnehmers (Beruf, Religion, Landschaft oder Gau, Alter, besondere Angaben); Krankheit oder Grund der Unfruchtbarmachung werden nicht angegeben;
2. Wünsche des Teilnehmers in enger Anlehnung an den Briefftext, wodurch der Teilnehmer in gewisser Hinsicht charakterisiert wird (Anlage 4).

Die Personenbeschreibungen werden in Mappen für sich geheftet, damit sie leichter greifbar sind.

Vorschläge aussuchen:

Die Karteikarten werden zunächst dem Alter nach durchgesehen; dabei sind kleine Abweichungen von dem geäußerten Wunsche nach unten oder nach oben mitunter nicht zu vermeiden, mitunter empfehlenswert. Weiter sind Landschaft oder Religionszugehörigkeit sowie die sonstigen Wünsche der Teilnehmer zu berücksichtigen, wobei man nicht engherzig an Einzelheiten, insbesondere an Äußerlichkeiten, haften soll.

Zunächst werden alle für den betreffenden Teilnehmer möglichen Vorschläge herausgesucht. Daraus werden dann die geeignetsten zuerst vorgeschlagen. Gewöhnlich nur 3 Vorschläge machen! Auf Wunsch können auch mehr Personenbeschreibungen unterbreitet werden, besonders bei Gebildeten. Bei Schwachsinnigen aber keinesfalls mehr als je 3 Vorschläge machen, eher nur zwei oder nur einen! Bei der Auswahl ist außer den schriftlich oder persönlich geäußerten Wünschen und Angaben selbstverständlich auch der Eindruck, den der Teilnehmer bei persönlichem Vorsprechen erweckte, von Wichtigkeit.

Im allgemeinen werden nicht miteinander verbunden:

- Epileptiker untereinander,
- Schwachsinnige und Intelligente,
- Blinde und Gehörlose,
- Blinde untereinander,
- schwer Körpergeschädigte und Blinde oder Taubstumme.

Außerdem sind alle Verbindungen zu vermeiden, die entweder den Spott oder das Mitleid der Mitmenschen erwecken könnten.

Blinde Frauen werden im allgemeinen nicht vermittelt. In den Ausnahmefällen ist eingehend zu prüfen, ob die Bewerberin einen Haushalt zu führen vermag. Die betreffenden Frauen sind auf die eigene Verantwortung besonders hinzuweisen.

Sehschwache Frauen mit Vorsicht vermitteln! Die Wahrscheinlichkeit der Erblindung in absehbarer Zeit ist zu berücksichtigen.

Bei Schizophrenen Vorsicht!

Erklärung zuschicken (ebenso Epileptikern und Manisch-Depressiven).*)

Gute Verbindungen lassen sich im allgemeinen herstellen zwischen folgenden Kategorien (der Vorbehalt der Eignung gilt selbstverständlich für jeden Einzelfall):

1. Gehörlose untereinander, in geeigneten Fällen auch Schwerhörige mit hörenden Erbkranken (ausnahmsweise),
2. Schwerhörige untereinander,
3. Schizophrene (weniger intelligent) und leicht Schwachsinnige,
4. Schizophrene und Manisch-Depressive,
(bei 3 und 4 ist ein Psychiater zu Rate zu ziehen),
5. Epileptiker und alle anderen,
6. Schwachsinnige untereinander,

*) Siehe S. 50.

7. Körpergeschädigte und andere (Ausnahmen oben).

Oberster Grundsatz muß sein: Die Männer müssen so viel verdienen, daß sie eine Frau ernähren können. Die Frauen müssen selbständig einen Haushalt führen können. Wer diese Bedingungen nicht erfüllt, wird nicht vermittelt.

Die möglichen Vorschläge werden mit Bleistift alle auf der Rückseite der Karteikarte notiert, die abgesandten Vorschläge mit Schreibmaschine eingetragen (s. Rückseite von Muster 3), die entsprechenden Bleistifteinträge werden abradiert.

Aus den eingehenden Beschlüssen über die Unfruchtbarmachung wird, soweit es Originale sind, ein Auszug betreffend die Gründe abgeschrieben. Die Abschrift wird zum Briefwechsel geheftet, das Original zurückgeschickt. GleichermäÙen ist bei Aktenüberweisung und Mitteilungen von Gesundheitsämtern zu verfahren.

Die durchgehenden Briefe werden mit der richtigen Adresse versehen und weitergeleitet. Der jeweilige Empfänger wird auf der Karte des Teilnehmers unterstrichen.

Postbuch führen! Datum, von (Absender), an (Empfänger), Portangaben, eigenes Porto = eP. Unseren Absender auf Umschlägen stempeln (mitunter auf Wunsch des Teilnehmers unterlassen).

Dauernde Verbindung, die uns gemeldet wird, in eine besondere Liste eintragen mit nachstehendem Kopf:

Namen	Dauernde Verb. s.:	Dauernde Verb. wieder gelöst s.:	Verh. s.:	Bemerkungen

Die Karteikarten der Teilnehmer, welche eine dauernde Verbindung eingegangen sind, werden zusammengeklammert und aus den laufenden Karten herausgenommen. Auf der Rückseite wird ein Vermerk gemacht, seit wann und mit wem in Verbindung.

Bei Ausgeschiedenen wird ebenfalls die Karte herausgenommen und auf der Rückseite Grund und Datum des Ausscheidens vermerkt. In der Teilnehmerliste ist das Datum des Ausscheidens rot einzutragen. Die Karten der Ausgeschiedenen werden alphabetisch für sich ausgestellt.

Schriftwechsel der Ausgeschiedenen in besondere Mappen mit den Personenbeschreibungen umheften.

Beiträge:

Gewöhnlich 3 RM. Bei länger dauernder Vermittlung wird dieser Beitrag nochmals angefordert (Staffelung nach dem Einkommen des Teilnehmers erwogen).

Beiträge im Kassenbuch verbuchen (Postscheck oder bar). Bei Barzahlung Quittung mitgeben.

Postscheckabschnitte an den jeweiligen Kontoauszug heften und, mit Buchungsnummer versehen, für sich abheften.

Auf der Rückseite der Teilnehmerkarte wird Eingang und Höhe des Beitrages vermerkt.

Porto wird aus den Barbeiträgen oder aus dem Postscheckkonto entnommen, soweit nicht Rückporto (eP) geschickt wurde. Belege schreiben. Das Portobuch ist monatlich abzuschließen.

Zuviel geschickte Briefmarken werden an die Karteikarte des betreffenden Teilnehmers geheftet und bei Gelegenheit als eP benutzt.

Besucherliste führen. Jeder Besuch wird mit Datum und Grund der Vorsprache in eine Liste eingetragen laut nachstehendem Kopf:

Lfd. Nr.	Name	Wohnung	Grund des Besuches	Kurze, alles Wesentliche berührenden Angaben

Verbindung mit anderen EVSt. für Erbkrankte und Unfruchtbare. Fragebogen der schwer oder nicht vermittelbaren Teilnehmer werden anderen Stellen zugeleitet, die eventuell bessere Möglichkeiten haben. Die Teilnehmer werden jedoch auch bei uns weitergeführt. Bei hergestellter Verbindung muß die Stelle, welche außer der eigenen den Teilnehmer vermittelt, benachrichtigt werden. Neue Anfragen aus Bezirken mit eigener EVSt. sind dahin zu überweisen und werden hier nicht geführt.

Registratur:

- Laufender Briefwechsel alphabetisch in Mappen.
- Beratungen und Sonstiges.
- Ausgeschiedene alphabetisch mit Personenbeschreibungen.
- Personenbeschreibungen alphabetisch (auf die jeweils obenaufliegende wird der Name mit Bleistift geschrieben).
- Mappe Verkehr mit Behörden usw.
- Mappe Verschiedenes.
- Personalakten.
- Presse und Propaganda.
- Postscheckabschnitte.
- Kassenbelege (Rechnungen usw.).

Anlage 1

Grün für Frauen, gelb für Männer

Fragebogen.

- 1 Vor- und Familienname:
2. Wohnort und Straße:
Kreis:
3. Beruf:
In welchen anderen Berufen waren Sie tätig?
4. Geburtsdatum und -ort:
5. Größe:
6. Sind Sie ledig, verwitwet, geschieden?
Haben Sie Kinder? Wieviel und wie alt?
7. Sind Sie arischer Abstammung?
8. Religion:
9. Welche Schule(n) haben Sie besucht?
Welche Berufsausbildung haben Sie?

10. Wie ist Ihre wirtschaftliche Lage (Vermögen, Aussteuer, Lohn usw.)?
11. Haben Sie besondere Neigungen (z. B. Sport, Wandern usw.)?
12. Wie denken Sie sich Ihren zukünftigen Ehepartner (besondere Neigungen, Charakter, Alter, Größe usw.)?
13. Sonstige Ihnen wichtig erscheinende Angaben:
14. Grund Ihrer Unfruchtbarkeit und Sterilisierung:

„Ich ermächtige hiermit die Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte und Unfruchtbare, über die Schwere meines Leidens beim zuständigen Gesundheitsamt Auskunft einzuholen.“

Die Ehevermittlungsstelle will geeigneten Ehepartnern die Eheschließung ermöglichen. Sie kann jedoch nur vorschlagen und beraten. Die endgültige Entscheidung hat jeder selbst zu treffen und zu verantworten. Die gemachten Angaben werden streng vertraulich behandelt.

..... Datum Eigenhändige Unterschrift

Anlage 2.

Ihre Suchadresse: H 370.

Der Briefwechsel mit Suchadresse hat den Vorteil, daß die Teilnehmer unerkannt prüfen können, bis sie das Richtige gefunden haben.

Der Briefwechsel mit Suchadresse geschieht wie folgt:

Sie schreiben einen Brief an den Teilnehmer, mit dem Sie in nähere Verbindung treten wollen. Falls Sie direkte Antwort wünschen, unterzeichnen Sie mit Ihrem Namen und Ihrer Adresse. Wenn Sie zunächst unerkannt bleiben wollen, unterzeichnen Sie mit Ihrer Suchadresse (s. oben).

Sie verschließen den Brief in einem Umschlag und schreiben mit Bleistift die Suchadresse darauf, an die er gerichtet ist. Dann stecken Sie den Brief bzw. die Briefe in einen größeren Umschlag, legen die entsprechende Anzahl 12-Pfg.-Marken bei, verschließen und adressieren an die

Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte und Unfruchtbare, Dresden-A 1, Bürgerwiese 24.

Ich versehe den eingelegten Brief bzw. die Briefe mit der richtigen Adresse und schicke ihn bzw. sie weiter. Vergessen Sie nicht, auf den äußeren Umschlag Ihren Absender deutlich zu schreiben!

Wer den Briefwechsel einzustellen wünscht, teilt das dem Briefpartner selbst mit. Es wird gebeten, die zugeschickten Schreiben möglichst bald zu beantworten, damit die Briefpartner nicht zu lange warten müssen.

Anlage 3.

Grün für Frauen, gelb für Männer

Vorderseite

Such-Nr.:

Name: Krankheit:

Wohnung: Anstaltsaufenthalt:
sterilisiert:

Geburtstag u. -ort: Konfession: Familienstand: Größe:

Beruf:

Wirtschaftliche Lage:

Eigene Angaben: Schulen:

Neigungen: Bemerkungen von uns:

.....
.....

Wünsche:

.....

Rückseite

Angefragt am:

Fragebogen (F).... Zahlkarte (Z).... Suchnummer (S).... ...RM überwiesen am

Zugestellt am:

Datum: Namen der Vorschläge:

.....
(bei begonnenem Briefwechsel die jeweiligen Namen unterstreichen!)

.....
.....

Raum f. Lichtbild

Anlage 4.

Personenbeschreibung.

Kaufmann im Allgäu, geboren 1906, kath., 171 cm groß, einige Mille Vermögen, Wäsche und Garderobe, musik- und sportliebend (besonders Ski- und Wassersport) wünscht sich gutaussehende Ehegefährtin, ausgeglichenes Wesen, berufstätig oder ohne Beruf, etwas schreibgewandt, naturliebend, sportlich veranlagt, evangelisch oder kath.

Suchadresse: A 414.

Bitte diesen Vorschlag durch Briefwechsel prüfen und dann den Zettel zurückschicken.

Die Fülle der Arbeit geht aus dieser Anweisung deutlich hervor. Etwas Endgültiges stellt die Anweisung nicht dar. Sie wird im Laufe der Zeit noch manche Ergänzung erfahren müssen.

Statistisches.

Um Unterlagen für diesen Bericht zusammenzustellen, wurde am 22. November 1940 eine Zählung der gesamten Teilnehmer veranstaltet. Es ergab sich, daß vom Sommer 1936 an bis zu diesem Tage 1339 Ehevermittlungsanträge gestellt worden waren. Darüber hinaus wurden noch 150 Auskünfte erbeten. Weiter wurden auf 76 Anzeigen in den Zeitschriften der Gehörgeschädigten Vorschläge gemacht. Die Zahl der Teilnehmer, welche persönlich hier vorgesprochen haben, belief sich auf 170.

Unter den 1339 Antragstellern sind auch diejenigen gezählt, die in der Zwischenzeit nach anderen Ehevermittlungsstellen für Erbkrankte und Unfruchtbare überwiesen wurden, so daß die Zahl der hier am 22. November 1940 bearbeiteten Antragsteller 1130 beträgt. In der Folge werden allerdings immer nur 431 Frauen und 531 Männer gerechnet. 79 Frauen und 89 Männer waren am 22. November 1940 entweder noch nicht aufgenommen oder hatten nur so dürftige Angaben gemacht, daß ihnen noch keine Vorschläge zugeschickt werden konnten. Die Übersicht Nr. 1 gibt eine Aufstellung der hier vermittelten Teilnehmer.

Übersicht Nr. 1.

Krankheit usw.	In Vermittlung	
	Männer	Frauen
Schwachsinn	69	59
Schizophrenie	65	51
Manisch-Depressives Irresein	4	7
Erbliche Fallsucht	55	33
Erbliche Blindheit (Sehchwäche)	12	3
Erbliche Taubheit	57	51
Erbliche Mißbildungen	5	11
Bluter	2	—
Alkoholismus	3	—
Nachwuchs unerwünscht	12	11
Unfruchtbar	8	29
Grund der Unfruchtbarkeit noch nicht angegeben	19	20
Erbgesunde Körpergeschädigte	2	5
Erbgesunde Gehörgeschädigte	218	143
Frauen über 45 Jahre	—	8
	531	431

Unter „Nachwuchs unerwünscht“ sind verschiedenste Leiden vereinigt, die nicht unter das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses fielen, z. B.: kartilaginäre Exostosen, Gaumenspalte als Einzelfall in der Familie, Schizophrenieverdacht usw. Vom Amtsarzt wurde jedoch entweder ein Ehehindernis für die Heirat mit einem erbgesunden Partner ausgesprochen oder der Rat gegeben, einen unfruchtbaren Partner zu ehelichen.

Verteilung auf die Gaue.

Da die Ehevermittlung von Anfang an das gesamte Reichsgebiet umfaßte, interessiert die Verteilung der ehesuchenden Erbkranken auf die einzelnen Gaue. Die Übersicht Nr. 2 zeigt die einzelnen Zahlen.

Übersicht Nr. 2.

Gau	Meldung		Gau	Meldungen	
	Männer	Frauen		Männer	Frauen
Baden	12	16	Übertrag	195	140
Bayerische Ostmark	7	5	Osthannover	4	3
Berlin	31	24	Ostpreußen	3	10
Danzig	1	—	Pommern	9	8
Düsseldorf	5	2	Saarpfalz	10	6
Essen	4	1	Sachsen	153	163
Franken	7	5	Salzburg	1	1
Halle-Merseburg	20	7	Schlesien	31	34
Hamburg	6	8	Schleswig-Holstein	18	2
Hessen-Nassau	22	14	Schwaben	4	—
Kärnten	1	—	Sudetengau	8	4
Koblenz-Trier	3	3	Steiermark	3	4
Köln-Aachen	11	4	Südhanover-		
Kurhessen	6	—	Braunschweig	13	12
Kurmark	14	20	Thüringen	24	22
Magdeburg-Anhalt	16	9	Tirol	—	—
Mainfranken	3	4	Weser-Ems	12	8
Mecklenburg	4	3	Westfalen-Nord	8	2
München-			Westfalen-Süd	12	8
Oberbayern	19	13	Wien	—	1
Niederdonau	2	2	Württemberg-		
Oberdonau	1	—	Hohenzollern	23	3
Übertrag	195	140		533	438

Es ist verständlich, daß Sachsen mit der größten Ziffer hervortritt (316), da hier die Arbeit begonnen wurde und am bekanntesten ist. An zweiter Stelle folgt Schlesien mit 65 Meldungen und an dritter Stelle Berlin mit 55 Meldungen. Es ist auch nicht verwunderlich, daß die an Sachsen angrenzenden Gaue Thüringen, Halle-Merseburg und Magdeburg-Anhalt mit 46, 27 und 25 Teilnehmern vor vielen anderen Gauen hervortreten. Die geringe Beteiligung des Sudetengaus erklärt sich daraus, daß dort bisher nur eine einzige Pressenotiz in wenigen Tageszeitungen erschien und daß das rassenhygienische Gedankengut in diesem Gau wohl noch nicht so weit verbreitet ist wie im Altreich.

Auffällig ist die stärkere Beteiligung einiger anderer Gaue: Baden mit 28 Teilnehmern, Hessen-Nassau mit 36, Köln-Aachen mit 15, Kurmark mit 34, München mit 32, Schleswig-Holstein, Weser-Ems und Westfalen-Süd mit je 20 Teilnehmern, Württemberg-Hohenzollern mit 26 und Südhanover-Braunschweig mit 25 Teilnehmern. Der Grund hierfür wird in erster Linie in der stärkeren Bevölkerungsdichte der meisten dieser Gaue zu sehen sein. Andererseits ist die erste Presse-

notiz im Juni 1940 nicht in allen Gauen erschienen, dagegen vielleicht gerade in den durch ihre Teilnehmerzahl hervortretenden Gauen in mehreren Zeitungen aufgenommen worden. Jedoch trifft dies z. B. auf den Gau München-Oberbayern nicht zu, da dort die Pressenotiz vom Mai 1940 anscheinend nicht veröffentlicht wurde. Die große Zahl von Teilnehmern ist in diesem Falle um so bemerkenswerter, als sich das dortige Rassenpolitische Amt bei der Gauleitung wie auch das Hauptamt für Volksgesundheit in München bereits praktisch mit der Ehevermittlung Erbkranker befaßt hatten. Dasselbe ist im übrigen der Fall bei Württemberg, Thüringen, Düsseldorf und Berlin. In allen 4 Gauen befassen sich Gesundheitsämter mit der Ehevermittlung für Erbkranke und Unfruchtbare. Die Kenntnis von ihrer Arbeit scheint jedoch vor der ersten von mir veranlaßten Pressenotiz unter den Erbkranken der genannten Gaue noch nicht verbreitet gewesen zu sein, zumal auch nach der Verständigung mit den betreffenden Stellen noch Meldungen aus den angegebenen Gauen nach Sachsen kamen.

Die geringen Zahlen der Gaue der Ostmark erklären sich wie bei dem Sudetengau aus dem späteren Bekanntwerden und vor allem der geringen Durchdringung der Bevölkerung mit rassenhygienischem Gedankengut. Daß auch in diesen Gauen Interesse für eine solche Einrichtung besteht, beweisen einige Anfragen wie auch die Stellungnahme eines Amtsarztes und einer Schriftleiterin aus der Ostmark.

Zentralisierung oder Dezentralisierung?

Das nur allmähliche Anwachsen der Teilnehmerzahl in den ersten 2 Jahren der Einrichtung legte den Gedanken nahe, daß auch bei weiterem Bekanntwerden der Einrichtung zunächst eine einzige Stelle für das ganze Reichsgebiet genügen würde, um dem bis dahin bestehenden Bedürfnis entgegenzukommen. Jedoch zeigte sich schon nach meinem kurzen Aufsatz im „Neuen Volk“, daß das Bedürfnis doch anscheinend größer war, als nach der ersten mehr in der Stille verlaufenden Arbeit anzunehmen war. Die Bestätigung dafür brachte der Erfolg der ersten Pressenotiz, die im Mai 1940 erschien. Sie hatte einen erheblichen Anstieg der Meldungen zur Folge, der nach der zweiten Pressenotiz im September 1940 anhielt.

Die starke Vergrößerung der Teilnehmerzahl ließ es sehr erwünscht erscheinen, daß sich in der Zwischenzeit auch noch andere Stellen mit der speziellen Ehevermittlung befaßt hatten. Der Gedanke an eine einzige Zentralstelle war durch diese Entwicklung überholt worden. Zwar ist allem Anschein nach die Teilnehmerzahl in den noch bestehenden Ehevermittlungsstellen nicht sehr hoch, doch bedarf es nur einiger Pressenotizen, um mehr und mehr Erbkranke und Unfruchtbare darauf aufmerksam zu machen.

Eine Dezentralisierung ist bei genügend großer Teilnehmerzahl schon aus räumlichen Gründen erwünscht. Das persönliche Kennenlernen erfolgt viel eher und leichter, wenn die Partner nicht zu weit voneinander entfernt wohnen. Besonders bei den Schwachsinnigen liegt das Bedürfnis vor, den Partner möglichst bald nach der Anbahnung zu sehen und zu sprechen. Für sie würde eine einzige Stelle, die für das ganze Reich arbeitet, nicht genügen. Bei Körpergeschädigten, Blinden und Gehörgeschädigten dagegen spielt die Entfernung eine geringere Rolle. Habe ich doch briefliche Anbahnungen über hunderte von Kilometern er-

folgreich gesehen. Schwieriger ist die Frage wieder bei den geistig Erbkranken, vor allem bei den Schizophrenen. Man müßte diese eigentlich alle erst persönlich kennenlernen, ehe man sie vermittelt. Das ist jedoch nur dann angängig, wenn die Entfernung vom Ort der Vermittlungsstelle nicht zu groß ist. Ich habe deshalb in jedem Falle von Schizophrenie bei dem zuständigen Gesundheitsamt angefragt, ob der betreffende Ehemillige als fähig zur Führung einer Ehe betrachtet werden kann.

Es liegt auch im Interesse einer exakteren Bearbeitung der Ehevermittlungsanträge Schizophrener, Manisch-Depressiver und Epileptiker, wenn die Vermittlungstätigkeit nicht zentralisiert ist, sondern wenn mehrere Stellen in verschiedenen Reichsteilen bestehen.

Die Zahl dieser Stellen darf allerdings zumindest für den Anfang noch nicht sehr groß sein, da sonst die Erfolge zu gering wären. Es wurde schon angeregt, in jedem Gau eine solche Stelle einzurichten. Zunächst aber sind wohl aus den einzelnen Gauen nicht so viel Meldungen zu erwarten, daß genügend Verbindungen hergestellt werden können. Ein Beispiel dafür bietet der Gau Thüringen, wo vom Leiter des Landesamtes für Rassewesen, Prof. Dr. Astel, die Vermittlung von Ehen Erbkranker schon seit längerer Zeit befürwortet worden ist. Es kam trotzdem noch bei Abfassung dieses Berichts vor, daß sich Erbkrankte aus Thüringen bei mir meldeten.

Bis jetzt bestehen Stellen außer in Dresden noch in:

Berlin Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin,
Breslau . . . Rassenpolitisches Amt der Gauleitung Schlesien,
Düsseldorf . Städtisches Gesundheitsamt,
München .. Rassenpolitisches Amt der Gauleitung München-Oberbayern,
Stuttgart .. Städtisches Gesundheitsamt,
Weimar ... Thüringisches Landesamt für Rassewesen,
Chemnitz .. Städtisches Gesundheitsamt für den Kreis Chemnitz,
Leipzig Städtisches Gesundheitsamt für den Kreis Leipzig.

Sie werden höchstwahrscheinlich für den Anfang genügen. Es wäre nur noch eine solche Stelle zu wünschen für die Ostmark und eine für Nordostdeutschland. Durch regelmäßig erscheinende Pressenotizen könnte die Einrichtung in den Einzelbezirken weiter bekannt werden, so daß mit der wachsenden Zahl der Teilnehmer sich auch die Erfolge einstellen.

Trotzdem wird sich, wie bei der Dresdner Stelle, zeigen, daß eine ganze Anzahl Teilnehmer nicht so schnell zu dem gewünschten Erfolge kommt. Deshalb habe ich mit den verschiedenen genannten Stellen bereits einen Austausch bzw. eine Überweisung von Teilnehmern vereinbart. Im Verlaufe dieses Austausches sind nach Berlin 12 Teilnehmer überwiesen worden, von Berlin sind mir 6 zugegangen. Nach Düsseldorf wurden 3 überwiesen, von Düsseldorf wurde mir 1 zugewiesen. Nach Stuttgart wurden 116 überwiesen, eine Teilnehmerin wurde mir von Stuttgart zugewiesen. Nach München wurden 93 überwiesen, vom Hauptamt für Volksgesundheit in Augsburg wurde mir 1 Teilnehmer zugewiesen. Nach Breslau wurden 32 überwiesen.

Ein solcher Austausch ist sicher geeignet, die Erfolge zu steigern.

Alter.

Es ist verständlich, daß die stärkste Beteiligung in den Altersklassen zwischen 20 und 40 Jahren liegt. Zwischen 40 und 50 Jahren sind 51 Männer und 69 Frauen. Der hohen Anteilsziffer der Gehörgeschädigten entsprechend, sind die meisten auch in dieser Klasse Gehörgeschädigte (Männer 38, Frauen 41). Die übrigen verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf andere Kategorien. Es sind aber auch Teilnehmer gemeldet, die zwischen 50 und 60 Jahre alt sind. Das sind wiederum hauptsächlich Gehörgeschädigte (Männer 17, Frauen 15). Selbst über 60 Jahre alt sind einige Anfrager, und zwar sind das nur Gehörgeschädigte (Männer 5, Frauen 5). Das ist einesteils darauf zurückzuführen, daß die Gehörgeschädigten in größerer Zahl beteiligt sind als andere Erbkrankte. Außerdem dürfte es damit zusammenhängen, daß ein Teil der anderen Erbkrankten gar nicht in dieses Alter kommt, zum mindesten sich dann nicht mehr so rüstig fühlt, daß der Gedanke an eine Eheschließung überhaupt noch gefaßt wird. Eine Vermittlung kommt natürlich in diesen Fällen kaum in Frage.

Andererseits haben sich auch Teilnehmer gemeldet, die unter 20 Jahre alt sind, und zwar 14 Frauen und 9 Männer. Unter diesen Männern sind überhaupt keine Gehörgeschädigten, dagegen 5 Schwachsinnige und 2 Schizophrene. Ein anderer Mann leidet an erblicher Mißbildung, und bei dem neunten ist Nachwuchs unerwünscht. Von den 14 Mädchen unter 20 Jahren ist nur eins gehörgeschädigt, 5 sind schwachsinnig, 1 ist schizophren, 1 manisch-depressiv, 3 leiden an erblicher Fallsucht, 2 an erblicher Mißbildung, 1 ist aus anderem Grunde unfruchtbar. Es ist auffällig, daß die Schwachsinnigen hier den größten Teil stellen. Sie sind auch in der Altersklasse zwischen 20 und 30 stärker vertreten als in der Altersklasse zwischen 30 und 40. Ganz zweifellos spricht hier die stärkere Triebhaftigkeit der Schwachsinnigen mit. Bei den Gehörgeschädigten ist es umgekehrt. Da ist sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen die Altersklasse 30 bis 40 stärker besetzt als die Altersklasse 20 bis 30 Jahre. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß sowohl gehörlose Frauen als auch gehörlose Männer zunächst nach dem Ehepartner im engeren Kreis der Gehörlosen suchen und sich erst dann der Ehevermittlungsstelle bedienen, wenn sie bei eigenem Suchen keinen Erfolg gehabt haben.

Berufe.

Unter den Männern sind in der Hauptsache Handwerker vertreten. Von den 531 in Vermittlung stehenden Männern sind allein 220 Handwerker. Dann folgen die Handarbeiter mit 119 Teilnehmern; dazu kommen noch 52 landwirtschaftliche Arbeiter. Insgesamt haben sich also 171 Arbeiter gemeldet. Kaufmännische Berufe sind mit 48 Teilnehmern vertreten, mittlere Beamte haben sich 9 gemeldet. 8 Teilnehmer sind Akademiker, als technische Angestellte bezeichnen sich 10. 4 Männer sind Rentenempfänger und 2 sind invalid. Sie beziehen Rente, die in diesem Falle so hoch ist, daß sie für 2 Personen reicht. 5 Teilnehmer stehen in künstlerischen Berufen, die übrigen Teilnehmer haben bis 20. November 1940 noch keine genaueren Berufsangaben gemacht.

Von den Teilnehmerinnen sind 135 ohne Beruf, 130 sind Handarbeiterinnen (davon 15 in der Landwirtschaft), 60 sind Hausangestellte und 58 sind als kauf-

männliche Angestellte tätig. Als Schneiderinnen verdienen 25 ihren Unterhalt, von denen die meisten gehörlos sind. In der Krankenpflege und in künstlerischen sowie in freien Berufen sind je 5 Frauen beschäftigt. Außerdem haben sich noch 3 Beamtinnen, 2 zahnärztliche Helferinnen, 1 technische Assistentin und 2 Rentnerinnen gemeldet.

Es überwiegen also bei weitem die Berufe der breiten Masse. Die sozial besser gestellten Kreise sind noch wenig vertreten. Das liegt einesteils an der mangelnden Kenntnis von unserer Einrichtung, anderenteils wohl daran, daß sich viele der besser gestellten ehewilligen Erbkranken bereits bei gewerbsmäßigen Ehevermittlern gemeldet haben. Ich schließe das aus verschiedenen Zuschriften solcher Ehevermittler.

Religionszugehörigkeit.

Verschiedene Konfession war oft ein Grund für die Zurückweisung von Vorschlägen. Vor allem war das bei Katholiken der Fall. Aus der Übersicht Nr. 3 geht hervor, wie relativ wenig Katholiken vertreten sind. Dies allein zeigt schon die Schwierigkeit, in manchen Fällen geeignete Vorschläge zu machen und ist einer der Gründe dafür, daß einzelne Teilnehmer seit Jahren nach dem rechten Partner suchen. Allerdings gibt es auch unter den Katholiken solche, die in Hinsicht auf Konfession großzügig sind, während andererseits manche evangelische Teilnehmer jede Verbindung mit konfessionell anders eingestellten Teilnehmern ablehnen.

Übersicht Nr. 3.

Konfession	Männer	Frauen
Evangelisch	286	248
Katholisch	83	48
Gottgläubig	20	7
Ohne Religionsangabe	142	126
Reformiert	—	2
	531	431

Angaben und Wünsche.

Aus den Angaben der Teilnehmer über ihre eigene Person kann man interessante Schlüsse auf die Wesensart der einzelnen Erbkranken ziehen. Leider sind die Zahlenunterlagen nicht groß genug, aber einiges läßt sich schon aus den noch kleinen Ziffern ersehen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die Frauen in großer Zahl Möbel und Wäscheaussteuer angeben (204) und auch Vermögen und Ersparnisse von vielen erwähnt werden (96). Daß aber auch Männer Möbel und Wäscheaussteuer angeben (43) und überdies auch auf Vermögen und Ersparnisse hinweisen (106), läßt den Schluß zu, daß es diesen Männern mit der Eheschließung sehr ernst ist und sie sich wirtschaftlich bereits darauf vorbereitet haben. 19 Frauen geben an, daß sie eine Wohnung haben, 18 Männer desgleichen. Dabei handelt es sich aber fast ausschließlich um verwitwete oder geschiedene Teilnehmer.

Die anderen Angaben sind ebenfalls recht interessant. Als sportliebend haben sich von den Männern 134 bezeichnet, unter diesen sind 17 Schwachsinnige, 23 Schizophrene (Gehörlose überwiegen ihrem Anteil entsprechend).

Über das Äußere haben weder geisteskranke noch schwachsinnige Männer irgendwelche Angaben gemacht. In der Hauptsache sind es Gehörgeschädigte, die auf äußere Vorzüge hinweisen (24).

Auch bei den Angaben über den Charakter sind die Gehörgeschädigten mit 13 Teilnehmern stark vertreten, daneben auch die Schwachsinnigen mit 4 Teilnehmern.

Bei den Frauen liegen die Dinge etwas anders. 40 Frauen haben Angaben über ihr Äußeres gemacht, während sich 57 als sportliebend (bei den Männern 134) und 123 als naturliebend bezeichnen (bei den Männern 141). Unter den 40 Frauen, die über ihr Äußeres Angaben machen, sind allein 20 Gehörgeschädigte, 6 sind Schizophrene und 5 Schwachsinnige. 20 Frauen geben etwas über ihren Charakter an, davon 13 gehörgeschädigte, 2 schizophrene, 2 schwachsinnige.

Ebenso interessieren die geäußerten Wünsche. Die wirtschaftlichen Wünsche stehen bei den Männern nicht so sehr im Vordergrund, wie man das gemeinhin erwartet, wenn jemand eine Ehevermittlungsstelle in Anspruch nimmt. 67 Männer wünschen vermögende Frauen zu heiraten, und nur 5 suchen eine Einheirat in ein Geschäft.

Dagegen sind die Ansprüche an die Bildung höher. Merkwürdigerweise sind unter den Teilnehmern, welche gebildete Partnerinnen wünschen, auch 2 schwachsinnige. Der Wunsch muß bei ihnen natürlich sehr relativ aufgefaßt werden. Den höchsten Anteil bei den Bildungswünschen stellen die Gehörgeschädigten mit 15 Männern.

Anforderungen an das Äußere der Partnerinnen werden von 156 Männern gestellt. Darunter sind allein 63 Gehörgeschädigte; neben diesen stehen 28 Schizophrene, 26 Schwachsinnige, 20 Epileptiker. Daß auch 4 erblich Blinde solche Wünsche äußern, ist bemerkenswert.

Wünsche in charakterlicher Hinsicht werden in 132 Fällen geäußert, in erster Linie wiederum von den Gehörgeschädigten (58). Sehr stark sind hier auch die Schwachsinnigen vertreten (24), dann folgen Schizophrene mit 18 und Epileptiker mit 13 Fällen.

136mal wurden Wünsche geäußert nach wirtschaftlichen, sparsamen und fleißigen Lebensgefährten, wobei ebenfalls wieder die Schwachsinnigen mit 31 nach den Gehörgeschädigten mit 56 am stärksten vertreten sind; danach folgen die Epileptiker mit 20 und Schizophrene mit 18 Fällen.

Häufig werden auch Wünsche über das Alter der zukünftigen Ehepartnerin geäußert. 21 Männer sind damit einverstanden, daß die Frau etwas älter ist als sie, dagegen wünschen 151 nur jüngere Frauen zu heiraten.

Bei den Frauen ergeben sich wiederum andere Zahlen als bei den Männern.

Der Wunsch nach einem Mann mit Vermögen wird von insgesamt 6 Frauen ausgesprochen, davon sind 4 gehörgeschädigt, eine ist schwachsinnig und eine schizophrene. — Im Vordergrund steht bei den Frauen der Wunsch nach dem Mann mit Charakter, der in 133 Fällen geäußert wurde, wobei Gehörgeschädigte

mit 57, Schizophrene mit 22, Epileptiker mit 12 und unfruchtbare Frauen mit 10 beteiligt sind.

Aber auch das Äußere wird von vielen betont. In 99 Fällen wird darauf Wert gelegt, davon sind 26 Gehörgeschädigte, 21 Schizophrene, 17 Schwachsinnige und 11 Epileptikerinnen.

Allgemeine Bildung wird in 56 Fällen verlangt, von Gehörgeschädigten 32mal, von Schizophrenen 10mal. Auch von einer schwachsinnigen Frau wird dieser Wunsch geäußert. Akademiker werden in 5 Fällen gesucht, und zwar von 2 Schizophrenen, 1 Epileptikerin, 1 Gehörgeschädigten und 1 unfruchtbaren Frau. Der Mann in fester Stellung oder mit festem Gehalt ist in 74 Fällen erwünscht (Gehörgeschädigte 32, Schizophrene 13, Schwachsinnige 4, Epileptikerinnen 8). Den Wunsch nach einem Beamten, Ingenieur o. ä. äußerten 20 Frauen, von denen dieses Mal nur 2 Gehörgeschädigte sind; dagegen sprachen auch 2 schwachsinnige Frauen diesen Wunsch aus.

Was das Alter des Partners anbetrifft, so sind 14 Frauen damit einverstanden, daß der Mann jünger ist. Neben 4 Gehörgeschädigten sind dabei auch 4 Schwachsinnige. Dagegen verlangen 132 Frauen, daß der zukünftige Lebensgefährte älter ist als sie.

Leider werden durchaus nicht von allen Teilnehmern genügend Angaben über die eigene Person gemacht oder die Wünsche besonders vermerkt. Das ist vor allem deshalb bedauerlich, weil eine nähere Kenntnis dadurch erschwert wird und weil dann die Personenbeschreibungen spärlich ausfallen, welche den für eine Verbindung in Frage kommenden Partnern zugestellt werden.

Es bleibt späteren Arbeiten vorbehalten, aus größerem Material Schlüsse auf wesentliche Eigenschaften, Unterschiede oder Ähnlichkeiten der verschiedenen Erbkrankten zu ziehen. Für diesmal müssen die wenigen angeführten Zahlen genügen. Sie sind jedoch bereits geeignet, die heiratswilligen Erbkrankten als eine gewisse Auslese erscheinen zu lassen.

Erfolge.

Wenn man die Zahl der anfänglichen Erfolge überblickt, die die Dresdner Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte und Unfruchtbare aufzuweisen hat, so möchte man zu dem Schluß kommen, daß sich die Arbeit nicht recht lohnt. Ein Vergleich mit den Zahlen der gewerbsmäßigen Ehevermittler zeigt jedoch, daß die Erfolge unserer Einrichtung, die gerade über das erste Versuchsstadium hinaus ist, nicht geringer sind als diejenigen der gewerblichen Ehevermittlung. Nach Auskunft der Deutschen Arbeitsfront vermitteln die gewerbsmäßigen Vermittler 8-10 Verbindungen im Jahr. Es erscheint mir deshalb als durchaus berechtigt, die Arbeit fortzuführen, und ich zweifle nicht daran, daß die Erfolge bei größerem Bekanntwerden der Einrichtung zahlreicher werden. Das letzte Halbjahr mit der einsetzenden Bekanntgabe der Stelle in weiteren Kreisen (Pressenotizen) hat ein erhebliches Anwachsen der Erfolgzziffer gebracht. Bis zum 1. Mai 1940 waren insgesamt 24 dauernde Verbindungen hergestellt. Von diesen haben mit Sicherheit 7 geheiratet. 9 waren eine dauernde Verbindung eingegangen, ohne etwas über Verlobung oder Eheschließung zu melden. 8 waren nach kurzer Zeit wieder auseinandergegangen. Seit dem 1. Mai 1940 sind bereits wieder 20 dauernde Ver-

bindungen gemeldet worden. Von diesen haben 2 bereits zur Eheschließung geführt, 13 andere stehen noch in Verbindung, ohne sich wieder gemeldet zu haben. 5 haben die zunächst als dauernd bezeichnete Verbindung wieder aufgelöst. Seit dem Stichtag sind 7 dauernde Verbindungen gemeldet worden.

Die verhältnismäßig hohe Zahl der dauernden Verbindungen im letzten halben Jahr ist vor allem auf die Erhöhung der Teilnehmerzahl zurückzuführen. Dadurch wurde es leichter, dem einzelnen geeignete Vorschläge zu machen.

Bei den Vorschlägen gehe ich sehr oft über die geäußerten Wünsche hinaus, zumal wenn es sich um kleine Unterschiede hinsichtlich des Alters oder der Konfession handelt. Ich habe damit bessere Erfahrungen gemacht, als wenn ich die Wünsche der Teilnehmer peinlich beachtete, wodurch mitunter gute Verbindungen verhindert werden.

So kam es einmal vor, daß sich eine ertaubte Frau mit guter Allgemeinbildung meldete, die nur einen Teilnehmer vorgeschlagen haben wollte, der ihr an Bildung nicht unterlegen war. Ich bemühte mich, ihr solche Vorschläge zu machen, sie wies jedoch die meisten zurück, und wo sie die Verbindung aufnahm, hatte sie kein Glück. Ich hatte ihr selbstverständlich keine Männer vorgeschlagen, deren Bildung unterhalb ihrer eigenen lag. Sie war aber auch außerhalb der Ehevermittlungsstelle bemüht, einen Ehepartner zu finden, und wie ich später erfuhr, hatte sie durch eine Anzeige in der Gehörlosen-Zeitschrift einen Handwerker gefunden, der ebenfalls Teilnehmer meiner Ehevermittlungsstelle war. Auch diesem hatte ich sie nicht vorgeschlagen, da er nicht an ihren Bildungsstand heranreichte und eine Ablehnung ihrerseits zu befürchten war. Aber beim persönlichen Kennenlernen waren dann doch die Bildungsansprüche zurückgetreten. Die beiden sind seit 2 Jahren verheiratet.

Manche Wünsche sollten also besser nicht so streng berücksichtigt werden, weil gerade durch sie die Zahl der möglichen Vorschläge gewöhnlich sehr beschränkt wird. Es ist aber nötig, die Zahl der Vorschläge so groß zu halten, wie dies die erforderlichen Einschränkungen überhaupt zulassen; dadurch wird den Teilnehmern die Wahl erleichtert.

Außer den dauernden Verbindungen zwischen 2 Teilnehmern der Ehevermittlungsstelle haben eine ganze Anzahl der Teilnehmer eine dauernde Verbindung mit einem anderwärts gefundenen Partner gemeldet (49). Es ist erklärlich, daß jemand, der sich an eine Ehevermittlungsstelle wendet, auch außerhalb dieser Einrichtung nach einem Lebensgefährten sucht. Ja, bei den meisten Teilnehmern erscheint die Inanspruchnahme der Ehevermittlungsstelle als die letzte, von Frauen oft nicht gern überschrittene Stufe. Es ist also nicht etwa ein Mißerfolg der Ehevermittlung darin zu erblicken, daß die betreffenden Teilnehmer ihren Lebensgefährten anderwärts gefunden haben, sondern es ist eher ein Beweis dafür, daß diese Teilnehmer wirklich ernsthaft suchen. 14 dieser 49 Teilnehmer meldeten sich übrigens nach einiger Zeit wieder, da die eingegangene Verbindung doch wieder gelöst worden war.

Untaugliche Verbindungen.

Von den Teilnehmern meiner Stelle ließen sich 3 sterilisierte Erbkrankte trotz besseren Wissens mit erbgesunden Partnern ein und waren von dieser Verbindung

nicht abzubringen. Es ist anzunehmen, daß solche Verbindungen, die kein Ehe-
tauglichkeitszeugnis erhalten können, in der Bevölkerung verhältnismäßig oft
vorkommen. Mit zunehmender Ehevermittlungstätigkeit wird diese Zahl zurück-
gehen. Ganz verschwinden werden solche Verbindungen jedoch so lange nicht, wie
keine Möglichkeit besteht, sie zu verbieten. Da „wilde Ehen“ zwischen frucht-
baren und unfruchtbaren Personen nicht geeignet sind, das moralische Empfinden
in der Bevölkerung zu stärken, vor allem wenn es sich um Schwachsinnige,
Asoziale usw. handelt, und da sie zugleich eine gewisse Machtlosigkeit der Be-
hörden dartun, so wäre es außerordentlich erwünscht, wenn irgendwelche Maß-
nahmen ergriffen werden könnten, um solche Verbindungen wirkungsvoll zu
unterbinden.

Vom rassenhygienischen Standpunkt aus gesehen, liegen die Dinge bei den
erbgesunden Unfruchtbaren ähnlich. Diese binden mitunter wertvolle Partner,
selbst wenn sie über ihre Unfruchtbarkeit orientiert sind. Der Hinweis darauf,
daß spätere Zwistigkeiten die Folge der geringen Einsicht vor der Eheschließung
sein können, und daß die Ehe daran zugrunde gehen kann, nützt häufig nichts.
Für die Unfruchtbaren ist also die Ehevermittlungsstelle noch mehr als für die
sterilisierten Erbkrankten nötig.

Ausgeschiedene usw.

Von den sonstigen Ausgeschiedenen haben 52 verzichtet, verstorben sind 4 Per-
sonen. In einem Falle war in der Zwischenzeit ein Ausnahmegesuch genehmigt
worden. Als nicht-ehefähig¹⁾ wurden 22 Personen zurückgewiesen, nachdem die
zuständigen Gesundheitsämter so entschieden hatten. Auf unser Schreiben haben
94 Personen nicht reagiert; es sind dies also nur Neugierige, die anscheinend
wissen wollten, wie etwa die Ehevermittlung gehandhabt wird. Von 17 Personen
kamen die Briefe zurück mit dem Vermerk: „Unbekannt verzogen.“ Auch diese
werden zu den Neugierigen zu rechnen sein, da sie sich bei ernsthafter Absicht
wieder gemeldet hätten.

Nicht für Vermittlung geeignet.

Nicht alle Personen, die sich bei der Ehevermittlungsstelle melden, können
vermittelt werden. Zu einem ganz geringen Teil gehen Meldungen von Gesunden
ein, die aus irgendwelchen Gründen glauben, auf Nachwuchs verzichten zu sollen.
In einigen Fällen handelt es sich dabei um Personen, bei denen Heterozygotie
vermutet werden kann. In 3 Fällen waren bei einem der Eltern „Anfälle“ auf-
getreten, deren Art jedoch nicht mehr bestimmbar war. Solche mutmaßlich
Heterozygote werden nicht vermittelt, weil eine krankhafte Erbanlage nicht
sicher feststellbar und der Personenkreis, welcher in Frage kommt, viel zu groß
ist. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß Sicher-Heterozygote vermittelt
werden. Ihre Verbindung mit Erbkrankten bedarf dann allerdings einer Ausnahme-
genehmigung.

¹⁾ „Ehefähig“ ist eigentlich ein juristischer Begriff. Ich verwende ihn hier im Sinne
des Begriffes „ehetauglich“, da sich dieser immer auf 2 Personen bezieht. „Ehefähig“
bedeutet also „fähig zur Führung einer Ehegemeinschaft“.

Unter den sonstigen sich meldenden geistig gesunden Personen sind blinde Frauen von der Ehevermittlung auszunehmen. Die meisten blinden Frauen werden nur ganz beschränkt fähig sein, einen Haushalt selbständig zu führen, zumal dann, wenn es sich um angeborene oder frühzeitig erworbene Blindheit handelt. Es ist also dabei völlig gleich, ob ein erbliches oder erworbenes Leiden vorliegt. Nur in Ausnahmefällen werden blinde Frauen als ehefähig zu betrachten sein, und zwar dann, wenn sie den Nachweis erbringen, daß sie entweder den Haushalt selbst führen können (bei später erworbener Blindheit), oder wenn sie den Haushalt durch Personal führen lassen. Solche Fälle werden allerdings nur sehr selten vorkommen.

Außer diesen geistig gesunden Menschen sind eine ganze Anzahl andere von der Ehevermittlung auszunehmen, die irgendwie abartig sind. Das sind vor allem Asoziale oder Antisoziale. Unter den Teilnehmern waren einige solche Männer. Ich habe sie bis jetzt noch nicht vermitteln können, da alle Frauen, die mit ihnen in Verbindung kamen, sie der Vorstrafen wegen ablehnten. Selbst Frauen und Mädchen, die wegen leichten Schwachsinnis sterilisiert sind und charakterlich nicht besonders hoch stehen, lehnten solche Verbindungen ab. Um so mehr tun dies Frauen, die anderen Erbkranken kategorien angehören. Aus denselben Gründen wurden Männer zurückgewiesen, von denen im Laufe der zunächst eingegangenen Verbindung bekannt wurde, daß sie früher einmal schwere Alkoholiker waren oder wegen eines Sittlichkeitsdeliktes vor Gericht gestanden hatten.

Weiter sind von der Ehevermittlung alle entmündigten und unter vorläufiger Vormundschaft stehenden Personen ausgenommen, da sie unter § 1 Abschnitt 1b des Ehegesundheitsgesetzes fallen, nach dem ihnen die Eheschließung verboten ist. In einem einzigen Ausnahmefall habe ich eine Frau vermittelt, die wegen Geistesschwäche entmündigt war. Sie konnte fast nichts lesen, wenig schreiben, aber ganz gut rechnen und zeigte keine charakterlichen Abwegigkeiten. Den Haushalt ihrer Pflegemutter, die zugleich ihr Vormund war, führte sie recht gut. Sie konnte auch einkaufen ohne sich dabei irgendwie übervorteilen zu lassen oder grobe Fehler zu begehen. Sie brauchte nur eine Person, die sie bei Behörden vertreten konnte, und aus diesem Grunde war sie entmündigt worden. Es erschien durchaus möglich, in diesem Falle eine Ausnahme zu machen, da eine Befreiung von den Vorschriften des Ehegesundheitsgesetzes zweifellos begründet war.

Endlich sind eine Anzahl Männer und Frauen von der Ehevermittlung ausgeschlossen worden, bei denen zwar keine Bedenken von seiten der Gesundheitsämter geäußert worden waren, aus deren Angaben jedoch mir gewisse Bedenken aufstiegen. Es handelte sich dabei um Männer, die ihren Lebensunterhalt nicht selbst verdienen können, und um Frauen, die ganz offenbar unfähig waren, einen Haushalt zu führen.

Unkostenbeiträge.

Bekanntlich ist in der Meinung weiter Kreise eine Sache nichts wert, wenn sie nichts kostet. Das war für mich einer der Gründe von Anfang an einen, wenn auch geringen Unkostenbeitrag zu erheben. Der größte Teil der Antragsteller war damit durchaus einverstanden und verschiedene sprachen offen ihre Verwunderung aus, daß der Unkostenbeitrag so gering sei. Eine erhebliche Zahl der

Teilnehmer ist allerdings anderer Meinung und hat bisher noch nichts bezahlt (437). Darunter sind jedoch eine ganze Anzahl mitgezählt, denen aus Mangel an geeigneten Partnern noch keine oder nur wenig Vorschläge gemacht werden konnten. In verschiedenen Fällen, die sehr viel Arbeit verursachten, wurde der Betrag erneut angefordert oder freiwillig wiederholt.

Ich habe aber die Aufnahme der Vermittlungstätigkeit nie von der Zahlung des Beitrages abhängig gemacht und habe die Teilnehmer, welche nicht bezahlten, immer mitgeführt. Bei einem Geschäftsbetrieb, der auf Erwerb angewiesen ist, ist so etwas nicht möglich, da kann man auch nicht mit einem so geringen Unkostenbeitrag, wie ich ihn erhoben habe, auskommen (RM 3.-).

Es ist aber auch nicht meine Absicht gewesen zu beweisen, daß eine Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte und Unfruchtbare sich aus sich selbst erhalten kann. Ich glaube kaum, daß dies möglich ist, da doch der größte Teil der in Frage kommenden Erbkrankten finanziell schlecht gestellt ist. Die Arbeit der Dresdner Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte und Unfruchtbare wurde ermöglicht durch finanzielle Unterstützung des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst, zum Teil auch des Rassenpolitischen Amtes der Gauleitung Sachsen.

Ich halte es für zweckmäßig, wenn auch die anderen Ehevermittlungsstellen solche Unkostenbeiträge erheben, damit die dem Staat oder der Partei entstehenden Ausgaben geringer werden. Im Verhältnis zu den Beiträgen, welche erwerbsmäßige Ehevermittler verlangen, ist der von mir bisher erhobene Beitrag als sehr bescheiden zu bezeichnen. Zu empfehlen ist eine Staffelung des Beitrages nach den Verhältnissen der Teilnehmer und der geleisteten Arbeit.

Schizophrenie.

Die Frage der Ehevermittlung Schizophrener ist besonders schwierig, da der Verlauf des Leidens nicht voraussehen ist. Von Psychiatern wird empfohlen, Schizophrenie überhaupt nicht heiraten zu lassen, da man niemandem zumuten könne, eine Eheschließung mit einem Menschen einzugehen, der womöglich später einmal dauernd anstaltsbedürftig wird. Diese Ansicht entspricht völlig dem Empfinden verschiedener Teilnehmer der Ehevermittlungsstelle, vor allem solcher Männer und Frauen, die geistig völlig gesund sind. Sie befürchten, mit einer wegen Schizophrenie sterilisierten Person einmal einer schweren Belastung ausgesetzt zu sein. Der strenge Standpunkt der Psychiater ist durchaus verständlich. In der Praxis liegt die Sache aber doch so, daß eine Anzahl Schizophrener dauernd krankheitsfrei bleibt, nur daß man nicht sagen kann, bei welchen das zutrifft. Nimmt man die offenbar schweren Fälle, bei denen ein neuer Schub sicher oder sehr wahrscheinlich ist, heraus, und wählt man von den übrigen vorsichtig diejenigen aus, bei denen ein neuer Schub weniger wahrscheinlich ist, so darf man zweifellos wagen, solche leichtere Fälle zu vermitteln. Ich nehme grundsätzlich nur solche Schizophrenie auf, von denen mir eine Bescheinigung des Gesundheitsamtes vorliegt, daß der Betreffende für ehefähig (s. Fußnote S. 47) bzw. ehievermittlungsfähig gehalten wird.

Die Auskünfte sind in den allermeisten Fällen bereitwilligst gewährt worden. Sie waren allerdings sehr ungleichmäßig. Drei brauchbare Beispiele seien hier wiedergegeben: „Die am geborene N. N., wohnhaft in N., ist wegen

Schizophrenie unfruchtbar gemacht worden, kann jetzt als ehvermittlungsfähig angesehen werden und wünscht möglichst auch einen schizophrenen Partner zu heiraten.“ „Die am geborene N. N., wohnhaft in N., ist im Jahre 1933 unfruchtbar gemacht worden. Sie leidet an multipler Sklerose und ist ehvermittlungsfähig. Sie wünscht die Ehe mit einem nervenkranken oder mißgebildeten Partner.“ „Es wird bestätigt, daß die wegen Schizophrenie unfruchtbar gemachte N. N., geb. , wohnhaft in N., auf Grund einer heute erfolgten Untersuchung als völlig gesundet und daher als ehfähig mit einem unfruchtbaren Partner angesehen werden kann. Diese Bestätigung fußt auch auf einer Beobachtung in der Zeit von Anfang 1938 bis Frühjahr 1939, auf Grund welcher heute eine offensichtliche Wiederkehr psychischer Frische und Natürlichkeit erkennbar ist.“

Die Gesundheitsämter bitte ich, die nötigen Feststellungen mit Hilfe der psychiatrischen Außenfürsorge zu treffen. Zweifellos ist auch dadurch keine volle Sicherheit gegeben, es wird aber auf jeden Fall ausgeschlossen, daß Personen zur Vermittlung kommen, die sowohl nach dem früheren Krankheitsverlauf als auch nach ihrer derzeitigen Haltung in der Umgebung mit großer Wahrscheinlichkeit bald wieder einen neuen Schub erleben.

Epileptiker.

Bei Epileptikern ist die Gefahr zwar nicht ganz so groß wie bei Schizophrenen, daß ihre Krankheit zur Eheunfähigkeit führt, jedoch ist diese Gefahr ebenfalls vorhanden, und es läßt sich nicht voraussagen, ob der betreffende Epileptiker nicht auch anstandsbedürftig wird. Aus diesem Grunde lasse ich auch die Epileptiker die oben erwähnte Erklärung unterschreiben. Ich nehme auch nur solche Epileptiker auf, bei denen die Zahl der Anfälle nicht zu groß ist. Unter den Antragstellern waren nur relativ wenige schwere Epileptiker.

Im übrigen äußern viele andere Teilnehmer den Wunsch, daß ihnen Epileptiker nicht vorgeschlagen werden, wodurch für diese die Auswahl geringer wird.

Schwachsinnige.

Die größte Zahl der in Frage kommenden Heiratslustigen dürfte aus dem Kreis der Schwachsinnigen zu erwarten sein. Bisher haben sich noch verhältnismäßig wenig von ihnen gemeldet, wenn man die große Zahl in Deutschland vorhandener Schwachsinniger bedenkt, die unter das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses fallen. Von dieser großen Zahl sind allerdings nicht alle ehvermittlungsfähig. Die Leicht-Schwachsinnigen, bei denen keine schweren Charakterschäden festzustellen sind, können wohl in den meisten Fällen vermittelt werden. Schwer-Schwachsinnige kommen dagegen überhaupt nicht in Frage. Imbezille werden wohl in zahlreichen Fällen ebenfalls nicht vermittelt werden können, vor allem Männer nicht. Unter den imbezillen Frauen gibt es dagegen sicher solche, die einen Haushalt leidlich führen können, besonders wenn sie charakterlich in Ordnung sind und nur teilweise Intelligenzausfälle aufweisen. Solche Frauen können mit einem leicht schwachsinnigen Mann eine durchaus gute, unauffällige Ehe führen.

Wenn der Schwachsinn dagegen mit charakterlichen Schäden gepaart ist, wird eine Ehevermittlung in den meisten Fällen nicht zu empfehlen sein. Bei diesen

Personen handelt es sich sehr oft um Asoziale oder um solche Leute, die dauernd dem Staat zur Last fallen. Es ist deshalb nicht angebracht, ihnen zu einer Eheschließung zu verhelfen.

Die Methode, nach der die Dresdner Ehevermittlungsstelle die Verbindungen anbaut, trifft schon von sich aus eine gewisse Auslese unter den schwachsinnigen Teilnehmern. Zwar handelt es sich dabei nur um eine Auslese nach der Intelligenz. Jedoch spielt ja die Intelligenz in diesen Kreisen für die Ehetauglichkeit eine wesentlich höhere Rolle als beim Bevölkerungsdurchschnitt. Auf die Intelligenz der heiratswilligen Schwachsinnigen kann man schon aus ihren Zuschriften gewisse Schlüsse ziehen. Dabei muß natürlich ausgeschlossen werden, daß etwa jemand anderes die Briefe des schwachsinnigen Teilnehmers schreibt, wie dies auch schon vorgekommen ist.

Auch aus den sozialen Angaben und aus den Wünschen kann man Schlüsse auf Intelligenz und Charakter des Betreffenden ziehen, so daß man in vielen Fällen selbst ohne persönliche Kenntnis ein einigermaßen genaues Bild des Betreffenden erhält. Eine persönliche Vorstellung des Heiratswilligen ist allerdings gerade bei den Schwachsinnigen erwünscht.

Rechtsfragen.

Besonders schwierig sind die Rechtsfragen, welche sich aus der Ehevermittlung von Schizophrenen, Manisch-Depressiven und Epileptikern ergeben können. Es ist z. B. denkbar, daß ein Schizophrener eine unfruchtbare Frau heiratet und daß nach einigen Jahren bei ihm ein neuer Schub auftritt, der eventuell zu dauernder Anstaltsunterbringung führt. Dann könnte der andere Ehepartner mit dem Anspruch hervortreten, erhalten zu werden, oder er könnte Scheidung beantragen. Um gegen solche Ansprüche gesichert zu sein, lasse ich die in Frage kommenden Teilnehmer die folgende Erklärung unterschreiben: „Ich erkläre hiermit, daß ich alle Folgen und Weiterungen, die sich aus einer Eheschließung ergeben, selbst verantworten werde. Irgendwelche Ansprüche werde ich nicht stellen.“ Zwar haben alle Teilnehmer bereits im Fragebogen etwas ähnliches unterschrieben, jedoch glaube ich, daß es bei den Geisteskranken besser ist, sie durch die Erklärung nochmals auf ihre eigene Verantwortung hinzuweisen.

Fehlschlägen vorbeugen!

Zweifellos ist mit Fehlschlägen gerade bei Schizophrenen und Schwachsinnigen zu rechnen. Vor allem ist ein Auseinandergehen bei den Ehen möglich, die sehr schnell geschlossen worden sind. Die erste so schnell geschlossene Ehe war eine Ehe zwischen Gehörlosen. Es ist mir in diesem Falle noch nicht bekannt geworden, daß die Ehe wieder auseinandergegangen ist. Wenn dagegen Schwachsinnige bereits nach 8–10tägiger Bekanntschaft heiraten wollen, so erscheint die Angelegenheit bedenklich. Ich bin deshalb bemüht, die Teilnehmer darauf hinzuweisen, daß sie einander längere Zeit prüfen.

Bei der näheren Betrachtung gerade dieser Frage muß man sich allerdings auch vergegenwärtigen, daß die Gefahr des Auseinandergehens für jede Ehe besteht. Sie ist zwar bei den Ehen Erbkranker größer, aber sie besteht auch nur in einem bestimmten Umfange. Denn wenn man sie als wesentlich größer an-

nehmen wollte als bei normalen Ehen, dann wäre die Vermittlungstätigkeit sinnlos. Die schwierige Methode und die sorgfältige Prüfung jedes Einzelfalles bieten Gewähr dafür, daß vorwiegend Personen teilnehmen, die den ernstesten Willen zur Ehe haben und von denen man deshalb annehmen kann, daß sie auch den Willen zum Durchhalten in der Ehe aufbringen, wenn widrige Umstände Enttäuschungen bringen.

Propaganda.

Es ist unbedingt nötig, daß das Bestehen von Ehevermittlungsstellen für Erbkrankte und Unfruchtbare bekanntgegeben wird. Man hat eingewendet, daß die Öffentlichkeit gar nichts davon zu erfahren brauche, da ja die in Frage kommenden Kreise bereits von den Gesundheitsämtern, Fürsorgebehörden oder Erbgesundheitsgerichten erfaßt würden. Es ist richtig, daß diese Behörden in Zukunft die Aufklärung der in Frage kommenden Personen über die Möglichkeiten der Ehevermittlung übernehmen können. Was aber soll mit den Erbkranken geschehen, die seit 1934 bereits unfruchtbar gemacht worden sind? Sie kommen wohl kaum mehr mit einer solchen Behörde in Berührung, vor allem dann nicht, wenn sie sich selbst erhalten können und sonst in keiner Weise auffallen. Das sind aber gerade die Menschen, die für eine erfolgreiche Vermittlung in Frage kommen. Diejenigen, welche der Fürsorge bereits zu schaffen machen, wenn sie allein leben, und diejenigen, welche aus irgendwelchen anderen Gründen immer wieder mit dem Gesundheitsamt in Berührung kommen, sind als Ehepartner kaum erwünscht. Man kommt an die wertvolleren unter den Erbkranken nur durch die öffentliche Bekanntgabe heran. Propaganda ist also nötig.

Das hat sich auch in der Entwicklung der Dresdner Ehevermittlungsstelle gezeigt. Zunächst wurde nur in Zeitungen der Gehörgeschädigten („Der deutsche Gehörlose“, „Der Kämpfer“) annonciert. Außerdem wurden im Anfang noch Anzeigen in Tageszeitungen, in den Zeitschriften der Körpergeschädigten und einigen anderen Zeitschriften eingerückt. Der Erfolg war im Verhältnis zu den hohen Kosten so minimal, daß bald von der Werbung durch Anzeigen abgesehen wurde (bis auf die Anzeigen in der Presse der Gehörgeschädigten). Verschiedene Aufsätze (Öffentlicher Gesundheitsdienst, Sächsische Führerblätter, Deutsche Sonderschule, Neues Volk, Informationsdienst des Rassenpolitischen Amtes) brachten eine Anzahl Teilnehmer zu den Gehörgeschädigten hinzu. Während meiner Zugehörigkeit zur Wehrmacht in den ersten Kriegsmonaten mußten etwa 150 Neumeldungen zurückgestellt werden und konnten erst nach meiner Rückkehr ihre Erledigung finden. Die erste Pressenotiz brachte dann eine größere Zahl Meldungen und die zweite Pressenotiz im September 1940 ließ die Zahl der Meldungen noch höher steigen. Beachtenswert ist vor allem die Tatsache, daß die Wirkung der Notiz beide Male ziemlich lange nachhielt. Eine ganze Anzahl Interessenten schrieb erst nach Wochen. Ja noch im Dezember gingen Meldungen ein, die sich auf die Pressenotiz vom September bezogen.

Wesentlich erscheint bei der Frage der Propaganda, daß die Unfruchtbaren nur durch öffentliche Hinweise einbezogen werden können. Das Ehegesundheitsgesetz verbietet ihnen zwar nicht die Ehe mit einem erbgesunden Partner, und keine Bestimmung hindert die Eheschließung einer Ehe von Erbgesunden,

die durch die bereits bekannte Unfruchtbarkeit des einen Partners zur Kinderlosigkeit verurteilt ist. Es gibt aber unter diesen Unfruchtbaren, welche um ihren Zustand wissen, eine ganze Anzahl, die nur eine Ehe mit einem ebenfalls unfruchtbaren Partner eingehen wollen. Diesen Grund gaben alle Unfruchtbaren an, die sich bei mir meldeten. Nur durch Werbung in der Öffentlichkeit hatten sie vom Bestehen einer solchen Stelle erfahren.

Eine gewisse Propaganda wird also zunächst nicht zu vermeiden sein. Und so lange der § 2 des Ehegesundheitsgesetzes noch nicht in Kraft gesetzt ist, wird man diese Propaganda ab und zu wiederholen müssen. Wenn erst alle Brautpaare das Eheauglichkeitszeugnis zum Standesbeamten mitbringen, dann ist eine öffentliche Werbung nicht mehr nötig. Heute wird sie aber noch gebraucht.

Zusammenfassung.

1. Der Bericht zeigt, daß Ehevermittlungsstellen für Erbkrankte, Unfruchtbare und andere geschädigte Menschen einem Bedürfnis entsprechen.

2. Die bisherige Entwicklung hat gezeigt, daß die Arbeit nicht von einer Zentrale aus geleistet werden kann. Den praktischen Bedürfnissen ist bereits durch eine ziemlich weitgehende Dezentralisierung Rechnung getragen worden.

3. Die Ehevermittlung für Erbkrankte und Unfruchtbare ist über das erste Versuchsstadium hinaus. Doch ist auch die weitere Arbeit noch als Versuch zu betrachten, soweit sie der Klärung ungelöster Probleme durch die Praxis dient (Geisteskrankte, Epileptiker, Rechtsfragen, geeignete und ungeeignete Verbindungen, usw.).

4. Der Erfolg der Ehevermittlungstätigkeit wird nur sichergestellt durch eine genügend große Teilnehmerzahl, die allerdings aus Gründen der Übersicht eine gewisse Höhe nicht übersteigen sollte.

5. Voraussetzung für die Führung einer solchen Stelle ist eingehende Kenntnis der mit den Erbkranken zusammenhängenden Probleme und finanzielle Unabhängigkeit. Schon aus diesem Grunde ist es nicht möglich, die Ehevermittlung für Erbkrankte und Unfruchtbare der gewerbsmäßigen Ehevermittlung zu überlassen.

6. Die einzelnen Ehevermittlungsstellen für Erbkrankte und Unfruchtbare müssen in einem dauernden Austausch stehen, um erfolgreicher arbeiten zu können.

7. Die Methoden sind noch auszubauen und zu verfeinern.

8. Um eine Auswertung zu ermöglichen, ist eine laufende Statistik bei den Ehevermittlungsstellen für Erbkrankte und Unfruchtbare erwünscht.

9. Eine Propaganda ist zur Zeit noch unerlässlich, um die bereits sterilisierten Erbkranken und die Unfruchtbaren zu erfassen.

Zur Frage der Fortpflanzung der Hilfsschüler.

Von Prof. F. Lenz, Berlin.

In Band 34 Heft 5 dieses Archivs hat Eberhard Franke eine Erhebung über die Kinderzahl ehemaliger Hilfsschüler in Breslau mitgeteilt. Es handelt sich um Männer und Frauen, die in den Jahren 1892 bis 1900 in die Hilfsschule eingetreten waren und die zur Zeit der Untersuchung ungefähr 45 bis 53 Jahre alt waren. Auf eine fruchtbare Ehe kamen im Durchschnitt 2,98, auf eine Ehe überhaupt 2,38 Kinder. Franke vergleicht diese Zahlen mit der durchschnittlichen Kinderzahl in Preußen und glaubt schließen zu dürfen, daß die Kinderzahl der Hilfsschüler weit unter dem Durchschnitt liege. Er beruft sich in diesem Zusammenhang auch auf mich und schreibt mir die Ansicht zu, daß die Kinderzahl der Schwachsinnigen und sozial Unterwertigen im Rückgang sei. Das ist an und für sich zwar richtig; gleichwohl aber kann die Kinderzahl der leicht Schwachsinnigen immer noch überdurchschnittlich groß sein.

Es gibt kein treffendes Bild, wenn Franke die Kinderzahl der Breslauer Hilfsschüler mit der durchschnittlichen Kinderzahl in Preußen vergleicht. Von der Bevölkerung Preußens wohnt ein beträchtlicher Teil auf dem Lande; auf dem Lande aber ist die Kinderzahl wesentlich größer als in der Großstadt; vermutlich trifft das in besonderem Maße für die leicht Schwachsinnigen auf dem Lande zu. Es wäre daher richtiger gewesen, die Kinderzahl der Breslauer Hilfsschüler mit der durchschnittlichen Kinderzahl in Breslau zu vergleichen, die viel niedriger als die durchschnittliche Kinderzahl ganz Preußens, zumal in den betrachteten Geburtsjahrgängen, ist.

In Arbeiten über die Kinderzahl der Eltern Münchener Hilfsschüler haben Prokein (1925) und Meixner (1936) auf meinen Rat die durchschnittlichen Kinderzahlen der Großstadt München zum Vergleich genommen. Vermutlich unterscheiden sich die Kinderzahlen der Großstadt Breslau nicht sehr von denen Münchens. Hätte Franke die Kinderzahlen seiner Breslauer Hilfsschüler mit den durchschnittlichen Kinderzahlen in Breslau verglichen, so wäre er wohl sicher nicht zu dem Schluß gekommen, daß die Kinderzahl der Hilfsschüler weit unter dem Durchschnitt liege. Es ist dabei auch zu bedenken, daß zu jener Zeit, als die von Franke untersuchten Männer und Frauen in das schulpflichtige Alter traten, das Hilfsschulwesen erst in seinen Anfängen stand. Damals gelangten zunächst vorzugsweise schwerere Grade von Schwachsinn in die Hilfsschulen, während gegenwärtig die leicht Schwachsinnigen (Debilen) die Hauptmasse der Hilfsschüler stellen. Nun haben aber Individuen mit schwereren Intelligenzdefekten im Durchschnitt weniger Kinder als solche mit leichteren Intelligenzmängeln. Man wird daher die von Franke gefundenen Kinderzahlen nicht als typisch für die Fortpflanzung der Hilfsschüler der Gegenwart ansehen dürfen.

Weiter ist zu bedenken, daß die schwachsinnigen Hilfsschüler jener Geburtsjahrgänge kaum Kriegsverluste gehabt haben; wenigstens sind Kriegsverluste

in der Arbeit von Franke nicht erwähnt. Die normalen Männer jener Jahrgänge, die zu den von Franke beforschten Hilfsschülerinnen im Alter paßten, haben dagegen starke Kriegsverluste gehabt. Vermutlich erklärt sich daraus, daß in Frankes Material die Hilfsschülerinnen, welche das Heiratsalter erreichten, nicht öfter zur Ehe gelangten als die gleichaltrigen männlichen Hilfsschüler, während sonst die Heiratsaussichten debiler Mädchen wesentlich größer sind als die debiler Männer.

Franke hat auch die Kinderzahl der Eltern seiner Hilfsschüler erfragt und 7,1 Kinder je Ehe gefunden. Er schließt daraus, daß die Elterngeneration der Schwachsinnigen eine über doppelt so große Kinderzahl aufzuweisen hatte. Dieser Schluß ist indessen irrig, da bei Erhebungen von den Kindern her kinderreiche Eltern stets vorzugsweise erfaßt werden. Dieser Fehler ist seit Steinmetz' Erhebung über den Nachwuchs der Begabten (1904) ungezählte Male wiederholt, aber auch oft kritisiert worden. Er sollte wirklich nicht immer von neuem gemacht werden. In den Arbeiten von Prokein (1925) und Meixner (1936), die Franke zitiert, ist dieser Fehler ausführlich diskutiert und korrigiert worden. Prokein hat eine rohe Kinderzahl von 5,24 gefunden. Die korrigierte Kinderzahl je fruchtbare Ehe betrug 3,40 und die korrigierte Kinderzahl je Ehe überhaupt 2,89. Meixner hat eine rohe Kinderzahl von 4,30, eine korrigierte je fruchtbare Ehe von 2,68 und je Ehe überhaupt von 2,36 gefunden. Wenn Franke die Zahl 5,24 aus Prokeins Arbeit mit der Zahl 2,68 aus Meixners Arbeit nebeneinanderstellt, so ist das also irreführend; denn bei der Zahl 5,24 handelt es sich um die rohe, bei 2,68 dagegen um die korrigierte Kinderzahl. Tatsächlich bleibt die von Meixner gefundene Zahl nicht mehr hinter der von Prokein gefundenen zurück, als es in Anbetracht des inzwischen erfolgten Geburtenrückgangs zu erwarten war.

Die Zahl von 2,38 Kindern je Ehe überhaupt, die Franke für Hilfsschüler in Breslau gefunden hat, stimmt praktisch mit der Zahl 2,36 überein, die Meixner für die Kinderzahl je Ehe der Eltern der Münchener Hilfsschüler gefunden hat. Diese aber lag um mindestens 60% über der durchschnittlichen Kinderzahl Münchener Ehen derselben Jahrgänge. Es ist daher trotz des gegenteiligen Schlusses Frankes möglich, daß auch die Kinderzahl der ehemaligen Breslauer Hilfsschüler über dem Breslauer Durchschnitt liegt.

Eine genaue Korrektur der rohen Kinderzahl, die Franke für die Eltern der Breslauer Hilfsschüler gefunden hat, ist leider ohne Kenntnis der Gliederung der Ehen nach der Kinderzahl nicht möglich. Bei Meixners Material ergab die Korrektur der rohen Kinderzahl eine Reduktion um 38%. Wenn man annimmt, daß das Material Frankes entsprechend gegliedert war, würde sich die rohe Kinderzahl der Eltern seiner Hilfsschüler von 7,1 reduzieren auf eine durchschnittliche Kinderzahl von 4,4 je fruchtbare Ehe der Elterngeneration. Der Unterschied in der Kinderzahl der beiden Generationen ist jedenfalls nicht entfernt so groß, wie Franke angenommen hat. Er ist nicht größer, als es dem allgemeinen Geburtenrückgang in jenen Jahrzehnten entspricht. Möglicherweise sind die Schwachsinnigen sogar weniger am Geburtenrückgang beteiligt.

Rassenhygienische Maßnahmen gegen schwere erbliche Augenleiden (erbliche Blindheit, schwere erbliche körperliche Mißbildung).

Von Dr. med. habil. Karl Lisch.

(Aus der Universitäts-Augenklinik München [Vorstand Prof. Dr. W. Meisner].)

Was die Anwendung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in der Augenheilkunde betrifft, so kommt uns dabei besonders zugute, daß in diesem Fach schon verhältnismäßig lange die Erbkunde betrieben wird. Dieses hatte zweifellos zur Folge, daß bei einer Reihe von erblichen Augenleiden der große Wert von erbpflegerischen Maßnahmen schon früh richtig erkannt wurde. Bei einigen erblichen Augenleiden gehen allerdings noch die Ansichten bezüglich der Anwendung oder Nichtanwendung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses auseinander. Die Ursache ist hauptsächlich darin zu suchen, daß die auf Grund jahrelanger Forschung und Erkenntnisse gewonnenen allgemeinen rassenhygienischen Grundsätze nicht von allen die richtige Würdigung finden; erst wenn sie Allgemeingut aller deutschen Ärzte geworden sind, wird es möglich sein, in sämtlichen Fächern der Medizin durch eine einheitliche Begutachtung die richtigen erbpflegerischen Maßnahmen durchzuführen. Aus diesem Grunde ist es wichtig, irrtümliche rassenhygienische Ansichten aufzuzeigen und zu widerlegen. Auf die wichtigsten rassenhygienischen Irrtümer, die sich im Laufe der letzten Jahre in der Augenheilkunde gebildet haben, habe ich bereits an anderer Stelle hingewiesen¹⁾.

Da sich mir die Gelegenheit bot, in eine große Anzahl von Erbgesundheitsgerichtsakten von Patienten mit Augenleiden, bei denen die Unfruchtbarmachung beantragt, durchgeführt oder abgelehnt wurde, Einblick zu nehmen, möchte ich hier noch einmal zu einigen besonders wichtigen rassenhygienischen Fragen Stellung nehmen. Den kasuistischen und statistischen Teil der genannten Akten hat H. Krückels an der hiesigen Klinik in seiner Doktor-Dissertation bearbeitet.

An erster Stelle gehe ich auf die Fälle von angeborener erblicher Katarakt ein, da hierüber, wie gerade die 52. Tagung der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft in Heidelberg gezeigt hat, die Ansichten bezüglich der rassenhygienischen Maßnahmen am auffälligsten auseinandergehen. Die Unfruchtbarmachung bei angeborenem erblichen Star wird nämlich entweder vom Grad des Sehvermögens im naturbelassenen Zustand, d. h. bei vorhandenem grauen Star oder aber auch von der Sehschärfe, die durch Staroperation erzielt wurde, abhängig gemacht. Diese Meinungsverschiedenheiten haben leider auch ihren Niederschlag in den verschiedenen mir zur Verfügung stehenden Akten von Kranken mit erblichem grauen Star gefunden. So wurde die Unfruchtbarmachung wiederholt abgelehnt, weil bei den Patienten nach der Staroperation mit Starglas ein verhältnis-

¹⁾ „Irrtümliche Anschauungen auf dem Gebiete der ophthalmologischen Rassenhygiene“: Erscheint demnächst in den Klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde.

mäßig gutes Sehvermögen (z. B. rechts $\frac{5}{15}$, links $\frac{5}{10}$) erzielt wurde. Auf der anderen Seite wurde die Unfruchtbarmachung bei Kranken durchgeführt, die nach der Staroperation mit Starglas ein gutes Sehvermögen aufwiesen (z. B. rechts = links $\frac{5}{7,5}$, oder rechts $\frac{5}{25}$, links $\frac{5}{15}$, oder rechts $\frac{5}{35}$ und links $\frac{5}{10}$), vor der Staroperation aber praktisch blind gewesen waren.

Die Träger von erblichem angeborenem grauen Star würden demnach in zwei Gruppen zerfallen. Einerseits wird durch die Ablehnung der Unfruchtbarmachung infolge des durch die Staroperation erzielten guten Erfolgs die Vererbung der krankhaften Anlage geradezu gefördert. Es ist nicht oft genug zu betonen, daß bei Erblichen therapeutische Erfolge nur die Krankheit, nicht aber die Anlage treffen. Daher darf beim erblichen grauen Star für die zu ergreifenden rassenhygienischen Maßnahmen nur der naturbelassene Zustand bestimmend sein; falls nämlich dabei praktische Blindheit besteht, ist die Unfruchtbarmachung unbedingt erforderlich, da nur dadurch das Volksganze von der Durchseuchung der krankhaften Anlage zur Starbildung geschützt werden kann.

Jeder Rassenhygieniker wird infolgedessen die Ansicht, daß die Sterilisation vom operativen Effekt abhängig zu machen sei, mit vollster Berechtigung auf das entschiedenste ablehnen müssen. Es ist auch unrichtig, wenn bei den Trägern einer und derselben krankhaften Anlage zweierlei Maß angelegt wird, da sich mit Recht der Sterilisierte gegenüber dem nur wegen des durch die Operation erzielten günstigen Erfolges Nichtsterilisierten benachteiligt fühlen muß. Dieses könnte auch dazu führen, daß vom Volk der Wert erbpflegerischer Maßnahmen mißverstanden wird.

Nach dem Gesetzeskommentar kommt beim Hydrophthalmus hereditarius die Unfruchtbarmachung in Betracht und zwar auch bei einseitigem und isoliertem Bestehen. Löhlein meint hingegen, daß bei einseitigem Hydrophthalmus, solange sich in der Sippe, besonders in der Geschwisterreihe, kein die Heredität sichernder Befund findet, zwar die Meldung beim Gesundheitsamt angezeigt ist, von der Sterilisation jedoch Abstand zu nehmen ist. Custodis schlägt bei einseitigem Hydrophthalmus ohne sonstige Mißbildung, besonders des anderen Auges, die Meldepflicht vor. Der Gemeldete sollte dann lediglich in der Erbkartei geführt werden, um dafür Sorge zu tragen, daß ein Einheiraten in Familien mit anderweitigen Mißbildungen, insbesondere des Auges, verhindert wird.

Was die Fälle von einseitigem Hydrophthalmus hereditarius betrifft, so ist dabei folgendes zu bedenken: Der einseitige Hydrophthalmus tritt bekanntlich gar nicht so selten in der Deszendenz doppelseitig auf. Bisher war es nicht möglich, Stammbäume von nur einseitigem Auftreten des Hydrophthalmus zu finden. Brons teilte aus dem Material der Tübinger Universitäts-Augenklinik 172 Fälle von hereditärem Hydrophthalmus mit, wovon 135 die Mißbildung beiderseits und nur 37 einseitig aufwiesen. Auch unter 14 Fällen von Jauernig bestand 11mal Doppelseitigkeit. Was die Fälle unseres Aktenmaterials betrifft, so zeigten 14 zur Meldung gekommene einen doppelseitigen hereditären Hydrophthalmus. Demnach überwiegen deutlich die Fälle von doppelseitigem hereditären Hydrophthalmus über die mit einseitigem.

Es ist nicht einzusehen, daß die Fälle von einseitigem Hydrophthalmus hereditarius nicht zur Sterilisation vorgeschlagen werden sollen. Wenn man schon

für die Fälle von beiderseitigem Hydrophthalmus die Unfruchtbarmachung für erforderlich hält, auch dann, wenn in der Sippe weitere Fälle nicht nachgewiesen werden können, da dieses bei einem rezessiven Erbleiden leicht der Fall sein kann, so ist nach meinem Dafürhalten die Unfruchtbarmachung auch beim einseitigen hereditären Hydrophthalmus erforderlich. Dabei ist es allerdings wichtig, exogene Faktoren für das Zustandekommen des Hydrophthalmus einwandfrei auszuschließen. Das Vorliegen auch nur eines einseitigen Hydrophthalmus hereditarius spricht doch mit aller Deutlichkeit gerade wegen der großen Gefahr des doppel-seitigen Auftretens des Leidens in der Deszendenz für das Vorliegen einer schlechten Erbmasse, deren Ausmerzung unsere Aufgabe sein muß. Da in der Regel beim einseitigen Hydrophthalmus keine praktische Blindheit vorliegt, so vermeidet man wohl besser den Antrag einer Unfruchtbarmachung wegen erblicher Blindheit. Wegen der Gefahr, daß die Erkrankung bei den Nachkommen doppelseitig in Erscheinung treten kann, handelt es sich aber ohne Zweifel um eine schwere erbliche körperliche Mißbildung, so daß deshalb die Unfruchtbarmachung durchzuführen ist.

Dieses Beispiel des einseitigen Hydrophthalmus zeigt, daß der Standpunkt einzelner Juristen wohl nicht richtig ist, die Sterilisation bei Augenleiden abzulehnen, wenn der Antrag wegen schwerer erblicher körperlicher Mißbildung gestellt wird. Jedem Ophthalmologen sind Fälle von leichteren Manifestationsgraden eines an sich schweren Augenleidens bekannt, das sonst häufig praktische Erblindung bedingt, bei anderen Sippenmitgliedern dazu geführt hat oder sie bei den Nachkommen verursacht. Der Begriff der erblichen Blindheit kann bei solchen Kranken, bei denen wir eine Weitervererbung der krankhaften Anlagen verhindern müssen, zwar nicht zur Anwendung kommen; um aber die richtigen rassenhygienischen Maßnahmen durchzuführen, ist es erforderlich, die Unfruchtbarmachung wegen schwerer erblicher körperlicher Mißbildung zu beantragen.

Dem Rat von Custodis, daß Träger kranker Erbanlagen nicht in Familien mit anderweitigen Mißbildungen einheiraten sollen, ist nicht zuzustimmen. Dieses Abraten schließt nämlich in sich, daß dadurch ein Einheiraten in erblich gute Familien empfohlen wird, was in rassenhygienischer Hinsicht völlig abgelehnt werden muß.

Unter das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses fallen auch die Träger von deletärer, hochgradiger Myopie. Dieses ist deshalb erforderlich, weil hochgradige Kurzsichtigkeit in gewissen Fällen zur praktischen Erblindung führen kann. Auf Grund vieler Beobachtungen sind wir zur Ueberzeugung gekommen, daß die verschiedenen Refraktionsanomalien und somit auch die Myopie erbbedingt sind. Diese Erkenntnisse gehen vor allem auf die Steigerschen Untersuchungen zurück (siehe dieses Archiv Bd. 10, 1913, S. 806). Die Lehre der früheren Jahrzehnte, die das Zustandekommen der Myopie auf übermäßige Naharbeit zurückführte, wurde infolgedessen verlassen und wird heute von den meisten abgelehnt. Nur Lindner erscheint die Steigersche Lehre zu „fatalistisch“ und er vertritt neuerdings die Ansicht, daß die Myopie durch Naharbeit infolge einer serösen Entzündung (Eppinger) ausgelöst wird. Er läßt zwar bei der hochgradigen Myopie erbliche Faktoren gelten, führt aber doch die Myopie insgesamt im wesentlichen auf eine exogene Genese (Naharbeit, insbesondere Schriftsetzen und Lesen) zurück.

Wenn die Lindnersche Theorie der Entstehung der Kurzsichtigkeit auf Grund von exogenen Faktoren zutreffen würde, dann wären unsere rassenhygienischen

Maßnahmen bei der deletären Myopie ohne Zweifel unberechtigt. Lindner hat aber leider nicht unsere erbbiologischen Kenntnisse von den Refraktionszuständen entsprechend berücksichtigt und auf rein mechanistischer Grundlage eine Erklärung für die Entstehung der Myopie angegeben.

Was die hochgradige deletäre Myopie betrifft, so möchte ich von den Aktenaufzeichnungen kurz eine Sippe erwähnen: Es handelt sich um 8 Geschwister. Der Vater hat sich erhängt. Es war bei ihm beiderseits eine hohe Myopie (Achsenmyopie) verbunden mit Ektopia lentis und Arachnodaktylie (Marfansches Syndrom) vorhanden; er war praktisch blind. Von den 8 lebenden Kindern weisen 7 eine deletäre Myopie auf. Das Alter dieser Kinder beträgt: 16, 15, 13, 10, 8, 6 und 4 Jahre. Bei allen besteht eine hochgradige Kurzsichtigkeit mit schweren Augenhintergrundsveränderungen, so daß sie praktisch blind sind. Die Naharbeit spielt als auslösender Faktor dabei wohl sicherlich keine Rolle, denn sonst müßten die jüngeren Geschwister, insbesondere die 4 und 6jährigen gegenüber den älteren eine geringere Myopie aufweisen und noch ein besseres Sehvermögen besitzen, da sie sich wohl überhaupt nicht mit Lesen beschäftigt haben. Das gehäufte und gleichartige Vorkommen der deletären hochgradigen Myopie bei den verschieden alterigen Geschwistern dieser Sippe weist vielmehr darauf hin, daß es sich dabei nicht um exogene Ursachen, sondern um eine erbliche Anomalie handelt. Der deletäre Verlauf der Myopie bei diesen Sippenmitgliedern zeigt uns sehr eindrucksvoll — ebenso Beobachtungen bei anderen Sippen mit erblicher deletärer Myopie bekunden dieses — wie notwendig dabei rassenhygienische Maßnahmen sind. Sie können auch nicht durch Hypothesen, wie sie Lindner vertritt, erschüttert werden.

Schließlich möchte ich noch Stellung nehmen zur Frage: Turmschädel und Sterilisation. Die Entscheidung, ob bei Turmschädel mit praktischer Erblindung infolge Sehnervenatrophie die Unfruchtbarmachung durchgeführt werden soll, ist, wie aus den Akten hervorgeht, nicht einheitlich. Im Gesetzeskommentar heißt es u. a., „daß der erbliche Turmschädel mit Sebstörungen und andere Erb-leiden gelegentlich als Teilsymptom eine fortschreitende Erblindung haben. Oft steht diese zunächst als auffallende Erscheinung im Vordergrund. Da das Gesetz keinen speziellen Katalog kennt, der die einzelnen Augenleiden erblicher Art, die zur Erblindung führen, aufzählt, dürfen diese Erblindungsfälle sehr wohl den sterilisierungspflichtigen Leiden zugezählt werden, denn sie sind aus einer kranken Erbanlage entstanden, die sich in der Nachkommenschaft mit großer Wahrscheinlichkeit als Blindheit manifestieren wird. Dazu kommt die Wahrscheinlichkeit der Manifestierung neuer Erbschäden.“

An der genotypischen Bedingtheit des Turmschädels ist nicht zu zweifeln. Es besteht allerdings über den Erbgang keine völlige Klarheit. Es wird sowohl dominanter wie auch rezessiver Erbgang angenommen. Verhältnismäßig häufig sind Verwandtenehen in der Aszendenz solcher Kranker. Die Erbanlage braucht nicht immer zu einer extremen Ausbildung der einzelnen Symptome zu führen. Wie Bauer und Bode hinweisen, ist aber die Erblindung im Gefolge von Turmschädel eine sehr viel häufigere als nach dem Schrifttum anzunehmen ist. H. Larsen stellte seinerzeit in Kopenhagen bei Blindenanstaltsinsassen in fast 14% Turmschädel fest.

Neben den erbbedingten Fällen von Turmschädel werden in der Literatur viel-

fach auch Einzelfälle erwähnt, bei denen erbliche Faktoren für das Zustandekommen der Schädelanomalie nicht aufgedeckt werden konnten.

Leider sind wir bei der Beurteilung von Kranken mit Turmschädel bisher nur auf Erfahrungen aus kasuistischen Mitteilungen angewiesen. Die Frage, ob bei Kranken mit Turmschädel und praktischer Erblindung die Unfruchtbarmachung angezeigt ist, kann zweifellos wegen des öfteren Fehlens genauer Untersuchungsmerkmale der ererbten und der Umwelt bedingten Formen im einzelnen Falle nicht leicht sein. Diese Schwierigkeiten können wir vermindern oder beseitigen, wenn wir uns weitere Erfahrungen durch systematische Untersuchungen an einem großen Turmschädelmaterial verschaffen.

Abschließend halte ich es für wichtig, noch kurz auf die Zusammensetzung der Erbgesundheitsobergerichte näher einzugehen. Harms hält es unter allen Umständen für erstrebenswert, daß in jedem Erbgesundheitsobergericht, sofern es sich mit erblichen Augenleiden zu befassen hat, einer der ärztlichen Richter ein klinisch und erbbiologisch erfahrener Augenarzt ist. Diese Forderung scheint mir jedoch nicht berechtigt. Da in den Sitzungen der Erbgesundheitsobergerichte bezüglich verschiedener Erbleiden Beschlüsse gefaßt werden, müßten immer eine Reihe von Fachärzten anwesend sein, wodurch die Gerichtsverhandlung nur kompliziert wird. Entscheidend für die richtige Beschlußfassung ist nach meinem Dafürhalten ein exaktes Gutachten eines klinisch und erbbiologisch erfahrenen Facharztes. Dabei muß nicht bloß großer Wert auf die Schilderung des klinischen Befundes gelegt werden, sondern es ist ebenso notwendig, einen möglichst genauen Nachweis der Erblichkeit der Erkrankung in der Sippe zu erbringen. Auch bei Erkrankungen, deren Erblichkeit bereits generell feststeht (z. B. Pigmentdegeneration der Netzhaut, Hydrophthalmus hereditarius, Ektopia lentis, schwere Spaltmißbildungen, Mikrophthalmus, Anophthalmus, Kryptophthalmus, Aniridie, Albinismus, totale Farbenblindheit), so daß also an und für sich auch ohne Nachweis eines zweiten Falles sterilisiert werden kann, soll der Versuch nicht unterlassen werden, den Nachweis des erblichen familiären Auftretens des Leidens in der Sippe zu erbringen. Die Beurteilung des Erbleidens hat in möglichst klarer Form unter Berücksichtigung allgemeingültiger rassenhygienischer Grundsätze zu erfolgen. Dann ist es nicht notwendig, zu den Sitzungen der Erbgesundheitsobergerichte verschiedene Fachärzte zuzuziehen.

Schrifttum.

Bauer u. Bode, Im Handbuch der Erbbiologie des Menschen von Günther Just Bd. 3. — Brons, Über die Vererbung des Hydrophthalmus congenitus, Inaugural-Dissertation, Tübingen 1937. — E. Custodis, Klin. Mbl. Augenheilk. 1937, 102, 242. — Fleischer, Vers. der Ophthalm. Ges. Heidelberg 1938 (Vortrag und Diskussionsbemerkungen). — A. Gütt, Handbuch der Erbkrankheiten Bd. 5, Erbleiden des Auges. G. Thieme-Verlag 1938. — Gütt-Rüdin-Ruttke, Zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, 2. Auflage 1936. — H. Harms, Öffentlicher Gesundheitsdienst 1939, 12, 496. — Jauernig, Tagung märk. Augenärzte, Klin. Mbl. Augenheilk. 1937. — H. Krückels, Über die Anwendung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses bei erblichen Augenleiden an Hand von 161 zur Unfruchtbarmachung vorgeschlagenen Fällen. Inaugural-Dissertation, München 1940. — H. Larsen, Klin. Mbl. Augenheilk. 1913, 51, II, 145. — K. Lindner, Klin. Mbl. Augenheilk. 1939, 103, 582 und 1940, 105, 113. — K. Lisch, Arch. Rassenbiol. 1939, 282. — Steiger, Die Entstehung der sphärischen Refraktion, S. Karger, Berlin 1913.

Referate.

Handbuch der Erbbiologie des Menschen. In Gemeinschaft mit K. H. Bauer, E. Hanhart und J. Lange herausgegeben von G. Just. 4. Band 1. und 2. Teil: Erbbiologie und Erbpathologie körperlicher Zustände und Funktionen I und II. 1272 S. mit 397 z. T. farbigen Abbildungen. Verlag Julius Springer, Berlin 1940. Brosch. RM 210,-, geb. RM 218,25.

Die menschliche Erbbiologie und Erbpathologie haben in den letzten Jahren sehr sowohl an Breite der Forschung durch Ausdehnung auf alle Gebiete der Medizin als auch an Tiefe zugenommen durch immer gründlichere Erforschung der einzelnen Probleme und Fragen, so daß unsere Kenntnisse und das Schrifttum darüber einen derartigen Umfang angenommen haben, daß selbst der Fachmann über sein engeres Arbeitsgebiet hinaus nur schwer einen Überblick behalten konnte. Es füllt daher das Handbuch der Erbbiologie des Menschen eine große Lücke aus, und es werden daher sicher alle das Handbuch als Sammel- und Nachschlagewerk, das uns einen Überblick über den heutigen Stand unseres Wissens von der Erbbiologie des Menschen in den verschiedenen Disziplinen der Medizin gibt, sehr begrüßen. Der vorliegende 4. Band, der in 2 Teilen erschienen ist, befaßt sich mit Ausnahme des 1. Abschnittes, welcher der Oto-Rhino-Laryngologie gewidmet ist, mit der inneren Medizin. Von zahlreichen Autoren werden die verschiedenen Teilgebiete ausführlich besprochen. Es können im Rahmen eines Referates nicht alle Arbeiten genau besprochen werden, so interessant sie auch im einzelnen sein mögen, sondern es soll hier nur auf die wichtigsten Ergebnisse der Erbforschung hingewiesen werden, soweit sie als gesichert zu betrachten sind oder es sich um besonders bedeutsame Fragen der Medizin und der Vererbungslehre bzw. der Rassenhygiene handelt.

Die Erbbiologie und Erbpathologie des Ohres und der oberen Luftwege wird von W. Albrecht, Tübingen, besprochen. Es wird u. a. die Vererbung normaler anatomischer Eigenschaften und Varietäten der Nasen- und Ohrform, der Schleimhaut und der Nebenhöhlen ausführlich behandelt. Von den pathologischen Veränderungen werden die rezessive Taubstummheit, die auf einer Mißbildung des Gehörorgans, einer Aplasie des Hörnerven und des Cortischen Organs beruht, und die sogenannte dominante hereditäre Innenohrschwerhörigkeit besprochen, die ebenfalls auf einer Mißbildung, vor allem des Schneckenengerüsts beruht und die erbbiologisch einwandfrei von der rezessiven Taubstummheit abzutrennen ist. Während die klinische Manifestierung der rezessiven Taubstummheit fast immer einheitlich als Taubheit erscheint, ist der Ausbildungsgrad der Innenohrschwerhörigkeit sehr variabel. Die Otosklerose tritt schon während oder nach der Pubertätszeit auf und beruht auf einem Knochenumbau, der meist von degenerativen Erscheinungen des Gehörnerven begleitet ist. Obwohl an der Erblichkeit an sich kein Zweifel besteht, ist der Erbgang noch ungeklärt. Die Schwierigkeiten für die Vererbungsforschung werden klar, wenn man erfährt, daß bei 70% der Otosklerosefälle der Knochenumbau an Stellen

sitzt, die nichts mit dem Hören zu tun haben und daher keine Krankheitserscheinungen hervorrufen.

Die folgenden Abschnitte beider Teile befassen sich mit den verschiedenen Kapiteln der inneren Medizin. Aus der Arbeit über Erbbiologie und Erbpathologie des Lungenapparates von K. Diehl soll hier nur kurz der positive Nachweis der Erblichkeit der Tuberkulose behandelt werden. Es konnte durch die klassische Methode der Zwillingsforschung eine weitgehende Abhängigkeit des Tuberkuloseverhaltens von erblichen Einflüssen nachgewiesen werden. Die phänotypische Manifestierung der Anlage zeigt beträchtliche Schwankungen. Ausgedehnte Familienuntersuchungen haben wertvolle Ergänzungen geliefert, so daß heute für die Krankheitsentwicklung, den Verlauf und bestimmte Reaktionsformen das Wirken von Erbfaktoren als gesichert anzusehen ist. Erbprognoseziffern, die von verschiedenen Autoren in Deutschland und Amerika errechnet wurden, ergaben eine Verdoppelung der Erkrankungshäufigkeit der Nachkommen bei doppelter elterlicher gegenüber einfacher Belastung. Zur Frage der Tuberkuloseepidemiologie werden auf Grund verschiedener Beobachtungen neben dem Stande der allgemeinen Hygiene und außer der Mitwirkung der Auslese, also der Züchtung von tuberkuloseresistenten Individuen durch die Tuberkulose selbst, vor allem ein Einkreuzen von tuberkuloseresistenten Menschen in tuberkuloseanfälligen Familien für das Auslösen des epidemischen Auftretens verantwortlich gemacht.

Von M. Gänßlein, K. Lambrecht und M. Werner, Frankfurt am Main, werden die Erbbiologie und Erbpathologie des Kreislaufapparates besprochen, ein Gebiet, das erbbiologisch relativ gut durchforscht ist. Auf eine erbliche Bedingtheit der angeborenen Herzfehler lassen eine reiche Stammbaum- und Zwillingskasuistik schließen. Für die Eheberatung wird u. a. der Umstand oft von Bedeutung sein, daß bei den angeborenen Herzfehlern sehr oft (in 6–10%) auch andere Mißbildungen und Entwicklungsstörungen bei den Kranken und in ihren Familien beobachtet werden, die in der Mehrzahl Organe betreffen, die aus dem mittleren Keimblatt entstanden sind wie Herz und Gefäßsystem auch. Für gewisse Erkrankungen des Gefäßsystems läßt sich eine erbliche Genese sicher nachweisen. So konnte für die essentielle Hypertonie, vor allem durch Weitz, ein einfach dominanter Erbgang und durch Curtius und andere ebenfalls einfach dominanter Erbgang für die Varizenbildung höchst wahrscheinlich gemacht werden. Wenn auch der von Curtius aufgestellte Status varicosus sehr zum Widerspruch reizt und vielfach als genetische Einheit abgelehnt wird, so steht doch die Vererbung der Krampfaderbildung außer allem Zweifel. Außerdem gehört hierher eine seltene Gefäßerkrankung, deren Erblichkeit schon lange bekannt ist, die Teleangiektasia hereditaria haemorrhagica (Oslersche Krankheit). Sie besteht im wesentlichen in multiplen Teleangiektasien und einer Neigung zu Haut- und Schleimhautblutungen und folgt dem einfach dominanten Erbgang.

In einer Arbeit über die Blutgruppen bei Säugetieren wird von S. Schermer, Göttingen, u. a. die interessante Tatsache mitgeteilt, daß die verschiedenen Blutgruppen durchaus nicht bei allen Säugetieren gleich ausgeprägt vorkommen. Es gibt neben Tieren mit geringer Spezifikation andere (Wildratte und Pferd)

bei denen wir eine wesentlich weitgehendere Differenzierung als beim Menschen finden. Die Blutgruppen beim Menschen und ihre genetischen Voraussetzungen werden ausführlich von O. Thomsen, Kopenhagen, besprochen. Außer den gewöhnlichen Blutgruppen A, B, AB und O werden auch noch eingehend die Faktoren M, N, P, H, G, X behandelt. Es handelt sich hier bei den sogenannten Faktoren um Blutkörpercheneigenschaften, für die im normalen menschlichen Serum keine Agglutinogene vorhanden sind. Sie spielen daher für die Praxis der Blutübertragung keine Rolle. Hervorgehoben wird dann noch, daß es bisher noch nicht gelungen und auch überhaupt unwahrscheinlich ist, daß es irgendwelche Zusammenhänge gewisser Blutgruppen mit bestimmten Krankheiten gibt.

M. Gänßlein, Frankfurt am Main, zeigt in einem großen Abschnitt über die Erbpathologie des Blutes und der blutbildenden Organe, daß die Krankheiten des Blutes zum größten Teil anlagebedingt sind. Bei einer Reihe von Erkrankungen der roten Blutkörperchen, die mit hämolytischer Anämie einhergehen und von denen der einfach dominante hämolytische Ikterus die wichtigste ist, kann man sehr häufig verschiedene Konstitutionsanomalien vor allem der Knochen (Turmschädel und großer Rundschädel, gewisse Anomalien der Kiefer und in der Stellung der Zähne) beobachten. Gänßlein faßt nun diese für die hämolytische Anämie geradezu typischen Anomalien als hämolytische Konstitution zusammen und erklärt sie als sekundäre Veränderungen, die auf Grund einer Hyperaktivität des Knochenmarks als der wichtigsten Blutbildungsstätte, welche bei diesen Erkrankungen mit erhöhtem Blutzerfall besonders beansprucht werden, dann entsteht, wenn die Krankheit schon beim jugendlichen Individuum manifestiert ist, solange der Knochen noch im Wachstum begriffen ist. Bei der perniziösen Anämie wird der Magensaftsekretionsstörung als genetischer Grundlage eine zentrale Bedeutung eingeräumt, da das Achyliesymptom sich regelmäßig bei den Kranken und in großer Häufigkeit bei den Familienmitgliedern findet. Die durchschnittliche Belastung in den befallenen Sippen beträgt 8 bis 10% sowohl mit Blutveränderungen als auch mit Magen-Darm-Störungen. Der dominante Erbgang erscheint wahrscheinlich, er wird aber durch das späte Manifestationsalter oft verdeckt. Die Chlorose und die essentielle hypochrome Anämie (achylische Chloranämie) werden als eine Krankheitseinheit aufgefaßt, die auf einer Eisenstoffwechselstörung, und zwar einem Eisenmangel beruht und die sich als Frühmanifestation mit verschiedenen Blutdrüsen- und Skelettanomalien zur Pubertätszeit in Form der Chlorose und als Spätmanifestation in Form der essentiellen hypochromen Anämie im 3. und 4. Lebensjahrzehnt zeigt. Es scheint einfach dominanter Erbgang vorzuliegen. Zur Klärung des öfteren Auftretens beider Krankheiten beim weiblichen Geschlecht wird auf das verschiedene Einwirken der Pubertät auf das Geschlecht als auflösende Ursache hingewiesen. Bezüglich der wichtigen Frage der Leukämien läßt sich über die Erblichkeit nichts Sicheres aussagen. Bis jetzt sind nur relativ wenige kasuistische Beobachtungen sowohl in Form von familiärem Auftreten als auch Zwillingsbefunde vorhanden, die vor allem bei der lymphatischen Leukämie eine erbliche Anlage nahelegen, aber auch bei der myeloischen Leukämie eine Erblichkeit nicht ausschließen lassen. Für die wichtigste der Blutplättchenkrankungen, die benigne essentielle Thrombopenie (Morbus maculosus Werlhofii) ist zur Zeit auf

Grund der bisher vorliegenden Beobachtungen ein klares Bild über die Erblichkeitsverhältnisse nicht zu erlangen, hingegen folgt die seltene hereditäre hämorrhagische Thrombasthenie (Glanzmann) und die konstitutionelle Thrombopathie dem einfach dominanten Erbgang. Bei der Bluterkrankheit, Hämophilie, die bekanntlich dem rezessiv-geschlechtsgebundenen Erbgang folgt, wird bei Blutern und erkannten Konduktorinnen, was heute durch eine genaue Blutuntersuchung schon bei einem Teil von ihnen möglich ist, selbstverständlich die Ehe zu verbieten sein; Verf. meint aber, daß man im übrigen mit Rücksicht darauf, daß die Bluter durchaus nicht irgendwie minderwertigen Familien entstammen, sondern im Gegenteil ihren Platz im Leben voll ausfüllen „im Hinblick auf das Volksganze die Gefahr der Weitervererbung der Bluteranlage in Kauf nehmen müsse“.

Im 2. Teil äußern sich H. Euler und R. Ritter, Breslau, über die Erbanlagen für Gebiß und Zähne. Hier ist vor allem interessant, daß die Verf. nach kritischer Besprechung aller bisher vorliegenden Ergebnisse von Familien- und Zwillingsuntersuchungen irgendwelchen Erbanlagen für die Entstehung der Zahnkaries keine wesentliche Bedeutung zuschreiben und vielmehr die Hauptursache in äußeren Momenten, vor allem in der Ernährung sehen, ohne daß sie damit Erbeeinflüssen überhaupt jede Bedeutung absprechen wollen. Bei der Parodontose ist die Rolle der Vererbung wesentlich bedeutender als bei der Zahnkaries. Die Vererbung kommt nach der Meinung der beiden Verf. gleichwertig mit anderen äußeren Faktoren, von denen Vitaminmangel an erster Stelle genannt wird, als Ursache in Betracht. Für die verschiedenen Bißanomalien und Stellungsanomalien einzelner Zähne konnten auf Grund der Zwillingsforschung Erbanlagen wahrscheinlich gemacht werden.

Die Erbpathologie der Lippen-, Kiefer-, Gaumenspalten wird von W. Lehmann und R. Ritter, Breslau, behandelt. Es wird auf Grund der sich aus der Zwillingsforschung ergebenden großen Manifestationsschwankungen der unregelmäßig dominante Erbgang für am wahrscheinlichsten gehalten. Zur Frage der verschiedenen Ausprägungsgrade der Gesichtspalten in den Sippen wird auf die Arbeitshypothese von Just hingewiesen, nach der der verschiedene Grad der Ausprägung und der damit anscheinend verbundene verschiedene Erbgang auf multiple Allelie zurückgeführt werden kann.

Der Abschnitt über Erbpathologie des Verdauungsapparates ist von K. Gutzeit und W. Lehmann, Breslau, geschrieben. Die beiden Verfasser nehmen bei der Besprechung des sehr zahlreich vorhandenen Schrifttums einen sehr begrüßenswerten, kritischen Standpunkt ein und weisen die erbbiologische Unzulänglichkeit vieler Arbeiten über erbpathologische Zusammenhänge bei inneren Erkrankungen, insbesondere bei Magen-Darm-Krankheiten nach. Sie betonen mit Recht, daß nur durch Fragebogen gewonnene Diagnosen nicht genügen können, sondern daß man auch in der Erbbiologie medizinisch eindeutige und exakte Diagnosen braucht, die den Anforderungen der modernen Diagnostik in jeder Weise genügen müssen. So scheint z. B. für das *Ulcus pepticum* nach dem klinischen Eindruck ein erblicher Faktor zu bestehen, jedoch läßt sich aus den bisher vorliegenden brauchbaren Arbeiten kein sicherer Schluß auf den Anteil von Erbe und Umwelt ziehen. Hingegen konnte für die dystrophische Diathese, einer für das Säuglings- und Kindesalter sehr wichtigen Darmerkrankung, von W.

Lehmann, die Erbllichkeit nachgewiesen werden. Für das Entstehen der Appendizitis ist eine Erbanlage höchst wahrscheinlich anzunehmen. Bei den Leberkrankheiten scheint die erbliche Anlage für das Entstehen des Icterus simplex und der verschiedenen Zirrhoseformen sehr wahrscheinlich, z. T. sicher nachgewiesen, und auch für die Erkrankungen der Gallenwege bzw. Steinerkrankungen ist eine erbliche Anlage in einzelnen Arbeiten wahrscheinlich gemacht worden. Die große Verbreitung der Gallensteinleiden (10% aller Menschen sind Gallensteinträger) und das sichere Vorkommen exogener Entstehung erschweren die einwandfreie Erkennung erblicher Zusammenhänge.

Die Erbbiologie des Stoffwechsels wird von E. Hanhart, Zürich, behandelt. Während die gewöhnliche universelle Fettsucht dem dominanten Erbgang zu folgen scheint, wird für die *Dystrophia adiposogenitalis* der rezessive Erbgang angenommen. Durch große auslesefrei gesammelte Zwillingsserien konnten in den letzten Jahren alle Zweifel an der Erbllichkeit des Diabetes mellitus zerstreut werden. Die Frage des Erbganges ist aber noch nicht geklärt; in den allermeisten Fällen handelt es sich auf Grund der vorliegenden Stammbäume um einfach rezessiven Erbgang, es wurden aber auch schon Sippen mit anscheinend dominantem Erbgang veröffentlicht. Der Insulintherapie kommt eine stark kontraselektorische Wirkung zu, da sie die sonst auftretende Gebärfähigkeit der Frauen und die Impotenz der Männer verhindert und so zur Weiterverbreitung der Anlagen wesentlich beiträgt. Nach dem Kommentar zum Ehegesundheitsgesetz stellt aber die Zuckerharnruhr kein Ehehindernis dar, sondern wir müssen uns auf die Eheberatung beschränken, um auf diese Weise die Weitergabe der Anlage zu verhindern versuchen. Auch für die extrainsulären Glykosurien, wie z. B. dem Diabetes renalis, konnte der einfach dominante Erbgang wahrscheinlich gemacht werden. Die wichtige Frage eines genetischen Zusammenhanges mit dem Diabetes mellitus ist noch nicht geklärt trotz einiger diesbezüglicher Familienbeobachtungen. Für die Gicht, die dritte große Stoffwechselkrankheit, die in den heutigen Kulturländern einen auffallenden Rückgang zeigt, wird der einfach dominante Erbgang angenommen. Außer den besprochenen drei „klassischen“ Stoffwechselkrankheiten gibt es noch eine ganze Reihe andere, wie z. B. die seltenen erblichen Störungen des intermediären Eiweißabbaues, die wahrscheinlich rezessive Alkaptonurie und die anscheinend sowohl dominant als auch rezessiv vorkommende Zystinurie; ferner gehört hierher der Diabetes insipidus, der dem einfach dominanten Erbgang folgt.

Die Erbbiologie und Pathologie des Harnapparates wird von M. Werner, Frankfurt am Main, besprochen. Die Erbllichkeit einer schweren Nierenmißbildung, der Zystenniere, ist sichergestellt. Die zystische Degeneration der Niere folgt dem einfach dominanten Erbgang, wie aus zahlreichen Stammbäumen hervorgeht. Für die Fälle bei nicht lebensfähigen Neugeborenen, bei denen es sich aber meist um mit anderen schweren Mißbildungen kombinierte Formen handelt, kann auch auf Grund verschiedener anderer Beobachtungen nur rezessiver Erbgang in Betracht kommen. Für die verschiedenen Formen der Nierenentzündung sind vorwiegend Umweltschädigungen maßgebend; die Erbllichkeit spielt daher eine ganz untergeordnete Rolle, sie läßt sich aber doch für gewisse Nephritisformen, wie z. B. die Scharlachnephritis, nachweisen. Bei den Nephrosen

ist eine gewisse erbliche Anlage in allen Fällen anzunehmen, der Erbgang scheint dominant zu sein. Es bestehen Korrelationen zur essentiellen Hypertonie und zur Arteriosklerose.

In der Erbpathologie des männlichen Geschlechtsapparates (T. Kemp, Kopenhagen) liegen die Verhältnisse besonders schwierig, weil nach der Theorie von Goldschmidt das Geschlecht außer von den X-Chromosomen auch noch von der gegenseitigen Abgestimmtheit von gewissen männchen- oder weibchenbestimmenden Faktoren abhängig ist. Durch Störungen in diesem Gleichgewicht kann es zu verschiedenen Graden von Intersexualität kommen. Nur für die Hypospadie liegen zahlreiche erbbiologische Beobachtungen vor; sie vererbt sich in bestimmten Fällen einfach dominant.

In der Gynäkologie stand die ärztliche Forschung zu lange im Banne der „chirurgischen Ära“ und der Bakteriologie, so daß die Konstitutionspathologie zu lange hinter der Organpathologie zurücktrat (A. Mayer). Wie aus dem Abschnitt über Erbbiologie und Erbpathologie des weiblichen Geschlechtsapparates von E. Wehefritz, Mainz, hervorgeht, befindet sich die Geburtshilfe und Gynäkologie erst im Stadium der Sammlung erbbiologischer Einzelkenntnisse. Bis jetzt konnten nur für einzelne körperliche und funktionelle Eigenschaften (z. B. Form der weiblichen Brust, Auftreten der Menarche) Erbinflüsse nachgewiesen werden. Es ist zu hoffen, daß auch dieses medizinische Fach nun auch an die Erforschung der Erbbedingtheit der verschiedenen Zustände und Krankheiten geht, um so die Erbbiologie für die Erkennung neuer Zusammenhänge in der Krankheitsforschung dienstbar zu machen und auch für die Therapie bzw. die Verhinderung krankhafter Zustände neue Hinweise zu bekommen.

Zwei Arbeiten beschäftigen sich mit der Mehrlingsbildung, die eine bei Säugetieren (R. Lotze, Stuttgart), die andere mit der Mehrlingsbildung beim Menschen und ihre Vererbung (E. Wehefritz, Mainz). Über die Vererbung der Mehrlingsschwangerschaft wird die Theorie von v. Verschuer und Curtius ausführlich besprochen, nach welcher EZ und ZZ durch ein einfach rezessives Gen entstehen können, das im homozygoten Zustand sich im männlichen und weiblichen Geschlecht dadurch äußert, daß die betreffenden Personen Vater und Mutter von EZ oder ZZ werden können. Die Manifestationswahrscheinlichkeit der Anlage wurde mit 6% berechnet. Man wird aber trotzdem die ältere Anschauung, daß nur die Mutter für die Entstehung von ZZ verantwortlich sei, wegen der Beobachtungen der Klinik über das relativ häufige gleichzeitige Vorkommen von mehreren Corpora lutea nicht ganz fallen lassen können. Das Problem der Mehrlingsschwangerschaft ist noch nicht klar, und es erscheint fraglich, ob es bei der großen Manifestationsschwankung und der großen Bedeutung, die den Umweltfaktoren, wie z. B. dem Klima, bei der Entstehung einer Zwillingschwangerschaft zukommt, überhaupt möglich sein wird, zu letzten Erkenntnissen über das Wesen der Zwillings- bzw. Mehrlingsschwangerschaft zu gelangen (Wehefritz).

In einem Abschnitt wird die Vererbung und Disposition bei Infektionskrankheiten von R. Degkwitz und H. Kirchmair, Hamburg, behandelt. Die bei allen Infektionskrankheiten beobachtete Tatsache, daß sowohl gewisse Personen trotz mehrmaliger Exposition vor allem mit absolut pathogenen Keimen

ausnahmsweise nicht an der betreffenden Infektionskrankheit erkranken, als auch umgekehrt, daß bei gewissen Personen keine Dauerimmunität entsteht, weist darauf hin, daß auch gewisse konstitutionelle Momente für die Entstehung von Infektionskrankheiten maßgebend sind. Es liegen auch noch bei Masern und vor allem bei Diphtherie, Scharlach und Pneumonie, bei Scharlach auch für die Komplikationen, Familien- und Zwillingsuntersuchungen vor, welche eine Abhängigkeit der Infektion außer vom Erreger auch noch von erblichen Einflüssen sicherstellen.

Der letzte Abschnitt ist der Erbpathologie der Geschwülste gewidmet. Aus der Arbeit *Genetik der Krebsgeschwülste der Tiere* von F. Kröning, Berlin, in der die verschiedenen bei Tieren vorkommenden Geschwülste – es sind bei allen Tieren, auch bei Wirbellosen, Tumoren beobachtet worden – und ihre erbliche Bedingtheit besprochen werden, geht hervor, daß die Krebsgeschwülste als somatische Mutationen aufzufassen sind. Bei *Drosophila* sind Gene bekannt, welche den Genotyp zu Mutationen veranlassen können. Die Erbbiologie der Geschwülste beim Menschen behandelt K. H. Bauer, Breslau. Er stellt zunächst fest, daß die Häufung der Krebskrankheiten in den letzten Jahrzehnten auf die Überalterung der Kulturvölker zurückzuführen sei, auf die einzelnen Altersklassen berechnet habe die Krebssterblichkeit als Folge der Krebsbekämpfung sogar etwas abgenommen. Daß Krebs sicher auf Grund von erblichen Anlagen entstehen kann, wurde bei den allerdings seltenen und zahlenmäßig nicht ins Gewicht fallenden, sogenannten Präkanzerosen beobachtet. Das sind Veränderungen der Gewebe, die als Vorstadien von Krebs auftreten und erfahrungsgemäß schließlich sehr häufig von Krebs gefolgt sind. Es gibt darunter drei erbliche solcher Präkanzerosen: Die dominante Polyposis intestini, das rezessive Xeroderma pigmentosum, eine Hautkrankheit, die eine chemisch-physikalische Schutzlosigkeit gegenüber Licht bedingt, und das dominante Glioma retinae. Sonst ergaben Erbprognoseforschungen eine deutliche Mehrbelastung mit Todesfällen an Krebs (fast doppelt so viele) bei Geschwistern und Eltern von Krebskranken gegenüber Ehegatten und der Durchschnittsbevölkerung (Waller u. a.). Diese Zahlen beweisen zwar noch nicht die Erblichkeit, legen sie aber doch nahe. Leider handelt es sich hier nur um auf Grund von Fragebogen diagnostiziertes Krankenmaterial; dieser Umstand schränkt natürlich den Wert der Untersuchungen ein. Eine weitere Schwierigkeit von vielen anderen, die hier noch erwähnt werden soll, liegt in der großen Häufigkeit (10–12%) von Todesfällen an Krebs in der Durchschnittsbevölkerung. Dadurch wird gehäuftes familiäres Auftreten von vornherein zu erwarten sein. Auch das bisher vorliegende auslesefreie Zwillingsmaterial, nur eine kleine Serie von 28 Zwillingspaaren, konnte keinen sicheren Beweis für die Erblichkeit des Krebses erbringen, so daß Verf. zu dem Schluß kommt, daß die Rolle der Vererbung überschätzt wird und daß vielmehr beim Menschen für die Krebsentstehung rein äußere, nicht erbliche, körpereigene, innere Realisationsfaktoren maßgeblich sind. Longo, München.

Handbuch der Erbbiologie des Menschen. In Gemeinschaft mit K. H. Bauer, E. Hanhart u. J. Lange hrsg. v. G. Just. III. Bd. Erbbiologie und Erbpathologie des Hautorgans.

An Hand zahlreicher einzelner Arbeiten beschreibt Fr. Steininger, Berlin-Dahlem die „Erbbiologie und Erbpathologie des Hautorgans der Säugetiere“. Im besonderen wird auf die Arbeiten über die Erbpathologie der Säugetierhaut eingegangen, da dieser Seite der Tiermedizin erst in jüngster Zeit größere Beachtung geschenkt wurde. Besonders für den Biologen von Interesse sind jene Arbeiten, die vom genetischen Gesichtspunkt aus die Fragen der Farbanpassung behandeln und Vererbungstypen wie Albinismus, Melanismus u. a. m. einer eingehenden Betrachtung unterziehen. Im übrigen muß auf die ausgezeichnete zusammenfassende Darstellung des Verfassers verwiesen werden, da es bei der Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes unmöglich ist, näher auf die einzelnen Teilgebiete einzugehen.

Die „Erbbiologie des menschlichen Hautorgans“ wird von L. Loeffler, Königsberg i. Pr., dargestellt. Bei der Besprechung der Haut wird zunächst auf die erblichen Momente hinsichtlich der Farbe (z. B. Pigmentsunterdrückungsfaktor), des Hautreliefs und der Hautdrüsen hingewiesen, wobei unter den letzteren besonders die rassemäßige Verschiedenheit der apokrinen Drüsen betont wird. In erschöpfender Weise stellt der Verfasser weiterhin die Vererbung der Haarfarben dar, während im Abschluß in Kürze auf die Erbbiologie des Nagels eingegangen wird.

Über „Die Erbanlagen der Papillarmuster“ bringt W. Abel, Berlin, einen umfangreichen, kritischen Beitrag. Tastballen, Tastleisten und vor allem Fingerbeerenmuster werden in ihrer Phylogenese eingehend geschildert und besonders bei den letzteren die Vererbung der Musterform in ihrer Beziehung zu den verschiedenen beeinflussenden Faktoren (Spannungs- und Polsterungsfaktor) bearbeitet. An Hand zahlreicher Photogramme erläutert der Verf. die Bestimmung des Formindex und schließlich die rassebedingten Verschiedenheiten der Fingerbeerenmuster, wobei unter anderem die von Abel und Bonnevie an Norwegern und Eskimos durchgeführten Untersuchungen eine Erwähnung finden. Zum Abschluß wird auch auf Handleisten und Handfurchen, über deren Vererbung bisher wenig bekannt ist, eingegangen.

Im vierten Abschnitt „Erbpathologie der menschlichen Haut“ weist K. Hoede, Würzburg, einleitend auf die Schwierigkeit einer scharfen Umgrenzung der erblichen Hautkrankheiten hin und teilt diese dann in zwei Hauptgruppen: 1. in ausgesprochen erbliche Hautleiden und 2. in Hautkrankheiten auf Grund einer erblichen Anlage. Was die Gruppe 1 betrifft, so macht der Autor zur Verhütung von Mißverständnissen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß erbliche Hautkrankheiten nicht gleichbedeutend sind mit Erbkrankheiten im Sinne des deutschen Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses; von den Hautkrankheiten fällt keine unter das genannte Gesetz. In die erste Gruppe stellt Hoede eine Reihe z. T. schwerer, über die Haut des ganzen Körpers ausgebreiteter Erkrankungen, die teils als sichtbares Zeichen innerer Erbschäden (Stigmata), teils als alleiniger Ausdruck einer krankhaften Erbanlage (Manifestationen) vorkommen. Unter den ersteren werden der Albinismus congenitalis mit seinem völligen oder teilweisen Pigmentschwund, der Morbus Darier, die Neurofibromatosis Recklinghausen und der Naevus multiplex Pringle weiterhin die Syringomyelie, die bisweilen mit trophischen Geschwürbildungen an Hand-

tellern und Fußsohlen einhergeht, abgehandelt. Unter den letzteren (Manifestationen) fallen die meist dominant vererbten Palmoplantarkeratosen, die *Epidermolysis bullosa hereditaria simplex* (dominanter Vererbungstypus) und ihre dystrophische Form (rezessiver Erbgang), weiterhin das oft mit bösartigen Geschwulstbildungen einhergehende *Xeroderma pigmentosum* auf. Als eindruckvollste Erbkrankheit der Haut verdient die *Ichthyosis congenita* (rezessiver Erbgang, häufig Blutsverwandschaft!), deren schwere Formen die ersten Lebensjahre meist nicht überstehen, eine besondere Erwähnung; von der *Ichthyosis congenita* ist die zu den Manifestationen zu zählende, gutartige *Ichthyosis vulgaris* mit unregelmäßig dominanter Vererbung zu unterscheiden. Von besonderem Interesse ist die Mitteilung über das häufige familiäre Vorkommen (nach dem Verfasser bei etwa 40% aller Fälle) der gemeinen Schuppenflechte (*Psoriasis vulgaris*); die große Häufigkeit spielt in der Frage der Eheberatung eine gewisse Rolle. Unter den als erbliche Fehlbildungen bezeichneten Erkrankungen führt der Autor unter anderem die sogenannte Weißscheckung (*Albinismus circumscriptus*) sowie verschiedene Anomalien der Haare, Nägel und Hautdrüsen an (z. B. Spindelhaare, *Pachyonychia congenita*, *Onychogryphosis* u. a.). – Als wichtigsten Vertreter der zweiten Hauptgruppe (s. oben) werden die verschiedenen Mäler (Blut-, Pigmentnaevi u. a.) angeführt; die alte Streitfrage nach der Erblichkeit der Mäler ist heute bekanntlich dahin entschieden, daß zwar nicht die einzelnen Naevi vererbt werden, jedoch die Naevusanlage erblich ist. Beim Hervortreten erbbiologisch festgelegter Hautleiden spielen häufig Umweltfaktoren eine Rolle, so z. B. Lichteinflüsse, Jahreszeiten und Witterung, innere Sekretion, hämorrhagische Diatheses u. a. m. Der inhaltsreiche Abschnitt schließt mit einer kurzen Beleuchtung der Frage nach der Schädigung der Erbmasse durch Syphilis, eine Frage, die nach dem heutigen Stand der Erblehre eine Beantwortung im negativen Sinne erfahren muß.

H. O. Loos, Innsbruck.

Rassenbiologische Untersuchungen aus dem hygienischen Institut der medizinischen Fakultät zu **Kanazawa**. Herausgegeben von Prof. Dr. Y. Koya. Band 1. 1936. 434 S. (Japanisch mit deutscher Zusammenfassung.)

Die rassenkundliche und rassenhgienische Forschung in Japan, aus der interessante Ergebnisse in den obgenannten Veröffentlichungen zum Ausdruck kommen, verdient bei der gegenwärtigen politischen Entwicklung besondere Beachtung. In diesem Archiv (Jg. 1938, Heft 4) wurde bereits eine große physisch-anthropologische Arbeit, die als Bd. 4 der genannten Reihe erschien, besprochen. Nunmehr sollen auch die anderen Arbeiten, soweit dies im Rahmen des Archives möglich ist, berücksichtigt werden. Bisher sind uns die ersten 6 Bände zugänglich geworden, es ist zu hoffen, daß auch die in den beiden letzten Jahren erschienenen bald nachfolgen können.

Prof. Koya berichtet auf S. 1–19 über „Neue Wege zur Analyse der Fruchtbarkeit nach sozialem Stande“. In seiner Korrektur der ehelichen Fruchtbarkeitsziffer wird ersichtlich, wie sich Ehedauer, Heiratsalter der Frau und soziale Schichtung auf die Geburtenhäufigkeit auswirken. Bei der Darstellung dieser Verhältnisse in den ländlichen Gebieten der Präfektur Toyama ergibt sich

nun in Übereinstimmung mit unseren Erfahrungen in Deutschland, daß höheres Heiratsalter die Fruchtbarkeit proportional herabsetzt, die Geburtenzahl mit zunehmender Ehedauer steigt, die sozialen Schichten in der ehelichen Fruchtbarkeit stark differieren und die „Einwohnerinnen auf dem Lande im allgemeinen eine überragende Fruchtbarkeit gegenüber den intelligenten in den Städten“ haben. Bei Betrachtung der Fruchtbarkeit in den verschiedenen Abschnitten der Ehedauer zeigt sich, daß „bei anderen Klassen außer den Landfrauen“ das Heiratsalter allein noch keine wesentliche Rolle spielt. Verf. macht daher für den Geburtenrückgang neben dem erhöhten Heiratsalter der Frauen in erster Linie die absichtliche Geburtenverhütung aus sozialpsychologischen Momenten verantwortlich.

In der folgenden Arbeit findet T. Ragasaki (Beiträge zur Sozialbiologie der ländlichen Bevölkerung, S. 21–48) unter einem Material von 1918 Ehen mit 15569 Kindern, daß die Frauen der Landbezirke der Präfektur Toyama eine wesentlich größere Fruchtbarkeit besitzen als die der Stadtbevölkerung und „Volksschullehrerklasse“ der Präfektur Ishikawa und im weiteren, daß auch in der Landbevölkerung selbst „die wenig bemittelten Familien kinderreicher sind als die wohlhabenden“.

Sehr aufschlußreich ist eine Gegenüberstellung von T. Mukai (Untersuchung über die Fruchtbarkeit bei Familien der Volks- und Hochschullehrer in Ishikawa-ken, S. 49–58), die durch folgende Tabelle charakterisiert wird:

Ehedauer:	Kinderzahl:	
	Volks- und Hochschullehrer in Ishikawa-ken	Bauernfamilien in Toyama-ken
0,0–0,9	0,47	0,55
5,0–9,9	1,70	1,94
10,0–14,9	2,89	3,48
15,0–19,9	3,58	4,47
20,0–24,9	3,86	4,77

Im Verhältnis zu den entsprechenden deutschen Zahlen ist nicht der Unterschied der sozialen Gruppen an und für sich, sondern seine geringe Differenz bemerkenswert. Für die Ursache dieser Erscheinung ergäben sich verschiedene Erklärungsmöglichkeiten. Wichtig wäre vor allem, etwas über die Zusammensetzung der Lehrergruppe und das biologische Verhalten der Hochschullehrer und Volksschullehrer im einzelnen zu erfahren.

Prof. Koya findet bei „Untersuchungen über das Geschlechtsverhältnis der Geburten bei Japanern und Aino“ (S. 59–93), daß bei 122 Dreikinder-, 103 Vierkinder- und 86 Fünfkinderchen der Aino im Durchschnitt 93 Knabengeburt und 100 Mädchengeburten treffen, während unter den Tokioter Ehen der Knabenüberschuß ungefähr den europäischen Verhältnissen entspricht. Verf. betrachtet diese Besonderheit der Aino nicht als primitiv oder als Zeichen des rassenbiologischen Verfalles, sondern als Wirkung eines hohen Prozentsatzes von Tot- und Fehlgeburten, bei denen bekanntermaßen der männ-

liche Fötus mehr betroffen wird. Sie scheint ihm eine Folge der unhygienischen Lebensweise der Aino und der dort verbreiteten Geschlechtskrankheiten.

In einer umfangreichen Arbeit befaßt sich Dr. Y. Koguchi mit Problemen „Über die Säuglingssterblichkeit in Japan“ (S. 109–178). Danach hat in der Dekade zwischen 1920 und 1930 die Säuglingssterblichkeit im ganzen Land um etwa 20 % und in den Großstädten sogar um etwa 30 % abgenommen, wenn auch ihr derzeitiger Stand den anderer Kulturstaaten noch überragt. Regionale Unterschiede innerhalb Japans werden auf rassenmäßige Unterschiede in der Zusammensetzung der Bevölkerung, auf klimatische Verschiedenheiten und auf wirtschaftliche und soziale Faktoren zurückgeführt. Sehr bemerkenswert ist, daß „zwischen der örtlichen Abstufung der Lebensschwäche und Frühsterblichkeit“ „und den auf Kopflänge, Kopfindex, Blutgruppen und Papillarmustern beruhenden anthropologischen Verschiedenheiten des einzelnen Distriktes“ . . . „eine innige Beziehung“ angenommen wird. (Vielleicht sind gerade in diesem Punkt für die Kapitel der Rassenpathologie und Rassenmischung noch nähere Aufschlüsse zu erwarten! D. Ref.) Die Sterblichkeit durch Darmerkrankungen ist besonders in den Großstädten zurückgegangen, wohl eine Folge der sozialen Betreuung. Da während der ganzen Entwicklung die Geschlechtsdifferenz in der Sterblichkeit noch nicht zu der Höhe angewachsen ist wie in europäischen Staaten, vermutet Verf., daß (entsprechend der Lenz'schen Theorie) die Säuglingssterblichkeit in Japan durch Verbesserungen der Umweltbedingungen noch weiter gesenkt werden kann.

T. Yagasaki (S. 179–200) stellt an einem Material von 824 Frauen im Landkreis Toyama-ken den durchschnittlichen Eintritt der Menarche mit 14,205 Jahren fest. Seine Untersuchung auf rassische Zusammenhänge durch Korrelation mit einem einzigen Rassenmerkmal, dem Längenbreitenindex des Kopfes ergibt, wie zu erwarten, ein negatives Resultat. Interessant ist, daß der gefundene Zeitpunkt der Menarche nicht wesentlich höher ist als der, welcher von anderen Autoren bei Schülerinnen aus sozial höheren bzw. städtischen Kreisen angegeben wird.

Nach seiner weiteren Untersuchung in der Bauernbevölkerung von Toyama-ken (S. 201–222) beträgt hier das durchschnittliche Heiratsalter der Männer 24,61 Jahre gegenüber 18,51 bei Frauen. Während der letzten 30 Jahre ist das durchschnittliche Heiratsalter bei beiden Geschlechtern um mehr als 0,5 Jahre gestiegen, bei den Frauen vor allem in letzterer Zeit, was Verf. „mit großer Wahrscheinlichkeit als Folge des ökonomischen Notstandes, der sich in neuesten Jahren stark und schnell entwickelt hat“, auffaßt. Deutlich bestehen auch soziale Beziehungen; in der ärmsten Schicht liegt das Heiratsalter etwa 0,5 Jahre oberhalb, in der wohlhabendsten Schicht ebensoviel unterhalb des obgenannten Durchschnittes.

Die Fruchtbarkeitsverhältnisse dieser Ehen scheinen sehr günstig. So wurden unter 3,115 Ehen nur 6,25 % kinderlose gefunden (S. 223–236). Auch während der Ehedauer von 0–5 Jahren ist die Kinderlosigkeit „auffallend niedriger als bei Lehrern sowie bei Stadtleuten.“

Eine „Erblich-statistische Untersuchung des Buphthalmus“ (S. 237–252) hat Y. Aoki in Japan durchgeführt. Aus einer reichen Zahl von Stamm-

bäumen, in denen die Eltern fast regelmäßig gesund sind, ergibt sich schon an der perzentuellen Häufigkeit unter den Geschwistern der einfach rezessive Erbgang bestätigt. Die Krankheit tritt hier in den meisten Fällen an beiden Augen auf. Die unheilvolle Wirkung der Blutsverwandtenehen wird in mehreren Fällen offenbar. Im Gegensatz zu den Ergebnissen aus anderen Ländern findet Verf. jedoch in Japan keinen Einfluß des Geschlechts auf die Manifestation dieses Erleidens.

Dr. A. Ishizaki rollt die Frage der Erbanlage zur Zwillingschaft auf (S. 253–264). Da er in einem bestimmten Verwandtenkreis von Zwillingen (Eltern, Geschwister, Großeltern und Enkel, Onkel, Tanten, Neffen, Nichten, Vettern und Basen) eine Häufigkeit der Zwillingsgeburten von $9,26\text{‰}$ gegenüber $4,46\text{‰}$ der Durchschnittsbevölkerung findet, glaubt er, daß es sich um ein rezessives Merkmal handelt. Seine Angaben bezügl. der Durchschnittsbevölkerung weichen von denen der jap. Autoren Komai und Fukuoaka etwas ab, im Hauptergebnis bestätigt er die von Curtius und v. Verschuer aufgestellte Theorie einer einheitlichen rezessiven Anlage. Die Frage der Eiigkeit wird leider nicht berücksichtigt.

Den Schluß des 1. Bandes bildet der umfangreiche 1. Teil einer Arbeit von S. Ando „Über die Konstitutionserblichkeit des Menschen“ (S. 265–434). Seine Besprechung soll im Zusammenhang mit dem im 2. Band erschienenen Schluß erfolgen.

A. Harrasser, München.

Rassenbiologische Untersuchungen aus dem hygienischen Institut der medizinischen Fakultät Kanazawa. Herausgeb. von Prof. Dr. Y. Koya. Bd. 2. 1936. 448 S. Jap. mit dtsh. Zusammenfassung.

In der „Rassenbiologischen Untersuchung über die Tokai-Japaner“ (S. 1–164) hat S. Murata 1097 Einwohner des Tokaidistriktes in Mitteljapan erfaßt. Gemessen wurden 614 Männer und 483 Frauen, deren Großeltern nachweisbar im Distrikte geboren sind. Aus 17 Kopf- und Körpermaßen und 18 daraus gebildeten Indizes wurden Mittelwerte, ständige und durchschnittliche Abweichungen berechnet und das gesamte Zahlenmaterial in Größenklassen geordnet. Bemerkenswert ist bei fast allen absoluten Maßen und bei den meisten Indizes der große Geschlechtsunterschied, wobei der Variationsbereich und die durchschnittliche Abweichung beim weiblichen Geschlecht meist geringer ist als in der Männergruppe. Die so gefundenen Ergebnisse werden mit denen anderer Autoren bzw. aus anderen Distrikten Japans verglichen und Typendifferenzen berechnet. Die gesamte Literatur zur Rassenkunde Japans wurde in umfangreicher Weise herangezogen, wobei sich Verf. besonders mit den von Baelz und Hagen festgestellten Typen auseinandersetzt. Als besonders gute rassenmäßige Kriterien im japanischen Bereich betrachtet Murata Körpergröße, Kopflänge, Kopfbreite, LB-Index und Ohrhöhe des Kopfes. Aus dem Vergleich dieser Maßwerte des vorliegenden Materials mit denen aus den Provinzen von Ettin, Noto, Kaga, Etizen, Sanin, Iki und Tushima sowie mit dem Chose- und reinrassigen Ainotypus zeigen sich große rassische Differenzen innerhalb des japanischen Volkes, die nach Meinung des Verf. in erster Linie auf dem verschiedenen Mischungsverhältnisse der (wohl mongoloiden! d. Ref.) Prot-Japaner und der Prot-Aino beruhen. In anthropo-

metrischer Hinsicht bildet diese große Arbeit, auf deren Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann, einen bedeutenden Beitrag zur Rassenkunde Japans, es wäre aber sehr zu wünschen, daß bei weiteren Arbeiten auch die Form- und Farbmerkmale berücksichtigt würden. (Die Fortsetzung dieser Arbeit findet sich Bd. 3, 1937, S. 1–136. Bei dem heutigen Tempo der japanischen Rassenforschung dürfte sich wohl bald die Einsicht durchringen, daß Maß und Index nur begrenzte Möglichkeiten in der rassenbiologischen Erkenntnis haben.

Als „Beiträge zur Sozialbiologie der ländlichen Bevölkerung. 5. und 6. Mitteilung. Zur Konstitutionsforschung der Landbewohner von Hokuriku“ (S. 165–255) bringt T. Yagasaki weitere anthropometrische Ergebnisse der Hokuriku-Japaner (siehe Bd. 4, 1937). Die Bevölkerung des Landbereiches Etschu der Präfektur Toyama ist auffallend klein (Mittelwert der Männer 158,41, der Frauen 147,02 cm) und hat dabei eine außerordentlich große absolute Kopflänge (Mittelwert der Männer 193,7, der Frauen 184,0 mm). Fast ein Sechstel der untersuchten Männergruppe (188 Individuen) hat Werte über 200 mm. Im Verhältnis zur geringen absoluten Kopfbreite (Mittel der Männer etwa 150) ergibt sich damit ein mittlerer Längenbreitenindex von 77,92 (Frauen 78,99), der nahe an den Bereich der Aino (76,33) herankommt. Auch bei anderen Merkmalen findet Verf. in seinem Material z. T. ainische Züge. Gemessen wurde der Kopf und 12 Körpermaße, woraus eine große Zahl von Indizes berechnet wurde. Anschließend folgen als 7. Mitteilung der Beiträge zur Sozialbiologie „Familienstatistische Untersuchungen über Säuglingssterblichkeit auf dem Lande von Hokuriku“ (S. 255–346). Das Material umfaßt 2915 Ehen mit 15569 Kindern. Seit 1905 ist in diesem Landkreis die Säuglingssterblichkeit von 14,76 auf 19,16 gestiegen, nach diesem Kulminationspunkt im letzten Jahrzehnt wieder etwas gefallen. Interessant ist die Feststellung, daß in den wohlhabendsten Bevölkerungsschichten diese Sterblichkeit am größten (19,27), in der mittleren niedriger (17,71) und in der ärmsten am kleinsten ist (16,80). Betont wird auch die höhere Sterblichkeit der Erstgeborenen und der nach dem 10. Kind Geborenen. Die besten Bedingungen des Überlebens liegen bei dem 5. Geborenen, die Geburtenzahl äußert im allgemeinen den Einfluß auf die Säuglingssterblichkeit mehr in den wohlhabenden als bei den armen Schichten. Der bekannte Einfluß des Alters der gebärenden Mutter, des Geburtenintervalls und der Jahreszeit wird vom Verf. bestätigt, ebenso die höhere Anfälligkeit der Knaben. Angesichts der überraschenden Feststellung einer höheren Säuglingssterblichkeit in der sozial bestgestellten Schicht ist es wohl nicht zu verstehen, wieso der Verf. zu dem Schluß kommt, „daß der Rückgang der Säuglingssterblichkeit . . . fast ausschließlich nur durch den Kampf mit den äußeren Ursachen erzielt werden könne.“

In der Arbeit von S. Ando „Über die Konstitutionserblichkeit des Menschen“ (S. 347–389) handelt es sich eigentlich um Untersuchungen über den Erbgang anthropologisch-metrischer Merkmale und zwar an 16 Kopf- und Körpermaßen und 14 Indizes. Bei Berücksichtigung der Wachstumsverhältnisse der Kinder vom 6. Lebensjahre ab wird in den untersuchten Familien festgestellt, daß bestimmte sexuelle Wachstumsdifferenzen in absoluten Zahlen wie im Rhythmus vorhanden sind. Auf Grund der Einzelabweichung der Kinder vom Mittelwert ihrer Altersklasse wird die Korrelation Eltern–Kinder durchgeführt. Eine Ge-

samttabelle veranschaulicht die großen Unterschiede der Korrelationskoeffizienten der einzelnen Merkmale, wobei sich in manchem auch die Geschlechtsübereinstimmung (Vater-Sohn, Mutter-Tochter) auswirkt. Eine Beurteilung der Merkmalsgruppe mit hoher Korrelation führt den Verf. zur Hypothese, „daß nämlich der Teil, dessen Wachstum sehr schnell ist, die Erblichkeitszeichen früher als der langsam wachsende Teil zeigt und deshalb seine Korrelation größer ist.“ Die Galtonsche Regression wird, wie zu erwarten, bestätigt, wenngleich es auch Merkmale gibt, die in der Filialgeneration zur Vergrößerung oder zur Verkleinerung gegenüber dem Mittelwert der Eltern neigen.

Bei der „Untersuchung über die Messungsfehler in Bezug auf Kephalometrie“ (S. 391–401) stellt A. Ishizaki fest, daß die Kopfbreite im Durchschnitt exakter gemessen wird als die Kopflänge und beide Maße bei größeren Untersuchungen meist zu klein ausfallen.

In der Blindenanstalt Tokyo-Mōgakko führte in der Zeit von 1924–1939 Y. Aoki eine „Erblich-statistische Studie über Augenerkrankungen bei uns in Japan“ (S. 403–416) durch. Die Hälfte der Augenerkrankungen sind kongenital, der Häufigkeit nach Buphthalmus, Mikrophthalmus, Katarakta und Coloboma iridis und iridochorioidea. Unter den später auftretenden Augenkrankheiten überwiegt die Keratomalazie. Ceratitis parenchymatosa und Blennorrhöe führen in hohem Prozentsatz zur Erblindung, Erblindungen nach Trachom finden sich in diesem Material nur sehr spärlich.

A. Harrasser, München.

Beyer, Wilhelm, Organische Psychologie. Grundriß einer psychischen Anthropologie. (Neue Deutsche Forschungen, herausgegeben von Hans R. G. Günther und Erich Rothacker, Bd. 227.) Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939. 162 S. RM 7,—.

Wer als Naturwissenschaftler die vorliegende Schrift zur Hand nimmt und sie aufmerksam bis zum Ende durcharbeitet, wird mit einer bedauernden Enttäuschung das Buch aus der Hand legen. Titel und Untertitel versprechen zu viel und erwecken Hoffnungen und Erwartungen, die durch den Inhalt nur zu einem sehr beschränkten Teil erfüllt werden können. Verf. gibt einen allgemeinen Überblick über sein psychologisches System, in dessen Mittelpunkt er die Lehrmeinung stellt, daß alles bewußte Wirken und Handeln sich auf Sinngebungen und Wertungen zurückführen lasse. Im einzelnen analysiert er die Mittel und Wege, die dem Bewußtsein zur Wirkungsentfaltung zur Verfügung stehen, weiterhin die Art und Weise, wie das Bewußtsein Sinngebungen vollziehen kann, die Beziehungen, die zwischen Seele und Bewußtsein vorhanden sind und schließlich die Strukturen, die das Bewußtsein in der Persönlichkeit aufweisen kann. Vom psychologisch-theoretisierenden Standpunkt aus mag ein solcher Systemaufbau immerhin seine Berechtigung haben; ob aber damit die Forderungen, die an eine organische Psychologie oder gar an eine psychische Anthropologie zu stellen sind, erfüllt werden können, dürfte zumindest sehr zweifelhaft sein. Zwar geht Verf. im letzten Abschnitt auch noch auf die Bedeutung der Anlagen für die Persönlichkeit und deren Charakter ein, aber diese Ausführungen bleiben allzusehr an der Oberfläche, als daß man davon sprechen könnte, daß hier der Grundriß einer Psychologie gegeben würde, die auch biologischen Tatsachen

weitgehend gerecht würde. Die Frage der kriminellen und asozialen Persönlichkeit ist letzten Endes nicht allein eine psychologische, sondern im wesentlichen eine biologische. Ein psychologisches System, das diese Tatsachen nicht genügend berücksichtigt, kann heute nicht mehr befriedigen. Das ist im vorliegenden Fall um so bedauerlicher, als Verf. sich in manchen Dingen tatsächlich um eine Einbeziehung biologischer Gegebenheiten bemüht hat. Seine Erörterungen über die Leib-Seele-Einheit z. B. sind zweifellos von Wert, doch rühren auch sie nicht an den Kern des eigentlichen Problems. Weit mehr als von Sinngewandungen und Wertungen, deren Ausgestaltungen bereits sekundäre Entäußerungsformen der Persönlichkeitsstruktur sind, ist der Charakter eines Menschen von seinen Erbanlagen bedingt, die ihm aus dem Erbstrom seiner Ahnen überkommen sind. Die wirkliche biologische Psychologie oder psychische Anthropologie, die auf den Ergebnissen der Erbpsychologie aufbaut, muß noch geschrieben werden.

H. Schröder.

Holecek-Holleschowitz, Dr. Carl, Privatdozent für besondere Tierzuchtlehre an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Angewandte Tierzucht auf rassenbiologischer Grundlage. Verlag von Julius Springer, Wien 1939. Mit 107 Abb. im Text. 176 S.

Das Buch ist „für die Gewinnung von Leitsätzen einer fortschrittlichen Züchtung unserer Haustiere“ geschrieben, in erster Linie also für den praktischen Landwirt. Jedoch sagt Verf. schon in der Einleitung, daß er bei Abfassung seines Werkes auch an verwandte Bestrebungen des Arztes und Rassenhygienikers gedacht hat und behandelt in einem „Biologische Konvergenzvorgänge der allgemeinen Rassenkunde“ betitelten Anhang „Die menschliche Rassengliederung“, „Die Unterschiede und Verschiedenheiten der Auslesewirkung der Menschheitsentwicklung“, „Die Stammeskunde“, „Die europäischen Rassenelemente in Beziehung zur völkischen Bestandesgröße“ und unter „Der französische, spanische, italienische, der deutsche und der englische Volkskreis“ zusammengefaßte Fragen. Diese die Rassenhygiene, Rassenbiologie und Kulturbioogie des Menschen angehenden Ausführungen sind es, weshalb von den Lesern dieses Archivs auf H.s Buch besonders hingewiesen wird. Was Verf. im 1. Abschnitt seines Werkes über den Begriff der Rasse bei Haustieren, über das Erbgut unserer Haustiere, die Gesetze seiner Übertragung auf die Nachkommen, über die Bedeutung von Umwelt und Haltung, über Zuchtmethodik und Aufzucht sagt, hält sich, von einzelnen Nebenfragen abgesehen, im Rahmen unseres allgemeinen biologischen Wissens und Denkens. Was wir darüber hinaus über das Erbgut der besprochenen Haustierarten (Rind, Pferd, Schwein, Schaf und Ziege) an Besonderheiten erfahren, geht in der Hauptsache den Landwirt an. Das gleiche gilt vom 2.–6. Abschnitt des Buches, in denen Abstammung und Zuchtentwicklung der genannten Haustiere ausführlich besprochen werden. Diese Abschnitte werden aber allgemein durch ihre zahlreichen und sehr schönen Tierbilder erfreuen.

Es sollen nun „aus den Vorgängen bei unseren Haustierrassen“ sich „Hinweise für die Vorgänge der menschlichen Rassengliederung“ ableiten lassen. Die einzelnen europäischen Rassen richtig zu erfassen, wird nach Ansicht des Verf. heute durch zwei Umstände erschwert: durch eine größere Schwankungsbreite und

durch das Auftreten der Konstitutionstypen. Ob und in welchem Maße dies zutrifft, ob Verf. die Erscheinungsbilder der europäischen Rassen überhaupt durchaus richtig zeichnet, mag dahingestellt bleiben. Es ist für den Gedankengang des Verf. nicht das Entscheidende. Der Kern seiner Ausführungen ist vielmehr in der Auffassung zu suchen, daß, gleichsinnig wie bei unseren Haustieren, auch die Entwicklung der europäischen Menschenrassen „durchwegs nach einem gewissen Leistungsausdruck fortschreitet“ und daß die Ausprägung nach dem Leistungsausdruck bestimmte Beziehungen zur geistigen Leistung erkennen läßt. Am Ende aber dieser Entwicklung sieht H. die völkische Einheit.

Welches sind die Tatsachen, die dieses gewiß eindrucksvolle Gedankengebäude tragen?

Schon der Weg, den unsere Haustiere von ihren wilden Stammformen bis zu den Erscheinungsbildern und Erbverfassungen der heutigen Zuchtrassen gegangen sind, liegt größtenteils im Dunkeln. Aber er wurde in entscheidenden Abschnitten nachweislich unter der geistigen Leitung des Menschen zurückgelegt, der als Zuchtziel ein Wunschbild vor Augen hatte. Am Ende des Weges stehen in hohem Grade erbefeste Formen und Leistungen der Tiere und häufig läßt die Form tatsächlich schon die Leistung erkennen. Zwischen Anfang und Ende des Weges stehen Zwischenglieder, die aus natürlichen Paarungen, Mutationen und Kreuzungen bis zur Speziesbastardierung erwachsen sind. Auch die Entwicklung der heute in Europa lebenden Völker geht sicherlich von Urrassen aus. Ursachen, Kräfte und Gründe ihrer Umbildung werden beim Menschen im Grunde dieselben gewesen sein wie beim Tier. Stellenweise bis zur Geschwisterehe gesteigerte Ebenbürtigkeitsforderungen verraten, daß auch dem Menschengeschlecht bei seinen Paarungen der Trieb zum möglichst Gleichen nicht immer fremd war, der im Tierreich bis heute Arten und Rassen im großen ganzen rein erhalten hat. Neuestens sind verwandte, zur Züchtung in Erbgut, Leistung und Haltung verhältnismäßig einheitlicher Gruppen führende Einflüsse in den Grundsätzen wieder aufgelebt, nach denen Bauerntum erhalten und neugebildet und der Typus mancher völkischer Hoheitsträger (?) gestaltet werden soll. Das sind gewiß Tatsachen, die Holeceks Aufstellung verstehen lassen. Aber, soweit man seine Ausführungen verstehen kann, soll das die menschliche Erbverfassung und die von dieser abhängige Leistung Bestimmende doch keine bewußte Absicht, sondern eine im Blut liegende geistig-seelische Haltung sein. Man könnte sich wohl denken, daß eine solche von der Rasse gefordert wird. Wenn dies vielleicht vor vielen, vielen Geschlechterfolgen der Fall gewesen sein mag, so lehrt die nüchterne Betrachtung des heute erreichten Zustandes jedenfalls, daß spaltende Einflüsse stärker gewesen sind als erbbiologisch vereinheitlichende Instinkte. Überall stellen wir wahllose Vermischung fest, auch im Adel. Was bei den Zuchtrassen der Haustiere und was bei den Völkern Europas bis heute erreicht ist, entspricht einander keineswegs. Erst das allerletzte, im Lichte bewußter Einsicht und bewußten Wollens sich abspielende Stück der Entwicklung hier und dort kann, wenn wir wollen, zu einem wesensgleichen gemacht werden. Es reicht vom Volke zur völkischen Einheit, nicht, wie beim Haustier, von der Ur- und Landrasse zur Zuchtrasse. Ob die Vielfalt der Leistungen, die von den Gliedern völkischer Gemeinschaften verlangt wird, nicht zu groß ist, als daß Menschen einer geistig-

seelischen Haltung, einer Leistungsform, einer Rasse sie alle bewältigen könnten, mag dahingestellt bleiben. Wenn ja, bleibt die völkische Einheit so unvollkommen wie die Quadratur des Kreises. Auf jeden Fall müßte vor jedem Versuch einer rassischen Vereinheitlichung des deutschen Volkes die Vorfrage entschieden werden, ob einer von den sechsen in ihm zusammengewachsenen Rassen der Vorzug gegeben werden oder ob vielmehr eine ganz bestimmte Bastardierung durch Auslese und Ausmerzung erbfest gemacht werden soll. Es ist klar, daß dies beim Menschen schier unmögliche Eingriffe in den Bestand erfordern würde, bei der längst fraglich gewordenen gegenseitigen Bindung körperlichen und seelischen Rassenerbgutes und der Verschleierung des Erbbildes überhaupt sicher ganz unmögliche. Daß bisher im körperlichen Bild des Deutschen eine Vereinheitlichung nicht zum Ausdruck kommt, deutet H. selbst an. Im Geistigen ist sie zunächst ein Wunschbild, das wohl mehr auf weltanschaulich bedingter Ausrichtung als auf rassisch-instinktiver Haltung beruht. Gleichwohl muß dieses Wunschbild im Zuge der Geschlechter Art und Richtung der Auslese und damit Form und Seele der Kommenden bestimmen. Daß möglichst alle Deutschen das ihren Anlagen entsprechende Wunschbild wählen, ihm die Treue halten und dadurch mithelfen, daß sich in unserem Volke die noch der Gesamtzahl und der Art der in ihm vorhandenen Anlagen überhaupt mögliche Gliederung in Typen und Persönlichkeiten so herausbildet, daß das Volk in seiner Einheit fähig ist, alle ihm gestellten Aufgaben zu meistern, bleibt unsere Hoffnung. Hirt, München.

Badtke, Günther: Zur Erblchkeitsfrage beim Glioma retinae. *Klin. Mbl. Augenheilk.* **451**, 105 (1940).

Verf. bringt eine Zusammenstellung von 14 in den Jahren 1900–1940 an der Innsbrucker Universitäts-Augenklinik behandelten Gliomfällen. Hierbei wird besonderer Wert auf die Klarlegung der erblichen Verhältnisse in den Familien der Patienten gelegt. In den Stammbäumen von 8 Kranken ließ sich ein familiäres Auftreten des Glioms nicht feststellen. Zwei der übrigen 6 Fälle gehören zu der Gruppe mit direkter Vererbung des Glioms. Außerdem fand sich im Stammbaum dieser Patienten sowie in denen der restlichen 4 eine familiäre erbliche Belastung mannigfacher Art. Karzinom, Hydrophthalmus congenitus, Schwachsinn, Geisteskrankheiten, Taubstummheit, Leberzirrhose, Tuberkulose und Myopie in wechselnder Kombination und Häufung prägten das Bild dieser Stammbäume. Bei einem Fall konnte mehrfaches Auftreten von Gliom innerhalb derselben Geschwisterreihe festgestellt werden. Verf. wirft die Frage auf, ob in der mannigfachen familiären Belastung ein Hinweis auf eine schon vielfach vermutete erbliche fixierbare Störung zu erblicken ist, die nach der Meinung vieler Autoren zur Manifestierung eines Glioms notwendig ist. Zweifellos sind aber, um zu einem endgültigen Urteil zu kommen, Untersuchungen an einem viel größeren Material erforderlich, als das des Verfassers darstellt. Was die erbpflegerischen Maßnahmen betrifft, so schlägt Badtke die Meldung aller Gliomfälle vor. Von der Sterilisation der sporadischen Kranken ohne deutlich erkennbare erbliche Belastung des Erbgutes rät er ab, da es nicht sicher sei, ob sie wirklich Überträger kranken Erbgutes sind. Verfasser hält die Unfruchtbarmachung bei Kranken mit erb-

lichem Gliom für nicht notwendig, solange sie in geschlossenen Blindenanstalten untergebracht sind und unter Aufsicht stehen. Dieser Standpunkt ist jedoch abzulehnen, da bei unter das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses fallenden Kranken mit Recht die Durchführung der Unfruchtbarmachung verlangt wird, ganz gleichgültig, ob sie in Anstalten untergebracht sind oder nicht. Auf die Aufsicht“ in geschlechtlicher Beziehung kann man sich ja doch nicht verlassen.

K. Lisch, München.

Jancke, G., Die Augenmerkmale bei Zwillingen und ihre Bedeutung für die Diagnose der Ein- oder Zweieiigkeit. Archiv f. Ophthalmologie 142, 113 (1940).

Der Arbeit liegt die Fragestellung zugrunde, welche Augenmerkmale für die Ähnlichkeitsdiagnose von Wichtigkeit sein können, ob unter diesen Merkmalen eines ist, mit dem allein schnell und sicher Eineiigkeit festzulegen ist oder ob wenigstens durch Berücksichtigung einer Reihe von Augenmerkmalen eine Eineiigkeitsdiagnose mit einiger Sicherheit gestellt werden kann. Zu diesem Zwecke wurden an einem Zwillingsmaterial von 144 Paaren genaue Untersuchungen vorgenommen. Diese Merkmale sind: Die Augenbrauen, die Wimpern, die Lider, die Iris, und zwar diese sowohl nach Farbe als auch nach allen Einzelheiten der Struktur, die Linse und der Augenhintergrund. Dazu wurden eine Reihe von Maßen festgestellt, und zwar der Abstand der inneren Lidwinkel, der Abstand der äußeren Lidwinkel, der Abstand zwischen den äußeren Augenhöhlenrändern, das Vorragen des Augapfels und der Pupillenabstand. Die Merkmale wurden nach allen Einzelheiten in Ähnlichkeitsstufen geordnet und dann mit Hilfe des Vergleiches dieser Gruppen bei den eineiigen und zweieiigen Zwillingen die Erbbedingtheit festgestellt. Ferner wurde nach Zusammenstellung der Beurteilungen aller Merkmale zu einer Gesamtbeurteilung nur nach diesen Augenbefunden die Eiigkeitsdiagnose gestellt und das Ergebnis dieser mit den unabhängig hiervon auf Grund der bisherigen polysymptomatischen Ähnlichkeitsmethode gestellten Diagnosen verglichen. Die Maße wurden nach v. Verschuer's Vorschlag nach prozentualen Abweichungen vom Mittelwert in den beiden Zwillingsgruppen miteinander verglichen. Im Rahmen dieser Untersuchungen wurde Stellung zu bisherigen ähnlichen Untersuchungen an allerdings immer kleinerem Material genommen und neben vielfacher Übereinstimmung teilweise Unterschiede von diesen Ansichten herausgearbeitet. Als Ergebnis konnte festgestellt werden, daß die meisten Augenmerkmale zwar eine zum Teil sehr wichtige Rolle bei der Ähnlichkeitsdiagnose spielen können, eine solche auf Grund eines einzigen Merkmales aber nicht sicher möglich ist. Als wichtigstes Merkmal erwies sich hier zum erstenmal die an umfangreichem Material mit allen an der Spaltlampe kenntlichen Einzelheiten berücksichtigte Irisstruktur, dann wie bisher schon bekannt, die Farbe, die Lider und die Augenbrauen. Die Maße können auf Grund dieser Untersuchungen nur eine unterstützende Rolle spielen und auch dies nur beschränkt. Als wichtiges und neues Endergebnis aber ergab der Vergleich, der auf Grund einer Zusammenfassung aller Augenmerkmale gestellten Eiigkeitsdiagnose mit den von anderer Seite gestellten Eiigkeitsdiagnosen nach der bisherigen

polysymptomatischen Methode, daß es mit etwa der gleichen Sicherheit möglich ist, nur aus den Augenmerkmalen eine Eiigkeitsdiagnose zu stellen. So stimmten von den 144 Diagnosen 142 nach den beiden verschiedenen Methoden völlig überein. Bei einem weiteren Paar, das nach der bisherigen Methode nicht eingereiht werden konnte, muß die für die Eineiigkeit sprechende Diagnose auf Grund der Augenmerkmale eine Eineiigkeit als mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, während bei einem weiteren Paare, das nach der bisherigen Methode auch nicht sicher eingestuft werden konnte und als fraglich eineiig bezeichnet wurde, nach dem Befunde an den Augen allerdings mit Wahrscheinlichkeit Zweieiigkeit hätte angenommen werden müssen. Insgesamt erwies sich die Ähnlichkeitsdiagnose nur aus den Augenmerkmalen, die auch eine polysymptomatische Ähnlichkeitsdiagnose darstellt, der bisherigen Methode als etwa ebenbürtig. Als zuzügliche Untersuchung führt sie zu einer erhöhten Sicherheit.

- K. Lisch, München.

Günther, Hans F. K., Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform. Teubner, Leipzig-Berlin 1939. VIII u. 673 S.

In diesem umfangreichen Buch, das dem Reichsbauernführer Darré zugeeignet ist, macht der bekannte Rassenforscher den Versuch eine Soziologie und Biologie des Bauerntums, namentlich des germanischen und besonders wiederum des deutschen zu schreiben. Die einzelnen Züge des Gesamtbildes schöpft er aus der Verarbeitung einer sehr umfangreichen, teilweise schon zeitlich fernliegenden Literatur über das Bauerntum, Erzählungen sowohl wie wissenschaftliche Abhandlungen, nicht bloß der deutschen, sondern auch der englischen und amerikanischen, die beide bereits wichtige Untersuchungen zur Soziologie des Bauernstandes beigetragen haben. Diese literarischen Quellen werden mit gesundem und kritischem Urteil verwendet und nicht selten durch eigene Beobachtungen des Verfassers unterbaut, das Bild des Bauerntums selbst herausgestellt durch den Vergleich mit dem der Stadt. Von dem reichen und vielseitigen Inhalt des Buches gibt einen Begriff ein Hinweis auf die wichtigsten behandelten Probleme: Die landschaftliche und dingliche Umwelt des Bauern – des Städters; ihre menschliche Umwelt; Dorfgemeinschaft, Nachbarschaft und Familie; „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ – Land und Stadt; Beziehungen der Dorfgemeinschaft zu Gruppen und Einzelmenschen außerhalb des Dorfes, zu Staat und Recht; Lebenswerte des Bauerntums; bäuerliche Glaubensvorstellungen und bäuerliche Frömmigkeit; die bäuerliche Seele, das bäuerliche Geistesleben; Kindheit, Erziehung und Schuljahre des Landkindes. Vom rassischen Gesichtspunkt aus verdienen besondere Beachtung die aufschlußreichen Abschnitte über das Geschlechtsleben der Landjugend und die ländliche Sittlichkeit; die bäuerliche Gattenwahl; die Kinderzahl in bäuerlichen Ehen; die Verstädterung des bäuerlichen Landes; Landflucht und Wanderungen vom Lande zur Stadt und die völkische Bedeutung des Bauerntums. Eindringlich und erschöpfend behandelt V. vor allem die Frage der Landflucht, der ja auch die Regierung des Dritten Reiches ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendet. So verdient das Buch nach seinem Inhalt Beachtung als großgeschaut und eingehende Darstellung der im deutschen Bauerntum liegenden rassischen, völkischen und kulturellen Werte. Scharold, München.

Pfeffer, Karl Heinz, Der Bauer. Bücher zur deutschen Volkskunde. Moritz Schäfer, Leipzig o. J. 156 S. 8 Abb.

Das Buch, eine bäuerliche Volkskunde, will eine tiefere Einsicht in das Wesen des Bauern, vor allem des deutschen, erarbeiten, um Verständnis zu wecken für die Geltung, die der Bauer heute genießt, für den Platz, den er in der Geschichte seines Volkes auf Grund seiner Leistung beansprucht, und für das Versprechen, das er mit diesem Anspruch gibt. Nach den verschiedensten Seiten wird das Wesen echten Bauerntums betrachtet und beleuchtet, als dessen charakteristische Merkmale Pf. Bodenständigkeit, Sippenbildung, völkischen Lebensanspruch und standesgemäße Lebenshaltung bezeichnet, so daß sich bei aller Vielfältigkeit doch ein einheitliches Bild deutschen Bauerntums ergibt. Mit Nachdruck hebt er die Bedeutung des Bauerntums für die Geschichte hervor, indem er zeigt, daß bäuerliche Art die Volksgeschichte trägt und bäuerliches Wesen in allen Schichten der Bevölkerung als Triebkraft wirksam ist; dafür bringt er geschichtliche Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart. So sehen wir auch, wie sich das Bauerntum in Deutschland trotz aller Wandlungen seines Erscheinungsbildes erhalten hat. Anschaulich schildert uns Pf. den Kampf des Bauerntums gegen die bürgerliche Gesellschaft mit allen seinen Gefahrenmomenten für den Bauern und dessen schließliche geistige und wirtschaftliche Selbstbehauptung, einen Kampf, in dem der Bauer von Bundesgenossen völkischen Gewissens unterstützt wurde. Schließlich weist er uns hin auf die Bedeutung, die bäuerlichem Leben für die Zukunft unseres völkischen Lebens zukommt, und zeigt, wie sich die Gesetzgebung des Dritten Reiches, namentlich das Erbhofgesetz, in diesem Sinne auswirkt. Rassen- und volksbiologische Fragen werden immer wieder in dem Buch berührt, das klar, anschaulich und mit einem warmfühlenden Herzen für das deutsche Bauerntum geschrieben ist und somit seine Absicht trefflich erfüllt.

Scharold, München.

Fahrenkrog, Rolf L., Europas Geschichte als Rassenschicksal. Vom Wesen und Wirken der Rassen im europäischen Schicksalsraum. Hesse & Becker, Leipzig. 439 S. 33 Abb. u. 5 Karten.

Der Herausgeber hat für sein Buch einen Stab von Mitarbeitern gewonnen, die als namhafte Vertreter ihres Faches gelten können. Voraus geht als Einführung eine „Rassische Geschichtsbetrachtung“ von W. Groß, der den Unterschied der früheren und jetzigen Geschichtsauffassung kurz und eindringlich darlegt: Gleichheit der Menschen, Umweltseinflüsse, milieutheoretische Deutung – anthropologische Verschiedenheit der großen Menschengruppen, Auswirkung der Geschichte auf die rassische Substanz des Volkes, der Mensch als Gestalter der Umwelt. Daran reiht sich eine großzügige Betrachtung der Geschichte der einzelnen europäischen Völker von ihrem ersten Auftreten bis zur Gegenwart. Nachgewiesen wird besonders, wie an allen wichtigen Punkten der geschichtlichen Entwicklung für den Aufstieg oder Niedergang eines Volkes die Rasse eine entscheidende Rolle spielt. Zu klarem Bewußtsein kommt uns dabei auch der überragende Einfluß der nordischen Rasse, z. B. bei der Gründung slawischer Staaten. Zum erstenmal wohl begegnet uns in dem Buch eine Betrachtung der isländischen Geschichte

unter rassischem Gesichtspunkt. Die Darstellung ist durchwegs klar und auch dem Laien verständlich; sie wendet sich nicht bloß an Verstand und Wissen, sondern auch an Wollen und Glauben. Das Positive und Negative im Sinne einer rassisch-völklichen Entwicklung wird an zwei Reihen von Bildern bekannter Persönlichkeiten aus verschiedenen Perioden der Geschichte veranschaulicht.

Scharold, München.

Paul, Gustav, Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der Großdeutschen Geschichte. J. F. Lehmann, München-Berlin 1938. 537 S. 113 Abb. u. Karten.

Seinen „Grundzügen der Raum- und Rassengeschichte des deutschen Volkes“ (1935) hat P. das vorliegende Werk folgen lassen, das nach Anlage und Geist dem ersten gleicht, an Reichtum und Tiefe des Inhalts aber darüber weit hinauswächst. Von der Entstehung der Germanen in der Jungsteinzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart zeigt er an allen wichtigen Epochen der deutschen Geschichte die nachhaltigen Einflüsse auf, die die Lebenskräfte von Raum und Rasse, bedingt durch die Gestaltung der deutschen Erde, durch Wanderungen, Kriegszüge und Siedlungstätigkeit, auf germanisches und deutsches Schicksal ausgeübt haben. Namentlich das rassische Problem ist nachdrücklich betont. Mit kritischem Blick hat P. eine Literatur von riesigem Umfang durchgearbeitet und gemeistert, auf deren gesicherte Ergebnisse er seine neuen Erkenntnisse gründet. Wichtiger vielleicht noch als die Gestaltung dieser Erkenntnisse ist die den einzelnen Abschnitten angefügte Literatur von geschichtlichen Werken und Abhandlungen über größere und kleinere räumliche Gebiete und der Hinweis auf Hilfsmittel wie Lexika, Atlanten, Bildwerke, Museumshandbücher, Wandkarten zur Geschichte und Rassengeschichte, Lichtbilder, Modelle u. a. Damit ist besonders dem Wissenschaftler ein großer Dienst erwiesen. Allzu bescheiden nennt P. sein gediegenes Buch eine Vorarbeit für die zu schreibende erschöpfende Geschichte des deutschen Volkes auf rassisch-biologisch-geopolitischer Grundlage unter Einbeziehung der Vorgeschichte; dazu ist er selbst berufen. Mit Recht weist er auf die Zusammenarbeit zwischen Natur- und Geisteswissenschaft hin um eine derartige Geschichte zu schreiben und auf die teilweise klassischen Werke deutscher Geschichtsschreibung als Vorbild dafür. Den Text, der einen persönlichen, kraftvollen Stil aufweist, bereichern und erläutern zahlreiche Karten und Bilder (Abb. 12 fehlt!). Neben dem Reichtum und der Vielseitigkeit des Inhalts fesselt auch die lebendige Darstellung; so wird das Buch viele dankbare Leser finden. Scharold, München.

Notizen.

Am 16. Februar 1941 feierte Prof. Dr. Hans Günther, Freiburg im Breisgau, seinen 50. Geburtstag. Aus diesem Anlaß verlieh ihm der Führer in Anerkennung seiner bahnbrechenden Verdienste in der Rassenforschung die **Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft**. Schon 1922 hat Günther durch seine grundlegende „Rassenkunde des deutschen Volkes“ viel zur Rassenerkenntnis in Deutschland beigetragen wie auch zur Wertung des Nordischen Gedankens. Seit dieser Zeit verdanken wir ihm außer wertvollen rein rassekundlichen Werken auch eine Reihe von Büchern mit weltanschaulichen und erzieherischen Schlußfolgerungen aus rassistischen Erkenntnissen heraus, welche einen immer mehr anwachsenden Kreis deutscher Jugend begeistern und anleiten, besonders auch in rassenhygienischer Hinsicht.

Am 26. Februar 1941 vollendete Professor Dr. Hans Reiter, Präsident des Reichsgesundheitsamtes in Berlin, sein 60. Lebensjahr. Unter seiner ausgezeichneten Führung seit 1933 hat das Reichsgesundheitsamt eine Fülle wichtigster Aufbauarbeit an der Gesundheits- und Lebensführung des deutschen Volkes geleistet. Auch der Rassenhygiene wurde von Präsident Prof. Reiter immer der Platz angewiesen, der ihr gebührt.

Ergebnisse der letzten Volkszählung. Die mehrfachen starken Änderungen der Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse seit Ausbruch des Weltkrieges haben einen ständigen Wechsel in der zahlenmäßigen Besetzung der einzelnen Altersstufen verursacht, der sich auf das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben stark auswirkt. Es hat z. B. die Zahl der noch nicht schulpflichtigen Kinder unter 6 Jahren, die im gesamten Reichsgebiet (Stand Mitte 1939) rund 7,7 Millionen beträgt, infolge des stetigen Geburtenanstiegs seit 1933 allein im alten Reichsgebiet um 1 Million zugenommen. Der Geburtenausfall während des Weltkrieges wirkt sich in der Gruppe der 20 bis 25jährigen aus, die nur 4,4 Millionen beträgt. Seit 1933 hat sie allein im alten Reichsgebiet um 2,35 Millionen abgenommen und damit ihren Tiefpunkt erreicht. Hieraus erklärt sich u. a. auch der in den letzten Jahren fühlbare Nachwuchsmangel bei allen Berufen, die eine lange Schul- und Fachausbildung verlangen, zumal diese Jahrgänge gleichzeitig den größten Teil der Soldaten stellen. Der durch den Weltkrieg verursachte außergewöhnlich hohe Frauenüberschuß ist heute nur noch bei den über Vierzigjährigen vorhanden, während in den jüngeren Altersgrenzen infolge des günstigen Standes der Säuglings- und Kindersterblichkeit die Knaben bzw. Männer erheblich stärker vertreten sind. Allerdings zeigen sich zwischen Stadt und Land namhafte Unterschiede. Während in den Altersgruppen der Heiratsfähigen auf dem Lande ein beträchtlicher Frauenmangel herrscht, ist in den großen Städten ein starker Frauenüberschuß vorhanden. Schließlich ist noch bemerkenswert die Steigerung der Heiratshäufigkeit seit 1933, die einen günstigen Ausblick in die Zukunft gewährt.

Aus den **Ergebnissen der Volkszählung von 1939 für Bayern.** In den ersten sechs Jahren nationalsozialistischer Aufbauarbeit ist es erstmals in Bayern gelungen, nicht nur den ganzen natürlichen Bevölkerungszuwachs dem Lande zu erhalten, sondern darüber hinaus hat die Wanderungsbilanz Bayerns, die in früherer Zeit regelmäßig mit einem recht erheblichen Wanderungsverlust abzuschließen pflegte, erstmals im

Zeitraum 1933 bis 1939 einen stattlichen Wanderungsgewinn aufzuweisen. Aus dem Abwanderungsland Bayern ist ein Zuwanderungsland geworden. Im Zeitraum von 1871 bis 1933 dagegen waren dem Lande Bayern über 17 v. H. der natürlichen Bevölkerungszunahme (des Geburtenüberschusses) durch Abwanderung verlorengegangen. In erster Linie haben jetzt die Stadtkreise überdurchschnittlich stark zugenommen (fast 8%), während viele Landkreise, z. B. Oberbayern, Pfalz und Schwaben, erhebliche Verluste zu verzeichnen haben. Weite zusammenhängende Gebiete namentlich Nord- und Ostbayerns sind nach wie vor ausgesprochene Abwanderungsgebiete. Die Verstädterung Bayerns hat weitere Fortschritte gemacht.

Wanderungverschlebung innerhalb des Deutschen Reiches seit 1933. Das große mitteldeutsche Gebiet zwischen Nordsee, Ostsee, Stettin, Berlin, Merseburg, Thüringen, Kassel, Minden und Osnabrück hat einen Wanderungsgewinn von fast 1 Million aufzuweisen. Die Reichshauptstadt allein erlebte einen Zuzug von 300 000. Gewinne erzielten auch die Regierungsbezirke Königsberg und Oberbayern. Wanderungsverluste dagegen traten ein im Sudetenland, in den Gauen Wien, Niederdonau und Steiermark, im preußischen Osten Gumbinnen, Allenstein, Köslin, Grenzmark, Schlesien, ferner in der Bayerischen Ostmark, im Lande Sachsen und im westdeutschen Industriegebiet. (Völk. Beobachter)

Das Ende des „deutschen Menschenexports“. Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts, vor der allgemeinen Industrialisierung, setzte in Deutschland eine gewaltige Auswanderung ein, die sich planlos in alle Länder mit offenen Grenzen ergoß, namentlich nach Nordamerika. Der Volksverlust von 1880–1885 betrug fast 200 000 Menschen jährlich. Der Kreis dieser Auswanderer war durchweg hochwertig, denn Alte, Kranke und geistig Minderwertige pflegen nicht ihr Land zu verlassen, wohl aber junge energische und unternehmungslustige Leute. Der Volksverlust war also qualitativ weit größer als durch Zahlen zum Ausdruck kommt. Dafür vermehrte sich aber das fremde Element im Osten unseres Reiches ungehindert. Von 1925–1933 setzte ein erneuter Wanderungsverlust ein, und zwar um mehr als eine Viertelmillion, denn das Deutschland der Systemzeit bot weder Lebensraum noch Arbeit für seine Bewohner. Mit dem Jahre 1933 kam das Ende dieser Abwanderung. Vielmehr setzte nun eine systematische Rückwanderung des deutschen Blutes ein, die in der Zeit von 1933–1939 eine Ziffer von 93 000 erreichte. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß nicht nur 400 000 Juden, sondern auch zahlreiche andere Emigranten gleichzeitig das Reichsgebiet verlassen haben.

In Deutschland ist ein stetiger Rückgang des Frauenüberschusses zu beobachten. 1919 kamen auf 1000 Männer 1101 Frauen. 1925 waren es 1067 Frauen, 1933 = 1058 und 1939 nur 1048. Absolut belief sich der Frauenüberschuß 1939 auf 1 851 991 Frauen.

Das Statistische Amt in Washington erklärte in einem Bericht, daß **Amerikas Bevölkerungstendenz** zwischen 1930 und 1940 völlig umgeschlagen sei. Laut damaliger Volkszählung habe mit einem 11%igen Anwachsen je Generation gerechnet werden können, während die Zählung des Vorjahres eine absteigende Tendenz ergebe, und zwar 4 v. H. je Generation. Der letzten Zählung nach dürfte die farbige Bevölkerung der Vereinigten Staaten 7 v. H. je Generation zunehmen, während die weiße gleichzeitig 5 v. H. zurückgehen werde.

Bevölkerungszahl Dänemarks. Die Bevölkerungsziffer Dänemarks wurde nach amtlichen Erhebungen für den Beginn des Jahres 1940 auf insgesamt 3 824 800 gegen 3 792 900 Köpfe im Vorjahre festgestellt. Von dem Zuwachs entfallen 29 400 auf Geburtenüberschuß und 2 500 auf Einwanderungsüberschuß, der um so bemerkenswerter ist, als im Vorjahr ein Einwanderungsüberschuß von rund 500 Personen gezählt wurde. Bis 1930 war ein starker Überschuß an Auswanderern zu verzeichnen. Von den Einwanderern kamen 3 672 aus Deutschland, 1 826 aus Schweden, 1 654 aus Großbritannien, 992 aus Norwegen, 778 aus Frankreich. Kleinere Zahlen aus anderen Ländern.

Die japanische Regierung kündigt ein Gesetz an über die **Bevölkerungspolitik Japans**, in dem es heißt, daß mit 1960 eine Gesamtbevölkerung von 100 Millionen Japanern erreicht werden müsse. Das Gesetz sieht eine Förderung der Frühehe und der kinderreichen Familie vor. Ehestandsdarlehen, Steuerermäßigungen für kinderreiche Familien und Kinderbeihilfen sollen gewährt werden, während Unverheiratete entsprechende Steuern zu zahlen hätten.

Die Niederlande haben als einziger westeuropäischer Staat auch heute noch eine Nettoreproduktionsrate von 1,1. Sie werden also auch weiterhin noch eine leichte **Zunahme der gesamten Bevölkerung** aufweisen. Zu beachten ist, daß der katholische Bevölkerungsteil eine 1½mal so hohe Fruchtbarkeit aufweist als der protestantische (1935). Durch die differenzierte Fortpflanzung dieser beiden Bevölkerungsgruppen könnte sich im Lauf der Zeit das geistige und rassische Gesicht der Niederlande grundlegend wandeln: Sind es doch gerade die kalvinistischen und zugleich stärker nordischen Teile Hollands, welche die Eigenart der holländischen Kultur bestimmt haben.

Wachsende Bevölkerungszahl in der Türkei. In der Türkei fand eine Volkszählung statt. Nach den bisher vorliegenden Ergebnissen ist die Bevölkerung auf fast 18 Millionen gestiegen, das bedeutet einen Zuwachs von 2 Millionen innerhalb der vergangenen fünf Jahre. Die Ergebnisse entlegener Bezirke stehen noch aus.

Japanische Rassenforschung. Der „Asahi Shimbun“ zufolge wird die japanische Kaiserliche Akademie eine planmäßige Erforschung der ostasiatischen Rassen aufnehmen; das Erziehungsministerium stellt zu diesem Zweck den Betrag von 35 000 Jen bereit. Rund 200 ostasiatische Stämme, darunter die Jakuten, Oriaken, Tungusen, die Han, Miao und Solo sowie Mongolen und Formosaner sollen zunächst von dieser Erforschung erfaßt werden.

Haiti. Nach einer Statistik der Geburtshilflichen Klinik der Medizinschule von Port-au-Prince entfielen im Laufe eines Jahres auf 3 193 Entbindungen 80 = 2,04 % Zwillingsschwangerschaften, das ist fast doppelt soviel wie in Europa und USA. Im Gegensatz zu Europa kamen auch mehr eineiige als zweieiige Zwillinge vor.

Maßnahmen zur Eindämmung der Landflucht u. Auswanderung in Jugoslawien. Durch die Eingabe der kroatischen Ärzteorganisation wurde festgestellt, daß das kroatische Volk eine geringere Geburtenziffer aufzuweisen hat als das deutsche und italienische. Dagegen sollen nun Maßnahmen ergriffen werden, u. a. durch die Eindämmung der Landflucht und der Auswanderung. In der Rückkehr zum Dorf und seinen geistigen und moralischen Werten erblickt der „Hrvatski Dnevnik“ auch einen Ausweg aus der politischen und geistigen Krise, in der sich heute einzelne Landesteile befänden, wobei er auf Serbien hinzielt.

Jüdischer Landbesitz in Rumänien für die Flüchtlinge. Der gesamte jüdische Landbesitz Rumäniens ist gegen Entschädigung enteignet und durch die Staatsbehörden übernommen worden. Der enteignete Grund und Boden ist nunmehr Eigentum des Staates und wird nach einem bereits festgelegten Plan vor allem unter die Flüchtlinge aus den abgetrennten Gebieten verteilt werden.

Antijüdisches Komitee in Mexiko. In Mexiko ist ein Ausschuß gegründet worden zur tatkräftigen Bekämpfung des Handels der Juden, die die Landbevölkerung ausbeuten und die mexikanischen Kaufleute verdrängen.

Bulgarien sichert sich gegen das Judentum. Das im bulgarischen Staatsanzeiger erschienene Gesetz zum Schutze der Nation regelt u. a. auch die Rechtsverhältnisse der Juden in Bulgarien. Als Jude gilt, wessen Vater oder Mutter Jude ist. Das Gesetz entzieht den Juden das aktive und passive Wahlrecht, den Besitz von Ackerboden und das Recht, im Heer zu dienen. Die Teilnahme der Juden am Geschäftsleben Bulgariens wird auf das Verhältnis ihres Hundertsatzes beschränkt. Den Juden wird ferner die Eheschließung oder das Zusammenleben mit Nichtjuden sowie die Anstellung von nicht-jüdischen weiblichen Hausangestellten verboten. Nach dem Inkrafttreten des Gesetzes verlieren die Juden das Recht der Freizügigkeit.

Verbot jüdischer Einwanderung in Bolivien. Die bolivianische Deputiertenkammer hat nach langer Aussprache beschlossen, ein Einwanderungsverbot für jüdische Einwanderer zu erlassen und bereits erteilte Einwanderungsbewilligungen, soweit die Einwanderer noch nicht in Bolivien eingetroffen sind, wieder aufzuheben. Dieser Beschluß wird damit begründet, daß die jüdischen Einwanderer aus rassischen und religiösen Gründen besonders schwer assimilierbar seien. Es ist das erstmal, daß ein Einwanderungsverbot für Juden in einem südamerikanischen Lande mit dieser Begründung erlassen wird.

Maßnahmen gegen Juden in Norwegen. Wie „Berlingske Aftenavis“ mitteilt, ist auch in Norwegen die erste scharfe Maßnahme gegen den Einfluß der Juden eingeleitet. Es sind Verordnungen in Arbeit, nach denen Juden zukünftig keine Beamtenstellen mehr bekleiden und nicht als Ärzte oder Anwälte tätig sein dürfen. Auch gegen Vereinigungen und Gesellschaften, deren Tätigkeit nicht einwandfrei zu erkennen ist, soll vorgegangen werden. Zunächst ist die Rotary-Bewegung verboten worden. Weiter haben sich alle Vereinigungen und Zusammenschlüsse bei den Behörden zu melden, um die Sicherheit dafür zu geben, daß ihr Wirken nicht den Anschauungen der „Nasjonal Samling“ zuwiderläuft. Der Polizei ist die Kontrolle über alle Versammlungen und Vereinsvorstände übertragen worden.

Maßnahmen gegen Juden in Jugoslawien. Scharfe Maßnahmen zur Befreiung der jugoslawischen Wirtschaft vom jüdischen Einfluß werden von der jugoslawischen Regierung vorbereitet, wie die halbamtliche Belgrader Zeitung „Vreme“ ankündigt. Als erster Schritt ist der Ausschluß aller Juden, die die jugoslawische Staatsbürgerschaft nach dem 21. Januar 1918 erworben haben, sowie aller Personen, die mit jüdischem Kapital arbeiten, aus dem Lebensmittelhandel in Aussicht genommen. Minister Koroschetz setzt sich hauptsächlich für eine beschleunigte Bereinigung der Judenfrage ein.

Keine jüdischen Beamten mehr in Holland. Wie die „Dt. Ztg. in den Niederlanden“ berichtet, werden Bestimmungen erlassen, wonach niederländische Behörden und Körperschaften des öffentlichen Rechts keine Volljuden oder Mischlinge mehr zu Beamten ernennen, auf Arbeitskontrakt anstellen oder befördern dürfen. Für Beamte mit jüdischem Ehegatten gelten die gleichen Bestimmungen.

Keine Juden in tschechischen Schulen. Das Schulministerium in Prag hat durch seinen Erlaß angeordnet, daß beginnend mit dem Schuljahr 1940–41 jüdische Schüler in keinerlei tschechische Schulen aufgenommen werden dürfen. Dieses Verbot betrifft sowohl öffentliche Schulen wie auch die nichtjüdischen Privatschulen. Jüdische Schüler, die derartige Schulen derzeit noch besuchen, werden mit Beginn des Schuljahres 1940–41 von der Teilnahme am Unterricht ausgeschlossen.

„Vereinigten Staaten von Europa.“ In Neuyork ist unter diesem Titel ein Buch von Alfred M. Bingham erschienen, das in Kapitel 6: „Lebensraum“ das Bevölkerungswachstum als Rechtfertigung für imperiale Expansion bezeichnet und die Frage nach der zukünftigen Gestaltung der Wanderungsbeschränkungen in einem vereinigten Europa aufwirft. (Nach Population Index Juli 1940.)

Eine **Anordnung des Duce** hob jene Bestimmung für die Dauer des Krieges auf, nach der innerhalb der Wehrmacht nur befördert wird, wer verheiratet oder verwitwet ist.

Hilfsschulen. Nach einer Mitteilung im „Öffentlichen Gesundheitsdienst“ hat sich die Zahl der öffentlichen Hilfsschulen stark erhöht, da seit dem Berichtsjahr die Hilfsschulklassen der öffentlichen Volksschulen als selbständige Hilfsschulen geführt werden. Die Angaben für das Jahr 1939 sind deshalb mit denen der vorangegangenen Jahre, insbesondere mit denen für 1938, nicht unmittelbar vergleichbar. Es bestanden im Schuljahr 1939 1028 öffentliche Hilfsschulen gegenüber 677 selbständigen Hilfsschulen und 556 Hilfsschulklassen an 360 öffentlichen Volksschulen im Jahre 1938. Die öffentlichen Hilfsschulen hatten im Jahre 1939 = 3902 Klassen. In den Hilfsschulen wurden im Jahre 1939 = 56356 Jungen und 40235 Mädchen, zusammen 96591 Schulkinder unterrichtet.

Auf 1000 öffentliche Volksschulen (einschließlich Hilfsschulen) kamen im Jahre 1939 = 20,3 Hilfsschulen, auf 1000 Schulkinder 12,9 Hilfsschüler; auf eine Hilfsschule entfielen 3,8 Klassen, auf eine Hilfsschulklassen 24,6 Schüler.

Gefängnis für Nichtachtung des Ehegesundheitsgesetzes. Ein junges Paar hatte sich vor dem Amtsgericht Freiburg wegen Vergehens gegen das Ehegesundheitsgesetz und Abgabe einer falschen eidesstattlichen Versicherung zu verantworten. Das Mädchen war im Jahre 1935 wegen angeborenen Schwachsinn unfruchtbar gemacht worden, durfte also aus diesem Grunde eine Ehe nicht eingehen. Trotzdem ließ es sich mit dem jungen Mann, der von dem Ehehindernis wußte, kriegstrauen, da beiden bekannt war, daß Kriegstrauungen unter erleichterten Bedingungen vor sich gehen und vor allem auch kein Ehegesundheitszeugnis gebraucht wird. Auf einschlägige Fragen des Standesbeamten nach Vorliegen einer Erbkrankheit gaben sie eine eidesstattliche verneinende Erklärung ab, obwohl sie von dem Beamten auf die Bedeutung dieser Erklärung aufmerksam gemacht wurden. Im April 1940 wurde dann die Ehe für nichtig erklärt. Der Vertreter des Staatlichen Gesundheitsamtes in Freiburg, der sich als Sachverständiger über die Angeklagte äußerte, kam zu dem Schluß, daß bei dem Mädchen der § 51 Abt. 2 in Frage käme, da sie für ihre Tat infolge ihrer erbkranken Veranlagung nicht voll verantwortlich gemacht werden könne und sie auch dem Einfluß ihres Bräutigams unterlegen sei. Das Gericht kam zu der Auffassung, daß der Mann als der geistig regere Teil in voller Erkenntnis gehandelt habe und verurteilte ihn zu vier Monaten Gefängnis; das Mädchen erhielt unter Berücksichtigung des Sachverständigengutachtens eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten.

Im Heeresverordnungsblatt, Teil C, vom 15. II. 1940 und 15. III. 1940 sind unter Ziffer 188 und 324 Ergänzungen zur **Heiratsordnung der Wehrmacht** erlassen worden:

Für die Dauer des besonderen Einsatzes der Wehrmacht während des Krieges ist die Heiratsgenehmigung aktiven Offizieren, Offiziersanwärtern u. aktiven Unteroffizieren nach Ablauf einer Dienstzeit von 4 Jahren (bisher 6 Jahre) oder mit Vollendung des 25. Lebensjahres zu erteilen Unteroffizieren d. B. nach Vollendung des 21. Lebensjahres, wenn sie im aktiven Wehrdienst stehen, sämtlichen Mannschaften nach Vollendung des 21. Lebensjahres. Um gerade im Kriege allen rassistisch wertvollen, gesunden und verantwortungsbewußten Menschen den Weg zur kinderreichen Ehe frühzeitig zu eröffnen, kann für die Dauer des Krieges auch für Berufssoldaten in begründeten Ausnahmefällen von dem für sie geforderten Lebens- und Dienstalder abgesehen werden. Als Notstand, der eine Ausnahme von den geltenden Bestimmungen rechtfertigt, kann auch die zu erwartende Geburt eines Kindes angesehen werden.

Ehevermittlungen für Unfruchtbargemachte. Mit der Ehevermittlung Unfruchtbargemachter beschäftigen sich folgende Stellen: Rassenpolitisches Amt der Gauleitung Sachsen, Dresden, Bürgerwiese 20; Thüringisches Landesamt für Rassenwesen, Weimar, Marienstraße 13-15, und alle Staatlichen Gesundheitsämter Thüringens; Ehevermittlungsstelle im Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin, Abteilung 5, Berlin C 2, Spandauerstr. 17; Erbbiologische Landeszentrale Schlesien, Breslau 2, Teichstr. 24; NSDAP Reichsleitung, Hauptamt für Volksgesundheit, München, Barerstr. 15; Rassenpolitisches Amt der Gauleitung München-Oberbayern, München 15, Pettenkofenstr. 8 a.

Luftwaffe fördert Kinderreichtum. Der Reichsminister der Luftfahrt erließ eine Verfügung über die Förderung der Kinderreichen in seinem Amtsbereich. Dabei wird festgestellt, daß nur die erbtüchtige Familie einer Förderung wert ist. Als kinderreich gilt eine Familie mit mindestens 4 ehelichen oder für ehelich erklärten Kindern. Dabei ist es ohne Bedeutung, wie alt die Kinder sind und ob sie noch zum elterlichen Haushalt gehören. Im Rahmen der für die Einstellung, Anstellung und Beförderung von Beamten und für die Einstellung und Höhergruppierung von Gefolgschaftsmitgliedern aufgestellten Richtlinien sind Kinderreiche vor anderen zu bevorzugen. Der Grundsatz, daß für Einstellung, Beförderung und Höhergruppierung der Grad der Tüchtigkeit entscheidet, bleibt bestehen. Unter gleichtüchtigen Bewerbern oder Anwärtern hat aber der Kinderreiche den Vorrang.

Hauptschule gegen Landflucht. Nach einer Entscheidung des Führers soll die Hauptschule, wie sie in den Gauen der Ostmark als Fortsetzung der vierklassigen Volksschule besteht, nicht nur beibehalten, sondern allgemein in ganz Deutschland eingeführt werden. Wie der Zeitungsdienst des Reichsnährstandes berichtet, hat gerade die Landjugend in den hauptsächlich in den Kleinstädten anzutreffenden Hauptschulen einen Bildungsmittelpunkt, der eine Fülle von auf das praktische Leben abgestelltes Wissen vermittelt, so daß eine Abwanderung vom Lande zur Vervollkommnung des Wissens zukünftig nicht mehr nötig ist. Deshalb müsse diese Schulgattung auch als wichtiges Mittel im Kampfe gegen die Landflucht besonders gewertet werden. Daß die Hauptschulen in den sprachlich gefährdeten Grenzgebieten geradezu Hochburgen des Deutschtums waren und zur Festigung desselben in diesen Räumen beitragen, dürfe zur Unterstreichung ihrer volkspolitischen Bedeutung ebenfalls nicht unerwähnt bleiben.

Sterilisationen in Schweden. Das Sterilisationsgesetz für Geisteskranke, das in Schweden seit 1935 besteht, erwies sich als den strengen Anforderungen, die man vom rassenhygienischen Standpunkt aus an ein solches Gesetz stellen muß, nicht entsprechend. Das Gesetz soll auf Grund der bisherigen Erfahrungen durch ein neues

ersetzt werden. Die Durchführung des Gesetzes erwies sich als nicht einheitlich, es wurde offensichtlich in den verschiedenen Provinzen verschieden streng gehandhabt. Es wurden hauptsächlich Frauen sterilisiert, die Männer sind mit nur 11% beteiligt. Von den Frauen hatten schon über die Hälfte vor der Unfruchtbarmachung geboren. Die durchschnittliche Kinderzahl dieser Frauen ist ungefähr doppelt so groß wie die der schwedischen Frauen im allgemeinen. Unter den Diagnosen steht Schwachsinn vor den Psychosen an erster Stelle. In 68% ließ sich Erblichkeit nachweisen, 20% der Kinder der unfruchtbar gemachten Frauen waren unterbegabt. Diese Zahlen sind aber infolge des uneinheitlichen und ungenauen Meldewesens unexakt und nur als Mindestzahlen zu betrachten. Außerdem kann in Schweden auch noch aus medizinischer Indikation und mehreren anderen Gründen, bei denen das soziale Moment im Vordergrund steht, unfruchtbar gemacht werden. Es fanden sich daher auch öfter Fälle von nicht erblichen Krankheiten, die der Sterilisation zugeführt wurden; es wurden auch gesunde Personen sterilisiert, wenn die Möglichkeit einer Vererbung auf die Nachkommen angenommen wurde. Die Anträge wurden interessanterweise auch ungefähr gleich oft von den Fürsorgebehörden als von den Kranken, deren Angehörigen, von Krankenhaus- oder Anstaltsärzten gestellt. Die Fürsorgebehörden haben aus wirtschaftlichen Gründen ein Interesse daran, daß solche Nachkommenschaft möglichst verhindert wird. Trotz der großen Bedeutung der sozialen Indikation, die bei der Beurteilung immer auch eine Rolle gespielt haben mag, konnte man doch in 88% der Fälle (ohne die medizinischen) rassenhygienische Gründe feststellen. Sehr häufig (in über 13% der Sterilisationen nach dem Gesetz und in über 56% der freiwilligen Fälle) wurde gleichzeitig mit der Unfruchtbarmachung ein künstlicher Abortus ausgeführt, was auch auf die späte Erfassung der in Frage kommenden Personen hinweist. Die Mortalität betrug 4%, wenn die Fälle mit medizinischer Indikation unberücksichtigt bleiben, bei allen Fällen zusammen 0,68%.

(Nils von Hoösten, Nord. Med. (Stockh.) 1940, 1417-1430)

Longo, München.

In Prag wurde im Rahmen einer großen rassenpolitischen Kundgebung in Anwesenheit von Staatssekretär SS-Gruppenführer K. H. Frank, Kreisleiter Ing. K. Höss, Unterstaatssekretär SA-Brigadeführer Dr. von Burgsdorf, der Rektoren der deutschen Hochschulen, sowie zahlreicher anderer Vertreter von Staat, Partei und Wehrmacht eine **Ortsgesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene** gegründet. Den Festvortrag hielt Staatsrat Präs. Prof. Dr. K. Astel, Rektor der Friedrich-Schiller-Universität in Jena und Leiter des staatlichen Gesundheits- und Rassewesens in Thüringen, über die „Volks- und rassenpolitische Bilanz der Staatsführung Adolf Hitlers“. Der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene Prof. Dr. E. Rüdin berief den Direktor des Instituts für Erb- und Rassenhygiene der Deutschen Karls-Universität SA-Oberführer Prof. Dr. K. Thums zum Vorsitzenden der neuen Prager Ortsgesellschaft.

Familienförderndes Gesetz in Frankreich. Im französischen Amtsblatt wurde ein Gesetz veröffentlicht, nach dem Familienväter mit zwei Kindern eine Gehaltszulage von 10 v. H., mit drei Kindern eine Gehaltszulage von 30 v. H. und mit vier Kindern eine von 60 v. H. zu beanspruchen haben. Jedes weitere Kind über das vierte Kind hinaus gibt das Recht auf eine 30 prozentige Zulage. Die Kinderzulagen werden bis zum 17. Lebensjahr des Kindes ausbezahlt, und wenn dieses in der Ausbildung ist, bis zum 20. Lebensjahr.

Dr. med. habil. Gotthold Heckh ist zum Dozenten für **Rassenkunde und Rassenhygiene** in Tübingen ernannt worden.

Verantwortlich für den Inhalt: Prof. Dr. Ernst Rüdin

Verlag von J. F. Lehmann in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Rotzler in München

Druck: C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Printed in Germany

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELL- SCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene und des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst

Gegründet von

Prof., Dr. med., Dr. phil. h. c. ALFRED PLOETZ

Herausgeber

Dr. med. AGNES BLUHM, Prof. der Anthropologie Dr. E. FISCHER, Prof. Dr. W. GROSS, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP, Staatssekretär a. D. ~~44~~Brigadeführer Dr. A. GÜTT, Prof. für Allgemeine Biologie u. menschliche Abstammungslehre Dr. G. HEBERER, Prof. der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Prof. der Anthropologie Dr. TH. MOLLISON, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Hygiene Dr. E. RODENWALDT, Prof. der Psychiatrie und der Rassenhygiene Dr. E. RÜDIN, Oberregierungsrat Dozent Dr. F. RUTKE, Prof. der Dermatologie Dr. H. W. SIEMENS, Prof. für arische Kultur und Sprachwissenschaft Dr. WALTHER WÜST

Schriftleitung

Prof. Dr. ERNST RÜDIN in München

1941, 35. Band, 2. Heft



J. F. LEHMANN'S VERLAG · MÜNCHEN / BERLIN

Ausgegeben am 2. August 1941

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie

Das Archiv wendet sich an alle, die für das biologische Schicksal unseres Volkes Interesse haben, ganz besonders an die zur geistigen Führung berufenen Kreise, an Ärzte, Biologen, höhere Beamte, Pädagogen, Politiker, Geistliche, Volkswirtschaftler.

Es ist der menschlichen Rassenbiologie, einschließlich Fortpflanzungsbiologie und ihrer praktischen Anwendung, der Rassenhygiene, gewidmet. Die allgemeine Biologie (Erblichkeit, Mutabilität und Variabilität, Auslese und Ausmerze, Anpassung) wird soweit berücksichtigt, als sie für die menschliche Rassenbiologie von wesentlicher Bedeutung ist. Dies gilt auch für die anthropologischen Systemrassen.

Die erbliche Bedingtheit menschlicher Anlagen einschließlich der krankhaften wird eingehend behandelt.

Im Mittelpunkt des praktischen Interesses stehen die Fragen der Gesellschaftsbiologie (Vermehrung und Abnahme der Individuen, soziale Auslese und Ausmerze, Anpassung und Verfall der Völker und Kulturen) mit der Bevölkerungswissenschaft und der Lebensreformpolitik.

Das Archiv sucht alle Kräfte zu wecken, die geeignet sind, dem biologischen Niedergang entgegenzuarbeiten und die Erbmasse, das höchste Gut der Nation, zu erhalten und zu veredeln.

Das Archiv erscheint halbjährlich RM 12.- zuzüglich RM -.20 Postgebühren. Einzelhefte RM 6.- zuzüglich Postgeld.

Bestellungen und Anzeigen in deutscher Schrift werden an Prof. Dr. Rüd in, München, Kraepelinstraße 26, eingereicht. Bestellungen in anderer Schrift bitten wir ebenfalls an Prof. Rüd in zu senden.

Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

INHALTSVERZEICHNIS

Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hyg. Institut der med. Fakultät Kanazawa Bd. 5, 1938 (A. Harrasser, München)	166
Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hyg. Institut der med. Fakultät Kanazawa Bd. 6, 1939 (A. Harrasser, München)	168
Emil Günther: Handbuch der Erbbiologie des Menschen. Bd. II (Dr. med. Emil Günther, München)	170
Werner: Rassenbiologische Untersuchungen zur Vererbung der Lippen- und Nasenspalte (Dr. med. Werner, München)	172
Werner: Untersuchungen über die Vererbung der Lippen- und Nasenspalte (Dr. med. Werner, München)	173
Werner: Untersuchungen über die Vererbung der Lippen- und Nasenspalte (Dr. med. Werner, München)	174
Werner: Untersuchungen über die Vererbung der Lippen- und Nasenspalte (Dr. med. Werner, München)	175
Werner: Untersuchungen über die Vererbung der Lippen- und Nasenspalte (Dr. med. Werner, München)	176

Die Abstammungslehre im gegenwärtigen Meinungskampf

Von A. Remane, Kiel.

1. Einleitung.

Die geschichtliche Entwicklung der Abstammungslehre ist wesentlich anders verlaufen als die fast aller anderen naturwissenschaftlichen Theorien. Für diese gilt als Norm, daß nach einer kurzen intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung gefällt wird, eine Entscheidung, die zwar nicht endgültig zu sein braucht, aber für eine ganze Wissenschaftsperiode gilt. Die Abstammungslehre dagegen scheint sich aus dem Stadium der Auseinandersetzungen nicht befreien zu können alljährlich wird für oder gegen sie aufs neue Stellung genommen, und in den Bereichen der sog. Bildungsliteratur und den populären Schriften neuerdings öfter ablehnend als zustimmend. Diese Sachlage hat manche Biologen zur Resignation geführt; meiner Meinung nach zu Unrecht, denn die Abstammungslehre ist nach wie vor eine der Tragsäulen biologischer Forschung, die für den Aufbau von Vererbungslehre und Rassenhygiene von grundlegender Wichtigkeit ist. Wir sind es daher der Biologie schuldig, von Zeit zu Zeit Rechenschaft über den Stand dieser Frage abzulegen. Ich begrüßte daher eine Aufforderung des Herausgebers des Archivs, einen kurzen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Abstammungsfrage zu geben, mit besonderer Freude.

2. Abstammungslehre und Weltbild.

Der tiefste Grund für die *disputatio perennis* über die Abstammungslehre liegt in der Umgestaltung des naturwissenschaftlichen Weltbildes, die sie herbeiführte. Hier liegt der Kernpunkt für die Mehrzahl der Auseinandersetzungen; wir müssen daher zuerst die Beziehungen zwischen Abstammungslehre und biologischem Weltbild klarlegen, um diesen Diskussionsteil von dem eigentlich wissenschaftlichen sondern zu können.

Das herrschende biologische Weltbild vor dem Sieg der Abstammungslehre war völlig anthropozentrisch. Der Mensch stand im Mittelpunkt der Natur als Krone der Schöpfung, die anderen Lebewesen waren von der göttlichen Allmacht als seine Diener zu seinem Nutzen und Gebrauch geschaffen. Die Schriften der Physikotheologen verkünden immer wieder diese Grundthese, und es ist rührend, mit welcher Mühe man widerstrebende Erscheinungen in dieses Weltbild einzuordnen bestrebt war¹).

¹) Als Beispiel zitiere ich hier nach Tschulok Verse von Heinrich Brockes (1747). Nachdem Brockes Schaden und Scheußlichkeit des Wolfes geschildert hat, will er ihn doch nicht als Schöpfungsfehler gelten lassen:

O nein, denn daß wir gar nicht wissen, wozu er eigentlich gemacht,
zeigt deutlich unsern unverständ, umschränkten Geist und unbedacht,
Doch keinen fehl der Schöpfung an. Zudem, wenn wir es wohl ergründen,
Sind auch in Wölfen viele dinge zu unserm nutzen noch zu finden.
Wir haben nicht nur ihrer bälge im scharffen frost uns zu erfreuen,
Es dienen ihrer glieder viele zu großem nutz in arzneyen.“

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie

Das Archiv wendet sich an alle, die für das biologische Schicksal unseres Volkes Interesse haben, ganz besonders an die zur geistigen Führung berufenen Kreise, an Ärzte, Biologen, höhere Beamte, Pädagogen, Politiker, Geistliche, Volkswirtschaftler.

Es ist der menschlichen **Rassenbiologie**, einschließlich **Fortpflanzungsbiologie** und ihrer praktischen Anwendung, der **Rassenhygiene**, gewidmet. Die **allgemeine Biologie (Erblichkeit, Mutabilität und Variabilität, Auslese und Ausmerze, Anpassung)** wird soweit berücksichtigt, als sie für die menschliche Rassenbiologie von wesentlicher Bedeutung ist. Dies gilt auch für die anthropologischen Systemrassen.

Die **erbliche Bedingtheit menschlicher Anlagen** einschließlich der krankhaften wird eingehend behandelt.

Im Mittelpunkt des praktischen Interesses stehen die Fragen der **Gesellschaftsbiologie (Vermehrung und Abnahme der Individuen, soziale Auslese und Ausmerze, Aufstieg und Verfall der Völker und Kulturen)** mit der **Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik**.

Das Archiv sucht alle Kräfte zu wecken, die geeignet sind, dem biologischen Niedergang entgegenzuarbeiten und die Erbmasse, das höchste Gut der Nation, zu ertüchtigen und zu veredeln.

Jeder Band umfaßt 6 Hefte. Bezugspreis halbjährlich RM 12.- zuzüglich RM -.20 Postgebühren. Einzelheft RM 4.- zuzüglich RM -.15 Postgeld.

Geeignete Beiträge in deutlicher Schrift werden an Prof. Dr. Rüd in, München, Kraepelinstraße 2, erbeten. Besprechungsstücke bitten wir ebenfalls an Prof. Rüd in zu senden.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

INHALTSVERZEICHNIS

Abhandlungen

- Remane, A., Die Abstammungslehre im gegenwärtigen Meinungskampf 89
- Rüd in, Ernst, Demographisch-genealogische Studien an deutschen genialen Höchstbegabten 122
- Müller, Karl Valentin und Zatschek, Heinz, Das biologische Schicksal der Pfemisliden 136
- Müller, F., Nachtrag zu Untersuchungen über die Zahl und das Geschlechtsverhältnis der Geschwister von begabten und unbegabten Schülern 153

Referate

- Riemann, Dr. med. Hans, Bemerkungen zu der Arbeit Pfauls in Archiv für Rassenbiologie Bd. 34, 1940, S. 101 . . 158
- Grober, J., Der weiße Mensch in Afrika u. Südamerika (Dr. med. et phil. A. Harrasser, München) 159
- Günther, Hans F. K., Formen und Urgeschichte der Ehe (Dozent Dr. med. Grobig, München) 161
- Koya, Y., Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hyg. Institut der med. Fakultät Kanazawa Bd. 3, 1937 (A. Harrasser, München) 165

- , Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hyg. Institut der med. Fakultät Kanazawa Bd. 5, 1938 (A. Harrasser, München) 166
- , Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hyg. Institut der med. Fakultät Kanazawa Bd. 6, 1938 (A. Harrasser, München) 168
- Just, Günther, Handbuch der Erbbiologie des Menschen. Bd. 3 (Dr. med. habil. K. Lisch, München) 170
- Krebs, Heinz, Untersuchungen zur Vererbung der Lippe-Kiefer-Gaumenspalte (Dr. med. A. Idelberger, München) . . 172
- Groos, Helmut, Willensfreiheit oder Schicksal? (Studienprofessor Scharold, München) 173
- Günther, Hans F. K., Die Frage der Eheform: Einehe oder Vielweiberei? (Prof. Rüd in, München) 174
- Hellpach, Willy, Mensch und Volk der Großstadt (Dr. med. H. Schröder, München) 175
- Notizen 176

Die Abstammungslehre im gegenwärtigen Meinungskampf

Von A. Remane, Kiel.

1. Einleitung.

Die geschichtliche Entwicklung der Abstammungslehre ist wesentlich anders verlaufen als die fast aller anderen naturwissenschaftlichen Theorien. Für diese gilt als Norm, daß nach einer kurzen intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung gefällt wird, eine Entscheidung, die zwar nicht endgültig zu sein braucht, aber für eine ganze Wissenschaftsperiode gilt. Die Abstammungslehre dagegen scheint sich aus dem Stadium der Auseinandersetzungen nicht befreien zu können alljährlich wird für oder gegen sie aufs neue Stellung genommen, und in den Bereichen der sog. Bildungsliteratur und den populären Schriften neuerdings öfter ablehnend als zustimmend. Diese Sachlage hat manche Biologen zur Resignation geführt; meiner Meinung nach zu Unrecht, denn die Abstammungslehre ist nach wie vor eine der Tragsäulen biologischer Forschung, die für den Aufbau von Vererbungslehre und Rassenhygiene von grundlegender Wichtigkeit ist. Wir sind es daher der Biologie schuldig, von Zeit zu Zeit Rechenschaft über den Stand dieser Frage abzulegen. Ich begrüßte daher eine Aufforderung des Herausgebers des Archivs, einen kurzen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Abstammungsfrage zu geben, mit besonderer Freude.

2. Abstammungslehre und Weltbild.

Der tiefste Grund für die *disputatio perennis* über die Abstammungslehre liegt in der Umgestaltung des naturwissenschaftlichen Weltbildes, die sie herbeiführte. Hier liegt der Kernpunkt für die Mehrzahl der Auseinandersetzungen; wir müssen daher zuerst die Beziehungen zwischen Abstammungslehre und biologischem Weltbild klarlegen, um diesen Diskussionsteil von dem eigentlich wissenschaftlichen sondern zu können.

Das herrschende biologische Weltbild vor dem Sieg der Abstammungslehre war völlig anthropozentrisch. Der Mensch stand im Mittelpunkt der Natur als Krone der Schöpfung, die anderen Lebewesen waren von der göttlichen Allmacht als seine Diener zu seinem Nutzen und Gebrauch geschaffen. Die Schriften der Physikotheologen verkünden immer wieder diese Grundthese, und es ist rührend, mit welcher Mühe man widerstrebende Erscheinungen in dieses Weltbild einzuordnen bestrebt war¹).

¹) Als Beispiel zitiere ich hier nach Tschulok Verse von Heinrich Brockes (1747). Nachdem Brockes Schaden und Scheußlichkeit des Wolfes geschildert hat, will er ihn doch nicht als Schöpfungsfehler gelten lassen:

O nein, denn daß wir gar nicht wissen, wozu er eigentlich gemacht,
zeigt deutlich unsern unverständ, umschränkten Geist und unbedacht,
Doch keinen fehl der Schöpfung an. Zudem, wenn wir es wohl ergründen,
Sind auch in Wölfen viele dinge zu unserm nutzen noch zu finden.
Wir haben nicht nur ihrer bälge im scharffen frost uns zu erfreuen,
Es dienen ihrer glieder viele zu großem nutz in arzneyen.“

Aus der Geborgenheit dieses biologischen Weltbildes riß die Abstammungslehre den Menschen heraus, sie nahm ihm seine Stellung über der Natur und stellte ihn als ein Glied unter vielen in die Natur. Durch diese Aufhebung eines bisherigen Mittelpunktes vollzog die Abstammungslehre auf biologischem Gebiet die gleiche Wandlung, die Kopernikus für das astronomische Weltbild herbeigeführt hatte. Wechsel der Weltbilder sind stets für viele schmerzlich und gelten als Entgötterung der Natur. Schon kurz nach dem ersten Aufkommen des Abstammungsgedankens schrieb der Paläontologe E. Fraas: „Daß aus einer dieser Affenspezialitäten das Menschengeschlecht hervorgegangen sein soll, ist der wahnwitzigste Gedanke, den Menschen je über die Geschichte der Menschheit dachten, würdig einst verewigt zu werden in einer neuen Auflage der Geschichte der menschlichen Narrheiten.“ Hören wir hierüber noch einen modernen Biologen. Uexküll (1936 S. 142) schreibt: „Die Erde selbst spielte nur noch die lächerliche Rolle eines Staubkornes in einem verlorenen Winkel der Milchstraße mit ihren Milliarden weit bedeutenderer Gestirne. Der Mensch sank zum Rang eines wesenlosen Schimmelpilzes herab, dessen Existenz für das große Ganze von keinerlei Bedeutung war. Damit war der Sinn der ganzen Schöpfung verlorengegangen. Bisher war alles auf den Menschen abgestimmt gewesen, für den die Erde zum Wohnsitz bereitet war. Ihm zu Ehren kreisten die Gestirne an der Himmelskugel, die selbst eingebettet lag in den Gärten Gottes und ein wunderbares Musikinstrument darstellte, dessen Sphärenklänge das Ohr Gottes erfreuten. Nachdem nunmehr alle Sterne auseinandergesprengt waren, die bisher die Glocken eines unerhört großartigen Glockenspiels gebildet hatten, ist das Weltall verstummt. Die Glocken tönen nicht mehr. Das Weltall ist wohl unvorstellbar groß geworden, aber es gleicht einem riesigen Leierkasten, dessen Walzen sich wohl noch drehen, aber keinen Ton mehr hervorbringen.“ – „Da dürfen wir uns nicht wundern, daß dieses neue Weltall, das in seiner Sinnlosigkeit keinen Vergleich mit dem alten Weltall aushält, von Tausenden von Menschen, die einfach an einen solchen Weltunsinn nicht glauben wollen, abgelehnt wird.“

Diese Worte enthüllen klar die Grundlagen der „Abneigung“ gegen das neue biologische Weltbild. Stellen wir uns aber die Frage, ob das naturwissenschaftliche Weltbild auf Ergebnissen der Wissenschaft oder auf der Sehnsucht nach Harmonie und Geborgenheit aufgebaut werden soll, so dürfte die Antwort klar sein.

Da ferner nicht nur die wissenschaftliche Gültigkeit, sondern auch der kulturelle Wert des von der Abstammungslehre geschaffenen biologischen Weltbildes in Frage steht, muß ich noch folgendes betonen.

1. Ebenso wie für viele das heutige astronomische Weltbild gewaltiger und erhabener wirkt als der simple Himmelsreigen der vorkopernikanischen Zeit, birgt das heutige biologische Weltbild mit seinen alle Organismen einschließlich des Menschen umfassenden biologischen Gesetzen für viele mehr persönliche Werte als die recht utilitaristische Denkweise der zum Nutzen des Menschen geschaffenen Natur.

2. Die Abstammungslehre hat das biologische Weltbild aus der starren Statik der geschaffenen Welt gelöst und es in schaffende Dynamik übergeführt. Sie gab damit den Organismen einschließlich des Menschen nicht nur eine Vergangen-

heit, sondern auch eine Zukunft. Dem Menschen sogar eine gestaltbare Zukunft! Ich möchte auch für diese Auffassung einen Biologen zitieren. K. Lorenz schreibt: „Unser Wissen um das historische Werden der organischen Schöpfung gibt uns die sichere Erkenntnis, daß dieses Geschehen durchaus nicht abgeschlossen ist, ja daß es vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nie abgeschlossen wird. Es mag für Krieck, Dacqué, Scharrelmann u. a. ein entsetzlicher und entwürdigender Gedanke sein, von einem Reptil, Ursäuger und Affen abzustammen. Uns Biologen macht die Erkenntnis unserer eigenen Naturgebundenheit bescheidener in bezug auf unsere Vergangenheit, aber anspruchsvoller, was die Zukunft anlangt.“ – „So bescheiden uns die Menschheit als endgültige Höchstleistung der Schöpfung vorkommen muß, so großartig wirkt der Fortschritt gegenüber den niedrigeren Lebensformen dann, wenn man sich klar darüber geworden ist, daß dieser Fortschritt auch heute noch weitergeht. Wer im Menschen das höchste überhaupt mögliche Ebenbild Gottes sieht, wird mit Recht sagen: Fürwahr, ein trauriger Gott! Wer aber um das große und allgemeine Werden weiß, wer im heutigen Menschen nur ein vorübereilendes Glied in der Flucht der Erscheinungen sieht und als stammesgeschichtlicher Naturforscher einen gewissen Blick für Orimente, ein gewisses Ahnungsvermögen für Dinge hat, die erst im Werden sind, der wird in unseren heutigen deutschen Menschen schon die Ansätze zu einer kaum geahnten Höherentwicklung sehen! Wer um das große Werden nicht weiß, wird blind für diese Ansätze bleiben und auch seine eigene Verpflichtung zur Pflege ihrer Höherentwicklung nicht einsehen. Wer die organische Natur für etwas statisch Gegebenes hält, muß gegenwartsgebunden bleiben. Unser Blick aber lenkt sich in die Zukunft, im Gegensatz zu den am Heute festgefrorenen Statikern und im Gegensatz zu den Schöpfungsmysen der Kirche.“

Viel häufiger als der eben geschilderte Wandel des Weltbildes wird der Abstammungslehre die geistlose Mechanisierung der Natur vorgeworfen. Gerade in der neueren Literatur, z. T. auch der wissenschaftlichen, begegnet man diesem Vorwurf auf Schritt und Tritt. Gehen wir zunächst den Ursachen dieser Auffassung nach.

Die Besonderheiten der Lebewesen gegenüber der unbelebten Welt liegen in der Anordnung der Teile des Organismus zu funktionellen Systemen, deren Tätigkeit der Selbsterhaltung, der Arterhaltung und bei sozialen Organismen auch der Staatserhaltung dient. Dieses Zusammenspiel der Teile mit dem Erfolg der Erhaltung von Individuum und Art bietet das Bild einer so vollendeten Harmonie, daß seine Erforschung vielen als ein Hauptziel der Biologie gilt. Ich erinnere an die Umweltforschungen Uexkülls, an die Symbiosenuntersuchungen Buchners, der zeigen konnte, wie viele Tiere für den kultivierten symbiontischen Fremdorganismus spezielle Organe bauen, ja sogar komplizierte Organe für die Weitergabe des Symbionten an seine Nachkommen ausbilden. Die Holzwespe *Sirex* z. B. besitzt neben der Vaginalöffnung zwei besonders muskulöse komplizierte Taschen, aus denen sie bei der Eiablage Stadien des symbiontischen Pilzes dem Ei durch den Legestachel nachschickt, so daß die aus dem Ei schlüpfende Larve sofort die notwendigen Pilze vorfindet. Die Wanze *Coptosoma* legt zwischen die abgelegten Eier Pakete mit ihren symbiontischen Bakterien, die schlüpfenden

Jungen saugen zuerst diese Pakete aus und beschaffen sich so die Symbionten. Man denke ferner an die sinnvollen Einrichtungen, die vom Reiz eines Sinnesorganes zu einer zweck-, d. h. erhaltungsgemäßen Reaktion führen, an die „sinnvollen“ Beziehungen zwischen Blumen und Tieren bei Bestäubung und Samenverbreitung, die wunderbaren hormonalen Regulationen bei Schwangerschaft usw. Der neuerliche Aufschwung der sog. Ganzheitsbiologie war ja im Kern nichts anderes als ein neues Betonen der altbekannten „sinnvollen“ Systemkonstruktion der Organismen. Unter „sinnvoll“ ist dabei nichts mystisches, sondern nur die Einordnung der Funktion und Organisation in die schon erwähnten Prinzipien der Selbst- (Individual-) Erhaltung, der Arterhaltung und der Staatserhaltung zu verstehen.

Was haben diese Dinge mit der Abstammungslehre zu tun? Zweierlei. Zunächst erscheint manchem die Durchkonstruktion der Organismen in ihrer Planmäßigkeit so fein und vollendet, daß eine Änderung des Systems unter ständiger Beibehaltung der Lebensfunktionen als schwer vorstellbar erscheint. Von dieser Vorstellung her ist z. B. die Ablehnung der Abstammungslehre bei Uexküll zu verstehen. Auch Jordan (1935) schreibt nach ähnlichen Erwägungen: „Das Problem der im Leben gegebenen kausalen Strukturen läßt sich durch historische Hypothesen nicht lösen . . .“ Nun, eine jede komplizierte ontogenetische Entwicklung, etwa die eines Insekts mit im Wasser lebender Larve und in der Luft lebendem Endstadium zeigt, daß der Organismus sehr wohl die Fähigkeit besitzt, sich in seinen funktionellen Systemen einschließlich der Umweltreaktionen zu wandeln. Was von der Entwicklung des Einzelindividuums gilt, hat natürlich um so eher Gültigkeit für die phylogenetische Entwicklung von Generation zu Generation. Von dieser Seite her ist also ein Angriff auf die Abstammungslehre unberechtigt.

Den Hauptkonflikt zwischen der Erkenntnis biologischer Planmäßigkeit und der Abstammungslehre rief aber Darwins Selektionstheorie hervor. Bisher hatte man vor dieser Harmonie des Lebendigen bewundernd gestanden, ohne eine Möglichkeit zu sehen, sie naturwissenschaftlich zu erklären oder abzuleiten. Nunmehr gab Darwin für dieses große Problem in seiner Selektionstheorie eine in ihrer Einfachheit verblüffende Lösung. Die richtungslose „zufällige“ Variation der Organismen, gerichtet durch die Auslese im Kampf ums Dasein, sollte die Anpassung der Organismen geschaffen haben. Diese Lösung war es, die erst den eigentlichen weltanschaulichen Kampf um die Abstammungslehre auslöste. Während auf der einen Seite Darwin als der Newton des Grashalmes und Schöpfer der modernen Biologie gepriesen wurde, lehnte man auf der anderen Seite Darwins Zufallstheorie entschieden ab und erklärte die Entstehung des menschlichen Körpers durch zufällige Variation und Selektion für ebenso absurd wie die Entstehung des Parthenon aus zufälligen Steinwürfen (Wigand). Aus dieser Einstellung heraus schrieb wohl auch Nietzsche, der doch sonst die biologischen Konsequenzen der Abstammungslehre für den Menschen zog, die Zeilen:

Dieser braven Engelländer
mittelmäßige Verständer!
Darwin neben Goethe setzen
heißt die Majestät verletzen
majestatem geniil

Ich will an dieser Stelle nicht auf die Frage eingehen, ob die Darwinsche Selektionstheorie in der Lage ist, die Entstehung des biologischen Planbaues zu erklären (vgl. hierüber S. 29), ich muß nur folgendes betonen: Die Darwinsche Selektionstheorie will eine ursächliche Erklärung über die Faktoren, die den Abstammungsvorgang bewirken, geben. Von der Gültigkeit oder Nichtgültigkeit solcher Theorien ist die Gültigkeit der Abstammungslehre als Ganzes unabhängig; ebenso unabhängig wie die Gültigkeit der Eiszeitlehre insgesamt von der Gültigkeit von Einzeltheorien über die Ursachen der Eiszeit. Darwin war sich selbst über diesen Unterschied zwischen Selektionstheorie und Abstammungslehre nicht klar, wie kürzlich Tschulok in einer ausgezeichneten Studie gezeigt hat. In der Folgezeit hat sich dann auch die Bezeichnung Darwinismus verhängnisvoll für die Geltung der Abstammungslehre ausgewirkt, da unter diesem Wort in weiten Kreisen die Abstammungslehre insgesamt, in den fachlichen Diskussionen aber meist nur die spezielle Selektionstheorie verstanden wurde. Unsicherheiten im Geltungsbereich der Selektionstheorie wurden infolge der gleichen Namensverwendung dann ohne weiteres als Unsicherheiten der Abstammungslehre insgesamt gewertet. Wir müssen daher auch in ihrer Auswirkung auf das Weltbild diese beiden Lehren scharf trennen, dann verschwinden zahlreiche Mißverständnisse.

Konflikte in Sachen des Weltbildes werden, auch wenn es sich um das rein naturwissenschaftliche Weltbild handelt, oft nicht mit wissenschaftlichen Methoden zu lösen versucht. Wer daher heute ein klares Bild über den wissenschaftlichen Stand der Abstammungsfragen gewinnen will, muß jede Arbeit zunächst daraufhin prüfen, ob sie das Ziel hat, die durch die Abstammungslehre zerstörten Weltbilder zu restaurieren und ob nicht unsichtbar über der Diskussion das Nietzsche-Wort als Motto steht: „Der Verstand sagt, es ist so gewesen, der Wille sagt, es darf nicht so gewesen sein; schließlich gibt der Verstand nach.“

In weiten Kreisen ist neuerdings das klare Bewußtsein der wissenschaftlichen Methodik und seiner Leistungsfähigkeit verwischt worden, und man vermengt ihre Ergebnisse mit andersartig, etwa durch Intuition oder Offenbarung gewonnenen Kenntnissen und bereitet so in weiten Kreisen ein Chaos des wissenschaftlichen Denkens vor. Vor mir liegt das Werk von E. Dacqué, „Aus der Urgeschichte der Erde und des Lebens“. In diesem Buch, das nach Titel und Ausstattung dem Laien, für den es bestimmt ist, durchaus als wissenschaftliches Werk imponieren muß, finden wir folgende Stellen. Nach einigen Bemerkungen über rhythmische, pulsierende Vorgänge, für die er den Herzschlag, für den man Analoges auch in der Pflanzenzelle wahrzunehmen glaube, und periodische Einflüsse auf das menschliche Triebleben anführt, schreibt Dacqué (S. 8): „Die Bedeutung dieser vielfach erst vermuteten Phänomene wird dann hervortreten, wenn es gelingt, die Pulsationen der verschiedenen Größenordnungen in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Welche neuen Perspektiven eröffnet es für die Forschung¹⁾, wenn wir nach und nach unser Augenmerk auch auf die Rhythmen der außerorganischen Natur richten und vielleicht nicht nur ihren äußeren, sondern auch inneren Zusammenhang mit denen der belebten Natur

¹⁾ Die Sperrungen sind nicht vom Autor, sondern von mir gesetzt.

allmählich erkennen lernen!“ Nach einer Abwehr „der mechanistischen Rhythmik“, der „mechanistischen Physik seit Newton“ und „biologischen Mechanistik seit Darwin“ kommen die Sätze: „Von diesem inneren, lebendigen Rhythmus des Geschehens auch in der anorganischen Natur wußten ältere Zeiten und Wissenschaftler, die dieses Seelenmäßig-Lebendige auch in der vermeintlich toten Materie erfüllten und erschauten und es dem zerlegenden Intellekt, den wir allein bei der Erforschung der Natur heute anwenden¹⁾, nahebringen wußten. Ist dies doch auch der verhüllte Sinn ursprünglich echt-astrologischen Weltwissens, das so ganz entartet und entstellt durch unsere Aufklärungsjahrhunderte auf uns gekommen ist.“ Später (S. 106 ff.) beschäftigt sich dann Dacqué mit den Ursinnen bei höheren Tieren und besonders mit „ursprünglichen Organen vorgroßhirnlicher Zeit“, vor allem den Anhängen des Zwischenhirngebietes (Hypophyse, Epiphyse, Paraphyse usw.). Von diesen Organen nimmt Dacqué an, daß sie „einzeln und in ihrer Gesamtheit einer helllichtigen, hellhörigen, fernwitternden und fernwirkenden Tätigkeit gedient haben.“ (Die Gründe hierfür bleiben völlig dunkel.) „Ihre Tätigkeit war also etwas anderes als die der späteren, mit der Großhirnsphäre entstandenen Sinnesorgane, deren auch wir nun teilhaftig sind²⁾.“ – „Das Wesen der Rückentwicklung jener uralten Sinnesphäre ist ausgedrückt in der immer mehr zunehmenden Entwicklung des Großhirns, das schließlich die alten, freiliegenden Uroorgane überwölbte, indem es sich nach vorne ausbreitete.“ – „Intellekt und Reflexion, was im Großhirn sitzt, ist nun jenes Verhalten oder Aufnehmen der Umwelt, dem gerade alle jene Eigenschaften fehlen, welche wir kurzweg als hellseherisch, hellhörig – mit einem Wort: als natursomnambul erkennen und empfinden. Betätigten sich somit andere Sinnesorgane als die mit der Intellektualsphäre des Großhirns verbundenen, die erst später entstanden, so waren die mit der älteren Sinnessphäre begabten Tiere zugleich auch Wesen, welche jene anderen Ursinnesempfindungen als normales Besitztum hatten.“ – „Denken wir uns einmal ein Menschenwesen, dessen denkrisches Großhirn noch sehr zurücktritt und dessen gewöhnlicher Intellekt noch ersetzt ist durch einen sicheren Instinkt für die Natur und somit für sein eigenes Leben und Dasein in dieser Natur. Ein solches Menschenwesen, bei dem auch andere Gehirnorgane besonders entwickelt und, noch ohne Überdeckung durch das Großhirn, freier funktionsmäßig waren, würde in besonderem Maße natursichtig gewesen sein.“ – „Ein solches Menschenwesen würde infolge seiner vom Intellekt noch nicht verdrängten Natursichtigkeit die ganze Herrlichkeit wie die dämonische Urgewalt der Schöpfung nicht nur so von außen, sondern mit aufgeschlossenem inneren Sinn sehen.“

Ich habe diese interessante phylogenetische Ableitung der Beschränktheit der Großhirnfunktionen absichtlich etwas ausführlicher gebracht, um zu zeigen, auf welchen Wegen Zweifel in die Ergebnisse unserer Wissenschaft getragen werden. Nun stehe ich keineswegs auf dem Standpunkt, daß unsere wissenschaftliche Forschungsmethode die einzige Erkenntnismöglichkeit darstellen muß (Erkenntnis im weitesten Sinne des Wortes gefaßt), sie ist aber die einzige Erkenntnismöglichkeit mit voller praktischer Bewährung, wenn der Mensch in das Naturgetriebe han-

¹⁾ Die Sperrungen sind nicht vom Autor, sondern von mir gesetzt.

²⁾ Auch die sachlichen Teile dieser Darlegungen sind von Fehlern durchsetzt!

delnd eingreift, sei es beim Bau einer Maschine, bei der Pflanzenzüchtung, bei der Wetterbeurteilung oder der künftigen Gestaltung seiner Art. Sie ist ferner das Gebiet mit der größten erreichbaren Allgemeingültigkeit der Erkenntnisse. Wo diese Dinge in Frage stehen, hat sie den unbedingten Vorrang. Der Grenzen unseres bisherigen Wissens sind wir uns dabei ebenso bewußt wie der beachtlichen Leistungen, die es ermöglicht. Es sei jedem unbenommen, sich mit den ihm adäquaten Erkenntnisformen ein Weltbild aufzubauen; wenn Dacqué ein biologisches Weltbild mit den Zwischenhirnfunktionen errichten will, so ist dagegen kaum etwas einzuwenden, wenn er das Werk von vornherein als „naturesomnambul“ bezeichnen würde. Wogegen wir uns allerdings auf das entschiedenste wehren müssen, ist die chaotische Vermengung von wissenschaftlichen Erkenntnissen mit „naturesomnambulen“ Offenbarungen im Gebiet der Naturwissenschaften. Die Vorgeschichtswissenschaft hat sich mit Recht gegen einen Hermann Wirth gewehrt, wir müssen uns auf dem Gebiet der Abstammungslehre gegen E. Dacqué und die inzwischen recht umfangreich gewordene Begleitliteratur verwahren, weil bei ihm Wissenschaftsmethoden (oft fehlerhaft verwendet) mit sog. „Offenbarungserkenntnissen“ so zu einer Gesamtdarstellung verflochten sind, daß nur wenigen die Grundkomponenten erkennbar sein dürften. Der normale Leser gewinnt aus diesen Werken einerseits den Eindruck eines sehr unsicheren wissenschaftlichen Standes der Abstammungslehre, andererseits die Auffassung, daß zur Zeit die Wissenschaft durch die Wissenschaft erledigt würde und eine Renaissance mittelalterlicher bzw. mesozoischer Erkenntnisse im Aufblühen sei. Wir müssen demgegenüber die reinliche Trennung von Naturwissenschaft auf der einen Seite, Mystik bzw. Naturesomnambulismus auf der anderen Seite fordern, im Gesamten wie auch bei der Behandlung von Teilgebieten wie der Abstammungslehre.

3. Der Geltungsstand der Abstammungslehre.

Die Abstammungslehre behandelt eine geschichtliche Frage. Als solche enthält sie drei voneinander unabhängige Teilfragen: 1. Die Geltung des Geschehens (hier der Umwandlung der Organismen) an sich; 2. Der spezielle Ablauf des Geschehens; 3. Die Ursachen des Geschehens. Um ein Vergleichsbeispiel zu geben, so ist die Feststellung der Schlacht im Teutoburger Walde als geschichtliches Ereignis unabhängig davon, ob wir den genauen Ort und Hergang der Ereignisse und ob wir seine Ursachen und Anlässe genau kennen. Das hat für den Bereich der Abstammungslehre erstmalig Tschulok in seinem Buch „Die Deszendenzlehre“ 1922 auseinandergesetzt; ausdrücklich sei hier auf dieses wichtige Werk verwiesen. Er bezeichnet die drei getrennten Fragen als: 1. Grundfrage; 2. Das Problem der Stammbäume und 3. Das Problem der Entwicklungsfaktoren¹⁾. Wir wollen sie auch hier getrennt behandeln und zuerst die Grundfrage besprechen.

¹⁾ Ein Sonderproblem ist noch das der Artentstehung. Es hat die Frage zu untersuchen, wie die Herausbildung isolierter, natürlicher Fortpflanzungsgemeinschaften (diese bezeichnen wir ja als Arten) erfolgt. In der Literatur ist leider das Artbildungsproblem meist nicht vom allgemeinen Entwicklungsproblem getrennt worden, so auch bei Darwin. Das Artbildungsproblem soll hier nicht behandelt werden, das soll in einem späteren Aufsatz geschehen.

Es geht hier nur um die Alternative: Haben sich die Lebewesen im Laufe der Erdgeschichte in ihrer Organisation gewandelt oder sind sie von Beginn ihres Daseins an fertige, unveränderte Gebilde? Unter diesem Gesichtspunkt muß die Diskussion gewertet werden. Die Biologie des vorigen Jahrhunderts hat erdrückendes Material beigebracht, das nach Auffassung fast aller Biologen die Frage eindeutig zugunsten der Abstammungslehre entschied. Und trotzdem finden wir um die Jahrhundertwende in E. Radls Geschichte der biologischen Theorien den Satz: „Aber die Zeit hat alle jene historischen, philosophischen, logischen, anatomischen, histologischen, chemischen, geographischen und sonstigen Beweise weggefegt, und wehe den Gedanken, wehe der Beobachtung, die nichts mehr waren als ein Beweis für oder gegen Darwin! Sie werden vergehen, sie sind schon ins Massengrab der Geschichte gesunken und niemand wird zu ihnen zurückkehren als der neugierige Geschichtsschreiber.“ Waren alle die Biologen, zu denen ja nicht nur Darwin, Haeckel und Huxley, sondern auch Gegenbaur, R. Hertwig, Korschelt, Heider, E. Baur, de Vries u. a. gehören, Narren? Oder welche fundamentalen Entdeckungen sind inzwischen gemacht, die die zahlreichen Argumente für die Umwandlung der Arten als hinfällig erwiesen und die Konstanz der Arten festlegten? Prüfen wir daher kurz die „Beweise“ der Umwandlung der Organismen unter dem Blickfeld der heutigen Kenntnisse.

1. Wohl der älteste Hinweis auf eine Umwandlung der Organismen entstammt der geographischen Verbreitung der Organismen. Von diesem Tatsachenmaterial aus war bereits Linné zu einer Befürwortung des Abstammungsgedankens gekommen. Linné fiel es auf, daß artenreiche, nahe verwandte Gruppen von Pflanzenarten oft auf bestimmte Erdteile beschränkt sind; so kommen zahlreiche, durch gemeinsame Merkmale eng verbundene Geranien nur in Afrika vor, sie scheinen ihm aus einer Spezies entstanden zu sein. Nach Aufzählung zahlreicher ähnlicher Fälle betont Linné direkt: „In sehr vielen großen und artenreichen Gattungen von Pflanzen wird ein jeder erfahrene Botaniker die Abkömmlinge einer einzigen Mutter vermuten.“ (In plerisque magnis et peramplis generibus plantarum, totidem se videre filias unius matris . . . versatissimus quisque putat Botanicus [Amoen. acad. VI].) Und K. E. v. Baer, der ja Darwins Lehren gegenüber eine überaus kritische Stellung einnahm, betonte bereits 1859 (!) im Anschluß an eine Erörterung der Säugetierverbreitung: „Ich kann mich aber auch ferner der Überzeugung nicht erwehren, daß viele Formen, die jetzt wirklich in der Fortpflanzung sich gesondert erhalten, nur allmählich zu dieser Sonderung gekommen sind und also ursprünglich nur eine Art bildeten. Die jetzige Verbreitung der Tiere und soviel wir mit Wahrscheinlichkeit auf eine frühere zurückgehen können, scheint mir sehr entschieden dafür zu sprechen.“

Wir wollen kurz die Beziehungen zwischen Verbreitung der Organismen und der Abstammungslehre präzisieren: Viele oft artenreiche Gruppen eng verwandter Lebewesen leben in gleichen oder eng benachbarten Gebieten, fehlen aber anderen Erdgebieten, deren Lebensbedingungen ihnen ein Vorkommen sehr wohl gestatten würden. Die platyrrhinen Affen mit ihren zahlreichen eng verwandten Arten sind auf Südamerika beschränkt, die ebenso zahlreichen katarrhinen Affen leben nur in der Alten Welt, die Säugergruppe der Xenarthra mit Faultieren, Gürteltieren und Ameisenbären lebt nur in Amerika, Igel finden sich nur in der

Alten Welt usw. usw. Jede Einführung in die Tier- und Pflanzengeographie bietet seitenlang derartige Merkwürdigkeiten. Diese Merkwürdigkeiten sind von der Abstammungslehre aus folgendermaßen erklärbar. Die platyrrhinen Affen stammen gemäß ihrer Verwandtschaft von einer Stammesart ab, die in das südamerikanische Gebiet gelangt war. Hier spaltete sie sich im Laufe der Zeit in mehrere verschiedene Arten (die heutigen Platyrrhinen!). Die Verbreitungsmöglichkeiten der Arten (tropische Baumtiere) gestatteten ihnen nicht ein Überwandern in andere Gebiete (z. B. Afrika), daher sind die gesamten Arten auf Südamerika beschränkt geblieben. Es besteht kein Zweifel, daß auf diesem Wege eine Erklärung der Verbreitungsanomalien der Organismen gewonnen werden kann, es ist sogar die Abstammungstheorie die einzige Erklärungsmöglichkeit für diese Erscheinungen. Auch alle Anforderungen, die von dieser Theorie aus an die Verbreitung der Organismen gestellt werden können, etwa geringere geographische Sonderung bei Tier- und Pflanzengruppen mit schnellerer Verbreitungsmöglichkeit als bei solchen mit beschränkter Verbreitungsintensität, sind voll erfüllt worden. Es arbeitet daher sowohl die Biogeographie als die Erdgeschichte mit völliger Selbstverständlichkeit auf dem Boden der Abstammungslehre.

2. Der Hauptbeweis für die Abstammungslehre ist nach wie vor das natürliche System der Organismen. Da vielen heute Wesen und Bedeutung dieses natürlichen Systems nicht mehr gegenwärtig ist, muß ich sein geschichtliches Werden hier kurz skizzieren.

Als man sich mit den Lebewesen wissenschaftlich zu beschäftigen begann, sah man sich einer unendlichen Vielzahl von Einzellebewesen gegenüber, Jahr um Jahr entstanden und vergingen Milliarden von ihnen. War es überhaupt möglich, bei dieser Sachlage wissenschaftlich wertvolle Feststellungen zu treffen? Jede Feststellung ließ sich ja nur an Einzelwesen mit beschränkter Lebensdauer treffen, mit dem Tod der Einzelwesen gehörten auch die an ihnen getroffenen Feststellungen der Vergangenheit an. Aus dieser großen Schwierigkeit wurde die Biologie durch die Einführung des Artbegriffes durch Linné befreit. Linné erkannte, daß die zahlreichen Individuen sich zu bestimmten, abgrenzenden Einheiten, eben den Arten (Spezies), gruppieren, innerhalb dieser Einheiten verhielten sich die Individuen in ihren wesentlichen morphologischen und physiologischen Charakteren gleich, sie waren „isoreagent“. Damit wurde die Art zu der grundlegenden Verallgemeinerungseinheit; Beobachtungen an Einzelindividuen einer Art konnten nunmehr auf Milliarden von Individuen in zahlreichen aufeinander folgenden Generationen übertragen werden. Es leistete also der Artbegriff dasselbe, wie in der Chemie der Begriff des Elementes oder der reinen Verbindung. Noch heute verwenden wir ja den Artbegriff in diesem Sinn; wir schreiben etwa: „Über den Farbensinn der Strandkrabbe“, und erheben den Anspruch, daß diese Ergebnisse nicht nur für die 20–30 Tiere des Untersuchungsortes und -jahres gelten, sondern für die Tiere gleicher Art in anderen Gegenden und in kommenden Jahren. Ohne Verwendung des Artbegriffs müßte die Überschrift einer solchen Arbeit etwa lauten: „Über den Farbensinn von 30 Tieren von dem und dem Aussehen, die im Jahre 1927 in der Kieler Förde gelebt haben.“ Dieses Beispiel zeigt wohl die Bedeutung der Schaffung des Artbegriffes durch Linné. Es soll hier nicht erörtert werden, inwieweit die Behandlung der Art

als isoreagenter Verallgemeinerungseinheit auch heute noch berechtigt ist; es ist nach dem Gesagten aber wohl verständlich, daß es damals das erste Bestreben der Biologen war, diese so wichtigen Arteinheiten zu sondern und zu charakterisieren. Es zeigte sich aber bald, daß die Zahl der Arten viel zu groß war (wir kennen allein über eine Million Tierarten!), als daß schon ihre Aufzählung einen Überblick über das Organismenreich geben könnte. Man mußte also zu weiteren Gruppenbildungen schreiten, wie sie auch schon seit Aristoteles versucht worden waren. Bei diesen Versuchen kam man auf drei getrennten Wegen zur Erkenntnis des natürlichen Systems.

Der eine Weg ging von der Klassifikation aus. Überall, wo wir eine Vielheit von Gegenständen ordnen wollen, stehen auch eine Vielheit von Einteilungsmöglichkeiten nach Farbe, Material, Form usw. zur Verfügung, von denen an und für sich jede gleichberechtigt ist. So wechseln denn auch von Aristoteles bis Linné die Systeme in bunter Folge von Autor zu Autor. Linné war es zwar vergönnt, in seinem sog. „künstlichen System“ eine Klassifikation der Pflanzen zu schaffen, die sich sofort durchsetzte, aber sie verdankte diesen Erfolg nur ihrer praktischen Brauchbarkeit. Nach leicht feststellbaren Merkmalen, wie z. B. die Zahl der Staubfäden, konnte man die Pflanzen leicht bestimmen. Trotz dieses Erfolges seines Systems erkannte aber bereits Linné, daß es noch eine andere Gruppierung der Pflanzen gab, und in diesen Gruppen waren die zugehörigen Arten nicht nur durch das gerade zur Einteilung verwendete Merkmal, sondern durch zahlreiche Eigenarten an allen möglichen Organen untereinander verbunden. Diese Gruppen waren oft schwer zu definieren, waren also in dieser Beziehung dem künstlichen System unterlegen, aber sie waren offenbar Gruppen, die in der Natur selbst existierten, und nicht erst durch eine einteilende Sortierung geschaffen waren. Diese Erkenntnis Linnés der natürlichen Pflanzengruppen bedeutete die seitdem in der Biologie geläufige Unterscheidung von Klassifikation (praktische Einteilung) und System, wobei es zahlreiche Klassifikationen gibt, aber nur ein System, eben das natürliche.

Der zweite Weg zum natürlichen System ging von der Vergleichenden Anatomie aus. Es wäre durchaus denkbar, daß jede Organismenart eine völlig eigene Sonderkonstruktion bis in alle Teile hinein aufwiese. Wir wissen, daß das nicht der Fall ist, sondern daß verschiedene Organismenarten „identische“ Teile besitzen. Das stellt ja bereits jedes Kind fest, wenn es bei Hund und Katze Zunge, Augen, Zähne und Ohren „identifiziert“. Die Erkenntnis, daß hinter dieser Existenz identischer Teile bei verschiedenen Organismen ein wissenschaftliches Problem liegt, war die Geburtsstunde der Vergleichenden Anatomie oder Morphologie.

Die Verteilung dieser identischen Teile erwies sich dabei als völlig unabhängig von den Anforderungen einer gleichen Lebensweise oder eines gleichen Lebensraumes. Suchen wir nach einer dem Wesen nach vergleichbaren Entdeckung auf dem Gebiet der Chemie, so ist es hier die Erkenntnis, daß zahlreiche verschiedene Stoffe in sich gleichartige Teile, eben die Atome der Elemente, enthalten. In zweierlei Hinsicht weicht aber das Verhalten identischer Teile bei Organismen und Molekülen voneinander ab. In der Chemie können wir die Bestandteile der Stoffe von einem Stoff in den anderen überführen, dasselbe Atom,

das vorher im Wasser enthalten war, kann später Teil einer Säure sein. Die Identität der Teile kann also hier direkt durch das Experiment sichergestellt werden. Das geht bei den Organismen im allgemeinen nicht, hier konnte die Identität der Teile nur durch den Vergleich ermittelt werden. Das brachte zunächst methodische Schwierigkeiten. Die gleichartigen Teile verschiedener Tierarten, etwa das Stirnbein des Menschen und das des Schimpansen, sind ja nie voll gleich, sondern nur ähnlich. Ähnlichkeit allein konnte aber nicht der Maßstab für die Feststellung identischer (= homologer) Teile sein, es gab noch andere Ähnlichkeiten, die etwa durch gleiche Lebensweise bedingt sind (Fisch – Wal – Ichthyosaurier), es gelang aber der vergleichenden Anatomie, diese Schwierigkeiten zu meistern und eine methodische Grundlage für die Feststellung der Homologien – diesen Namen erhielten die identischen Teile – zu schaffen¹⁾.

Bei einer Übersicht über die Verteilung der homologen Organe über die Organismenarten ergab sich nun eine enge Korrelation. Ist bei zwei Tierarten ein Organ homolog, so sind es auch die meisten anderen Organe. Tiere, die eine Chorda dorsalis besitzen, haben gleichzeitig ein Neuralrohr, einen Canalis neurentericus, Schlundtaschen usw. Auch diese Tatsache ist uns heute so geläufig, daß wir sie als selbstverständlich empfinden. Es gibt eben keinen Frosch mit Schwimmbeinen nach Art eines Gelbrandkäfers, obwohl dies funktionell durchaus möglich wäre, und kein Wirbeltier mit Mundgliedmaßen nach Art der Insekten, was biologisch gleichfalls möglich wäre. Eine so wechselnde Verbindung, wie sie die Grundelemente im Bereich der chemischen Stoffe zeigen, tritt also bei den homologen Grundelementen der Organismen nicht auf. Hier führte vielmehr die enge Korrelation im Auftreten homologer Organe zur Aufstellung des Begriffes des „Typus“ oder des „Bauplanes“. Hatte man diesen erfaßt, so erschienen auf einmal zahlreiche Organismen nicht als isolierte Sondergrößen, sondern als Varianten eines Grundschemas; die Einzelarten verhielten sich zum Bauplan wie die Einzelfälle zum Gesetz. Das war eine wichtige Entdeckung, denn sie gestattete, erstmalig Voraussagen über den Bau von Organismen zu machen, und von dieser Basis aus wurde ja auch Goethe dazu geführt, den Zwischenkiefer beim Menschen zu suchen und zu finden. Bis zu diesem Stadium war noch keine Verknüpfung zwischen morphologischer und systematischer Forschung erfolgt, Goethe lehnte es ja ausdrücklich ab, daß er mit seinen morphologischen Studien ein neues System schaffen wollte. Doch ist diese Vereinigung bereits bei Cuvier vollzogen. Allerdings glaubte Cuvier und auch K. E. v. Baer zunächst, daß das Tierreich in eine Anzahl völlig getrennter Baupläne (Typen) zerfalle, zwischen denen es keine Brücke gebe; es zeigte sich aber schließlich, daß sich die Baupläne von engeren zu immer weiteren Kreisen zusammenschließen. Der Bauplan des Primaten ist ein Teilkreis innerhalb des Bauplans der Säugetiere, dieser wieder mit Reptilien und Vögeln ein Teil innerhalb des Anniotenbauplans, dieser umschließt den Bauplan der Wirbeltiere, dann der Chordata, Coelomate, Metazoa, und schließlich werden durch die weitest reichenden identischen (homologen)

¹⁾ Eine ausführliche Darstellung des Homologiebegriffs und seiner Kriterien gebe ich in dem demnächst erscheinenden Buch: Theoretische Morphologie und Systematik. Bd. 1. Die Grundlage des natürlichen Systems und der Phylogenetik.

Teile, den Zellkern mit seinen so spezifisch gebauten Chromosomen sowie dem Befruchtungsvorgang, die gesamten Tiere und Pflanzen umschlossen; nur Bakterien, Cyanophyseen bleiben noch außerhalb des weitest reichenden Bauplans. In dieser Form sind die Baupläne mit dem natürlichen System identisch oder, anders ausgedrückt, es ergibt sich, daß das natürliche System auf den homologen Ähnlichkeiten der Organismen beruht.

Schon an dieser Stelle sei auf eine Eigenart des natürlichen Systems hingewiesen. Die einzelnen Gruppen sind keineswegs stets scharf trennbar, da vereinzelt Übergangsformen existieren, die die Eigenarten zweier benachbarter Gruppen in sich vereinen. Solche Formen sind die bekannten Monotremen unter den Säugern, Archaeopteryx unter den Vögeln, Peripatus unter den Gliedertieren. Diese Feststellungen sind zunächst rein tatsächlich und haben noch nichts mit Abstammungslehre zu tun, wir wollen daher solche Verbindungen zwischen zwei Gruppen des natürlichen Systems als „Homologiebrücken“ bezeichnen. Verfolgen wir ihr Auftreten, so ergibt sich der Satz: Sind zwei Gruppen mit einer dritten durch Homologiebrücken miteinander verbunden, so existiert zwischen ihnen direkt keine Homologiebrücke. Beispiel: Die Säuger und Vögel sind mit den Reptilien durch je eine Homologiebrücke verbunden, es besteht aber keine direkte Brücke zwischen Vögeln und Säugern. Dieser Satz hat, soweit erkennbar, allgemeine Gültigkeit. Zeichnen wir nun das System der Tiere unter Berücksichtigung dieser Brücken, so ergibt sich von selbst das bekannte Stammbaumschema mit den sich nach oben verzweigenden Linien. Diese Darstellungsform der Verwandtschaftsbeziehungen hatte in der Biologie schon vor der Abstammungslehre Eingang gefunden! Das sei ausdrücklich betont.

Der dritte Weg zum natürlichen System führte über die im 18. Jahrhundert so berühmte „Stufenleiter der Dinge“. Anknüpfend an Vorstellungen, wie wir sie schon bei Aristoteles und Leibniz fanden, entwickelte man eine reihenmäßige Anordnung der Naturgegenstände, indem man stufenweise von „Elementen“ und Mineralien über Steinpflanzen („Lithophyta“) zu Pflanzen, Pflanzentieren („Zoophyta“) zu den Tiergruppen emporstieg, bis als oberste Stufe der Mensch erschien oder sich an ihn noch als weitere Stufen der Vollkommenheit die Engel, Erzengel anschlossen und die höchste Stufe der dreieinige Gott einnahm. Am bekanntesten ist die Stufenleiter der Dinge von Bonnet (1764) geworden. Diese Stufenleiter war natürlich keineswegs deszendenztheoretisch gedacht, aber sie enthält doch manche Elemente, die wir in der späteren Abstammungslehre wiederfinden, und zwar 1. den Anschluß der belebten Natur an die unbelebte, 2. die Existenz von Übergangsgliedern zwischen den verschiedenen Formen (bereits hier wurde der Satz geprägt: *natura non facit saltus!*), 3. die Gliederung der Organismen in niedere und höhere, eine Einteilung, die der reinen Systematik zunächst fremd ist. Als Maßstab für die Beurteilung der Organisationshöhe wählte man zunächst den Grad der Ähnlichkeit mit dem Menschen als Krone der Schöpfung. Schon bald suchte man hierfür objektive Kriterien zu gewinnen (bei Goethe z. B. Verschiedenwerden der Teile und Subordinationen der Teile), die nachher in der Phylogenie als Mittel der Stammbaumkonstruktion eine wichtige Rolle gespielt haben (vgl. S. 24). Der Forschungsimpuls, der von dieser Vorstellung ausging, war damals beträchtlich, die For-

schung selbst führte aber zwangsmäßig zur Aufgabe der einreihigen Stufenfolge. Bald wurden Tiere und Pflanzen als selbständige Reihen erkannt, unter den Tieren wurden die Insekten schon bei Pallas (1766) als Seitenzweig gezeichnet und bei Lamarck, der ja zuerst auch durchaus im Sinne der Stufenreihe arbeitete (vgl. Tschulok, 1937), wird die Aufspaltung weitergeführt. Damit mündete aber die Stufenleiterforschung in das natürliche System ein und wurde mit ihm in der Darstellungsform (stammbaumartig) identisch.

Die hier skizzierte Entdeckung des natürlichen Systems in der letzten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war für die Biologie von eminenter Bedeutung, sie gestattete eine wissenschaftliche Bewältigung der Organismenmannigfaltigkeit in einer Weise, wie man es vorher nicht geahnt hatte. Auf Grund dieses Systems war man ferner in der Lage, in großem Ausmaß Voraussagen über Bau und Lebensweise von Organismen zu machen. Wenn heute ein Systematiker ein getrocknetes Insekt erhält, das eine noch unbekannte, nie untersuchte Art darstellt, und das er auf Grund der äußeren Merkmale des allein erhaltenen Chitinpanzers in die Gattung *Dytiscus* (Gelbrandkäfer) des natürlichen Systems einreicht, so ist er in der Lage, für diese neue Art den Bau des Nervensystems (Strickleiternervensystem), des Herzens mit seinen Ostien, den histologischen Feinbau des Auges, die Bildung der Eizellen, die Eiablage, Entwicklung (superfizielle Furchung), den Bau und die Lebensweise der Larve mit ihrer extraintestinalen Verdauung usw. bis in viele Tausend Einzelheiten hinein vorherzusagen. Dieses Verfahren kommt uns heute ganz selbstverständlich vor, weil es fast täglich mit Erfolg geübt wird, im Grunde aber ist jeder Fall von gleicher grundlegender Bedeutung wie die bekannte Berechnung des neuen Planeten Neptun. Wir werden uns meist gar nicht bewußt, wenn wir Verallgemeinerungen auf Grund des natürlichen Systems vollziehen. In vielen Lehrbüchern über Erb- lehre oder Histologie steht der Satz: „Die Schmetterlinge sind im weiblichen Geschlecht heterogametisch.“ Schmetterlinge, das sind eine Gruppe von etwa 100000 verschiedenen Arten; festgestellt ist die Heterogametrie bei etwa 20 bis 30 Einzelarten dieser Gruppe. Rein statistisch erscheint eine solche Verallgemeinerung auf die gesamten Schmetterlinge, die ja ganz verschiedene Arten umfassen, als völlig unmöglich, und doch hat die Praxis dieses Verfahren als berechtigt erwiesen, wenn es sich auf Gruppen des natürlichen Systems erstreckt.

Das natürliche System war aber nicht nur eine Lösung (für die Bewältigung der Mannigfaltigkeit der Organismen), es war zugleich ein Problem. Wie kam diese merkwürdige Merkmalsverteilung, wie sie dieses System zeigte, zustande? „Was kann es Sonderbareres geben, als daß die Greifhand des Menschen, der Grabfuß des Maulwurfs, das Rennbein des Pferdes, die Ruderflosse der Seeschildkröte und die Flügel der Fledermaus sämtlich nach demselben Modell gebaut sind und gleiche Knochen in der nämlichen gegenseitigen Lage enthalten?“ (Darwin.) Die Deutung, die die sog. idealistische Morphologie gab, lag außerhalb der faßbaren Naturwirklichkeit. An Stelle der als verwandt erkannten Vielheit von Arten wurde eine Einheit in einer außerweltlichen Sphäre gesetzt, eine Einheit, die als Idee, Schöpfungsplan, Schöpfungsgedanke usw. der Natur bezeichnet wurde. Das sind nicht naturwissenschaftliche Lösungen, sondern symbolhafte Umformulierungen des Problems. Ich möchte hier hervorheben, daß selbst

Goethe trotz aller ideellen Betrachtungen diese Verwandtschaft der Organismen als „ein geheimes Gesetz, ein heiliges Rätsel“ bezeichnet.

Die einzige naturwissenschaftliche Lösung, die gefunden wurde, ist die Abstammungslehre. Sie ist bekanntlich schon oft von Darwin erwogen worden. Kant bezeichnete sie als ein gewagtes Abenteuer der Vernunft, die Forschung selbst brachte ihre allmähliche Durchsetzung, für die Darwin nur einen Höhepunkt bedeutet. Das Wesen der Abstammungslehre läßt sich dabei durch den Satz ausdrücken: Die verschiedenen Arten einer Gruppe des natürlichen Systems verdanken die Gemeinsamkeit ihres Bauplans der Abstammung von einer einzigen Ausgangsart, von der sie die homologen Charaktere auf dem Wege der Vererbung¹⁾ erhalten haben. Es ist der Aufbau des natürlichen Systems mit seiner gradweis abgestuften Mannigfaltigkeit, der dann die gewaltige Umwandlung der Organismen von einfachen zu hochkomplizierten Formen als logische Konsequenz dieses Satzes erzwingt.

Gemäß dem Ziele unseres Aufsatzes wollen wir nunmehr untersuchen, ob die Weiterentwicklung der Biologie diesen Satz bestätigte oder ob neue Tatsachen bekannt wurden, mit denen er unvereinbar ist. Zuvor sei kurz darauf hingewiesen, daß noch andere Wissenschaftsgebiete den Begriff der homologen Ähnlichkeit und des „Typus“ kennen. Ich denke dabei vor allem an die vergleichende Sprachwissenschaft und die vergleichende Kulturwissenschaft, wie sie besonders in der Prähistorie getrieben wird. Auch hier gibt es neben zufälligen und durch funktionelle Anforderungen gegebenen Ähnlichkeiten spezielle homologe Ähnlichkeiten, wie etwa zwischen den Worten Mutter, mater, mother, meter usw., oder verschiedenen Gesichturnen des Lausitzer Kulturkreises. Auch hier gilt der Satz, daß derartige Homologien meist nicht vereinzelt auftreten, sondern zahlreiche Worte bzw. Kulturgegenstände umfassen, so daß auch Sprachbaupläne und Kulturkreise aufstellbar sind. (Die Korrelation der Homologien ist allerdings meist geringer als in der Biologie.) Die Erklärung für diese Homologien wird auch hier als selbstverständlich im geschichtlichen Zusammenhang gesehen, der hier in der Tradition von Mensch zu Mensch bzw. von Generation zu Generation gegeben ist. Wir zweifeln nicht daran, daß die verschiedenen Formen des Wortes Mutter im indogermanischen Sprachbereich ihre Ähnlichkeit der „Abstammung“ aus einem ähnlich lautenden Wort verdanken. Die Art des geschichtlichen Zusammenhangs kann allerdings bei der Tradition verschieden sein, er kann in einer Wanderung der Menschen selbst bestanden haben, er kann aber auch in einer bloßen Weitergabe von einem benachbarten Volk zum anderen bestehen. Das bringt methodische Komplikationen mit sich, die für den Bereich der Abstammungslehre nicht existieren, da hier der Zeugungszusammenhang von Generation zu Generation die einzige Weitergabe von Erbanlagen und damit von homologen Charakteren darstellt. Im übrigen gleichen die Schlußfolgerungen in Sprachgeschichte und Vorgeschichte bis in viele Einzelheiten denen der Biologie im Bereich der Abstammungslehre. Dort läßt man sie unangefochten gelten, hier bekämpft man sie jedoch.

¹⁾ Weitergegeben wird von Generation zu Generation natürlich nur der spezifische Erbanlagenkomplex, der in der Ontogenese jedes Individuums die entsprechenden Bauplancharaktere bildet.

Die Arbeit am natürlichen System ist auch heute noch in der Biologie in vollem Gange. Das System, so wie wir es heute in den Lehrbüchern finden, ist noch ein Übergangsstadium; in vielen Teilen ist das Ziel des natürlichen Systems erreicht, daneben existieren in ihm noch zahlreiche Behelfsgruppen, sei es, daß die Gruppen durch ökologisch bedingte Gemeinsamkeiten verbunden sind, sei es, daß sie allein negativ durch Fehlen bestimmter Merkmale abgegrenzt sind oder daß es Primitivgruppen sind, die die Basisteile verschiedener Stämme umschließen (Fische, Stegocephalen usw.). Die Methoden der Homologiefeststellung sind nämlich nicht überall gleich sicher anzuwenden, sie sind schwer anwendbar, wenn Gruppen zahlreicher, sehr ähnlicher Arten vorliegen, so daß zur Einteilung nur geringfügige Unterschiede zur Verfügung stehen oder wenn zwischen den Gruppen eine so große Formenlücke klafft, daß sich nur wenige Homologien erkennen lassen. In diesen Fällen wird die Verwandtschaft noch stark diskutiert, am gesichertsten ist das natürliche System im Bereich der Familien und Ordnungen. Diese sich noch jetzt vollziehenden Änderungen im System sind keine Widersprüche zur Existenz eines einzigen natürlichen Systems, sondern nur die notwendige Konsequenz der ungleichen praktischen Anwendbarkeit der Methoden. Die deszendenztheoretische Deutung des Systems wird dadurch nicht berührt.

Zwei Entdeckungen aber müssen erwähnt werden, die für die Abstammungsdeutung von großer Bedeutung sind: 1. Der Nachweis identischer Chromosomenstrecken mit homologen Genserien bei verschiedenen Arten von *Drosophila*. Damit ist der Beweis geliefert, daß die Homologie sich nicht nur auf Organe und Merkmale des Phaenotypus beschränkt, sondern direkt Teile der Erbsubstanz verschiedener Arten betrifft. 2. Die weitgehende Übereinstimmung chemischer Eigenarten der Organismen mit dem natürlichen System. Hier kommt also eine gänzlich andere Methode – eine solche ist die chemische Untersuchung der Organismen – zu dem gleichen Resultat wie die morphologische der Homologienfeststellung. Am überzeugendsten wirkt die Untersuchung der Eiweißverwandtschaft, die sich in erstaunlichem Maße mit der natürlichen Verwandtschaft deckt. Selbstverständlich können in ihrem Bereich Brücken auftreten, die im morphologischen Bereich nicht so deutlich sind wie es z. B. bei einer Eiweißverwandtschaft zwischen Magnoliaceen und Gymnospermen der Fall ist, auch kann es kleinere Inkongruenzen geben; das ändert nichts an der überwältigenden Identität zwischen chemischer Eiweißverwandtschaft und der morphologischen Verwandtschaft des natürlichen Systems. Daß der Nachweis identischer Eiweißkomponenten bei verschiedenen Arten in Anbetracht der Kompliziertheit der betreffenden Verbindungen eine starke Stütze der Deszendenzlehre ist, liegt auf der Hand.

Sind nun in der neueren Systematik auch Befunde zu verzeichnen, die der Abstammungslehre Schwierigkeiten bereiten? Thienemann 1924 hat die Behauptung aufgestellt, daß sich das natürliche System bei manchen Mücken (Familie Tendipedidae) verschieden gestaltet, je nachdem, ob man das Larven-, das Puppenstadium oder das erwachsene Tier (Imago) zur Einteilung heranzieht. Die Bedeutung dieses Befundes liegt klar. Larven-, Puppen- und Imaginalstadium gehören zur gleichen Art bzw. sogar zum gleichen Individuum. Die

Stammesgeschichte muß für diese Stadien einer Art die gleiche sein, wenn trotzdem die Homologieverteilung verschiedene natürliche Systeme für jedes dieser Stadien ergibt, die ein gemeinsames Stammbaumschema ausschließen, so ist die Unzulässigkeit der stammesgeschichtlichen Ausdehnung des natürlichen Systems erwiesen. Überprüft man aber die Arbeiten Thienemanns genauer, so zeigt sich, daß er für sein System nicht die Homologieverteilung erarbeitet hat, sondern den verbreiteten Fehler begeht, Verwandtschaft einfach aus Ähnlichkeit schlechthin abzuleiten. Manche seiner angeblich natürlichen Gruppen sind sogar Negativgruppen, d. h. nur durch das Fehlen von Merkmalen charakterisiert. Schon Plate betonte aber ausdrücklich: „Das Fehlen eines Organs ist als Zeichen der Verwandtschaft immer nur mit Vorsicht zu gebrauchen.“

Ein zweiter Tatsachenkomplex, der der deszendenztheoretischen Ausdeutung des natürlichen Systems zu widersprechen scheint, ist die Polyphyly, die Vielstämmigkeit vieler Gruppen, die besonders von den neueren Paläontologen betont wird. Schindewolf (1939) stellt direkt als Leitsatz auf: „Die Entwicklung von Art zu Art, von Gattung zu Gattung, von einem Typus zum anderen geschieht auf dem Wege zahlreicher Parallelreihen.“ Fast überall sehen wir, sowohl in der Botanik wie in der Zoologie, wie bisher einheitliche Gruppen in mehrere unabhängige Stämme zerlegt werden, ja im Extremfall finden wir sogar die Auffassung vertreten, daß jede Art (z. B. bei Kleinschmidt) oder Gattung (Kempermann) ihre eigene Stammesentwicklung getrennt bis zur Basis von ihren Nachbararten durchmache. Eine solche Auffassung würde den Hauptsatz der Abstammungslehre: Homologe Ähnlichkeiten bei verschiedenen Arten beruhen auf gemeinsamer Abstammung, aufheben. Wenn tatsächlich die homologen Ähnlichkeiten von Haussperling und Feldsperling, von Hausmaus und Waldmaus auf völlig paralleler Entwicklung, nicht auf phylogenetischer Verwandtschaft beruhen, wäre das natürliche System als Beweis der Abstammungslehre erledigt (damit aber auch jede Abstammungsforschung, auch die polyphyletische!). Wir müssen daher sorgfältig überprüfen, wie es zu dieser paradoxen Kollision kommen konnte. Es bleibt zunächst die Tatsache bestehen, daß viele ehemals einheitliche Gruppen heute auf mehrere, oft weit getrennte Gruppen verteilt werden, ich erinnere nur an die Gruppe der Stegocephalen, der Ratiten, unter den Pflanzen an die Sympetalen. In allen diesen Fällen handelt es sich aber nicht um Auflösung von Gruppen des natürlichen Systems, sondern nur um die Auflösung provisorischer Gruppen, die noch nicht auf Homologiekklärungen beruhten. Die Stegocephalen waren eine Primitivgruppe auf Grund der Gemeinsamkeit ursprünglicher Merkmale ebenso wie die Gruppe der Coelenteraten; ihre Auflösung ohne Aufgabe der Erkenntnis der Verwandtschaft ergab sich aus den Homologiebrücken, die Sympetalen mit ihren verwachsenen Blumenblättern waren eine künstliche Gruppe; Verwachsung von Teilen erfolgt oft unabhängig, die Auflösung erzwangen auch hier die Homologiebrücken; auch die dreilappigen Ammoniten, deren unabhängige Entstehung Schindewolf nachwies, waren nie eine sichere natürliche Gruppe. Derartige Polyphylien sind nur notwendige Konsequenzen aus der Weiterarbeit am natürlichen System (vgl. S. 14). Anders liegt es bei der oft behaupteten Vielstämmigkeit der Arthropoden und Säugetiere. Beides sind natürliche Gruppen, die Arthropoden geeint durch solche Homologiecharaktere wie das von Ostien

durchsetzte, dorsale Herz, die spezifischen Facettenaugen u. a., die Säugetiere durch die Besonderheiten der Mittelohrknochen, der Haare usw. Was in diesen Fällen festgestellt wurde, ist, daß diese Gruppen aus Untergruppen bestehen, die unter Benutzung des gesamten jetzt vorliegenden Materials an ihrer Basis nicht zusammenmünden. Krebse und Spinnentiere nähern sich zwar in ihren ältesten Formen beträchtlich, so daß die ältesten Spinnentiere, die Trilobiten, lange Zeit als Krebse betrachtet wurden, ein völliger Formenzusammenhang besteht jedoch nicht. Derartige aus konvergierenden, aber nicht zusammenmündenden Linien bestehenden Gruppen, werden nun von manchen Autoren ohne weiteres getrennt in eine andere niedere Tiergruppe übergeführt, die drei Hauptlinien der Arthropoden werden dann isoliert bis in die Polychaeten weitergeführt, die der Säugetiere bis in die Reptilien. Das ist natürlich unhaltbar. Eine echte Vielstämmigkeit wäre erst nachgewiesen, wenn mehrere lückenlose Formenkette von einer niederen natürlichen Tiergruppe zu einer anderen natürlichen Gruppe existierten oder, allgemeiner ausgedrückt, wenn zwischen zwei sicher natürlichen Gruppen mehrere getrennte klare Homologiebrücken vorhanden sind. Erst in diesem Fall wäre das natürliche System als Beweis der Abstammungslehre erledigt. Ein solcher Fall ist aber nirgends aufgetaucht, alle weitere systematische Forschung hat vielmehr in vollem Maße die Voraussetzungen erfüllt, die von der Abstammungslehre an sie gestellt werden konnten¹).

3. Den dritten Beweis bilden die rudimentären Organe, ein von vornherein umstrittenes Gebiet. Die ursprüngliche Formulierung lautet etwa: Es gibt bei den Organismen funktionslose Organe, ihre Existenz ist nur unter dem Gesichtspunkt der Abstammungslehre erklärbar. Berühmte Beispiele sind die „rudimentären“ Augen vieler Höhlentiere und unterirdisch lebender Tiere, die im Kiefer bleibenden, nicht in Funktion tretenden Zahnanlagen der Bartenwale usw. Gegen die Lehre von den rudimentären Organen wurde bald ein gewichtiger Einwand erhoben. Sind wir überhaupt berechtigt, ein Organ als völlig funktionslos zu erklären; kann nicht eines Tages eine bisher unbekannte Funktion ermittelt werden? Das ist tatsächlich oft erfolgt. Und trotzdem ist der Einwand nicht berechtigt; das liegt aber nicht an der Logik des Einwandes selbst, sondern an einer unvollkommenen Definition des Begriffes „rudimentäres“ Organ. Ich will von einem Beispiel ausgehen. Bei rudimentären Wirbeltieraugen können wir folgendes Verhalten beobachten. Eine Linse ist vorhanden, aber so gestaltet und gelagert, daß sie kein Bild auf die Netzhaut, deren Zellen unentwickelt bleiben, werfen kann. Wir finden hier zweifellos Teile eines optischen Apparates, aber in solcher Anordnung und Entwicklung, daß die entsprechende optische Funktion unmöglich ist. Diese Inkongruenz zwischen Bau und Funktion charakterisiert nun die echten rudimentären Organe. Sie können daneben noch irgendeine Funktion besitzen, das erwähnte Auge kann vielleicht für das normale Schädelwachstum notwendig sein, diese Funktion erfordert aber nicht die vorhandenen Teile

¹) Die hier behandelte Polyphyly hat nichts zu tun mit dem unabhängigen Auftreten gleichartiger Mutanten innerhalb einer Art oder bei verwandten Arten. Diese Erscheinung hat von Vavilov den Namen „Gesetz der homologen Reihen“ erhalten. Das Wort homolog ist hier ganz unangebracht, jedenfalls hat diese Gleichartigkeit nichts mit der morphologischen Homologie zu tun.

eines optischen Apparates. So bleibt denn die Bezeichnung rudimentäres Sehorgan für diese Bildung berechtigt. Das Rudimentärsein bezieht sich also immer nur auf eine bestimmte Funktion, niemals auf alle. So ist der Flügel des Kiwis ein rudimentäres Flugorgan. Und diese Inkongruenz der rudimentären Organe zwischen einem vorhandenen Bau und den gegenwärtigen Funktionen ist nach wie vor naturwissenschaftlich allein durch die Abstammungslehre erklärbar im Sinne eines Restbestandes von Teilen einer früher vorhandenen Funktion.

Diesem Beweisverfahren schließt sich logisch der wichtigste Teil der Entwicklungsgeschichtlichen Beweise an. Die Ontogenie ist ja durch Haeckel ganz in den Vordergrund deszendenztheoretischer Diskussionen geschoben worden; das meiste, was sie jedoch geleistet hat, betrifft direkt das natürliche System und die Homologiefeststellung und erst über diese Gebiete die Abstammungslehre. Wenn durch die Entwicklungsgeschichte die Verwandtschaft eines gänzlich abgeänderten parasitischen Krebses oder Molluskes geklärt wird, so ermöglicht sie dadurch die Einreihung dieses Tieres in das natürliche System, und wenn die Entwicklungsgeschichte die Beziehung zwischen Schilddrüse und dem Endostyl des Amphioxus klärt, so ermöglicht sie dadurch eben eine Homologisierung.

Anders ist es mit bestimmten Anlagen während der Entwicklung, die wieder rückgebildet werden, bevor sie zu ihrer adäquaten Funktion gelangen. Ich denke an solche Fälle wie das beim Embryo vorhandene Schlüsselbein des Pferdes, das später resorbiert wird, die Anlage der Schlundtaschen der Wirbeltierembryonen und die zahlreichen anderen bekannten Fälle. Es handelt sich hier um nur in der Entwicklung auftretende rudimentäre Organe. Diese Bildungen lassen sich aus den gegenwärtigen Anforderungen des ontogenetischen Aufbaus eines Körpers nicht restlos erklären, sondern nur aus der geschichtlichen Entwicklung der Organismen.

4. Der paläontologische Beweis ist der jüngste Beweis der Deszendenzlehre. Er erreichte nach Entdeckung des Archaeopteryx und ähnlicher Formen große Popularität, wird aber heute vielfach abgelehnt, ja in dem Buch von F. Andernann, Irrtum und Wahrheit in der Biologie, finden wir sogar die Kapitelüberschrift: „Die Zeugnisse der Paläontologie widersprechen der Transformationslehre.“ Woher kam dieser Wandel? Aus zwei Quellen. 1. Aus dem angeblichen Fehlen der erwarteten Übergangsformen in der Paläontologie. 2. Aus den angeblich viel komplizierteren Befunden der Paläontologie im Vergleich mit den ursprünglichen Erwartungen. Betrachten wir hier die Übergangsformen. Zunächst ist wohl klar, daß selbst ein tatsächlicher Mangel an Übergangsformen nicht die Deszendenzlehre, sondern nur die kontinuierliche Entwicklung widerlegen würde. Die Entwicklung selbst kann ja sprunghaft erfolgen, eine Annahme, die ja auch Beurlen für die Entstehung der Typen macht. Nun waren aber eben noch gefundene Übergangsformen unter den Fossilien in Wort und Schrift gefeiert worden; wie ist es möglich, daß der gleiche Sachverhalt, der ja geblieben ist, nach kurzer Zeit anders beurteilt wird? Sollten hier vielleicht nicht Sach-, sondern Definitionsdifferenzen die verschiedene Beurteilung hervorrufen? Das ist tatsächlich der Fall, indem oft an den Begriff der Übergangsformen unerfüllbare Bedingungen gestellt wurden. Es ist z. B. nicht nötig, daß die Übergangsformen in allen Merkmalen genau das arithmetische Mittel zwischen den beiden bisher bekannten

Gruppen darstellen, da nicht zu erwarten ist, daß die Umbildung in allen Organen absolut synchron erfolgt. Eine phylogenetische Übergangsform zwischen Vogel und Reptil darf also sehr wohl in einzelnen Teilen, etwa den Federn, echte Vogelmerkmale, in anderen Reptilmerkmale tragen und in wieder anderen eine Zwischenstellung aufweisen. Eine weitere, immer wieder auftauchende Vorstellung ist die, daß Übergangsformen nicht fest geprägte Arten sein dürften, sondern irgendwie verschwommene fließende Gestalten; was man sich unter diesem Fließen vorstellt, bleibt allerdings unklar. Da aber nun jedes Fossil eine fertige Organisation darstellt, erklärt man, die Paläontologie liefere immer nur fertige Arten, nie fließende Formen. Ein drittes Mißverständnis geht von der Art unserer Klassifikation aus. Wenn wir zwischen zwei weit getrennten Gruppen allmählich Zwischenglieder finden, so werden wir diejenigen, die der einen Gruppe nahe stehen, dieser einreihen und somit die Gruppe erweitern; ebenso werden wir mit denen verfahren, die der anderen Gruppe nahe stehen. So wird allmählich von beiden Seiten her die Lücke zugebaut, trotzdem werden wir dann in dieser Formenkette einen Schnitt ziehen, obwohl die beiden Nachbararten an der Grenze sich ganz nahe stehen, und von der einen an die eine Gruppe (etwa Säugetiere), von der anderen an die zweite Gruppe (etwa Reptilien) zählen. Wenn aus einer solchen Klassifikationsnotwendigkeit die Folgerungen gezogen werden, es gebe eben doch nur Reptilien und Säugetiere, keine Übergänge, so ist dieser Schluß ebenso zwingend wie der, daß es zwischen natürlichen Landschaftsformen keine Übergänge gebe, da ja doch letztlich jedes Sandkorn zu einem Lande gehöre, entweder zu Frankreich oder zu Deutschland.

Die wichtigste Entthronung der paläontologischen Urformen ging von einer bestimmten Vorstellung des Urtypus aus. Der Begriff der Urform spielt ja schon in der Zeit der sog. idealistischen Morphologie eine große Rolle; die Wege, auf denen man damals aber zu einer konkreteren Fassung der Urform gelangen wollte, waren recht verschiedenartig. Gegen die daraus resultierende Verschiedenartigkeit der Urform für denselben Bauplan kann vom Standpunkt einer allgemeinen Morphologie wenig eingewendet werden – in diesem Punkt sind hier eben verschiedene Betrachtungsarten möglich –, sobald man aber sich unter der Urform eine ehemals tatsächlich vorhandene Organismenart vorstellt, kann es nur eine Urform geben, eben die stammesgeschichtliche Ahnenform. Zu Beginn der phylogenetischen Forschungsepoche hätte also eine Überprüfung der verschiedenen Rekonstruktionsmethoden der Urform erfolgen müssen, welche von ihnen die Erschließung der Ahnenform ermöglicht. Das ist aber leider nicht erfolgt. Und so verwendet man heute noch immer Methoden zur Aufstellung der Urform, die niemals zu einer je existierenden Form führen können. So kann denn auch kein gefundenes Fossil dieser postulierten Urform entsprechen. Hierfür ein Beispiel: Wenn wir die vielen Arten einer natürlichen Gruppe betrachten, so sind ihre Unterschiede meist in den Anforderungen an die ja von Art zu Art verschiedene Lebensweise begründet. Was liegt näher, als durch Entfernung dieser Anpassungscharaktere die Urform herauszuschälen. Man entfernt also vom Maulwurf alles, was mit seiner unterirdischen Lebensweise zusammenhängt, von der Fledermaus die Fluganpassungen, von den Robben die Schwimmanpassungen usw. So kommt man tatsächlich zu einem allgemeinen Schema, einer Grundform

der Säugetierorganisation. Diese Grundform kann aber niemals die Ahnenform sein, man hat sie aller Anpassungen an einen Lebensraum und einer Lebensweise entkleidet, eine ehemals existierende Tierform muß aber in einem bestimmten Lebensraum gelebt haben und muß an ihn angepaßt gewesen sein. Betrachtet man nun von der oben erwähnten Grundformvorstellung die fossilen Arten, so wird man nie die reine Grundform finden, alle Arten sind angeblich irgendwie bereits spezialisiert, weil sie eben einem Lebensraum angepaßt waren. Sie werden daher als echte Ahnenform nicht zugelassen. Man sehe sich einmal die Literatur an, wie oft eine Fossilform als Ahne ausgeschaltet wird, weil sie angeblich bereits zu spezialisiert ist. Allen Forschern, die aus diesem Grunde keine real existierenden Urformen finden, arbeiten also, ohne es zu merken, mit einem schweren methodischen Fehler. Sie arbeiten mit einer in der Phylogenie nicht anwendbaren Urformvorstellung. Welche Konsequenzen sich hieraus ergeben können, zeigen die folgenden Worte Dacqués (1936, S. 174): „Wenn man eine Darstellung des gesamten Lebensreiches in Form eines Stammbaumes gibt, wie dies in unserer Abb. 42¹⁾ geschieht, so begibt sich das Merkwürdige: wir können nur die Äste und Zweige dieses Stammbaumes greifen, nicht den Stamm selbst, der, sozusagen von sich aus, von innen her alles trägt, von dem alle Gestaltung ihren Ausgang nimmt. Betrachten wir das schematische Bild desselben, so sehen wir, daß die wirklichen, die naturhaft gegebenen organischen Formen nur in den Ästen sitzen; die zum Stamm führenden Bahnen sind nur mit den abstrakten systematischen Begriffen und Beziehungen besetzt. Wir können den Zusammenhang der Grundtypen nicht im Gegenständlichen der äußeren Natur greifen; und auch der Stamm ist – Metaphysik. Man irrte daher, wenn man jemals annahm, den Stammbaum und seine Entwicklung durch das Aneinanderreihen der konkreten Arten in der erdgeschichtlichen Zeitenfolge äußerlich erweisen zu können. Der innere Zusammenhang ist nicht zu betasten, nicht materiell zu greifen und zu sehen. In der äußeren Welt der Formen fällt der gesamte Stammbaum in zahlreiche Einzeläste auseinander.“

Es lassen sich leicht noch andere methodische Fehler nachweisen, die bei der Ablehnung der Zwischenformen eine Rolle spielen. Ich will hier nicht darauf eingehen, sondern nur die Frage beantworten. Welche Anforderungen können von der Abstammungslehre an die paläontologischen Befunde gestellt werden und haben all die Funde diesen Anforderungen entsprochen? Die Forderungen sind: 1. Zwischen zwei natürlichen Organismengruppen, zwischen denen schon bei den heute lebenden Arten Verknüpfungen (Homologiebrücken) feststellbar sind, müssen diese Homologiebrücken durch Fossilfunde allmählich vollständiger werden. 2. Es ist zu erwarten, daß zwischen heute scharf getrennten natürlichen Organismengruppen Zwischenformen im Sinne von Homologiebrücken nachgewiesen werden. 3. Die Zwischenformen dürfen zeitlich nicht wirr und ungeordnet aufeinanderfolgen, sondern müssen eine zeitlich geordnete Umwandlungsreihe aufzeigen. Diese Forderung ist nicht absolut zu nehmen, da gelegentlich primitive Formen längere Zeit bestehen bleiben können, während verwandte Arten sich schnell umgebildet haben. In größeren Reihen von Zwischenformen muß aber diese Auf-

¹⁾ Hier nicht wiedergegeben.

einanderfolge klar erkennbar sein. 4. Betrachten wir die Organismenwelt im ganzen, so muß sie mit zunehmender geologischer Entfernung von der Jetztzeit den heutigen Lebewesen immer unähnlicher werden. Im Diluvium wären noch zahlreiche der heute lebenden Arten zu erwarten, im übrigen ähnliche Arten, die Tertiärorganismen müßten schon fernerstehen, nur noch eine geringe Zahl noch heute lebender Arten aufweisen usw. Auch hier braucht die Abnahme der Ähnlichkeit mit dem geologischen Zeitabstand nicht genau gradlinig zu verlaufen – es kann Perioden stärkerer und schwächerer Umbildung geben. Jeder Blick in die paläontologische Literatur zeigt, wie überreich gerade die Forschung der letzten Jahrzehnte diese Forderungen erfüllt hat. Auch die Fossilfunde des Menschen haben eindeutig in vielen Merkmalen eine Annäherung des Menschen an die Anthropoiden, speziell an die Gruppe Schimpanse-Gorilla, gebracht, die Näheungsformen sind zeitlich so geordnet, daß ihre Ähnlichkeit mit dem rezenten Menschen durchschnittlich mit dem Zeitabstand von der Jetztzeit abnimmt. Das ist der für die Abstammungslehre entscheidende Tatsachenbestand, ihm gegenüber sind Spezialfragen, ob der Pithecanthropus der direkte Ahne des heutigen Menschen ist, von ganz nebensächlicher Bedeutung. Auch der paläontologische Beweis der Abstammungslehre steht also heute stärker denn je da.

Überblicken wir das heutige Beweismaterial, so besteht kein Zweifel, daß die Abstammungslehre als Ganzes heute wissenschaftlich besser begründet ist als je. Wenn wir sie mit einer anderen Lehre in dieser Beziehung vergleichen wollen, so wäre die Lehre der diluvialen Eiszeit heranzuziehen. Sie ist in gleicher Weise fundiert wie die Abstammungslehre.

Selbstverständlich können für die Abstammungslehre nur solche Beweise erbracht werden, wie sie zur Ermittlung historischer Geschehen zur Verfügung stehen. Es ist ein weit verbreiteter Fehler, Anforderungen an die Beweisart zu stellen, die gar nicht erfüllt werden können.

4. Die Möglichkeiten der Stammbaumforschung

Die Stammbaumforschung (Phylogenetik) hat die Aufgabe, die geschichtliche Entwicklung der Organismen in ihrem Ablauf und in ihren genealogischen Zusammenhängen klarzustellen. Den ersten großen Versuch in dieser Richtung hat bekanntlich Haeckel in seiner Systematischen Phylogenie unternommen. Es ist zur Genüge bekannt, welche Meinungsverschiedenheiten über fast alle phylogenetischen Zusammenhänge entstanden. Die Folge war ein Zweifel an der Möglichkeit exakter Aussagen auf diesem Gebiete. Der Botaniker Goebel schrieb 1903: „Die Bedeutung phylogenetischer Fragestellung soll nicht geleugnet werden, aber die Resultate, welche sie gezeitigt hat, gleichen doch vielfach mehr den Produkten dichterisch schaffender Phantasie als denen z. B. mit sicheren Beweisen arbeitender Forschung.“ Für einen derartig unbefriedigenden Stand eines Forschungsgebietes gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten. Entweder ist das vorliegende Tatsachenmaterial zu gering, um mit den zur Verfügung stehenden Forschungsmethoden gewinnbringend bearbeitet werden zu können, oder aber die einzelnen Forscher verwenden bei der Gewinnung ihrer Resultate völlig abweichende Schlußmethoden. Ein Einblick in die phylogenetische Literatur zeigt, daß das letztere

der Fall ist. Hier wirkt sich am stärksten die historische Belastung der Abstammungslehre aus, die sich aus den verschiedenen Ursprungsquellen dieser Lehre ergibt, wie ich sie auf S. 98 geschildert habe. Besonders stark haben die Vorstellungen der Stufenleiter der Dinge die phylogenetische Methodik beeinflußt. Hierher stammt das so oft – und oft zu Unrecht – angewandte Verfahren, einfache Organismen oder einfache Organe ohne weiteres als primitiv anzusehen, hier liegt auch der erste Keim für das sog. Dollosche Gesetz von der Nichtumkehrbarkeit der Entwicklung, das gleichfalls durch kritiklose Anwendung zahlreiche Fehlschlüsse hervorgerufen hat. In diesem Bereich haben sich auch die ersten Vorstellungen über Entwicklungsgesetze gebildet. Sie entstanden aus dem Bedürfnis, bessere Kriterien für die Einstufung in die Rangskala niedrig – hoch in der Stufenfolge zu gewinnen, als sie die Ähnlichkeit mit dem Menschen ergab. So entstand z. B. das Differenzierungsgesetz (zunehmende Arbeitsteilung), das Gesetz von der Zahlfixierung der Organe und andere Gesetze, die in der vorphylogenetischen Zeit H. Bronn in seinen morphologischen Studien über die Gestaltungsgesetze zusammengestellt hat. Diese „Gesetze“ wurden dann später unbesehen zum Aufbau der Stammbäume verwendet, etwa in dem Sinne, daß Tiere mit festen Organzahlen ohne weiteres als abgeleitet, solche mit wechselnden Organzahlen als primitiv gewertet wurden. So stellt Beurlen (1930) als „Voraussetzung“ für die stammesgeschichtliche Analyse der Krebse den Satz auf: „Wechselnde Anzahl der Körpersegmente ist primitiv, Konstanz der Segmentzahl ist Beweis weitgehender Spezialisierung.“ Tatsächlich bleiben die meisten dieser Gesetze im Sinne „bevorzugter Entwicklungswege“ bestehen; die Möglichkeit aber, mit diesen Gesetzen bisher unbekannte Stammlinien zu erschließen, hängt vom Grad ihrer Geltung ab. Finden wir in den zahlreichen bisher festgestellten Stammlinien ein solches Gesetz zu 100% bestätigt, so kann es wohl in weiteren Fällen beim Aufbau der Stammlinien methodisch verwendet werden im Sinne eines berechtigten Analogieschlusses; beträgt der Prozentsatz der zutreffenden Fälle nur 60–70%, so wäre ein Analogieschluß auf Grund dieses Gesetzes recht bedenklich. Das gilt z. B. für das berühmteste derartige Gesetz, das Biogenetische Grundgesetz Haeckels. Es geht von der Beobachtung aus, daß in manchen Fällen die ontogenetische Entwicklung eines Organismus auffällige Parallelen zu der (auf anderen Wegen) festgestellten phylogenetischen Entwicklung zeigt. Solche Parallelen können natürlich erst aufgestellt werden, wenn sowohl die Stammesentwicklung als auch die Keimesentwicklung bekannt ist. Nun aber wurde das Biogenetische Grundgesetz methodisches Hilfsmittel für die Konstruktion phylogenetischer Stammlinien in hohem Ausmaß. Es wurde dann also von der bekannten Keimesentwicklung auf die unbekanntes Stammesentwicklung geschlossen. Nun mußte aber bereits Haeckel zugeben, daß gelegentlich die Ontogenese nicht der Phylogenese parallel läuft, der Botaniker Zimmermann schätzt die Zahl der stimmenden Fälle auf 70%, in manchen Fällen (erste Bildungsformen von Organen) liegt er sicher noch niedriger, etwa bei 50–60%. Dieser Prozentsatz genügt, um das Gesetz als solches bzw. als Regel anzuerkennen. Wer aber mit dem biogenetischen Grundgesetz als phylogenetische Forschungsmethode arbeitet, setzt sich der Gefahr aus, in 30–40% der Fälle Fehlschlüsse zu ziehen. Es kann demnach das Gesetz nur als Hilfsargument gewertet werden.

nicht aber darf, wie es immer wieder geschieht, eine ontogenetische Beobachtung direkt in Phylogenie umgesetzt werden.

Eine andere Ursache der vielgestaltigen Ansicht über Stammbaumfragen habe ich bereits S. 107 erwähnt. Es ist die Vielheit des Urtyps bzw. der Urform, die in der allgemeinen Morphologie bestehen kann, in die Phylogenie übertragen zu einer Vielheit stammesgeschichtlicher Ansichten führen muß. Ich erwähnte dort bereits jene Urformrekonstruktion, die von den einzelnen real existierenden Lebewesen gewonnen wird, indem man sie aller Anpassungen an den Lebensraum und die Lebensweise, also aller Spezialisierungen, entkleidet, und so zu einer unspzialisierten Urform führt, die man als lebendes oder fossiles Lebewesen vergeblich sucht, weil sie mangels jeder Anpassungen gar nicht gelebt haben kann. In der Phylogenetik führt dies dazu, daß jede lebende oder fossile Art immer als bereits zu spezialisiert betrachtet wird, um als Ahnenform in Betracht zu kommen. Es wird dadurch die Stammlinie einer Art in ihrer Wurzel immer weiter rückwärts verlegt und so von den Nachbararten zunehmend isoliert. Belege für dieses Verfahren bietet die neuere Literatur in Fülle, aus älterer Zeit zitiere ich nur einen Satz K. S. Baers (1873): „Noch jetzt kann ich nicht begreifen, wie der Mensch aus einem affenartigen Tier im Lauf der Zeit geworden sein könne. Meine Zweifel daran sind sehr einfach. Wie ich auch die Affen betrachten mag - immer scheinen sie mir für das Leben auf den Bäumen organisiert.“ Heute kommt man mit dieser Methode dazu, im Menschen „das älteste Säugetier“ zu sehen oder gar ihn bereits im Reptilstadium getrennt von den übrigen Primaten zu sehen. Demgegenüber muß ausdrücklich betont werden, wir kennen unter den Organismen Fälle von Lebensraumwechsel und von Funktionswechsel. Es kann also eine spezialisierte Form in eine andere übergehen.

Welche Methoden aber können für die Stammbaumrekonstruktion als gültig erachtet werden? Alle, die von der Homologiefeststellung und dem natürlichen System ausgehen. In Wirklichkeit ist der Stammbaum nur das historisch gedeutete natürliche System. Der Satz „Reptilien und Vögel bilden im Vergleich mit den Säugetieren eine engere natürliche Gruppe innerhalb der Amniota“, erscheint im historischen Gewande folgendermaßen: In der Stammgruppe der Amnioten zweigten sich die Säugetiere zuerst von den Urreptilien ab, während die rezenten Reptilien und Vögel noch eine Strecke in der Stammesentwicklung gemeinsam gingen. Später ist der Sachverhalt zwischen Phylogenie und natürlichem System oft umgekehrt worden, indem man behauptete, das natürliche System von der Phylogenie aufbauen zu wollen. So nannte Haeckel sein Werk Systematische Phylogenie, „Entwurf eines natürlichen Systems der Organismen auf Grund ihrer Stammesgeschichte“.

Das ist methodisch und historisch unmöglich, die Phylogenie im Sinne der Stammbaumentwürfe baut sich auf dem natürlichen System auf im Sinne des Satzes: Homologe Ähnlichkeiten beruhen auf Herkunft von einer gemeinsamen Ahnenart (vgl. S. 102), nicht umgekehrt. Haeckel hätte also seine Systematische Phylogenie nennen müssen: Entwurf einer Stammesgeschichte der Organismen auf Grund des natürlichen Systems. Auch in den geologisch gestaffelten Reihen von Fossilfunden, die so oft zu dem Irrtum verlocken, man könne den Stammeszusammenhang direkt aus den fossilen Urkunden ablesen, wird der phylogenetische

sche Zusammenhang der einzelnen Arten oder Varietäten durch Betrachtung der homologen Ähnlichkeiten ermittelt. Die Hauptmethode der Phylogenetik ist also die Methodik der Feststellung des natürlichen Systems. All die Entwicklungsgesetze, einschließlich des biogenetischen Grundgesetzes, sind nur Hilfsargumente.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die Stammesgeschichte des Menschen, so ist sicher, daß Mensch, Schimpanse, Gorilla eine natürliche Gruppe des Systems darstellen (Summoprimaten Weinert), da diese Arten durch spezifische homologe Merkmale geeint sind. Es ist demnach klar, daß die Trennung des Menschen von diesen Arten sich erst vollzogen hat, nachdem Orang und Gibbon bereits abgezweigt waren. Ob der Mensch noch speziell mit dem Schimpansen ein Stück Stammlinie gemeinsam hat oder ob er bereits abgezweigt war, bevor sich Gorilla und Schimpanse trennten, ist eine schwierigere Frage. Der erstere Fall hat jedoch zur Zeit durchaus größere Wahrscheinlichkeit. All die anderen Darlegungen von Klaatsch bis Daqué und Westenhöfer beruhen auf zahlreichen, leicht nachweisbaren methodischen Fehlern.

5. Das Problem der Ursachen phylogenetischer Umbildung

Die Ermittlung der Ursachen historischer Abläufe gehört zu den schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben, besonders wenn – wie es ja in der Phylogenetik, der Vorgeschichte und der Geologie der Fall ist – direkte Berichte über die Ereignisse fehlen. In diesen Fällen bleibt nur die aktualistische Methode; d. h. wir studieren die heute ablaufenden und wissenschaftlich kontrollierbaren Abänderungen und versuchen, diese auf ähnlich gelagerte Fälle der Vergangenheit zu übertragen. Dieses Verfahren erfordert doppelte Exaktheit, einmal im Studium der heutigen Prozesse und ihrer Ursachen, dann aber auch im Übertragen der Ergebnisse auf die Vergangenheit.

Auf die Diskussion dieser Frage haben die beiden Schlagworte „Darwinismus“ und „Lamarckismus“ enorm hemmend gewirkt, Schlagworte, unter denen man – das gilt besonders vom Lamarckismus – ein Bündel verschiedenartiger und z. T. recht unklarer Auffassungen vereinigte. Es gibt zur Zeit nicht zwei antagonistische, sondern fünf verschiedene Erklärungsversuche, und zwar:

1. Die Mutationstheorie als legale Nachfolgerin der Darwinschen Selektionstheorie.
2. Die Kombinationstheorie.
3. Die Vererbung erworbener Eigenschaften.
4. Die Theorie eines phyletischen Wachstums (Orthogenesislehre).
5. Die Theorie der direkten Anpassung.

Ihrem Ausgangsmaterial nach sind diese Theorien recht verschiedenartig, die drei letzten gehen nicht von beobachteten Erbänderungen aus, sondern von Änderungen, die sich an den lebenden Individuen vollziehen (Wachstum, Anpassung). Änderungen der Erbmasse (des Idioplasmas) liegen nur den beiden ersten Theorien zugrunde, dabei arbeitet die Kombinationstheorie nur mit neuer Zusammenfügung an sich konstant gebliebener Anlagen, während die Mutationstheorie allein mit wirklich festgestellten Änderungen einzelner Erbanlagen arbeitet. Das sichert ihr vor allen anderen einen bedeutenden Vorsprung.

Die Vielheit der Erklärungsmöglichkeiten hatte bereits C. v. Nägeli erkannt. Er schrieb 1884 (S. 541): „In diesem idioplasmatischen Individuum ist die *autonome* oder *Vervollkommnungsveränderung* immer tätig, so daß das *Idioplasma* einer Abstammungslinie durch Vermehrung der darin enthaltenen Anlagen stets wächst, wie ein Baum während seiner ganzen Lebensdauer durch Verzweigung größer wird. Die durch äußere Reize verursachte *Anpassungsveränderung* dagegen ist nur in denjenigen Perioden der Abstammungslinie wirksam, in welchen das *Idioplasma* und mit ihm die Individuen nicht das erreichbare Maximum der Anpassung an die jeweilige Umgebung besitzen. Diese beiden idioplasmatischen Veränderungen geschehen so langsam, daß erst nach langen Reihen von Generationen die neuen Anlagen entfaltungs-fähig und durch Umwandlung der sichtbaren Merkmale manifestiert werden.

Außer den genannten phylogenetischen Veränderungen, die nach Maßgabe des ontogenetischen Wachstums stattfinden, erleidet das *Idioplasma* infolge der Kreuzung, somit beim Wechsel der Ontogenien, Kreuzungsveränderungen, die man als stillstehende bezeichnen kann, da durch die Vermischung der geschlechtlich verschiedenen *Idioplasmen* nur neue Zusammenordnungen der vorhandenen Anlagen (nicht Neubildungen von Anlagen) und damit auch neue Kombinationen der Entfaltungsmerkmale entstehen.

Infolge schädlicher äußerer Einwirkungen treten in dem *Idioplasma* *abnormale* oder *Krankheitsveränderungen* auf, bestehend in Verschiebungen seines Gleichgewichts, ebenfalls ohne Neubildung von Anlagen; dadurch werden die vorhandenen Anlagen veranlaßt, in abnormalen Verhältnissen und meistens in Rückschlägen sich zu entfalten.“ In diesen Sätzen lassen sich vier der oben genannten Theorien erkennen, es fehlt nur die Vererbung erworbener Eigenschaften.

Ich will nun versuchen, in wenigen Worten Grundlage und Geltungsbereich der genannten Theorien zu skizzieren. Ich beginne mit der Theorie des *phyletischen* Wachstums, für die häufig, wenigstens dem Sinne nach, der Name *Orthogenesis* verwendet wird. Sie spielt in der älteren und neueren paläontologischen Literatur eine ausgedehnte Rolle, aber auch in der Morphologie taucht sie nicht selten in dem einen oder anderen Gewande auf. Ausgangsbeobachtung für sie ist die ontogenetische Entwicklung der Organismen. Ein Organismus ist ja kein konstant bleibendes Funktionssystem, sondern unterliegt über Embryonalentwicklung, Jugend, Reife und Alter einem gesetzmäßigen Wandlungsvorgang (*Individualzyklus*, *Harms*). Wäre es nun nicht möglich, daß die phylogenetischen Änderungen gleichfalls solche gesetzmäßige Veränderung in höherem Rahmen darstellen, daß also das Keimplasma der Arten über die Generationen hinweg eine dem ontogenetischen Wachstum vergleichbare phyletische Entwicklung zeigt? Eine solche Übertragung des Individualgeschehens auf die Stammesentwicklung ist zwar denkbar, aber sehr gewagt. Direkte Beweisführung ist nicht möglich, da die Stammesentwicklung so langsam erfolgt, daß wir innerhalb unserer kurzen Menschheitsgeschichte nicht in der Lage sind, die Entwicklung ähnlich der ontogenetischen zu beobachten. Es bleibt nur die indirekte Beweisführung. Man hat vielerlei derartige „Beweise“ zu erbringen versucht. Das Aussterben vieler Tierarten soll nicht durch Außenfaktoren, sondern nur durch innere Ursachen

erklärbar sein, ein nie beweisbarer Beweis! Es sollte „fehlgeschlagene Anpassungen“ bzw. „bis zur Unzweckmäßigkeit“ hypertrophierte Organe geben, wie das Geweih des Riesenhirsches (die Beispiele betreffen meist sekundäre Sexualcharaktere!), auch hier zerfließt das angebliche Beweismaterial bei kritischer Prüfung völlig unter den Händen. Das gleiche ist mit der „Formverwilderung“ als Alterserscheinung von Tierstämmen der Fall. Am eindruckvollsten bleibt der Hinweis auf die Entwicklungsgesetze. Wir sehen ja, daß manche Organe oder Strukturen, wenn sie sich weiterentwickeln, in verschiedenen Stämmen parallele Wege durchlaufen (vgl. hierüber das Buch von Novikoff, 1930). Das Auge hat in vielen Stämmen unabhängig voneinander eine überaus ähnliche Konstruktion als Linsenauge erreicht, besonders groß sind die strukturellen Analogien zwischen dem Wirbeltierauge und dem Auge der Tintenfische mit seiner Iris, Pupille, Cornea, den Lidern usw. Auffällig stark ist die Ähnlichkeit in den unabhängig entstandenen Tierstaaten der Ameisen und Termiten, ja, zieht man die koloniebildenden Tiere hinzu, so sieht man, daß auch bei ihnen ebenso wie bei den Insektenstaaten der erste Entwicklungsschritt überall in einer Arbeitsteilung in Fortpflanzungstiere und Arbeits- bzw. Nährtiere besteht. Diese beiden Beispiele mögen genügen, um wenigstens anzudeuten, auf welchem Tatsachenbestand diese Entwicklungsgesetze beruhen¹⁾. Bei der Untersuchung, ob sie ein phyletisches Wachstum bzw. eine innere gerichtete Entwicklung beweisen, ist zunächst zu prüfen, ob der Anlaß zu paralleler Entwicklung in den funktionellen Anforderungen liegt; dann läge keine innere autonome Entwicklung vor. Das ist ohne Zweifel bei der Parallelität der Augenentwicklung der Fall; daß hier schließlich unabhängig Linse, Iris, Akkomodation ausgebildet wird, ist ebenso wenig erstaunlich wie das Erscheinen derartiger Strukturen in unseren photographischen Apparaten. Anders ist es bei dem zweiten Beispiel, hier ist die parallele Umbildung so vieler Tiergruppen mit Kolonie- bzw. Staatenbildung eine auffällige Tatsache. Wir können aus solchen Fällen tatsächlich mit statistischer Genauigkeit die Existenz „bevorzugter Entwicklungstendenzen“ in der Stammesgeschichte nachweisen. Sie sind zweifellos ein sehr interessantes Problem, aber von ihnen bis zum Nachweis einer inneren Wachstumsentwicklung ist noch ein weiter Weg.

Auf eine Schwierigkeit dieser Theorie einer inneren Entwicklung muß noch hingewiesen werden. Zahlreiche Tierformen gehören ja zu Stämmen, die sich erst durch Spaltung aus einer Stammart entwickelt haben. War in der Stammart ein „innerer“ Entwicklungsweg präterminiert, so muß er sich in allen Tochterarten, die ja Abkömmlinge desselben Keimplasmas sind, auswirken. Die Annahme, daß von den Millionen von Individuen, die eine Art zusammensetzten und die ja die wirklichen Träger des Keimplasmas sind, plötzlich sich die Hälfte in einer Richtung entwickelt, die andere Hälfte aber aus ebenso inneren Ursachen nach einer anderen Entwicklungsrichtung abschwenkt und so zwei Arten aus innerer Tendenz entstehen, wäre ein Unding. Es bleibt also von den Abköm-

¹⁾ Diese Entwicklungsgesetze sind leider in letzter Zeit nicht gebührend gewürdigt worden. Sie zeigen, daß der stammesgeschichtliche Ablauf nicht nur die Geschichte der Einzelarten wiedergibt, sondern auch Gesetzmäßigkeiten allgemeinerer Art aufweist.

lingen einer Stammart nur das für die innere Entwicklung übrig, was unabhängig voneinander in ihnen entstanden ist und nicht auf die Einwirkung gleicher Anpassungsanforderungen zurückzuführen ist. Nun gehören aber, da der Befruchtungsvorgang und die Chromosomen in Tier- und Pflanzenreich homolog (vgl. S. 99) sind, alle diese Organisationen mit vorläufiger Ausnahme der kernlosen Bakterien und Cyanophyceen zu einem solchen Stamm, der aus einer einheitlichen Stammgruppe hervorging. Was innerhalb dieser Arten verschieden ist – und das ist ja fast alles – kann nicht auf gesetzmäßiger innerer Entwicklung von Beginn an beruhen, die Annahme gelegentlicher geburtsmäßiger Entstehungen neuerer Entwicklungstendenzen würde eine Wiederaufnahme der Schöpfungs- bzw. Urzeugungslehre bedeuten. Der größte Teil der Stammesentwicklung scheidet demnach für diese Erklärung aus, es bleiben nur noch die bereits mehrfach erwähnten „bevorzugten Entwicklungstendenzen“, die vielleicht einmal in ferner Zeit auf diesem Wege erklärt werden könnten. Vorläufig läßt sich mit dieser Theorie in der Stammesgeschichte gewinnbringend nicht arbeiten.

Theorie der direkten Anpassung. Diese Theorie wurde wohl kaum je zur Erklärung des gesamten phylogenetischen Ablaufs herangezogen, sondern nur zur Erklärung des anpassungsgemäßen Umbaus der Organsysteme. Sie kann dabei wie schon bei Nägeli mit der vorigen Theorie zusammenarbeiten, etwa so wie ja auch in der Entwicklung des Individuums der Genotypus (die innere Anlage) nicht eindeutig den Entwicklungsgang des Individuums bestimmt, sondern auch Reaktionen auf Außeneinflüsse abändernd und bisweilen anpassend eingreifen. Die Ausgangsbeobachtung für diese Theorie ist die eben genannte Tatsache, daß die Organismen die Fähigkeit haben, auf Änderungen der Außenbedingungen hin den Körper (Phänotypus) anpassend umzuformen. Diese am Individuum festgestellte Tatsache wird nun auf die Stammesentwicklung übertragen und dem Keimplasma der Stämme die Fähigkeit zugeschrieben, in analoger Weise, aber im Laufe von Generationen und unter Umgestaltung des Keimplasmas, anpassungsgemäß den Körperbau umzugestalten. So wären dann die berühmten Anpassungen ganzer Organkomplexe, z. B. an den Flug, an das unterirdische Leben usw., zustande gekommen. Unter den neueren Autoren vertritt besonders Böker in seinen schönen Büchern über Vergleichende biologische Anatomie der Wirbeltiere diese Auffassung. Er spricht von einem „aktiven Reagieren“ der Arten in der Phylogenie. Aber bedeutet diese Formulierung wirklich eine Erklärung? Wo ist das „Agens“ dieser „aktiven“ Tätigkeit? Etwa das Keimplasma? Dann brauchten wir alle Kräfte, die wir für die Phylogenie benötigen, einfach nur als Attribute des Keimplasmas zu erklären und es gäbe gar kein Rätsel der Phylogenie mehr. Es ist klar, daß solche Wege nur zu Scheinerklärungen führen, nicht zu wissenschaftlich brauchbaren Lösungen. Die Theorie ist also so lange Leerlauf, bis es gelingt, tatsächliche Argumente dafür zu erbringen, daß in der Stammesgeschichte ähnliche Prozesse tätig sind wie im Einzelindividuum.

Nur kurz will ich die Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften besprechen, die in der Phylogenie eine viel größere Rolle gespielt hat als ihr irgendwie zukommt. Auch sie verknüpft die Abänderungen des Einzelindividuum mit denen des Keimplasmas in der Stammesgeschichte, aber sie stellt nicht nur

vage Parallelen auf, sondern will einen direkten ursächlichen Zusammenhang feststellen. Die Abänderungen (Modifikation) des Einzelindividuums sollen direkt die Änderungen der Erbsubstanz im gleichen Sinne nach sich ziehen. Durch diese Formulierung ist diese Auffassung viel klarer als die vorige. Ein solcher Vorgang der Übertragung von Modifikationen auf die Erbsubstanz kommender Generationen ist sehr wohl vorstellbar, entscheidend bleibt, ob er exakt nachgewiesen werden kann. Das ist aber, wie jetzt wohl allgemein bekannt, trotz der zahlreichen, in dieser Richtung angestellten Experimente, niemals gelungen. Nun wird gelegentlich eingewendet, daß die Zeit der Einwirkungsdauer, die wir bisher im Experiment verwenden konnten, zu kurz war, um einen Erfolg zu erzielen; die natürlichen Arten ändern sich ja in geologischen Zeiträumen. Stimmen wir einmal diesem Einwand zu und prüfen wir die Frage, was bei tatsächlicher Existenz einer Vererbung erworbener Eigenschaften diese bestenfalls für die Phylogenie leisten würden. Sie kann ja nur solche Umwandlungen erzielen, die vorher als Modifikationen auftreten, und das sind doch recht spärliche Abänderungen. Viele Organe sind überhaupt nicht mehr durch die Funktion modifizierbar, es sei denn, sie werden abgenutzt. Hierher gehören die Zähne der Wirbeltiere mit ihren oft so wunderbaren Anpassungen an die Funktion, ferner alle chitinüberzogenen Teile des Insektenkörpers, seine Beine mit den Grab-, Lauf- und Schwimm-einrichtungen, die Flügel usw. usw. Schon Weismann und v. Baer haben darauf hingewiesen, daß die so speziell gebauten Soldaten, Arbeiter und andere Kasten der sozialen Insekten niemals ihre Eigenarten auf dem Weg über eine Vererbung erworbener Eigenschaften erhalten konnten, da sie selbst sich ja nicht fortpflanzen und ihre Eltern, die Königin und die Männchen bzw. der König, niemals eine Lebensweise führten, die diese Anpassungen hätte als Modifikation entstehen lassen können. Auch dort, wo tatsächlich der Körper sich bei Ausübung einer Funktion umformt, geht die Formänderung in der Phylogenie oft ganz andere Wege als im Einzelindividuum. Wenn ein Huftier seinen Hals extrem streckt, dehnen sich nicht die Wirbelkörper, sondern nur die Zwischenwirbelscheiben aus, bei der starken Halsstreckung der Giraffe im Laufe der Phylogenie haben sich gerade die Wirbelkörper gestreckt¹⁾. Solche Inkongruenzen trifft man auf Schritt und Tritt, so daß schließlich ein recht kleiner Bezirk von Umformungen übrig bleibt, der auf diese Weise erklärt werden kann. Es ist daher nur gerechtfertigt, wenn diese Theorie nach den endlosen Diskussionen allmählich gänzlich verlassen wird.

Die Kombinationstheorie. Infolge der freien Kombination der Gene im Vererbungsgang entstehen bei zahlreichen Kreuzungen neue Erbstämme. Aus der Kreuzung schwarzer, langhaariger Meerschweinchen mit weißen kurzhaarigen entstehen als neue Biotypen weiße langhaarige und schwarze kurzhaarige Meerschweinchen. Die einzelnen Erbanlagen sind nicht geändert, aber durch ihre andersartige Kombination in einem Genom sind neue Erblinien (Biotypen) entstanden. In jüngster Zeit konnte gezeigt werden, daß es noch einen anderen Weg

¹⁾ Nach der Theorie der direkten Anpassung braucht eine vorherige modifizierte Abänderung des Einzelindividuums nicht aufzutreten, da diese Bindung für sie nicht besteht.

gibt, auf dem bei Konstanz der Gene neue Formen, ja sogar neue Arten entstehen (vgl. Beatus, Schwanitz). Bei bestimmten Kreuzungen besonders nahe verwandter Arten, kann der Fall eintreten, daß in der F_2 -Generation die beiden vollständigen Genome der Ausgangsarten in einer neuen Erblinie addiert werden; hatten die beiden Stammarten diploid 14 Chromosomen, so enthält die neue „synthetische“ Art diploid 28 Chromosomen. Die neue Art ist voll fortpflanzungsfähig, ist in ihrem Bau mit neuen charakteristischen Merkmalen versehen und zeigt untereinander volle, bei Kreuzung mit den Stammarten aber gestörte Fortpflanzungsfähigkeit; kurz, sie genügt allen Ansprüchen, die man an eine neue Art stellen kann. Auf diesem Gebiet erzielte die experimentelle Biologie sogar einen ihrer größten Triumphe: die Nachschaffung einer natürlichen Art durch Kreuzung zweier anderer.

Die Entstehung neuer Biotypen und neuer Arten auf diesem Wege ist also bewiesen. Trotzdem haben nur wenige Biologen (z. B. Lotsy) versucht, die gesamte phylogenetische Entwicklung durch sie zu erklären. Es liegt klar zutage, daß diese Kombinationsvorgänge nur einen beschränkten Bereich der Formumgestaltung hervorgerufen haben können. Die Kombination verschiedener Erbanlagen kann ja stets nur durch Kreuzung erzielt werden, und Kreuzung ist nur möglich bei Rassen einer Art und bei manchen nahe verwandten Arten, d. h. mit anderen Worten nur bei Formen gleicher Grundorganisation, und so sind denn die neuen Kreuzungsprodukte trotz aller unterscheidenden Merkmale eben nur Variationen desselben Grundthemas. Die phylogenetischen Entwicklungen ganzer Organe (Augen, Gehirn, Extremitäten) können daher auf diesem Wege nicht erklärt werden, und wer etwa das erste Säugetier aus der Kreuzung eines Reptils mit einem Amphib hervorgegangen sein lassen will, verläßt völlig den Boden der Erfahrung. Die Kombinationstheorie ist also tatsächlich in der Lage, einen Teil der phylogenetischen Umbildung zu erklären, aber nur einen engen Teil, nämlich die Entstehung mancher geographischer und ökologischer Rassen sowie mancher Arten (polyploide Arten, besonders bei höheren Pflanzen); auf das große übrige Gebiet der Formwandlungen kann sie nicht angewendet werden, und es besteht kaum Aussicht, daß dies je anders wird.

Mit der Mutationstheorie betreten wir das am heißesten umkämpfte Gebiet der Faktorenfrage. Wichtig ist zunächst die Feststellung, daß sie die einzige Theorie ist, die beobachtete und im Experiment erzeugbare Änderungen von Erbfaktoren als Ausgangsmaterial verwendet. Da die Stammesgeschichte sicher auf Änderungen von Erbanlagen beruht (nicht nur in ihrer verschiedenen Gruppierung), ist diese Tatsache wichtig. Gleichartig abgeänderte Mutationen treten aber innerhalb der Art nur sehr selten auf, so selten, daß allein durch den Mutationsvorgang nur Einzelindividuen, nicht aber das gesamte Artbild umgeändert werden kann. Da aber Stammesgeschichte Wandlungen der Arten ist, benötigt der Mutationsvorgang noch eines Zusatzfaktors, der die Ausbreitung der neuen Eigenschaften auf die gesamte Art ermöglicht. Der entscheidende Zusatzfaktor ist die Auslese im Kampf ums Dasein bzw. die auslesende Wirkung der klimatischen (abiotischen) und belebten (biotischen) Umwelt der Organismen, die jeweils nur bestimmte, zu ihr passende Erblinien existieren läßt. Die tatsächliche Existenz einer solchen Auslese ist heute in jeder Beziehung gesichert, sie

wirkt sogar viel intensiver als man es sich früher vorstellte. Der so oft und noch immer wieder gegen die Verwendung der Auslese für die Stammesgeschichte vorgebrachte Einwand, daß so und so viele Merkmale zu belanglos wären, als daß sie einen Vorteil im Kampf ums Dasein bieten könnten, ist völlig unberechtigt. Das äußere Merkmal ist oft nur Ausdruck einer inneren physiologischen Konstitution, die erst das Entscheidende für die Auslese ist – das haben die Untersuchungen zur Genüge gezeigt –; beurteilen wir den Auslesewert allein nach dem äußeren Merkmal, so bleiben wir eben an der Oberfläche. Ebensowenig wie ein Organ als völlig funktionslos bezeichnet werden darf, kann irgendeinem Merkmal der Selektionswert ohne weiteres abgesprochen werden. Selbst wenn es manche derartige Fälle gibt, wofür hier wie dort einige Wahrscheinlichkeit besteht, würde dies nur die Mitwirkung der Selektion in einzelnen Fällen ausschließen, nicht aber ihre überragende Bedeutung beeinträchtigen.

Die Grundlagen der Mutationstheorie sind also vollkommen gesichert, es bleibt aber noch die Frage zu untersuchen, inwieweit diese ausreichen, um die stammesgeschichtlichen Umbildungen der Vergangenheit zu erklären. Bei der Prüfung dieser Frage müssen wir genau vergleichen, ob die stammesgeschichtlichen Wandlungen den beobachteten Mutationen entsprechen. Können wir für jeden Typ stammesgeschichtlicher Wandlung eine beobachtete Mutation¹⁾ vom gleichen Typ nachweisen, dann wäre die Frage als gelöst zu betrachten. Bei einem solchen Vergleich findet man tatsächlich phylogenetische Wandlungen, die Mutationen entsprechen. So ist z. B. die Ausbreitung melanistischer Varietäten, wie wir sie bei Schmetterlingen und Vögeln feststellen konnten, sicher auf Mutation + Selektion zurückzuführen; auch Umwandlungen von rechtsgewundenen Schnecken zu linksgewundenen, von rechts aufliegenden Plattfischen zu links aufliegenden, von fünfzähligen Blüten zu vierzähligen bei Nelken- und Enziangewächsen, Verdoppelung von Staubgefäßen, Radiärkanälen, Rückbildungen vieler Organe, Stehenbleiben der Organausbildung auf ontogenetischen Stadien usw. usw. (vgl. Remane, 1940) lassen sich durch die Mutationstheorie erklären. Aber wenn wir unsere Verallgemeinerungen einigermaßen exakt durchführen, kommen wir bald an eine Grenze; weite Gebiete der Stammesgeschichte zeigen Umänderungen, für die unsere Mutationen keinerlei Vergleichsbeispiel bieten. Ich nenne hier nur die Entstehung eines Generationswechsels, die Differenzierung von Organen oder Zellen, d. h. das Ungleichwerden erst gleichartiger Elemente verbunden mit Arbeitsteilung, die Neubildung von Organen durch Zusammentreten erst getrennter Strukturen zu neuen funktionellen Systemen, die Erweiterung und geschlossene Umbildung funktioneller Systeme, den Funktionswechsel; alles das sind phyletische Vorgänge, die mit den heute bekannten Mutationen nicht erklärt werden können. Und die eigentliche Wandlung der Organisation sowie die Neubildung und Abwandlung jener funktionellen Systeme, die ich S. 91 als das charakteristische Bauelement des Lebendigen erwähnt habe sind eigentlich der interessanteste Teil der Phylogenie.

¹⁾ Selbstverständlich braucht nicht eine einzelne Mutation jeden Typ realisieren, es kann manche phylogenetische Wandlung komplexer Art sein und auf zahlreichen Erbänderungen beruhen, aber sie muß dann aus bekannten Mutationen zusammensetzbar sein.

Die Behauptung mancher Genetiker (z. B. Jollos), mit Hilfe der Mutationstheorie das ganze Evolutionsproblem gelöst zu haben, ist ebenso unberechtigt wie der Ausspruch E. Guyenots: „En somme, l'image que nous offre le monde de la nature est précisément celle à laquelle nous devons nous attendre si l'évolution s'est faite par mutations.“

Die heutige Lage der Mutationstheorie ist also die gleiche wie die der Kombinationstheorie. Beide sind ohne Zweifel geeignet, phylogenetisches Geschehen zu erklären, aber nur einen abgrenzbaren, kleinen Teilbereich dieses Geschehens. In einer Beziehung besteht allerdings ein Unterschied zwischen Kombinations- und Mutationstheorie. Ich sagte vorhin, daß keinerlei Aussicht besteht, daß die Kombinationstheorie je einen weiten Bezirk der Stammesentwicklung erklären kann, bei der Mutationstheorie ist die Sachlage anders. Zwar würden uns 500 oder 1000 neue Mutationen des bisher bekannten Typs kaum einen Schritt weiterbringen, wir sind aber der Überzeugung, daß die phyletische Umbildung nicht mit dem Jahr 1900 aufgehört hat, sondern noch jetzt weiterläuft. Dann besteht aber auch die Möglichkeit, daß wir einst die anderen Erbänderungen, die uns jetzt noch fehlen, ebenso wissenschaftlich erfassen können wie jetzt die Mutationen.

Überblicken wir die Leistungen der bisherigen Theorien für die Erklärung der Stammesentwicklung, so ist das Ergebnis nicht überwältigend. Die drei Theorien, die Umbildungen der Einzelindividuen auf die Stammesentwicklung übertragen, sind ganz unsicher fundiert und müssen daher bis auf weiteres aus jeder ernsthaften Diskussion ausscheiden, die Kombinations- und Mutationstheorien haben zweifellos Gültigkeit für die Stammesentwicklung, aber sie erleuchten nur zwei recht kleine, enge Bezirke, der größte Teil des Problems liegt noch in völliger Dunkelheit. Bei der Schwierigkeit der Ursachenforschung bei geschichtlichen Vorgängen überhaupt ist dieser Sachverhalt eigentlich nicht erstaunlich, im Gegenteil, in Anbetracht der kurzen Zeit der Bearbeitung sind die bisher erzielten Ergebnisse recht bedeutend.

Da ich im Vorgehenden die Ansicht einiger allzu optimistischer Genetiker kritisieren mußte, möchte ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, noch auf zwei Punkte hinweisen.

1. Wenn vorhin die geringfügige Leistungsfähigkeit der Mutationstheorie für die phylogenetische Umbildung hervorgehoben wurde, so liegt diese an dem bisher bekannten Mutationsmaterial, nicht an der Auslese. Es darf also diese geringe Leistungsfähigkeit der „Selektionstheorie“ nicht verwendet werden, um die Auslese im Kampf ums Dasein als bedeutungslose Angelegenheit hinzustellen. Das gilt besonders von der art- und erberhaltenden Wirkung der Auslese. Es ist sicher und wohl unter den Biologen allgemein anerkannt, daß diese Auslese die Existenz jeweils der leistungsfähigsten Erbanlagen und Erbkombinationen ermöglicht und sichert. Bei Nachlassen der natürlichen Auslese tritt zwangsläufig eine Degeneration durch Erhaltenbleiben ungünstiger Erbanlagen und Mutationen im Fortpflanzungszyklus ein. Diese Degeneration ergibt sich aus der Tatsache, daß über 99% der auftretenden Mutationen der Stammform irgendwie an Leistungsfähigkeit nachstehen.

2. Wie fast überall, wird auch in der Phylogenie versucht, das große Gebiet, das die wissenschaftliche Bearbeitung noch als ungelöst bezeichnen muß, mit einer allgemeinen Naturbetrachtung zu überdecken und die wissenschaftliche Leere mit einem Heer buntschillernder Seifenblasen zu bevölkern. Man konstruiert sich für die unbekanntem Vorgänge im Reich der Ideen und Symbole Gestalten, die man mit Kräften begabt, die man eben zur Erklärung der Vorgänge braucht. Relativ harmlos ist diese Seite, wenn man diese Kräfte als „immanenten Entfaltungstrieb“, „Gestaltungsideen“, „Determinanten“, „Entelechien“ bezeichnet, hier ergibt schon eine leichte Nachprüfung, daß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt nur klingende Worte an Stelle eines x in die Gleichung eingesetzt sind. Alle Versuche, derartige Dinge als real wirkende Kräfte oder Denknotwendigkeiten nachzuweisen, sind bisher als mißlungen zu bezeichnen. Das gilt auch vom Entelechiebeweis von Driesch. Bedenklicher wird die Angelegenheit, wenn man, wie es immer wieder geschieht, einen „Willen“ der Arten und Stämme oder gar Zellen ihre Umgestaltung vollziehen lassen will. Die Folge der Verwendung solcher menschlich psychologischer Begriffe für ganz andersartige Vorgänge muß zwangsläufig dazu führen, die Natur als einen Abklatsch unserer menschlichen Persönlichkeit erscheinen zu lassen und so eine anthropozentrische Naturauffassung größten Stils zu konstruieren. Ich möchte hier, gerade weil dieser „Naturwille“ in letzter Zeit wieder beträchtlich aufgelebt ist, einige Sätze des Philosophen A. Riehl aus seiner Kritik an Schopenhauer anführen: „Das Wort, dem sich wie einem ‚Sesam, öffne dich!‘ das Innere der Natur auftun soll, das Wort Wille, statt die Rätsel des Daseins lösen zu können, ist, so wie Schopenhauer es gebraucht, selbst zum Rätsel geworden. Ein Wille ohne Erkenntnis ist nicht der Wille, den wir allein kennen und bestätigen; aus ihm die Welt ‚erklären‘, heißt für ein Unbekanntes ein anderes Unbekanntes setzen.“ – „Wird das Wesen der Naturkräfte dem Verständnis wirklich in irgendeinem Grade näher gebracht, wenn wir den Begriff der Kraft auf den des Willens zurückführen, die Kräfte als Äußerungsformen eines unbewußten Willens deuten?“ – „Wohl ist dem Menschen natürlich, sein Gemüt und dessen innere Regungen in das gleichsam Innere der Dinge um ihn her hineinzutragen, sich in die Dinge einzufühlen; wir nennen aber nicht Erklärung, was eine Deutung, eine Vermenschlichung der Natur ist.“ Dem habe ich nichts hinzuzufügen. Was würde man zu einem Physiker sagen, der bestimmte physikalische Abläufe durch Haeckels „Kristallseele“ wissenschaftlich erklären wollte? In der Phylogenie glaubt man, ein solches Verfahren ohne weiteres anwenden zu können.

Nun gebe ich ohne weiteres zu, daß es für viele Biologen inneres Bedürfnis ist, über dem Stückwerk wissenschaftlicher Kenntnisse sich ein geschlossenes, harmonisches Bild der lebenden Natur aufzubauen. Ich gebe zu, daß sich dadurch viele Probleme bildhafter und verständlicher darstellen lassen und daß ein solches Naturbild oft genug den Impuls zu echtem wissenschaftlichen Schaffen gibt. Es soll also die Berechtigung eines solchen über- oder außerwissenschaftlichen Weltbildes nicht bestritten werden. Was aber gefordert werden muß, ist die Ziehung einer klaren Grenzlinie zwischen Naturwissenschaft und symbolhaften Naturbildern. Gerade hiergegen wird in der neueren phylogenetischen Literatur in erstaunlichem Maße verstoßen. Es ist dann natürlich leicht, mit den je nach Be-

darf formbaren „Gestaltungsideen“, „inneren Trieben“ große Bezirke zu erklären, die den gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Methoden vorläufig unzugänglich sind.

Wir kommen also von der Faktorenfrage aus zu derselben Forderung, die wir schon S. 95 für die Abstammungslehre allgemein zogen: Klare Trennung der mit verschiedenartigen Methoden erschlossenen Gebiete.

Zusammenfassend können wir den gegenwärtigen Stand der Abstammungsfrage in folgenden Sätzen formulieren: Die Abstammungslehre als Ganzes hat heute mehr Gültigkeit denn je. Sie ist allein in der Lage, eine Fülle von Tatsachen zu erklären, die ohne sie völlig unverständlich bleiben und durch die Konstanztheorie nicht erklärt werden können. Die Vielheit der Ansichten über Stammbäume beruht zum großen Teil auf der Verwendung nicht berechtigter Methoden. Die Ursachenfrage ist nur zum geringsten Teil gelöst, die Bedingungen, die zur Neubildung und Umbildung funktioneller Systeme führen, kennen wir noch nicht.

Literaturverzeichnis

- Andermann, P. Irrtum und Wahrheit der Biologie (1937).
 v. Baer, K. E., Papuas und Alfuren. Mem. Ac. Sci. St. Petersburg. Ser. 6. Vol. VIII (1859).
 — Zum Streit über den Darwinismus. Dorpat 1873.
 — Über Darwins Lehre. Aus: Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen. II. Petersburg 1876.
 Beatus, R. Polyploidie und Artbildung. — Der Biologe Jahrg. 5 H. 9 (1936).
 Beurlen, K. Vergleichende Stammesgeschichte. Fortschritte der Geologie und Paläontologie Bd. VIII H. 26 (1930).
 Böker, K. Vergleichende biologische Anatomie der Wirbeltiere. Bd. 1. Jena 1935.
 — Artumwandlung durch Umkonstruktion, Umkonstruktion durch aktives Reagieren der Organismen. Acta Biotheoretica. Vol. 1 (1935).
 Bonnet, Ch. Contemplation de la nature (1764).
 Bronn, H. S. Morphologische Studien über die Gestaltungsgesetze. Leipzig 1858.
 Buchner, P. Symbiose und Anpassung. Nova Acta Leopoldina N. F. Bd. 8 (1940).
 Dacqué, E. Aus der Urgeschichte der Erde und des Lebens (1936).
 Guyenot, E. La Variation et l'Evolution. Tom. II (1930).
 Haeckel, E. Systematische Phylogenie. Entwurf eines natürlichen Systems der Organismen auf Grund ihrer Stammesgeschichte (1894).
 Jordan, H. J. Das Problem der Ganzheit in der Biologie. Acta Biotheoretica Vol. 1 (1935).
 Kempermann, C. T. Am Wendepunkt der Stammesgeschichte. Jena 1936.
 Kleinschmidt, Die Formenkreislehre.
 Lorenz, K. Nochmals: Systematik und Entwicklungsgedanke. — Der Biologe, Jahrg. 9 H. 1/2 (1940).
 v. Nägeli, C. Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre (1884).
 Novikoff, Das Prinzip der Analogie. Jena 1930.
 Pallas, P. S. Elenchus Zoophytorum (1766).
 Plate, L. Prinzipien der Systematik. — Die Kultur der Gegenwart Teil 3 Abt. 4 Bd. 4 (1914).
 Radl, E. Geschichte der biologischen Theorien. Leipzig 1909.

- Remane, A. Der Geltungsbereich der Mutationstheorie. Verhandl. Deutsche Zool. Gesellsch. 1939 (1939).
- Riehl, A. 1919. Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 5. Aufl.
- Schindewolf, O. H. Paläontologie, Entwicklungslehre und Genetik. Berlin 1936.
- Schwanitz, F. Polyploidie und Phylogenie. — Der Biologe Jahrg. 8 (1939).
- Thienemann, A. Über die Chironomidengattung *Lundströmia*. Zool. Anzeiger Bd. 58 (1924).
- Tschulok, S. Deszendenzlehre. Jena 1922.
- Über Darwins Selektionslehre. Vierteljahrshr. Naturforsch. Ges. Zürich Bd. 81 (1936).
- Lamarck. Zürich und Leipzig 1937.
- v. Uexküll, J. Der Wechsel des Weltalls. Acta Biotheoretica Bd. 2 (1936).

Demographisch-genealogische Studien an deutschen genialen Höchstbegabten¹⁾.

Von Ernst Rüdin.

Noch niemals wurde bis jetzt der Versuch gemacht, geniale Menschen und deren Leistungen mittels der nüchternen Methoden der statistischen Bearbeitung von Volksgruppen zu erfassen, besser zu begreifen und in Vergleich zu Ergebnissen zu bringen, welche an anderen Volksgruppen erarbeitet worden sind. Denn ein genialer Mensch erscheint vielen als einmalige, aus dem Unbekannten und Unerforschlichen aufgetauchte, ewig geheimnisvolle Größe, die einfach hinzunehmen und deren Entstehungsbedingungen zu erforschen vergeblich ist.

Aber bei aller Ehrfurcht vor der Unnachahmlichkeit genialer Könnner sind doch auch sie nach unserer heutigen Einstellung wie alles Lebendige abhängig von Erbe und Umwelt, und damit ist die Möglichkeit gegeben, wenigstens in groben Umrissen zu erforschen, wo etwa zeitlich, örtlich, umwelts-, aber auch abstammungsabhängig die Entstehung genialer Persönlichkeiten begünstigt oder erschwert wird oder unmöglich ist. Wir besitzen wohl einzelne kasuistische Studien über Geniale. Aber sie stellen eine einseitige Auslese dar, die persönlichem Interesse für einen Einzelfall entsprang, und reichten bei weitem nicht dazu aus, allgemeine Schlüsse zu ziehen. Dies aber ist der Zweck aller demographischen Untersuchungen. Freilich können sich diese vorliegenden Forschungen mit anderen demographischen Studien deshalb nicht voll messen, weil an genialen Höchstbegabten nur ein verhältnismäßig kleines Material zusammengebracht werden kann.

Immerhin kamen wir doch zu wertvollen Ergebnissen, von denen ich heute allerdings nur einen kleinen Ausschnitt wiedergebe.

¹⁾ Vortrag an der Versammlung des Stiftungsrates der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie am 8. Mai 1941.

Den Ausgangspunkt der von mir 1927 geplanten und von meiner Mitarbeiterin Dr. Juda im einzelnen durchgeführten Genialenuntersuchung bildete ein Schlagwort, das vom jüdischen Psychiater Lombroso bedenkenlos in die Welt gesetzt und von der sensationslüsternen Menge ebenso bedenkenlos geglaubt und weiterverbreitet worden ist: Genie und Irrsinn. Zum ursprünglichen Ausspruch Lombrosos, daß alle Genies Epileptiker seien, trat also später die Anschauung, in den Genies gleichzeitig entweder Geisteskranke oder wenigstens schwere Psychopathen zu sehen, wobei viele meinten, gerade dieses Pathologische bedinge mit das geniale Schaffen, und die pathologische Veranlagung sei eine Vorbedingung hierfür. Dieses Schlagwort von „Genie und Irrsinn“ entstand zu einer Zeit, als es noch keine Korrektur solcher verschrobener Ideen durch die Natürlichkeit der nationalsozialistischen Weltanschauung gab, und es war daher notwendig, die Berechtigung oder Verwerflichkeit dieses Schlagwortes durch ein einwandfrei gesammeltes Untersuchungsgut von höchstbegabten Menschen zu erforschen.

Die Sammlung wurde durchgeführt an Höchstbegabten des deutschen Sprachgebietes, welche nicht früher als 1650, also nach dem Dreißigjährigen Kriege geboren sind. Nur so und durch nicht zu tiefes Eintauchen in weit zurückliegende Zeiten ohne schriftliche Überlieferung naturwissenschaftlich verwertbarer Familiendaten durfte gehofft werden, überhaupt noch biologisch zuverlässige Einzelheiten von einschlägiger Bedeutung zu erhalten. Die Auswahl wurde nicht von mir als Psychiater getroffen, weil dem Psychiater von der Literatur und der Genie- und Irrsinnperiode her ja gerade alle geisteskranken Genialen bekannt waren, sich vordrängten und so das Untersuchungsgut mit Geisteskranken über Gebühr zu belasten drohten, sondern ich überließ die Aufstellung zahlreichen Fachleuten auf den verschiedenen Gebieten, kontaminierte dann die vielen erhaltenen Listen innerhalb des gleichen Fachgebietes und unterzog diejenigen Höchstbegabten einer genealogischen Bearbeitung, welche in bezug auf ihre Genialität die meisten Stimmen der Fachleute auf sich vereinigen.

Es kamen nach dieser Methode damals auch deutsch sprechende Juden in die Listen der Höchstbegabten. Sie wurden nach Abschluß der Aufstellung ausgeschieden und getrennt bearbeitet und versprochen, die ungünstigen Belastungsverhältnisse bei den Juden überhaupt einigermaßen widerzuspiegeln. Unsere Untersuchung der Höchstbegabten erhebt nicht den Anspruch, alle höchst zu bewertenden deutschen Menschen von 1650 bis heute einzuschließen. Sie ist als zeitlich erste Serie aufzufassen, welcher aus der Menge der in den eingegangenen und weiteren Listen genannten Namen weitere folgen werden. Doch sind in unsere zeitlich erste Garnitur nur deutsche Menschen gekommen, deren Genialität wohl von keiner Seite ernstlich bestritten werden kann. Ich darf hier nur an unsere aus der deutschen Geschichte seit 1650 bekannten großen deutsch-völkischen Musiker, Dichter, Philosophen, Maler, Architekten, Feldherren, Staatsmänner, Erfinder usw. erinnern.

Die wichtigste Frage bei dieser Forschung war für mich zunächst der Wahrheitsbeweis oder die Widerlegung, daß unsere Genialen soviel mehr geisteskrank sein sollten als andere Menschen, und zwar getrennt nach Erbkrankheiten und vorwiegend umweltbedingten Geistesstörungen.

Da die Seele der Statistik der Vergleich ist, mußten die erhaltenen Ziffern,

wenn überhaupt möglich, mit nichtgenialen Ausgangsfällen verglichen werden. Sodann war, um einen Einblick in die Krankheitserbmasse der Familie zu erhalten, die Zahl der Kranken unter den Geschwistern, Eltern, Onkel und Tanten, Großeltern, auch unter den Kindern usw. auszuzählen und mit einem entsprechenden Kontrolluntersuchungsgut zu vergleichen. Auch die Fruchtbarkeit der Genialen mußte untersucht werden wie auch die Gesundheitsverhältnisse der Ehefrauen und deren Verwandten und endlich die bei den Verwandten der Genialen und deren Ehefrauen vorgekommenen Begabungen.

Als bisher bearbeitetes Material kommen heute in Betracht: 113 geniale Künstler und 181 Wissenschaftler, zusammen 294 Ausgangsgeniale, 588 Eltern von Genialen, 343 Geschwister von Künstlern (abzüglich der vor dem fünften Lebensjahr Verstorbenen), 558 Geschwister von genialen Wissenschaftlern, zusammen also 901 Geschwister von Genialen, 252 Kinder von Künstlern (abzüglich der klein Verstorbenen), 537 Kinder von Wissenschaftlern, zusammen also 789 Kinder von Genialen, 314 Enkel von Künstlern und 850 von Wissenschaftlern, also zusammen 1164 Enkel von Genialen.

Zunächst interessiert die Feststellung über Häufigkeit und Art der in unserm Untersuchungsgut vorkommenden geistigen Krankheiten und sonstigen Abweichungen von der geistigen Norm und die sich daraus ergebenden Schlüsse aus einem Vergleich mit entsprechenden Erhebungen in der Durchschnittsbevölkerung und in einer in sozialer Hinsicht ungefähr gleich gelagerten Kontrollbevölkerung.

Nur einigermaßen deutliche Unterschiede oder Entsprechungen sollen dabei Berücksichtigung finden.

Erwähnt sei noch, daß zwar die meisten Diagnosen eindeutig sind, daß aber die einer hundertprozentig sauberen nosologischen Einteilung Trotz bietende psychiatrische Diagnostik natürlich sich auch in unserm Material widerspiegelt.

Allem voran sei als wichtigstes demographisches Übersichtsergebnis betont, daß von unsern repräsentativ ausgelesenen Ausgangsgenialen, die übrigens alle ausnahmslos legitim geboren sind, rund 70% (69,9%) sich als geistig völlig gesund und normal erwiesen, und zwar 76,2% unter den Wissenschaftlern und 63,7% unter den Künstlern.

Damit erledigt sich die immer wieder in den verschiedensten Kreisen auftauchende Behauptung, daß allen Genialen irgend ein geistiger Defekt anhafte, wobei allerdings immer wieder die gleichen Namen zitiert werden, wie Hölderlin, Schumann usw., noch dazu in Unkenntnis, ob es sich um Paralyse syphilitischen Ursprungs handelte, wie z. B. bei den immer zitierten L e n a u, S e m m e l w e i s, N i e t z s c h e, R e t h e l usw., oder um erbliche Geistesstörung.

Durchaus entsprechend hoch sind auch die Gesundheitsziffern bei den Eltern, Geschwistern, Kindern und Enkeln der Probanden. Auch für die Ehefrauen gilt dies.

Freilich konnte der Gesundheitszustand bei etwa einem Drittel der sexuellen Partner der Künstler wegen unehelicher oder besonders weit zurückliegender Geburt nicht mit derselben wünschenswerten Genauigkeit festgestellt werden wie bei deren ehelich geborenen Ehefrauen.

Im Einklang mit dieser überwiegenden Häufigkeit geistig Gesunder bei unseren 294 Genialen und bei den genannten Verwandtschaftsgraden ergab noch eine besondere Auszählung, daß unter unserm von den genialen Probanden ausgehenden Familienuntersuchungsgut überhaupt bei Probanden, Eltern und Geschwistern weder Geisteskrankheit noch Psychopathie gefunden wurde in 82 Fällen. Darüber hinaus waren bei 37 von diesen auch noch alle Kinder von Geisteskrankheit und Psychopathie frei.

Zu betonen ist ferner auch noch die geringe Häufigkeit von Schwachsinnigen und Schwachbegabten bei allen Verwandtschaftsgraden unserer Probanden, und zwar fehlen fast ganz die mittleren Grade, so daß entweder ausgesprochene Idiotien vorliegen, die ja sehr häufig umweltbedingt sind, oder Fälle von Schwachbegabung, die hauptsächlich infolge des allgemein erhöhten Niveaus der Familie als solche auffielen, die aber bestimmt in Durchschnittsfamilien und besonders in unterdurchschnittlich veranlagten Familien als durchaus normal gelten würden.

Wir fanden bei den Eltern der Wissenschaftler keinen Fall, unter den Eltern der Künstler nur eine lediglich schwachbegabte Frau, bei den Geschwistern der Künstler 1,4%, den Geschwistern der Wissenschaftler nur 1% Schwachsinnige und Schwachbegabte. Bei den Kindern der Künstler stellten wir 2% Schwachsinnige fest, bei denen der Wissenschaftler 1,4%.

Demgegenüber beträgt die vergleichbare Ziffer der Häufigkeit des angeborenen Schwachsinn aller Grade und der Schwachbegabung in der Durchschnittsbevölkerung 4–5%.

Zu betonen ist weiterhin, daß sich auch auffallend wenig Rechtsbrecher in unseren Familien finden.

Das Gegenstück dazu bildet die Tatsache des vollständigen Fehlens von Genialen bzw. Höchstbegabten in Familien mit gehäufte Kriminalität oder in Sippen mit gehäuften angeborenen Schwachsinn.

Die geringere Ziffer der vollständig Gesunden bei den Künstlern im Vergleich zu der bei den Wissenschaftlern rührt vor allem her von der größeren Zahl geistig abnormer, psychopathische Züge tragender, aber durchaus nicht etwa geisteskranker Persönlichkeiten gegenüber den Wissenschaftlern. Fehlen doch bei den Wissenschaftlern ganz in unserem Material die Erregbaren und Haltlosen, die bei den Künstlern immerhin vorhanden sind. Auch ist in der Abnormenziffer der Künstler, wohl entsprechend ihrer größeren Schizophrenieziffer, eine etwa doppelt so große Sonderlingszahl eingeschlossen als bei den Wissenschaftlern.

Eine verhältnismäßig hohe Abnormenziffer, nämlich 17,1%, finden wir desgleichen bei den Kindern der Künstler gegen nur 11,5% Psychopathen unter den Kindern der Wissenschaftler, doch dürfen wir dabei nicht übersehen, daß sich auch in Luxenburgers Zusammenstellung über die Durchschnittsbevölkerung eine beträchtliche Zahl, nämlich rund 15% abnormer, wenn auch nicht geisteskranker Typen finden, während Lenz schätzungsweise 12% annimmt.

Die Schizophrenieerkrankungsziffer beträgt bei allen genialen Probanden 1,04% gegen 0,8% in der Durchschnittsbevölkerung. Bei den Wissenschaftersprobanden getrennt ist sie Null, bei den Künstler 2,8%.

Deutlich erhöht ist auch die Schizophrenieziffer der Künstlerkinder mit 2,3%, etwa gleichgroß wie bei den Wissenschaftlerkindern mit 2,5%, ferner die Enkelziffer der Künstler mit 3,2% und 1,2% bei den Enkeln der Wissenschaftler.

Die Schizophrenieziffer der Künstlerehefrauen weicht mit 0,8% gar nicht, die der Wissenschaftlerehefrauen mit 1,1% nur geringfügig von der Durchschnittsziffer 0,8% ab.

Die Schizophrenieziffer der Eltern der Künstler mit 0,5% und der Eltern der Wissenschaftler mit 0,3% ist begreiflicherweise kleiner als die Durchschnittsziffer, weil ja doch, wer Elterneigenschaft erlangt hat, eine für Schizophrenieerkrankung günstigere Gesundheitsauslese darstellt als die Durchschnittsbevölkerung.

Übereinstimmend niedrig ist übrigens die Schizophrenie-Erkrankungswahrscheinlichkeitsziffer bei den Eltern der aus 18 Arbeiten zusammengezogenen Durchschnittsprobanden, nämlich 0,36–0,51%.

Das manisch-depressive Irresein, die zweite Geistesstörung, welche uns in unserem Zusammenhange besonders interessiert, findet sich bei allen unseren Probanden zu 2,2% gegen 0,4% in der Durchschnittsbevölkerung, bei den Künstlern zu 0%, bei den Wissenschaftlern zu 3,4%.

Beachtenswerterweise finden sich also bei den Künstlern die Schizophrenen, bei den Wissenschaftlern die Manisch-Depressiven gegen den Durchschnitt vermehrt. Mit den höheren Manisch-Depressiven-Ziffern bei den Wissenschaftsprobanden in Einklang sind bei ihnen die stimmungslabilen Psychopathen in größerer Zahl vertreten als bei den Künstlern, wenn auch nicht in so ausgesprochenem Maße wie die Sonderlinge in der Gruppe der Künstler.

Etwas erhöht sind auch, außer bei Eltern und Enkeln, die Manisch-Depressiven-Ziffern bei den Verwandten der Wissenschaftler. Bei den Verwandten der Künstler sind vielleicht wegen der Konnubialbeziehungen zwischen den Künstler- und Wissenschaftlerkreisen alle Manisch-Depressiven-Ziffern ebenfalls mehr oder weniger erhöht.

Da also Schizophrenie und manisch-depressives Irresein zusammengenommen bei den Eltern der Künstler 2,5%, bei den Eltern der Wissenschaftler gar nur 0,7% betragen, so kann man ermessen, wie verhältnismäßig geringfügig die Unterdrückung begabter Nachkommenschaft bei Anwendung des Unfruchtbarmachungsgesetzes auch auf die erbkranken Eltern von Genialen wäre.

Man kann zusammenfassen und sagen:

Die Künstler selbst haben eine etwas höhere Schizophrenie- und Sonderlingsziffer. Die Wissenschaftler selbst eine höhere Manisch-Depressiven- und Stimmungslabilen-Ziffer als es dem Durchschnitt entspricht. Bei den Verwandten beider Genialenarten kommen, mit den oben schon genannten Ausnahmen, die beiden Krankheiten und entsprechenden psychopathischen Zustände annähernd gleich häufig und etwas erhöht gegenüber dem Durchschnitt vor.

Die Selbstmordziffer im Gesamtmaterial ist etwas erhöht gegenüber der Durchschnittsbevölkerung. Sie schwankt je nach Verwandtschaftsgraden zwischen 1–2,8%. Sie weist in beiden Gruppen keine Unterschiede auf, die man in Beziehung zur verschiedenen Häufigkeit der Psychosen in den beiden Gruppen bringen könnte.

Hinsichtlich der Epilepsiehäufigkeit ist in beiden Gruppen kein nennenswerter Unterschied festzustellen und praktisch keine Erhöhung gegenüber dem Durchschnitt, womit die Leichtfertigkeit der Lombroso'schen Behauptung besonders beleuchtet wird.

Die Altersstörungen zeigen keine Besonderheiten.

Soweit die vorwiegend endogenen, geistig abnormen Zustände in den Familien der beiden Gruppen.

Die Paralyseziffer beträgt bei den Künstlern 3,1% gegen nur 1,7% bei den Wissenschaftlern, was sich durch die etwas freiere Lebensauffassung der Künstler in der Anknüpfung sexueller Beziehungen und durch die dadurch vermehrte syphilitische Ansteckungsgefahr erklärt.

Bekanntlich schwanken die Häufigkeitsziffern für die Paralyse in den Bevölkerungen stark je nach Beruf, Verbreitung der Syphilis usw. Die Paralyseziffer bei unseren Wissenschaftlern ist aber die gleiche wie in dem von Luxenburger und Schulz zusammengestellten Durchschnittsmaterial, nämlich 1,7%.

Fassen wir also unsere wichtigsten Befunde über geistige Störungen bei unseren Höchstbegabten und ihren Verwandten zusammen, so finden wir: bei den Künstlern gegenüber dem Durchschnitt etwa $3\frac{1}{2}$ mal mehr Probandenschizophrenie, außerdem vermehrte Sonderlingsnaturen sowie progressive Paralyse. Die Künstler weisen, wohl auch weil sie zu 25,7% ledig blieben, gegen nur 13,3% Ledige bei den Wissenschaftlern, einen erheblicheren Hundertsatz unehelicher Verbindungen (nämlich 18) auf als die Wissenschaftler (2). Denn die Zahl der unehelichen Kinder der Künstler beträgt 7,8%, die der Wissenschaftler 0,3%.

Man kann aber nicht sagen, daß deswegen die unehelichen Künstlerkinder geistig wesentlich minderwertiger ausgefallen wären, als ihre legitimen Kinder oder als diejenigen der Wissenschaftler und zwar deshalb, weil die Künstlerprobanden auch als uneheliche Sexualpartner, soweit sie mit ihnen Kinder zeugten, mit nur wenigen Ausnahmen (2) sich nicht unter dem Durchschnitt stehende Frauen ausgesucht haben. Allerdings sind denn auch bei diesen zwei Ausnahmen, welche ausgesprochene biologische Mesallianzen waren, auch die Kinder auffallend mißraten.

Bei den Wissenschaftsprobanden zeigt sich etwa 8–9mal mehr manisch-depressives Irresein als im Durchschnitt, ferner auch eine große Zahl von Stimmlablen.

Bemerkenswert dagegen ist die Feststellung, daß die einfach Erregbaren und Haltlosen, die in einem Ausgangsmaterial von intellektuell Minderwertigen in allen Verwandtschaftsgraden besonders häufig sind, hier beinahe ganz fehlen.

Bei den Kindern der untersuchten genialen Wissenschaftler und Künstler sind Schizophrenie und manisch-depressives Irresein gleich stark vertreten, aber etwa 3mal häufiger als in der Durchschnittsbevölkerung.

Als interessantes Ergebnis aus dem gesamten Material ergab sich auch, daß die Psychosen und Psychopathen zumeist besonders symptomreich und bunt-schillernd sind im Gegensatz zu der vielfachen symptomatologischen Armseligkeit der entsprechenden Psychosen und Eintönigkeit der Psychopathen in den Familien geistig Minderwertiger. Das hängt natürlich mit dem unvergleichlich

höheren geistigen Anlagereichtum der Genialen und ihrer Blutsverwandten überhaupt zusammen.

Als Vergleichsprobanden, 109 an der Zahl, einer etwa gleich sozial gehobenen Schicht, aus der unsere Genialen hervorgingen, wurden teils Mitglieder angeheirateter, aber mit den Genialen nicht von vornherein als blutsverwandt bekannter Familien durchforscht. Sodann unabhängig von den genialen Familien aus Universitätsvorlesungsverzeichnissen gewonnene berufsmäßig entsprechende Persönlichkeiten. Zeitalter, Volkszugehörigkeit usw. wurden dabei nach Tunlichkeit berücksichtigt. Das früheste Geburtsdatum war hier allerdings 1840.

Der Prozentsatz der gesunden gehobenen Vergleichsprobanden war gleich wie bei den Genialen, nämlich 71,3%. Sichere endogene Erbpsychosen fanden sich 1,9% gegen 4,05% bei den Genialen. Schizophrenien 0,9% wie beim Durchschnitt, manisch-depressives Irresein mit 1,0% weniger als bei den Genialen, aber 0,6% mehr als beim Durchschnitt. Paralysen mit 1,0% etwas weniger als beim Durchschnitt, Psychopathen 17,5%, also etwa wie bei den Gesamtgenialen.

Wenn es sich nun also auch nachweisen läßt, daß in unserem unvoreingenommenen gesammelten Material von Genialen und deren Verwandten die geistige Gesundheit in ganz einwandfreier Weise vorherrscht, so sind doch die zwei Erbstörungen manisch-depressives Irresein und Schizophrenie, mit Ausnahme gerade der Schizophrenie bei den genialen Probanden selbst, wo die Ziffer ja nur 1% beträgt, also die hauptsächlichen endogenen Geistesstörungen gegenüber ihrer Häufigkeit bei der Durchschnittsbevölkerung und gegenüber Angehörigen einer sozial ähnlich oder gleich hoch geschichteten Bevölkerung deutlich erhöht. Diese Differenz ist, wenn sie auch bei Vermehrung des Materials nicht so groß zu bleiben braucht, als Differenz immerhin statistisch gesichert.

Erklärt werden kann sie damit, daß geistige Abnormität aller Art bei Durchschnittsmenschen viel weniger beachtet, registriert und überliefert wird als bei genialen und sozial höher geschichteten Personen. Das spielt sicher eine sehr große Rolle bei einem Vergleich der geistigen Gesundheit Genialer mit derjenigen von Durchschnittsmenschen. Sodann aber sind Geniale und sozial höher Geschichtete zweifellos durchschnittlich seelisch viel differenzierter als Durchschnittsmenschen. Je differenzierter aber ein Organismus ist, desto störungsanfälliger ist er für Erschütterungen aller Art. Und vielleicht, ich sage ausdrücklich vielleicht, sind damit wenigstens zu einem gewissen Teil die erhöhten Erkrankungs- und Defektziffern bei Genialen und, in etwas geringerem Maße, deren sozial höher geschichteten Verwandten zu erklären.

Beide Gründe tragen wohl auch zu unserer allgemeinen Erfahrung bei, daß, je nachdem wir in Schichten mit besserer oder schlechterer geistiger Veranlagung kommen, um so stärker bzw. schwächer die Anfälligkeit wird, besonders für manisch-depressives Irresein, dann aber auch, wenn auch in geringerem Maße, für Schizophrenie, während das umgekehrte Verhältnis für Epilepsie und angeborenen Schwachsinn festzustellen ist, was ja denn auch mit den geringfügigen Befunden von Epilepsie und angeborenem Schwachsinn in unseren Genialenfamilien übereinstimmt.

Statistisch gesichert ist auch eine Differenz im Verhältnis des Vorkommens der Schizophrenie und des manisch-depressiven Irreseins bei Wissenschaftlern

und Künstlern, wenn auch einzelne hier gefundene Häufigkeitsziffern, wie z. B. 0% manisch-depressives Irresein bei den Künstlern und 0% Schizophrenie bei den Wissenschaftlern einem Zufall zuzuschreiben sind, da niemand annehmen wird, daß die genialen Künstler gegen manisch-depressives Irresein, die genialen Wissenschaftler gegen Schizophrenie absolut gefeit seien.

Daß aber bei genialen Wissenschaftlern in unserem Material mehr manisch-depressives Irresein, bei genialen Künstlern mehr Schizophrenie zu finden ist, könnte vielleicht damit zusammenhängen, daß die Schizophrenie, die doch außerordentlich häufig schon in jugendlichem Alter auftritt und sehr häufig die Persönlichkeit antastet, ja zerstört, sich mit dem Sich-Durchsetzen als wissenschaftliche Persönlichkeit, was meist ein ganzes Leben lang die Anspannung gesunder Geisteskräfte verlangt, viel weniger verträgt als mit künstlerischer Tätigkeit, die oft schon in einem verhältnismäßig kurzen und frühen Lebensabschnitt zu Anerkennung und Ruhm führt (z. B. Lenz, Hölderlin).

Über die familiäre Begabung und damit auch über die Übertragung der Begabung auf dem Wege der Erblichkeit können wir folgendes feststellen: Die hier wiedergegebenen Verhältnisse bilden ein wichtiges Gegenstück zu den empirisch erbprognostischen Ziffern, welche von unserm Institut für Erbgeisteskranke erarbeitet und an zahlreichen Stellen veröffentlicht wurden und als Grundlage für Unfruchtbarmachung und Eheberatung allgemeine Verwendung finden.

Es ist dabei aber zu betonen, daß die Abgrenzung von Begabung und Nichtbegabung begrifflicherweise nicht in allen Fällen mit derselben Schärfe vorgenommen werden kann wie die Abgrenzung von geisteskrank gegen nicht-geisteskrank.

Zunächst wichtig ist die Begabung der Eltern höchstbegabter Deutscher:

Von den Vätern der Wissenschaftsprobanden sind ebenfalls wieder durch auffallende ungewöhnliche Begabungen hervorgetreten rund 22%, von den Müttern rund 7%, und zwar handelt es sich zu fast zwei Drittel um Fälle von wissenschaftlicher, organisatorischer oder erfinderischer Begabung und nur in etwas mehr als einem Drittel um künstlerisch auffallende Fähigkeiten.

Von den Vätern der Künstlerprobanden waren auffallend begabt insgesamt rund 46%, von den Müttern 23%.

Hier war, umgekehrt wie im Falle der Wissenschaftler, weitaus der größte Teil der begabten Eltern künstlerisch begabt (56,7%), während die intellektuell technisch-organisatorisch oder erfinderisch begabten Eltern in den Hintergrund traten mit nur 12,3%.

Und wie steht es nun mit dem geistigen Erbe der Nachkommenschaft von genialen Höchstbegabten?

Von den Kindern der Wissenschaftsprobanden sind auffallend begabt rund 19%, von denen der Künstlerprobanden rund 35%. Auch hier tritt wieder das entsprechende Verhältnis zwischen künstlerischen und wissenschaftlichen Begabungen auf wie in den Elterngruppen.

Aus den angeführten, im ganzen etwas höheren Ziffern der Begabung bei den Verwandten von Künstlern etwa auf eine größere Erbdurchschlagskraft der Künstlerbegabung zu schließen, wäre aber verfehlt. Viel eher dürften die Unterschiede von der leichteren Erfäßbarkeit der künstlerischen Begabungen herrühren.

Zum Vergleich bringe ich nun die Eltern von bloßen Normalschülern:

Von den 102 Vätern von Normalschülern waren auffallend begabt insgesamt nur 5%, wobei aber diese Begabungen durchschnittlich zweifellos nicht so hoch einzuschätzen sind wie die in den Familien der genialen Probanden. Die 5% verteilen sich etwa gleichmäßig auf künstlerisch und intellektuell Begabte. Von den Müttern waren insgesamt besonders begabt 2%, nämlich eine intellektuell und eine künstlerisch.

Von den Eltern von 117 schlechten Schülern aber, von Repetenten nämlich, die im Verlauf der ersten Volksschuljahre mindestens zweimal eine Klasse wiederholen mußten, war im ganzen nur ein Vater künstlerisch begabt. Er ist Holzbildhauer gewesen, es konnte aber leider nicht festgestellt werden, ob seine Begabung nicht doch etwa nur mehr handwerklicher Natur war.

Von den 191 erwachsenen Kindern der Normalschüler waren insgesamt rund 4% auffallend begabt, wissenschaftlich und intellektuell etwa zu gleichen Teilen.

Unter den 240 erwachsenen Kindern der Repetenten wurde nur eine einzige künstlerische Begabung festgestellt. Es handelte sich dabei um eine angehende Schauspielerin, über deren Talente aber noch kein endgültiges Urteil gefällt werden konnte.

Wie man sieht, ist also die Zahl der auffallend Begabten unter den Eltern und Kindern der Höchstbegabten – sowohl bei den Wissenschaftlern als auch bei den Künstlern – um ein Vielfaches größer als bei den Eltern und Kindern der Normalschüler, von den Repetenten gar nicht zu reden.

Es ist jedoch zu beachten, daß auch diese Normalschüler in bezug auf Begabung schon eine etwas gehobene Auslese darstellen, insofern nämlich, als es sich hier um Schüler handelt, welche die ersten fünf Volksschulklassen ohne Repetieren durchliefen. Hier fehlen also bereits die „Dummen“.

Ferner stellen die Zahlen bei den Höherbegabten sicher eher Minimalziffern dar gegenüber denen der Normalschüler, da in Durchschnittsfamilien mit nur mittelmäßigem Allgemeinniveau wohl eher eine Begabung auffällt und als überdurchschnittlich hervorgehoben wird als in den Familien der Höchstbegabten, wo hohe Ansprüche an den Intellekt gestellt werden und höhere Berufe eine Selbstverständlichkeit sind.

Bei Eltern und Kindern von richtig angeboren Schwachsinnigen endlich kommt überhaupt gar keine überdurchschnittliche Begabung vor.

Es zeigt sich also auch in all diesen Begabtenforschungen, wie bei ähnlichen Betrachtungen über Belastung von Geisteskranken mit geisteskranken Verwandten, wieder klar die ungeheure Macht der Vererbung, die Abhängigkeit der Begabung der Kinder von derjenigen der Eltern, ganz ähnlich wie die Abhängigkeit der Erbgeisteskrankheit der Kinder von derjenigen der Eltern ist.

Wir kommen nun zu weiteren Verwandtschaftsgraden:

Bei den Geschwistern der Künstlerprobanden finden sich wieder künstlerische Begabungen zu 23,6%, während bei denen der Wissenschaftlerprobanden nur zu 5,7% Begabte festgestellt wurden.

Umgekehrt, wenn auch nicht so ausgesprochen, waren bei den Geschwistern von Wissenschaftsprobanden 5,5% intellektuell auffallend begabte Persönlichkeiten, bei denen der Künstler aber nur 2,9%.

Die Vergleichszahlen für Begabungen bei Geschwistern von Normalschülern und Repetenten sind ebenfalls entsprechend niedriger wie für die Begabungen von Probandeneltern und -kindern.

Bei den zahlreichen Verbindungen von Maler-, Bildhauer- und Architektenbegabung herrschen gleichwertige Ausprägung der mehrfachen Begabungen und völlig fließende Übergänge sowohl beim selben Individuum als auch bei den betreffenden Familien vor.

Auch sonstige verschiedene künstlerische Begabung, wie etwa Dichtkunst und Bildhauerei usw., finden sich nicht selten auf einem Probanden vereinigt, aber auch gleichzeitige künstlerische und wissenschaftliche Veranlagung. (Ich erinnere an Goethe, Boecklin, Billroth.)

Gleichartige Begabungen und Berufe sind bei Vorfahren der Musiker in sehr großer Zahl zu finden. Dagegen ist dichterische Begabung bei den Vorfahren der Dichter nur eine Ausnahme.

Die Dichterväter weisen den größten Anteil der nicht künstlerisch veranlagten und sich betätigenden Akademiker auf, die Maler- und Musikerväter den größten Teil vor allem der künstlerisch begabten Handwerker.

Mehrfache Kunstbegabung auf eine Person vereinigt ist auffallend häufig, wenn auch allerdings zum Teil sich in mittelmäßigen Grenzen haltend, und zwar bei den Genialen selbst in 39,8%, bei den Eltern derselben in 26,5%, bei den Kindern in 46%.

Auffallend oft vereinigt findet sich Musiker- und Dichterbegabung, wobei aber meist eine überwiegt, wie bei Richard Wagner. Dabei ist Musikerbegabung in Dichterfamilien öfter vorhanden als umgekehrt.

Die Bedeutung der Erbllichkeit der Begabung wird noch hervorgehoben durch die Tatsache, daß die Zahl der künstlerisch Begabten in unseren Familien bei weitem größer ist als die Zahl der in künstlerischen Berufen Tätigen.

Musik- und Malbegabung offenbaren sich dabei, auch bei Vorfahren und Nachkommen, zum allergrößten Teil in derselben Art, während z. B. für die dichterische Begabung mehr allgemein künstlerische und außerdem verstandesmäßige Begabungen die Grundlage bilden. Denn es findet sich überraschenderweise unter den Vätern und Kindern der Dichter eine große Zahl rein intellektuell Begabter.

Die Frage der Wechselwirkung zwischen geistiger Höchstleistung und geistiger Störung bedarf noch einer gesonderten Betrachtung. Aus unserm Untersuchungsgut geht hervor: Die durchschnittliche Zahl der Begabten unter den Blutsverwandten der selbst geisteskranken Probanden ist ungefähr gleich derjenigen im gesamten Material, also auch gleich derjenigen in der Verwandtschaft von gesunden Genialen. Das heißt, es sind nicht etwa gerade die Blutsverwandten der geisteskranken Probanden mit Begabungen mehr durchsetzt als die Familien der gesunden Höchstbegabten.

Man kann daraus indirekt folgern: Die Behauptung, Höchstbegabung sei da mehr vorhanden, wo durch einen erbkranken Probanden eine Familienanlage für Erbgeisteskrankheit wahrscheinlich gemacht sei, findet in den Tatsachen keine Stütze.

Dieser Schluß verhindert aber nicht die Deutung, daß Geniale und Höchstbegabte wohl doch in bestimmten Fällen auf Grund einer gewissen geistigen La-

bilität, die sie unter anderem zu gewissen geistigen Sonderleistungen befähigt hat, auch etwas mehr zu bestimmten Geisteskrankheiten und psychopathischen Reaktionsweisen neigen als völlig gesunde, im seelischen Gleichgewicht sich befindliche Menschen.

Diese Möglichkeit ist aber nicht spezifisch für die geniale Veranlagung.

Denn außer der umweltbedingten Paralyse findet sich namentlich das manisch-depressive Irresein in den sozial höher geschichteten Kreisen überhaupt etwas häufiger als in den unbegabten und sozial tief geschichteten Kreisen, für die ja beispielsweise wieder die genuine Epilepsie und der angeborene Schwachsinn charakteristisch sind, die wir ja tatsächlich auch in unserm Untersuchungsgut fast ganz vermissen.

Daß dem Fehlen des manisch-depressiven Irreseins gerade unter unseren Künstlern kein allzu großer Wert beigelegt werden darf, dafür sprechen die beiden als unklare endogene Psychosen geführten Fälle, Schumann und Conrad Ferdinand Meyer, die ja wegen ihres komplizierten Krankheitsbildes in der Literatur bisher recht verschieden beurteilt wurden und die bei genauer Betrachtung wohl doch mehr Beziehungen zum zirkulären Erbkreis haben als zum schizophrenen, wenngleich damit nicht gesagt sein soll, daß dies genügen würde, um sie in die glatt Manisch-Depressiven einzureihen. Am ehesten würden sie wohl heute von manchen Psychiatern unter die sogenannten Mischpsychosen gezählt werden.

Mir scheint also, daß man auf diese Differenzen keine allzu weittragenden Hypothesen aufbauen sollte. Vielleicht bringt die Fortsetzung der Genialenuntersuchungen mehr Klarheit.

Gewichtiger ist schon die Erhöhung der Zahl psychischer Krankheiten und Abnormitäten überhaupt im Genialenmaterial gegenüber den Durchschnittsuntersuchungen.

Immerhin muß aber auch dazu noch betont werden, daß z. T. im Genialenmaterial eine stärkere Häufigkeit und Ausprägung von Geistesstörung und besonders von Abnormität in gewissem Grade auch nur vorgetäuscht wird, weil, wie wir ja alle wissen, an unbegabten Menschen geistig pathologische Züge gar nicht interessieren und darum auch gar nicht konstatiert und überliefert werden und viel weniger nach ihnen gefahndet wird als bei Begabten, welche von allen Seiten her der schärfsten Musterung und Kritik unterworfen sind und von denen die kleinsten Züge einer Abweichung der geschichtlichen Überlieferung wert erachtet werden.

Eine wichtige Wechselwirkung zwischen Begabung und geistiger Störung, von der kennzeichnenderweise in den liberalistisch-journalistischen Sensationsleistungen früherer Zeit nur wenig die Rede war, ist die zerstörende Wirkung der Geistesstörungen auf die geniale Produktivität.

Es ist kasuistisch belegbar, daß durch Schizophrenien und schwere Phasen manisch-depressiver Geistesstörung die genialen Leistungen gelitten oder überhaupt aufgehört haben. Natürlich gilt das auch von der syphilitisch bedingten Gehirnerweichung.

Es ist kein Begabter in unserem Material, bei dem die geistige Leistung durch eine schizophrene Psychose quantitativ oder qualitativ gesteigert worden wäre,

im Gegenteil: Die genialen Leistungen wurden durch sie zerstört. (Bekannt ist das für Lenz, Hölderlin, Messerschmidt, Bernoulli usw.)

Dagegen muß die ja schon bekannte Tatsache beachtet werden, daß bei den Manisch-Depressiven diese Zerstörung eintritt nur in den depressiven und ausgeprägt manischen Phasen. Aber in hypomanischen, also ganz leicht manischen Zuständen, oder bei auch noch als abnorm zu betrachtenden zyklischen Persönlichkeiten, bei denen Urteilsfähigkeit, Konzentrationsfähigkeit und Zielstrebigkeit aber noch erhalten sind, kann eine Beeinträchtigung ausbleiben, ja zu einer Erleichterung von Ideenverbindungen und namentlich von psychomotorischen Antrieben und so zu einer gesteigerten Leistungsfähigkeit im genialen Schaffen führen. Auch von der zyklischen, also normalen, leicht psychomotorisch begünstigten Persönlichkeit ist das ohne weiteres begreiflich. Aber selbstverständlich ist auch hierbei das Vorhandensein einer von der genannten Veranlagung genetisch unabhängigen überragenden Begabung die unerläßliche Voraussetzung. Denn wo nichts Bedeutendes schlummert, kann es auch nicht geweckt werden.

Nicht eine künstliche, auf dem Zeugungsweg beförderte Verkettung Begabter und Erbkranker ist notwendig, sondern umgekehrt eine Trennung, was bei folgerichtiger Anwendung auf die Dauer nicht ohne Erfolg sein wird. Wir dürfen auf dem Gebiet der Begabtenfortpflanzung keine Sonderrichtlinien aufstellen, gegenüber denjenigen, welche für durchschnittlich begabte erbgesunde Volksgenossen gelten. Es sollen stets erbgesundheitlich und begabungsmäßig Ebenbürtige sich zur Familiengründung zusammenfinden, sonst besteht die Gefahr, einmal, daß die Begabungserbelemente sich verzetteln und so zu keiner überwältigend synthetischen Wirkung kommen, sodann aber, daß geistige Abnormität sich an hohe Begabung immer mehr kettet und dadurch zur Hemmung oder gar Zerstörung genialer und talentierter schöpferischer Betätigung führt.

Wie die Nachkommenschaftsprognose für Erbkranker durch die systematische Forschung in hohem Maße gefördert werden konnte, so wären auch zuverlässige Anhaltspunkte für eine Erwartung hochbegabter Nachkommen von der größten Wichtigkeit. Wie stark durchschnittlich die Begabungserwartung für Kinder von Höchstbegabten ist, haben wir ja früher schon gesehen. Sie ist, wenn wir von der günstigen Wirkung dominanter Teilanlagen höchstbegabter Eltern auf die Begabung der Kinder absehen, deshalb so stark, weil von den untersuchten Hochbegabten in der überwiegenden Mehrzahl wieder in Familien mit hervorragender Begabung hineingeheiratet wurde, wodurch auch rezessive Faktoren sich zusammenfinden konnten. Heiratsrichtlinien für Hochbegabte zum Zwecke günstiger Nachkommenschaft sind daher verhältnismäßig einfach.

Schwieriger ist es schon, die Entstehung von Genialen zu prognostizieren aus Ursprungsfamilien, in denen geniale Höchstbegabung noch nicht vorgekommen ist. ganz abgesehen davon, daß geniales Sich-Durchsetzen ja auch von den Zeitläufen und regionären Bedingungen abhängig ist. Denn ohne Krieg kann sich ein Feldherrgenie nicht zeigen, jedenfalls nicht voll und unmittelbar auswirken, und ohne Knechtung gibt es auch kein Befreiergenie.

Es muß zugegeben werden, daß wir mit Bezug auf eine Reihe von genialen Höchstbegabten bis jetzt noch nicht so viele charakteristische Begabungszüge und Charakter- und Geistesqualitäten bei Ahnen und sonstigen Verwandten zu

finden vermochten, daß wir umgekehrt nun wagen könnten, Schlüsse aus allen Konnubialkreisen auf die größere oder kleinere Wahrscheinlichkeit des späteren Entstehens eines genialen Höchstbegabten zu ziehen.

Allein gewisse allgemeine Richtlinien lassen sich in mancher Hinsicht doch geben.

Einmal negative: Wo angeborener Schwachsinn (oder gemeines Verbrechen oder beides) in nennenswertem Maße in einer oder in zwei zur Beratung stehenden Ursprungsfamilien sich finden, kann mit höchstbegabtem Nachwuchs nicht gerechnet werden. Dagegen ist um so wahrscheinlicher höchstbegabter Nachwuchs zu erwarten, je mehr in zwei Nupturientenkreisen schon bereits Begabungen, überhaupt Talente und andere Persönlichkeitszüge manifest geworden sind, welche erfahrungsgemäß zu erfolgreicher Höchstbegabung ebenfalls beitragen oder unerläßlich sind, wie Geduld, Fleiß und hartnäckige Zielstrebigkeit, Phantasie und Findigkeit, ein gesunder Ehrgeiz und eine beständige Willensanspannung, Neues und Großes mittels vorhandener überdurchschnittlicher Spezialbegabung und auf dem Boden möglicher Durchführbarkeit zu schaffen, kurz, je mehr Persönlichkeiten mit bedeutenden Tugenden des Charakters, des Verstandes und der Begabung aus Familien mit vielen ebensolchen Persönlichkeiten ineinander heiraten.

Bei musikalischer Begabung eines Probanden wird insbesondere die gleiche Begabung die größte Wahrscheinlichkeit haben, sich durchzusetzen, die demnächst größte die malerische bei Kindern von Malern.

Dagegen dürfen wir keinesfalls den Schluß ziehen, daß aus Familien mit Geistesstörungen etwa für später Höchstbegabte zu erwarten wären. Es gilt lediglich, die geistig gesunden Träger der Begabungen, die vielleicht in solchen Sippen vorhanden sind, zu fördern durch entsprechende Gattenwahl.

Nun noch einige praktische Schlußfolgerungen aus den vorliegenden Untersuchungen.

Da Genialität als solche sich in der Regel nicht vererbt, sondern, natürlich immer soweit es Zeit und Ort erlauben, aus einem glücklichen Zusammenwirken von günstigen Teilanlagen, geistiger und charakterlicher Natur entsteht, sei es von einer, sei es von beiden elterlichen Ahnenseiten herkommend und sich auch auf die einzelnen Nachkommen wieder zerstreugend, so hat weder das deutsche Volk noch die Blutsverwandtschaft der Genialen ein Interesse an der Fortpflanzung Erbgeisteskranker und gleichzeitig höchstbegabter Genialer, da ja keine Gewähr besteht, daß wieder geniale Kinder geboren werden.

Dagegen müßte es den gesunden Begabten aus Genialenfamilien wie allen anderen gesunden Begabten zur heiligen Pflicht gemacht werden, kinderreiche Familien zu gründen, um so das für die Nation unbedingt Nötige an höchsten Begabungen zu garantieren.

Leider unterlag die Familiengründung unserer meisten gesunden Genialen derselben zum selbstgewollten Abstieg der Geburtenziffer führenden Unsitte, welche ja unser ganzes Volk bis zum Jahre 1933 an den Rand des Abgrundes gebracht hat.

Zur Fortpflanzung der Genialen ist noch folgendes zu sagen:

Für die Fruchtbarkeit des Typus Genialer ist zunächst wichtig, daß der Prozentsatz der Ledigen¹⁾ bei den Künstlern 25,7%, bei den Wissenschaftlern 13,3%

¹⁾ Siehe S. 127.

beträgt, wobei die außerehelichen Geburten bei Künstlern 7,8% betragen, bei Wissenschaftlern aber nur 0,3%, also fast ganz fehlen.

Zwar beträgt nun die Fruchtbarkeit der Verheirateten (d. h. die legitime und illegitime Nachkommenschaft der verheirateten Genialen) im gesamten über die Zeit von 1650 bis heute sich erstreckenden Material durchschnittlich 4,08 Kinder bei den Künstlerprobanden, 4,2 Kinder bei den Wissenschaftlern. Das sind Ziffern, die wohl stark die Vorstellung von Sterilität berichtigen müssen, welche man früher in weiten Kreisen von Genialen im allgemeinen gehabt hat.

Berechnen wir aber diese Kinderziffern für die 34 Probanden, welche nach 1890 geheiratet haben, getrennt, so ergeben sich erwartungsgemäß, entsprechend dem Sinken der Geburtenrate in gehobenen deutschen Kreisen schon seit jener Zeit, kleinere Fruchtbarkeitsziffern, nämlich für die Künstler nur mehr 2,0 und für die Wissenschaftler nur mehr 3,2 Kinder. Die Fruchtbarkeit der Ehe Genialer ist also nicht wesentlich geringer als die in unserer gehobenen Volksschicht überhaupt.

Es besteht aber also auch nach unseren Auszählungen die dringendste Notwendigkeit, daß die Höchstbegabten genau wie alle begabungsgemäß gehobenen Schichten ihre Kinderzahlen denen der Durchschnittsbevölkerung mindestens angleichen und wieder zu Fruchtbarkeitsdurchschnittsziffern von mindestens vier Kindern gelangen, was für die Zielsetzung jedes einzelnen natürlich bedeutet, daß er so viele Kinder anstrebt als mit der physischen Leistungsfähigkeit der Mütter verträglich ist

Ich komme zum Schluß:

In vernationalsozialistischer Zeit hatte man zum Teil in Deutschland die unnatürliche Neigung, das Krankhafte und Abnorme hervorzukehren und zu beschützen. Auch an geistig gesunde Geniale wollte man in manchen Kreisen nicht glauben. Die Sammlungen Lombrosos und Lange-Eichbaums und vieler anderer waren wohl unbewußt schon so angelegt, daß man zu keinem richtigen, allgemein gültigen Schluß kommen konnte. Um so mehr freue ich mich aber, feststellen zu können, daß bis jetzt durch unsere repräsentative Forschung die natürliche Auffassung über die Genialen, nämlich daß sie und ihre Familien in überwiegender Mehrzahl geistig durchaus gesund sind, wissenschaftlich einwandfrei nachgewiesen worden ist.

Noch ausgesprochener zeigt sich dies in den Ergebnissen, zu denen mein Mitarbeiter Dr. Grobig kam in einer von mir im Jahre 1935/36 angeregten großen Untersuchung über Werkmeister, also über deutsche Volksgenossen, welche es ebenfalls aus eigener Tüchtigkeit zu ihrer Ausleseberufstätigkeit gebracht haben. Hier ist sogar die Zahl der geistig Gesunden noch größer als im Durchschnitt der Bevölkerung.

Die Fortsetzung dieser Art Untersuchungen durch die Forschungsanstalt ist für die Zukunft unerläßlich, denn am Erbgesundheitszustand gerade der begabten Familien im weitesten Sinne des Wortes hat der Staat, der seine Kultur verewigen will, das allervordringlichste Interesse. Gerade sie muß er besonders gut kennen, damit er ihre Durchseuchung mit Anomalien und Geistesstörungen verhindern und die Familiengründung der Krankheitsfreien in diesen Familien in besonders starkem Maße ideell und materiell fördern kann.

Das biologische Schicksal der Přemysliden.

Ein Beispiel für die aufartende Wirkung deutscher Erblinien in fremdvölkischen Blutskreisen.

Von Karl Valentin Müller und Heinz Zatschek.

Wenn wir zumal in weiter zurückliegenden Zeiten unabhängig vom Gesichtspunkt der meist nicht genauer bekannten rassischen Gliederung die kulturelle Leistung und geschichtliche Durchschlagskraft verschiedener Völker ins Auge fassen, stoßen wir oft auf erstaunlich auffällige Unterschiede, die erst recht deutlich werden, wenn wir das Leistungsgefälle zwischen den der Funktion nach ebenbürtigen Leistungsständen betrachten. So schreibt Beltz¹⁾ über die Ostseeslawen in ihrem Verhältnis zu den germanischen Nachbarn: „Der tatsächliche kulturelle Tiefstand der baltischen Slawen ist eine merkwürdige kulturgeschichtliche Erscheinung, wenn man erwägt, wie eng die Beziehungen gewesen sind, welche sie mit ihren nördlichen Nachbarn, bei denen damals die herrliche Wikingerkunst blühte, unterhalten haben . . . Ebensowenig hat die starke deutsche Kulturentwicklung im Sachsenlande über die Grenzen hinübergreifen, die Zollgrenze Karls d. Gr. ist nicht nur eine politische, sondern auch eine Kulturscheide geblieben, so lange die Wenden eine politische Macht gewesen sind. Es sind zwei in Bedürfnissen wie Fähigkeiten grundverschiedene Stämme, die das Schicksal zu Nachbarn gemacht und in einen Gegensatz gebracht hat, der auch heute noch lebendig ist.“ Ähnlich starke Kulturgefälle aber treffen wir auch zwischen den Deutschen und ihren südöstlich anrainenden Nachbarn an, nicht zuletzt bei den Tschechen, deren mangelnde und von den eigenen Herrschern und deren Ratgebern zugegebene Unfähigkeit zur eigenständigen Entwicklung höherer Stufen der Arbeitsteilung die Herbeiziehung deutscher Siedler und Gründung deutscher Städte in ihrem Lande gebieterisch erzwang. Womöglich noch tiefer in jeder Hinsicht standen damals die Madjaren, die sich ebenfalls in sehr beachtlichem Ausmaß deutscher Zuwanderer versicherten, teils „ad retinendam coronam“, zur seßhaften Gegenwehr in Siebenbürgen, teils als Vasallen oder in anderen Funktionen höherer Leistungsart. Erst durch jene umfangreichen Entleihungen deutschgezüchteter – d. h. nach strengeren Auslesemaßstäben in jeglichem Stand dauernd überprüfter – Sippen war es jenen Völkern möglich, notdürftig abendländische Gesittungsformen wenigstens zu kopieren und sich an die abendländische Kulturentwicklung als Nachzügler anzuheften.

Alle kulturelle Leistung bei Einzelnen wie bei Völkern ist zunächst und zutiefst an erbbedingte Begabung gebunden und ohne sie auch bei besten Vorbildern undenkbar. Aller überraschende Kulturfortschritt eines Volkes ist als Folge eines biologischen Aufartungsvorganges nachzuweisen. Wenn etwa die Tschechen nach

¹⁾ R. Beltz, Germanen und Slawen in Mecklenburg, in: Volz, Der ostdeutsche Volksboden, 1926.

der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert einen so erstaunlich raschen und imponierenden Aufstieg ihres Leistungsniveaus zeigen, so ist das eben nicht die Folge ihrer deutschösterreichischen Erziehung, sondern zu allererst die nüchterne Folge außerordentlich umfangreicher Blutsanleihen beim deutschen Volk, durch Einvolkung großer Bestände an bäuerlichem und städtischem Deutsch-Böhmentum, dessen sozialbiologischer Elitecharakter heute schon feststeht¹⁾. Es sind eben nicht in erster Linie die Nachkommen jener Kleinbauern und Tagelöhner, Kutscher und Köchinnen, die im 18. Jahrhundert sich als Tschechen fühlten, sondern vornehmlich die Nachkommen jener Bauern, Handwerker und höheren städtischen Schichten, die um 1800–1850 sich nach einigen Übergangserscheinungen gänzlich dem Tschechentum zuwenden und nunmehr bekenntnismäßig echte Tschechen geworden sind, die jene stolze Leistung dieses kleinen Volkes im 19. Jahrhundert vollbringen helfen.

So deutlich wir aber für diese Zeit des bevölkerungsmäßigen Neuaufbaus und der Umschichtung nach dem Dreißigjährigen Kriege schon im Bilde sind, indem wir hier uns massenstatistischer Methoden bedienen können, so wenig klar sehen wir in der Zeit des Mittelalters, die ja ebenfalls bedeutsame Aufschwungszeiten für das tschechische Volk brachte. Gewiß hat jedes Volk seine eigenen Edelreiser; aber, wie schon eingangs erwähnt, von sehr verschiedenem Gütegrad und vor allem in sehr verschiedenem Anteilsverhältnis zum Gesamtbestand des Volkes. Und es scheint sicherzustehen, daß schon den frühen Blütezeiten des Tschechentums jeweils mächtige Einverleibungen von Sippengut deutscher Blutzucht mit höheren Bewährungsanforderungen vorausgegangen sind. Freilich versagt hier vorerst die Massenstatistik. Wohl aber können uns das genealogische Untersuchungen deutlicher machen, vor allem an führenden Sippen, deren Schicksale über eine genügend große Zeitspanne hin gut überblickbar sind²⁾.

Dazu ist das Fürstenhaus der Přemysliden besonders geeignet. Da die Bedeutung der einzelnen Fürsten für die Schicksale Böhmens seit langem nicht mehr umstritten ist, braucht man nur mehr die Frage nach dem Ahnenerbe jedes einzelnen von ihnen zu stellen. Der Kreis der Untersuchung muß aber doch etwas weiter gezogen werden. Seltsamerweise haben schon frühzeitig die Böhmenherzoge ihre Frauen nicht mehr aus dem eigenen Volk gewählt, sondern sie aus dem Ausland geholt. Neben deutschen Frauen kommen da neben polnischen vor allem ungarische Prinzessinnen in Betracht. Vergleiche werden daher entscheiden. Einmal, ob Söhne ungarischer oder polnischer Frauen Leistungsträger waren, so wie die Kinder deutscher Mütter, dann aber auch, ob sich Unter-

¹⁾ Vgl. hierzu die zusammenfassende Arbeit: K.V. Müller, Die Bedeutung des deutschen Blutes im Tschechentum, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik IX (1939) H. 5 u. 6.

²⁾ Die Untersuchung führt Gedankengänge im einzelnen aus, die H. Zatschek schon in der Abhandlung „Volksforschung und Volksgeschichte in den Sudetenländern“, Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren 1, 20, kurz angedeutet hatte; vgl. dazu auch H. Zatschek, Das Werden des deutschen Volkstums in Böhmen und Mähren, Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte 4, H. 4. – Hier sollte gezeigt werden, zu welchen Erkenntnissen eine Zusammenarbeit zweier Fachzweige führen kann. Kenner werden unschwer unterscheiden, was von dem einen und was von dem anderen stammt.

schiede in dem Lebensalter und im Kinderreichtum feststellen lassen. Das Hauptgewicht der Betrachtungen liegt auf den Přemysliden, die Herzöge oder Könige von Böhmen gewesen sind. Der mährische Zweig im weitesten Sinne bleibt daher nahezu unberücksichtigt¹⁾.

Soweit wir sehen, war Herzog Boleslav II. (967–999) der erste Přemyslide, der eine Deutsche geheiratet hat; man nimmt an, daß seine Gattin Hemma aus Bayern stammte²⁾. Wann die Hochzeit stattgefunden hat, berichtet keine Quelle, so daß wir das Lebensalter der vier Söhne, Wenzel, Boleslav III., Jaromir und Udalrich, nicht mit Sicherheit bestimmen können. Immerhin haben mit Ausnahme des Erstgeborenen Wenzel, der noch im Kindesalter starb, alle Söhne den Vater um 35–38 Jahre überlebt, so daß Hemma als erbgesund anzusehen sein wird. Ja man wird sogar behaupten dürfen, daß ohne die gesunde Erbmasse Hemmas die Söhne kein so hohes Alter erreicht hätten, denn Herzog Boleslav war mindestens in den letzten Jahren krank. Der in Korvei als Arzt geschulte und im Jahr 997 zum Bischof von Prag erhobene Thieddag war zunächst als Arzt an den Hof gekommen und konnte den Gesundheitszustand Boleslavs heben. Die Krankheit wird als „paralisis“ bezeichnet³⁾, offenbar handelt es sich dabei um Arteriosklerose und Schlagfluß.

Selbst wenn Hemma um zehn Jahre jünger gewesen sein sollte als ihr Gemahl, wäre sie älter als 65 Jahre geworden; sie starb 1006 an einem Fieber⁴⁾. Ihre Söhne zeigen ein ganz anderes Wesen, als man nach der Schilderung erwarten müßte, die der Geschichtsschreiber Cosmas, allerdings erst mehr als ein Jahrhundert später, von den Eltern gibt⁵⁾. Hier zeigen sich möglicherweise Anlagen des Großvaters väterlicherseits, der sich an der Ermordung seines Bruders Wenzel beteiligt hat⁶⁾. Herzog Boleslav III. ließ seinen Bruder Jaromir ent-

¹⁾ Häufig ist das Geburtsjahr der Přemysliden nicht bekannt. Wo der Zeitpunkt der Hochzeit der Eltern bekannt ist, konnte es erschlossen werden. In allen diesen Fällen wurde angenommen, daß die Geburt des ersten Kindes ein Jahr nach der Hochzeit erfolgte und daß die jüngeren Geschwister in einem durchschnittlichen Abstand von 2 Jahren folgten. Dadurch dürfte mehrfach ein höheres Lebensalter errechnet worden sein, als es den Tatsachen entsprechen mag.

²⁾ Über sie vgl. W. Wostry, Deutsche Fürstinnen auf dem Přemyslidenthron, Sudetendeutsche Lebensbilder 1, 27 ff.

³⁾ Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg, Mon. Germ. hist. SS. rer. Germ. Nova series IX 468.

⁴⁾ Die Chronik der Böhmen des Cosmas von Prag, Mon. Germ. hist. SS. rer. Germ. Nova series II 72.

⁵⁾ a. a. O. Cosmas hat hier die Schilderung Ludwigs des Deutschen und seiner Gattin Hemma wörtlich aus dem Geschichtswerk des Regino von Prüm für Boleslav II. und Hemma übernommen.

⁶⁾ Als Musterbeispiel für die nordische Oberschicht auch der Altschechen vermag ja gerade Wenzel der Heilige zu dienen. Der tschechische Anthropologe Matiegka beschreibt ihn folgendermaßen (Československá Vlastivěda II S. 181 f.): „Sein Leichnam wurde drei Jahre nach seinem Tode nach Prag überführt. Der Schädel, von den Zeiten Karls IV. gesondert aufbewahrt, ist sehr gut erhalten, während das restliche Skelett im Boden recht gelitten hat. Der Schädel ist von ellipsoider Gestalt, hat einen Index von 70,81, ein längliches Gesicht (Index 97,80) mit Augenhöhlen mittlerer Höhe

mannen, Udalrich wollte er im Bade erstickt lassen und hat beide sowie seine Mutter Hemma aus Böhmen vertrieben. 1003 wurde er selbst geblendet und ist erst 1037 gestorben. Auch Jaromir hat nach seiner Entmannung etwa 35 Jahre gelebt. Schließlich wurde er noch geblendet und später in höchst widerlicher Weise ermordet¹⁾.

Der jüngste Sohn Udalrich (1012–1033, 1034) erhielt seinen deutschen Namen vermutlich nach dem Bischof Udalrich von Augsburg und wurde am Hofe des Bayernherzogs Heinrich erzogen, damit er die deutsche Sprache und deutsche Sitten erlerne²⁾. Mit ihm müssen wir uns näher beschäftigen, weil nur er männliche Nachkommenschaft hatte. Für Böhmen bedeutete seine Herrschaft viel. Zeit seines Lebens hat er Heinrich II. die Treue gehalten, damals wurde Mähren mit Böhmen vereinigt, und Udalrichs Gegensatz zu Konrad II. mag zum Teil dadurch veranlaßt worden sein, daß diese große Führungsgestalt Böhmen nicht mehr so brauchte wie der schwächliche Heinrich II. Die vielleicht von dem Großvater ererbte Grausamkeit verleitete Udalrich zur Blendung seines unglücklichen Bruders Jaromir. Die Söhne Hemmas müssen eine überschäumende Lebenskraft besessen haben, sonst hätten sie so schwere Schädigungen ihrer Gesundheit schwerlich überlebt. Udalrich war mit einer Frau unbekanntens Namens verheiratet, die ihm keine Kinder gebar. Božena, die Mutter Břetislavs I. und zugleich die letzte Frau, die tschechisches Blut in das Přemyslidenhaus gebracht hat, war Udalrich nicht rechtmäßig angetraut.

Herzog Břetislav (1034–1055)³⁾, dessen zähe Tatkraft väterliches und mütterliches Erbe war, heiratete Judith von Schweinfurt⁴⁾; der Ehe entsprossen fünf Söhne, Spitigněv, Wratislaw, Konrad, Jaromir und Otto. Fiel die Hochzeit wirklich schon in das Jahr 1021, dann würde Spitigněv nahezu 40, Wratislaw II. mehr als 65 Jahre alt geworden sein, während man für die drei jüngeren Söhne zu einem Lebensalter von 55 bis etwa 63 Jahre gelangen könnte. Mit den Herzogen Konrad von Brünn und Otto von Olmütz haben wir uns hier nicht zu

(Index 41,51). Der Schädel stimmt – abgesehen von der etwas zurückgeneigten Stirn – voll überein mit der Gestalt, die Peter Parler, der Erbauer des Domes, etwa um das Jahr 1372 dem Haupte der Statue dieses Heiligen gegeben hat. Gewiß sind wir berechtigt, dieser Gestalt hohen Wuchs, blonde Haare und blaue Augen zuzuerkennen, d. h. die Merkmale der nordischen Rasse.“ Hinsichtlich der Pigmentierung verweist M. auf die Wolfenbütteler Handschrift der Gumpoldslegende vom Heiligen Wenzel, die die Fürstin Hemma, Gattin Boleslavs II., daher Nichte Wenzels, um das Jahr 1000 anfertigen ließ. Sie zeigt uns Wenzel in Titelminiaturen und Bildern mit blondem Vollbart. Dafür, daß diese Pigmentierung im Přemyslidenhause auch späterhin die übliche war, spricht der Bericht des Geschichtsschreibers Cosmas (12. Jahrh.), der vom Fürsten Spitigněv († 1061) ausdrücklich, offenbar weil er als Ausnahme von der Regel auffiel, berichtet, er habe pechschwarzes Haar gehabt – offensichtlich von seiner Großmutter, der schönen Božena. – Hoher Wuchs wird bei Personen der fürstlichen Familie auch später häufig erwähnt.

¹⁾ Cosmas a. a. O. 79.

²⁾ Cosmas, Chronik der Böhmen a. a. O. 61.

³⁾ Dem Fürsten Břetislav und seinen 5 Söhnen wird ausdrücklich hoher Wuchs nachgerühmt (s. Matiegka a. a. O.).

⁴⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 29 ff.

Boleslaw II. Hemma

999 1005

Wenzel Boleslaw II. Jaromir Udalrich. 12. Bozema

1037 1035 1034 1052

Z Boleslaw I. Judith v. Schweinfurt

1055 1058

Spingold I. Hilda v. Werlin

1051

Swarber 1086

Z Boleslaw II.

Boleslaw nach 1130

1100 1094

I. Friedrich. Elisabeth Agnes Staropolk Adalbert

1189 um 1189 1228 1189 1200

Sophie Ludmia Wraislaw Olga Margarethe

1195 1240 vor 1180 um 1183 um 1151

Wraislaw I. 12. Adelhaid 3. Swarawa Konrad Jaromir Otto

1092 1062 1125 1092 1089 1067

Wladislaw I. Ribicza v. Berg

1125 1125

Swarawa Wladislaw I. I. Berndt v. Babenberg 2. Judith v. Thuringen Theobald Heinrich

um 1146 1174 1150 1157 1169

2. Otaker Premysl I. Adele v. Meissen 2. Konstanze Wladislaw Heinrich Ribicza

1230 1211 1240 1222 1182

I. Wraislaw Margarethe Bozislava Hedwig 2. Wraislaw Judith Anna Agnes Wenzel I. Kunigunde Wladislaw Premysl Wilhelm Agnes

1213 1265 1253 1248 1227 1239 1281 1282

Wladislaw Otaker II. Margarethe v. Babenberg 2. Kunigunde Boziana Agnes

1247 1278 1267 1285 1270 1258

Kunigunde Agnes Wenzel I. Gula v. Habzburg 2. Elisabeth

1321 1296 1305 1297 1335

I. Premysl Wenzel III. Agnes Anna Elisabeth Gula Johann Johann Margarethe 2. Agnes

1288 1306 nach 1292 1313 1330 1294 1294 1296 1322 1317

Soleslaw I. Adelhaid Judith

1140 1140 1108

Wladislaw Soleslaw II. Marie Udalrich. I. Casille v. Thuringen 2. Sophie v. Werlin Wenzel

1165 1180 1177 um 1132

beschäftigen, weil sie Nebenzweige in Mähren begründeten; auf ihren deutschen Namen sei besonders verwiesen. Der vierte Sohn Jaromir wurde Bischof von Prag und bekleidete in den Jahren 1077–1084 die Stelle eines Kanzlers Heinrichs IV. Der älteste Sohn, Herzog Spitigněv¹⁾, starb nach sechsjähriger Herrschaft in noch jugendlichem Alter. Der hervorstechendste Zug seines Wesens ist wieder die große Grausamkeit, die sich vor allem in seinem Verhalten gegen seine Brüder und seine Mutter äußert.

Der bedeutendste der Söhne Judiths war Wratislaw II. (1061–1092), ein überzeugter Anhänger Heinrichs IV., der erste böhmische König, dessen Verdienste um Kaiser und Reich hohe deutsche Würdenträger gepriesen haben. Eine mehr als dreißigjährige Herrschaft gestattet das Urteil, daß Wratislaw II. ein besonderer Leistungsträger war. Mit ihm beginnt die Regel, daß jeder über dem Durchschnitt stehende Přemysliden eine deutsche Mutter und eine deutsche Urgroßmutter hatte, aber auch, daß er selbst nie eine deutsche Frau ehelichte.

Wratislaw II. war dreimal verheiratet. Von der ersten Frau ist nicht einmal der Name bekannt; Kinder sind aus dieser Ehe nicht hervorgegangen²⁾. Seine zweite Gattin, die Ungarin Adelheid, gebar ihm zwei Söhne und zwei Töchter, Břetislav, Wratislaw, Judith und Ludmilla; von der Polin Swatawa hatte er vier Söhne und eine Tochter, nämlich Boleslav, Bořivoj, Wladislaw, Soběslav und Judith. Man kann nicht sagen, daß auch nur einer dieser sechs Söhne über den Durchschnitt hinausgeragt hätte. Es zeigt sich – oder scheint doch so zu sein –, daß die Mischung mit ungarischem Blut keine glückliche war. Dabei ist es gerade biologisch bedeutsam, daß der in Frage kommende Zweig des ungarischen Herrscherhauses sehr im Gegensatz zum böhmischen keine Verbindung mit deutschen Sippen eingegangen ist, sondern einen abseits stehenden Blutszuchtkreis bildet. Da die Ehe 1057 stattfand, kann der älteste Sohn Břetislav II. nicht älter als 42 Jahre geworden sein, als er ermordet wurde, sein Bruder Wratislaw starb im zartesten Kindesalter, Judith kann im günstigsten Fall das 26. Lebensjahr vollendet haben, von der jüngsten Schwester Ludmilla ist das Todesjahr nicht bekannt. Eine Entscheidung darüber, ob Adelheid mit einer Krankheit behaftet war – sie ist 30 Jahre vor ihrem Gatten gestorben – oder ob eine Einkreuzung ungarischen Blutes zu unbefriedigenden Ergebnissen führte, müssen wir vorerst noch aufschieben, bis wir die Schicksale der übrigen Přemysliden kennengelernt haben, deren Mutter eine ungarische Prinzessin war. Adelheid stammte, wie schon gesagt, aus einer Linie des Arpadenhauses, in der wir bis dahin kein deutsches Blut nachweisen können, ihre Mutter Anastasia war eine Russin. Keines ihrer Kinder führte einen ungarischen Taufnamen, Judith kann ihren deutschen Namen sowohl nach der Großmutter als auch nach der Schwägerin der Mutter erhalten haben, der mit König Salomo verheirateten Tochter Kaiser Heinrichs III.

¹⁾ Sein Äußeres schildert Cosmas a. a. O. 103 folgendermaßen: *Erat enim vir valde speciosus, cesarie pice nigrior atra, barba proluxa, facie leta, gene eius candidiores nive et parum rubentes per medium.*

²⁾ Vgl. Cosmas, Chronik der Böhmen a. a. O. 106.

Die Kinder aus der dritten Ehe mit der Polin Swatawa, die 1062 geschlossen wurde, haben ein höheres Alter erreicht. Der älteste Sohn Boleslav hat zwar das dritte Jahrzehnt nicht vollendet, aber Bořivoj und Wladislaw sind beide zwischen 55 und 60 gestorben, Soběslav I. dürfte etwa 70 Jahre alt geworden sein; die jüngste Schwester Judith wurde älter als 35, scheint aber noch vor Vollendung des vierten Jahrzehnts gestorben zu sein. Die Mutter war augenscheinlich gesund, sie hat nach der Hochzeit noch 64 Jahre gelebt und muß 80 Jahre alt geworden sein, wenn nicht noch älter. So überrascht es eigentlich, daß sie nur ein Sohn überlebt hat. Swatawa hatte von ihrer Großmutter her deutsches Blut. Richeza, die Gattin Mieskos II. von Polen, war eine Tochter des Pfalzgrafen Ezzo von Lothringen und der Mathilde, einer Tochter Kaiser Ottos II. So ist auf diesem Umweg aus der Erbmasse der sächsischen Kaiser auch etwas in die Blutbahn des böhmischen Herzogshauses gelangt. Die Namen der Söhne Swatawas sind nur z. T. sicher přemyslidisch, eigentlich nur Bořivoj. Bei Boleslav könnte man bereits an den gleichnamigen Bruder Swatawas denken; bei Wladislaw ist es sogar sehr wahrscheinlich, daß Swatawas zweiter Bruder den Namen gab, denn bis zu diesem Zeitpunkt kommt in der Sippe der Přemysliden kein Träger dieses Namens vor. Für Soběslav können wir weder bei den Přemysliden noch bei den Piasten ein Vorbild namhaft machen¹⁾. Bei Soběslav gibt es übrigens noch ein Rätsel, das wir vermutlich niemals werden lösen können. In etlichen Quellen, und zwar durchaus nicht nur in deutschen, heißt er Udalrich²⁾. Diesen Namen hatte auch sein Urgroßvater getragen. Vielleicht liegt hier ein ähnlicher Fall wie bei Jaromir vor, der seit seiner Weihe zum Bischof von Prag und als deutscher Reichskanzler sich Gebhard nannte.

Die Söhne Wratislavs II. haben, soweit sie ein heiratsfähiges Alter erreichten, fast ausnahmslos deutsche Frauen heimgeführt. Dabei zeigt sich aber doch, daß der Zweig von der ungarischen Mutter her eine geringere Lebenszähigkeit aufweist, die, wie wir heute annehmen dürfen, in erster Linie auf erblicher Veranlagung beruht. Liudgard von Bogen³⁾ gebar Herzog Břetislav II. nur einen Sohn, der gegen Herzog Soběslav I. das böhmische Herzogtum beanspruchte.

¹⁾ Der Name ist in Böhmen überhaupt sehr selten. Außerhalb des Fürstenhauses kommt er nur noch in der Chronik des Gerlach von Mühlhausen zum Jahr 1174 vor (*Fontes rerum Bohemicarum* 2, 470), andere Belege vor 1200 gibt es nicht.

²⁾ Er heißt so in dem DL III 27 vom Jahr 1130 für Indersdorf, in einer Urkunde Konrads III. vom Jahr 1138 für St. Blasien (St. 3378), in den *Annales Erphesfurtenses Lothariani* (*Monumenta Erphesfurtensia saec. XII., XIII., XIV., Mon. Germ. hist. SS. rer. Germ.*) 34 zu 1126, 35 zu 1127 und 42 zu 1135; von da übernommen in der *Chronica S. Petri Erfordensis mod.* (ebenda) 165 zu 1126, 171 zu 1135; ferner 174 zu 1140; in *Otonis et Rahewini gesta Friderici I. imperatoris*³ 31 zu 1127 und 35 zu 1125; in den von Scheffer-Boichorst herausgegebenen *Annales Patherbrunnenses* 149, hier die Namensform *Wotheiricus*; der Name *Udalricus* findet sich aber auch in einer Urkunde des Bischofs Heinrich Zdik von Olmütz für das Kloster Strahov aus der Zeit zwischen 1143 und 1148 (*Codex diplomaticus regni Bohemiae* I Nr. 156). – Vermerkt sei auch, daß in der *Chronica S. Petri Erfordensis mod.* 186 zu 1172 und in den *Annales S. Petri Erphesfurtenses maiores* 60 zu 1173 auch Soběslav II. unter dem deutschen Namen Udalrich vorkommt.

³⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 34.

1126 in Haft genommen und vier Jahre darauf geblendet wurde. Da die Hochzeit Bretislavs II. und Liudgards im September des Jahres 1094 stattfand, kann der gleichnamige Sohn nicht älter als 35 Jahre gewesen sein, als er des Augenlichtes beraubt wurde. Wie lange er diesen Eingriff überlebt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Judith wurde dem Polenherzog Wladislaw Hermann schon 1079 oder 1080 verlobt. Sie schenkte ihm nur einen Sohn, den späteren Herzog Boleslav III., der 1084 geboren wurde und ein Alter von 54 Jahren erreichte. Wir sehen also, daß die Kinder der Ungarin Adelheid nur je ein Kind hatten, was eben doch die Vermutung zuließe, daß die Einkreuzung ungarischen Blutes, also nicht nur eines aus einem fremden Blutszuchtkreis, sondern sogar eines damals noch mehr als heute mit fremden Rasseneinschlägen durchsetzten Blutes, den Přemysliden nicht zum Vorteil gereicht hat.

Boleslav, der älteste Sohn aus der Ehe Wratislavs II. mit Swatawa, war unvermählt. Bořivoj heiratete die Babenbergerin Herbirg¹⁾, die ihm vier Söhne, Jaromir, Spitigněv, Lupold und Albrecht, und eine Tochter, Richeza, gebar. Herbirg wurde etwa um 1080 geboren und starb im Jahr 1142. Da sie das sechzigste Lebensjahr zweifellos erreicht hat, spricht zunächst nichts für die Annahme, sie könnte nicht erbtüchtig gewesen sein²⁾. Man wird da vielmehr an Bořivoj zu denken haben. Denn von den Kindern hatte nur der älteste Sohn Jaromir Nachkommenschaft, und alle sind verhältnismäßig früh gestorben. Da die Hochzeit im Jahr 1100 stattfand, kann Jaromir nicht viel über 35 Jahre alt geworden sein, Spitigněv etwa 55, das Todesjahr Lupolds kennen wir nicht, die jüngsten Kinder Albrecht und Richeza starben vor dem Vater, nämlich vor 1124, und haben wohl beide das zweite Jahrzehnt nicht mehr vollendet.

Wir sahen bereits zweimal, daß die jüngeren Kinder deutscher Mütter auch einen deutschen Taufnamen erhielten. Der jüngste Sohn Hemmas hieß Udalrich, der drittjüngste und jüngste Sohn Judiths von Schweinfurt führten die Namen Konrad und Otto, und ebenso hatten die drei jüngsten Kinder der Herbirg einen deutschen Namen. Lupold hieß so nach dem Großvater mütterlicherseits oder nach dem Bruder Herbirgs, dem Markgrafen Leopold III., bei Richeza ist die Annahme durchaus am Platz, daß die gleichnamige Gattin von Bořivojs Bruder Wladislaw I. Taufpatin war, daß man bei Albrecht an den Askanier denken könnte, wäre immerhin möglich, zumal ja zwei seiner Töchter mit Vettern Albrechts vermählt wurden.³⁾

Ergibt sich also schon hier der Eindruck, als ob eine Verbindung mit dem Blutszuchtkreis des von Anbeginn stärker mit deutschen Fürstenhäusern vermischten polnischen Herrscherhauses dem tschechischen biologisch weit weniger abträglich war als eine mit dem fremden Blutszuchtkreis der Arpaden, so verstärkt sich das, wenn wir die Ehe Wladislavs I. (1109–1125) mit Richeza von

¹⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 34 f.

²⁾ Wir kennen noch von drei Geschwistern Herbirgs das Todesjahr. Elisabeth hat den Vater um 9, Leopold III. um 41 und Sophie um 59 Jahre überlebt. Das bürgt wohl dafür, daß die Kinder des Markgrafen Leopolds II. erbtüchtig gewesen sind.

³⁾ Der zweitälteste Sohn Wladislavs II., Theobald, und der älteste Sohn Soběslavs I. waren mit Töchtern Albrechts des Bären verheiratet.

Berg¹⁾ unter diesen Gesichtspunkten betrachten. Ihr entsprossen eine Tochter, Swatawa und drei Söhne, Wladislaw, Theobald und Heinrich; die beiden jüngsten haben wieder deutsche Namen. Das Jahr der Hochzeit ist nicht bekannt, doch haben die Söhne beide Eltern um 42–49 Jahre überlebt, man wird also damit zu rechnen haben, daß sie insgesamt das sechste Jahrzehnt vollendet haben, und auch die erstgeborene Tochter Swatawa starb erst 20 Jahre nach ihren Eltern. Will man aber die Hochzeit in das Jahr 1109 versetzen, dann hätte Wladislaw II. ein Alter von etwa 72–73 Jahren erreicht, seine beiden jüngeren Brüder könnten dann zwischen 60 und 65 gestorben sein. Zu beachten ist übrigens, daß Richeza ein Kind unter dem Herzen trug, als Wladislaw I. starb.

Herzog Soběslav I. war mit Adelheid, einer Schwester König Belas II. von Ungarn, verheiratet. Sie gehört, allerdings auf dem Umweg über die Piasten, zur Nachkommenschaft der Mathilde, der schon einmal in diesen Zusammenhängen genannten Tochter Kaiser Ottos II., und gebar ihrem Gatten vier Söhne und eine Tochter. Sie haben, soweit man es feststellen kann, kein besonders hohes Alter erreicht. Wladislaw wurde 40 Jahre alt, Soběslav II. 52, Ulrich 43 und Wenzel 55 Jahre. Bei Ulrich wird man wohl zu berücksichtigen haben, daß er 1177 von seinem Bruder eingekerkert wurde und noch im gleichen Jahr starb. Wenzel blieb unvermählt, Soběslav II. heiratete eine Polin, die übrigen Kinder deutsche Fürsten oder Prinzessinnen, Wladislaw eine Tochter Albrechts des Bären, Marie den Babenberger Leopold IV. und in zweiter Ehe Herzog Hermann von Kärnten, Ulrich in erster Ehe Cäcilie von Thüringen und dann Sophie aus dem Hause Wettin²⁾. Die Zahl der Enkel Soběslavs I. ist überraschend gering. Die Ehen Wladislaws und Soběslavs II. blieben kinderlos, ebenso die Marias mit Leopold IV. Ihrem zweiten Gemahl Hermann gebar sie auch keine Kinder. Auch Ulrichs erste Ehe blieb kinderlos, von der Wettinerin Sophie hatte er nur eine Tochter Agnes, die Äbtissin in Gerberstein wurde. Diese Beobachtungen sprechen bereits sehr für die Annahme, daß die Kreuzung zweier fremder Blutkreise, wie sie das böhmische und ungarische Fürstenhaus darstellten, zwar nicht auf den Kinderreichtum der Ehen selbst einen ungünstigen Einfluß ausgeübt hat, daß aber doch rein erbbiologisch gesehen für die Přemysliden Ehen mit ungarischen Frauen nicht empfehlenswert waren. Zu einem abschließenden Urteil gelangt man freilich erst, wenn auch die Schicksale der Nachkommenschaft Herzog Friedrichs, König Otaker Přemysls I. und Otakers II. zur Erörterung gelangt sind, weil alle drei arpadische Prinzessinnen geheiratet haben. Entscheidend wird dabei sein, daß nur eine dieser ungarischen Frauen mehr deutsches Blut in den Adern hatte als Adelheid, die Gattin Soběslavs I. Von der Tochter Kaiser Ottos II. trennen sie sechs, sieben und zehn Geschlechterfolgen, so daß der deutsche Blutserschlag, der ja zudem nicht unmittelbar, sondern über die Piasten erfolgt war, kaum noch eine Rolle gespielt haben kann, ausgenommen bei Kunigunde, der Gattin Otakers II., deren Urgroßmutter Gertrud von Andechs-Meranien war.

Judith, die jüngste Tochter aus der Ehe Wratislavs II. und der Swatawa, freite Wiprecht von Groitzsch. Die Kinder starben im Alter von etwa 27 und

¹⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 35 ff.

²⁾ Über beide vgl. W. Wostry a. a. O. 44 f.

42–44 Jahren. Von allen přemyslidenischen Familien, die von den Kindern Wratislaws II. begründet wurden, ist bloß eine nicht im 12. Jahrhundert ausgestorben¹⁾, die Wladislaws I. und der Richeza von Berg.

Wladislaw II. (1140–1173) ist wieder der Urenkel und Sohn einer deutschen Frau. Über seine Bedeutung für Böhmen ist hier kein Wort zu verlieren, sie geht allein schon daraus hervor, daß ihm Kaiser Friedrich I. im Jahr 1158 die Königswürde erblich verliehen hat. Er war zweimal mit deutschen Prinzessinnen verheiratet und hatte aus erster Ehe mit der Babenbergerin Gertrud²⁾ drei Söhne, Friedrich, Swatopluk, Adalbert, und eine Tochter, Agnes, von Judith von Thüringen zwei Söhne, Přemysl, Wladislaw, und eine Tochter, Richeza. Gertruds Mutter Agnes war eine Tochter Kaiser Heinrichs IV. So kommt auch Blut aus dem hochbefähigten Haus der salischen Kaiser in die Familie der Přemysliden. Die Ehe zwischen Wladislaw II. und Gertrud ist etwa 1140 geschlossen worden; Herzog Friedrich starb noch vor Vollendung des 50. Lebensjahres, seine Schwester Agnes, die Äbtissin des Georgskloster in Prag, dürfte etwa 85 Jahre alt geworden sein, Swatopluk starb jung, vermutlich kaum 25 Jahre alt, der jüngste Sohn Adalbert, später Erzbischof von Salzburg, kann das fünfte Jahrzehnt wohl noch etwas überschritten haben.

Kaiserliches Blut in den Adern und des Reiches Ostmark als Heimat, das verpflichtet! Die Babenbergerin Gertrud hat fast allen Kindern deutsche Namen gegeben. Der älteste Sohn Friedrich hieß so wohl in Erinnerung an den ersten Gemahl von Gertruds Mutter, an den Staufer und Herzog Friedrich von Schwaben. Den Namen Agnes führten die Mutter und eine Schwester Gertruds, der Name Adalbert war in der Babenbergersippe nicht fremd, so hatte auch Gertruds ältester Bruder geheißen. Nur der Name Swatopluk ist schwer abzuleiten. Denn der Böhmenherzog dieses Namens (1107–1109) stammte aus dem Olmützer Zweig der Přemysliden, und es kommt nur noch einmal ein Swatopluk vor, der letzte Urenkel Herzog Konrads von Brünn. Gertrud war aber nicht nur eine deutschbewußte, sondern auch eine mutige Frau. Als Wladislaw II. im Jahr 1142 vor den mährischen Fürsten an den Hof Konrads III. fliehen mußte, überließ er die Verteidigung Prags seinem Bruder Theobald und seiner Gattin, der er am meisten vertraute³⁾.

Herzog Friedrich darf nicht zu den besonderen Leistungsträgern gezählt werden. Aber er entspricht insofern der Regel, als er Elisabeth, eine Tochter König Geisas II. von Ungarn, freite. Die Ehe war kinderreich⁴⁾, Elisabeth gebar einen Sohn und fünf Töchter, aber alle starben verhältnismäßig früh. Das Todesjahr der ältesten Tochter kennen wir so wenig wie ihren Namen. Sophie wurde etwa 38 Jahre alt, Wratislaw starb noch nicht dreißigjährig, Olga und Margarethe vor

¹⁾ Von der Äbtissin Agnes von Gerberstadt, der Enkelin Soběslavs I., sehe ich hier ab, ihr Todesjahr ist mir nicht bekannt.

²⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 38 ff.

³⁾ Cui maxime in hoc articulo confidebat, Vinzenz von Prag, *Fontes rerum Bohemicarum* 2, 412.

⁴⁾ Ich folge hier der Stammtafel bei Novotný, der die Hochzeit in das Jahr 1147 setzt. Isenburg, Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten, Taf. 24, gibt kein Jahr an.

Vollendung des zweiten Jahrzehnts. Nur Ludmilla, die in erster Ehe mit den Grafen Albrecht von Bogen, in zweiter mit dem Pfalzgrafen Ludwig verheiratet war, ist an die 90 Jahre alt geworden. Die Annahme, daß Mischehen mit ungarischen Frauen erbbiologisch wenig taugten, gewinnt nun schon mehr Wahrscheinlichkeit als die andere, auch diese Ungarin könnte nicht erbtüchtig gewesen sein. Gegen sie spräche ja nicht nur, daß Elisabeth nach der Hochzeit noch mehr als 42 Jahre gelebt hat, sondern vor allem ihre besondere Tatkraft¹⁾.

In zweiter Ehe war Wladislaw mit Judith von Thüringen verheiratet²⁾. Auch sie war eine ungewöhnlich tatkräftige Frau. Es würde genügen, daß sie den Bau einer steinernen Brücke über die Moldau in Prag angeordnet hat. Sie hat aber auch durchgesetzt, daß zwei ihrer Verwandten, Deutsche also, Bischöfe von Prag wurden, Gotbold, der Abt von Sedletz, und Friedrich, gegen den man sein Nichtvertrautsein mit böhmischen Belangen und seine Unkenntnis der tschechischen Sprache ins Treffen geführt hatte. Dagegen hat Judith nicht verhindert, daß ihre Söhne tschechische Taufnamen bekamen. Der Älteste erhielt den des sagenhaften Ahnherrn des Geschlechts, den bis dahin kein Přemyslide geführt hatte, der zweite Sohn hieß nach dem Vater Wladislaw. Přemysl hat den deutschen Namen Otaker noch nicht geführt, als er zum erstenmal 1192 Herzog von Böhmen wurde; auch Heinrich nannte sich 1197 als Herzog nicht Heinrich. Die deutsche Reichskanzlei hatte wohl die beiden Brüder meist nur mit einem deutschen Namen unter den Zeugen angeführt, in den Titel ihrer Urkunden haben die Brüder aber den deutschen Taufnamen erst 1212 aufgenommen³⁾. Nur das jüngste Kind Judiths, Richeza, erhielt den deutschen Namen nach der Großmutter.

¹⁾ Vgl. Gerlach von Mühlhausen, *Fontes rerum Bohemicarum* 2, 474 ff., bes. 476: *domna Elisabeth, quae publicam rem Bohemiae plus quam vir regebat.*

²⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 40 ff.

³⁾ H. Zatschek, Namensänderung und Doppelnamen in Böhmen und Mähren im hohen Mittelalter, *Zeitschr. f. sudetendeutsche Geschichte* 3, 7 ff. Das Auftreten des Namens Přemysl und Otaker stellt uns vor ein Rätsel, das auch einmal gelöst werden muß. Für diesmal nur so viel, daß zuerst in Mähren das bewußte Zurückgreifen in der Namengebung auf die Frühzeit einsetzt. Otto von Olmütz griff auf den großmährischen Herzog Swatopluk zurück und ließ seinen ältesten Sohn so taufen. Swatopluks Sohn, der 1107 geboren und von Heinrich V. aus der Taufe gehoben wurde, hat sich des deutschen Namens Heinrich nicht bedient, sondern nannte sich Wenzel (H. Zatschek a. a. O. 4). Damit taucht seit etwa 150 Jahren zum erstenmal wieder dieser Name im Přemyslidenhause auf (der erste, früh verstorbene Sohn Boleslavs II. hieß Wenzel). Einer der Enkel Konrads von Brünn hieß Wratislaw, dessen Söhne Spitigněv und Swatopluk. Der jüngste Sohn Soběslavs I. erhielt den Namen Wenzel, Wladislaw II. ließ einen Sohn Swatopluk taufen, sein Neffe Theobald II. den jüngsten Sohn Boleslav, von den fünf Söhnen Theobalds III. hieß einer Bořivoj. Man sieht, daß der Reihe nach die Namen der ältesten geschichtlich faßbaren Přemysliden wieder auftauchen, Bořivoj, Spitigněv und Wratislaw, Wenzel und Boleslav. Mode wurden diese Namen aber doch erst seit der Jahrhundertmitte. Den ältesten Beleg für den Namen Otaker scheint für Herzog Přemysl eine Urkunde Kaiser Heinrichs VI. vom 1. Juni 1192 zu bieten (Stumpf Nr. 4746). Ob es ein Zufall ist, daß wenige Wochen vorher, nämlich am 9. Mai, mit Otakar IV. das Haus der steirischen Otakare ausgestorben war, bleibe dahingestellt.

Judith war jedenfalls kerngesund. Wenn sie wirklich erst nach 1198 gestorben ist¹⁾, dann hätte sie 45 Jahre nach der Hochzeit noch gelebt und müßte älter als 60 Jahre geworden sein. Otaker Přemysl I. ist nahezu 80 Jahre alt geworden, sein Bruder Wladislaw Heinrich, Markgraf von Mähren, etwa 70, die Schwester wird allerdings das 25. Lebensjahr kaum erreicht haben. Markgraf Wladislaw Heinrich ist von seinem Bruder in den Schatten gestellt worden, obzwar auch er bedeutend war. Aber Otaker I. ist eine der gewaltigsten Gestalten des Přemyslidenhauses, er hatte entscheidenden Anteil an der Rückkehr der Stauer, er hat erreicht, daß Böhmen dauernd ein Königreich wurde. Dieser Ausbau der Stellung Böhmens und die Rolle, die Otaker I. gespielt hat, alles das ist wohl mit dadurch bedingt, daß der König eine deutsche Mutter und Großmutter hatte. Seine Lebenskraft war unverwüsthch. Von zwei Frauen hatte er fünf Söhne und acht Töchter.

Die Kinder aus der Ehe mit Adele von Meißen²⁾ starben, soweit Nachrichten erhalten sind, ziemlich früh; Wratislaw mit etwa 37, Margarethe mit 23 Jahren, das Todesjahr der beiden jüngsten Töchter kennen wir nicht. Adele selbst starb 1211 und dürfte kaum das 50. Lebensjahr erreicht haben. Auch wenn man ihr und ihrer Kinder unglückliches Geschick entsprechend in Rechnung stellt, bleibt doch der Eindruck bestehen, daß Adele erblich nicht günstig veranlagt war. Otaker Přemysl I. hat sie alle überlebt.

In zweiter Ehe war Otaker I. mit Konstanze, der Tochter König Belas III. von Ungarn verheiratet. Ihre Mutter Agnes war eine Französin. Konstanze selbst kann, obzwar sie ihrem Gatten neun Kinder gebar, nicht erbggesund gewesen sein oder, auch dies ist möglich, die Blutmischung war unglücklich. Der erste Sohn Wratislaw starb in frühester Jugend, ebenso eine Tochter Agnes. Der Markgraf Wladislaw von Mähren wurde 20 Jahre alt, sein Bruder Přemysl 30 Jahre, Wenzel I. 48 Jahre. Gesund ist auch er nicht gewesen. In seinen Urkunden wird eine ganze Anzahl von Ärzten genannt; der bedeutendste von ihnen war der Magister und Pfarrer Wilhelm von S. Michael in Znaim, der schon Arzt des Markgrafen Přemysl gewesen war³⁾. In einer Königsurkunde vom Jahr 1243, deren Empfänger Wilhelm ist, lesen wir von den unentwegten Diensten, die dieser besondere Hüter der königlichen Gesundheit Wenzel wohl schon seit Jahren erwiesen hatte⁴⁾. Genannt als Ärzte werden dann noch der Magister und Ritter Konrad⁵⁾, der Arzt Kuno⁶⁾ und der Magister und königliche Arzt Simon⁷⁾.

¹⁾ So W. Wostry a. a. O. 44.

²⁾ Vgl. W. Wostry a. a. O. 45 ff. Wostry setzt die Eheschließung um 1180 an, während Novotný in der Stammtafel zum 3. Band seiner *České dějiny* das Jahr 1187 angibt. Ich habe mich hier wie überhaupt an diese Stammtafel gehalten.

³⁾ Erben, *Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae* 1, Nr. 808 (1233), Nr. 824 (1233), Nr. 833 (1234), Nr. 841 (1234).

⁴⁾ Erben, Nr. 1091. Es heißt da: *Attendentes grata et accepta servitia, quae nobis magister Wilhelmus, dilectus clericus et capellanus noster et custos corporis nostri specialis, plebanus sancti Michaelis in Znoym, exhibet incessanter.*

⁵⁾ Erben, Nr. 1091: *Conradus physicus*; Nr. 1233 (1249): *magister Cunradus miles et physicus noster*; Nr. 1343 (1253): *magister Conradus physicus noster.*

⁶⁾ Erben Nr. 1091.

⁷⁾ Erben, Nr. 1343: *Magister Symon physicus noster.*

Höchst auffällig ist nun, daß die Töchter der Konstanze ein weit höheres Alter erreicht haben als die Söhne. Anna, die Gattin des Piasten Heinrichs II. überschritt das 60. Lebensjahr, Wilhelmine und Agnes wurden beide 71 Jahre alt. Selten wird im Hinblick auf das erreichte Alter eine Scheidung zwischen den Söhnen und Töchtern so deutlich zutage treten wie gerade hier. Mit Konstanze mußte die noch im 12. Jahrhundert übliche Senioratserbfolge dem Erstgeburtsrecht weichen, weil von nun ab beim Ableben des Königs nur ein Sohn da war. Von dem Kinderreichtum dieser Ehe dürfen wir uns nicht täuschen lassen; das frühe Sterben aller Söhne der Konstanze führt erneut zu dem Schluß, daß die Einkreuzung von Blut aus dem ungarischen Fürstenhaus nicht gut tat.

Wenzel I. (1230–1253) ist ja auch kein Fürst, über den viel Rühmliches zu berichten wäre. Seine schwache Gesundheit und seine Sehnsucht, mit möglichst geringem Gefolge in der Einsamkeit zu leben¹⁾, erklären schon ausreichend, warum dieser Přemyslide mit den anderen böhmischen Königen nicht in einem Atem genannt werden darf. Er bestätigt wieder die Regel, da er eine deutsche Frau heiratete, die Staufin Kunigunde²⁾. Sie schenkte ihrem Gemahl zwei Söhne und drei Töchter; Name und Geschlecht des jüngsten Kindes sind unbekannt. Fast alle starben in jungen Jahren, wobei man allerdings den gewaltsamen Tod Otakers II. in Erwägung ziehen muß. Er selbst wurde 45 Jahre alt, sein Bruder Wladislaw 18, die Schwestern Beatrix und Agnes etwa 35 und 31 Jahre, die letzte Tochter, deren Namen wir nicht kennen, starb als kleines Kind. Obwohl Wenzel I. nicht mehr als erbtüchtig gelten kann, wird man doch zu fragen haben, ob nicht auch die Mutter schuldlos Schuld an dem frühen Tod ihrer Kinder trägt.

Damit stoßen wir hinein in den Fragenkreis, der sich aus Eheverbindungen zwischen deutschen Fürstenhäusern und byzantinischen Frauen ergibt. Eine Prüfung im einzelnen ist noch nicht erfolgt, aber gewisse Beobachtungen sind jetzt bereits möglich. Die Ehe Kaiser Ottos II. mit Theophanu war ein Unglück für den Sohn und für Deutschland. Das zwiespältige Wesen Ottos III. und sein früher Tod finden von da aus eine ausreichende Erklärung. Andere Beispiele bietet das Geschlecht der Babenberger. Heinrich II. heiratete Theodora Comnena. Leopold V. wurde 37 Jahre alt, Heinrichs von Mödling Todesjahr steht nicht fest³⁾. Theodoras Enkel, Herzog Leopold VI., heiratete wieder eine Theodora, eine Enkelin des Kaisers Isaak Angelos. Von den Söhnen wurde Leopold 9. Heinrich 20, Friedrich II. kaum 37 Jahre alt. Gewiß, er fiel in der Schlacht; aber seine Kinderlosigkeit, obzwar er zweimal verheiratet war, ist doch sehr kennzeichnend. Und nun der Hohenstauffer Philipp von Schwaben, der mit Irene von Byzanz vermählt war. Die Ehe blieb söhnelos, keine der vier Töchter hat ein hohes Alter erreicht, sogar Kunigunde, die merklich älter wurde als ihre

¹⁾ Vgl. dazu *Fontes rerum Bohemicarum* 2, 303: Anno 1245, regni autem regis Wenceslai XV vel XVI idem rex voluntati suae carnis deditus, coepit solitariam vitam amare et castella vel domos ad hoc fabricatas cum paucis solus inhabitare.





















²⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 48 f.

³⁾ Isenburg a. a. O. Taf. 15 gibt 1233 an, während z. B. in der Stammtafel bei Krones-Uhlirz, Österreichische Geschichte Bd. I, zwei Heinriche von Mödling geschieden werden und als Todesdatum Heinrichs I. 1182 angegeben wird. In dem Fall wäre er nur 24 Jahre alt geworden.

Schwestern, ist noch im vierten Jahrzehnt ihres Lebens gestorben. So wird man mit hoher Wahrscheinlichkeit behaupten dürfen, daß diese Mischung mit Blut aus einem ganz fremden Auslesekreis das der Staufer nicht gebessert, sondern geschwächt hat, so daß wir den frühen Tod der Kinder Wenzels I. und der Kunigunde heute viel besser verstehen.

Otaker II. (1253–1278), der größte und deutscheste seines Geschlechtes, hat aus politischen Gründen die Babenbergerin Margarethe¹⁾ geheiratet. Die Ehe blieb, wie bei dem großen Altersunterschied der Gatten nicht anders zu erwarten war, kinderlos. Aus einem Verhältnis Otakers mit einem Hoffräulein stammten ein Sohn Nikolaus, der später Herzog von Troppau wurde, und zwei Töchter. Da der Papst diese Kinder zwar als ehelich anerkannte, Nikolaus aber die Berechtigung zur Thronfolge in Böhmen absprach, ließ sich Otaker II. von Margarethe scheiden und heiratete Kunigunde, eine Enkelin Belas IV. von Ungarn. Sie ist die einzige der hier zu besprechenden ungarischen Prinzessinnen, die ohne den Umweg über die Piasten auch deutsches Bluterbe hatte; Kunigundes Urgroßmutter war Gertrud von Andechs-Meran. Es ist aber notwendig, noch weiter auf die Ahnen Kunigundes einzugehen. Gertruds Sohn Bela IV. hatte sich mit Maria Las-karis vermählt, das Haus war griechischen Ursprungs, nach 1204 hatte

Marias Vater Theodor I. in Nizäa ein Kaiserreich errichtet. Und Anna, die Mutter Kunigundes, hatte Rostislav von Machow geheiratet, den Sohn des Fürsten Michael von Tschernigow. Bei den Nachkommen König Andreas II. ist also höchst verschiedenartiges Blut gekreuzt; in diesem Zusammenhang ist es recht bemerkenswert, daß die Arpaden bald darauf ausgestorben sind. Die Folgen dieser Heiratspolitik sind nun auch bei Kunigunde selbst zu beachten. Drei Kinder gingen aus ihrer Ehe mit Otaker II. hervor, Kunigunde, Agnes und Wenzel II.

<i>Boleslav II.</i>			<i>Hemma</i>
<i>Udalrich</i>			<i>Božena</i>
<i>Břetislav</i>			<i>Judith</i>
<i>Wratislaw I.</i>			<i>Swatawa</i>
<i>Wladislaw I.</i>			<i>Richeza</i>
<i>Wladislaw II.</i>			<i>Judith</i>
<i>Otaker Přemysl I.</i>			<i>Konstanze</i>
<i>Wenzel I.</i>			<i>Kunigunde</i>
<i>Otaker II.</i>			<i>Kunigunde</i>
<i>Wenzel II.</i>			<i>Guta</i>
<i>Wenzel III.</i>			<i>Viola</i>

¹⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 50 ff.

Dieser starb als 34jähriger, Agnes wurde 27 Jahre alt, nur die älteste Tochter hat das 56. Lebensjahr erreicht. Mag sein, daß das geruhame Leben als Äbtissin von St. Georg in Prag dazu beigetragen hat. Wieder ist zu sagen, wenn diesesmal auch andere Gründe verschärfend hinzutreten, daß die unheilvolle ungarische Blutsmischung den Přemysliden kein Glück gebracht hat.

Wenzel II. (1283–1305) hatte von der Habsburgerin Guta¹⁾ vier Söhne und fünf Töchter, von der Polin Elisabeth eine Tochter. Das Schicksal dieser kinderreichen Familie ist unsagbar traurig. Přemysl wurde nur 6 Monate und 13 Tage alt, Wenzel III. bald nach Vollendung des 17. Lebensjahres ermordet, Agnes wurde etwa 4, Anna 23 Jahre alt, Elisabeth starb im 39. Jahr, Guta wurde 1 Jahr und 5 Monate alt, ein Sohn Johann gar nur drei Tage, ein zweiter kaum 1³/₄ Jahre, Margarethe 26 Jahre, die Tochter aus zweiter Ehe 32 Jahre. Es sieht nicht so aus, als ob Wenzel III. wesentlich älter geworden wäre, wenn ihn das Schicksal vor einem gewaltsamen Tod bewahrt hätte. Es hat auch nicht den Anschein, als ob etwa Guta an dem Erlöschen des přemysliden Hauses allein die Schuld träge. Daß sie noch vor Erreichung des 30. Jahres starb, überrascht nicht, wenn man erwägt, daß sie als etwa Zwanzigjährige das erste Kind bekam, ein Jahr später Zwillinge, und daß sie dann mit einer Ausnahme jedes Jahr im Kindbett lag²⁾. Von Wenzel II. wissen wir genau, daß er keine feste Gesundheit hatte. Sogar in Rom war man darüber unterrichtet, weil der König in einer nicht mehr erhaltenen Bittschrift an Papst Bonifaz VIII. darüber Mitteilungen gemacht hatte. Die päpstliche Erledigung ist erhalten und gewährt ausreichende Aufschlüsse³⁾. Zu beachten bleibt aber doch, daß die Kinder Rudolfs von Habsburg im Durchschnitt nur 35 Jahre alt geworden sind⁴⁾. In Wenzel II. und Guta

¹⁾ Über sie vgl. W. Wostry a. a. O. 53 ff.

²⁾ Ich weiche hier von Novotný und Wostry ab, die beide 1271 als Geburtsjahr Gutas angeben. Dieses Jahr kann aber nicht richtig sein, weil in ihm Rudolf von Habsburg ein gleichnamiger Sohn geboren wurde und sich zwischen diesen und Guta noch eine Schwester Clementia einschleibt. Von diesen beiden Schwestern nimmt O. Redlich, Rudolf von Habsburg 748, an, sie seien zwischen 20. März 1267 und 1271 geboren. Nun läßt sich aber das Geburtsjahr Gutas vermutlich noch genauer bestimmen. Von drei der bis 1271 geborenen neun Kinder Rudolfs von Habsburg kennen wir das Geburtsjahr, von Albrecht (1255), Hartmann (1263) und Rudolf (1271). Zwischen 1255 und 1263 und zwischen 1263 und 1271 wurden je drei Töchter geboren, so daß die Vermutung sehr wahrscheinlich ist, daß jedes zweite Jahr ein Kind auf die Welt kam. Guta wäre dann 1267 geboren und 30 Jahre alt geworden. Da Clementia aber doch auch eine Zwillingsschwester Gutas gewesen sein könnte, wurde diese oben als etwa zwanzigjährig bei der Geburt des ersten Kindes bezeichnet.

³⁾ In einem Schreiben an die Äbte von Sedletz und Königssaal vom 31. März 1297 spricht der Papst einleitend und allgemein von *personae debiles et infirmae, von corporeae hospitalis defectus aut naturae debilitas* und geht dann auf Wenzel über: *idem rex fore naturae debilis ac pati defectum vigoris proprii corporis dinoscatur, et piscium esum abhorreat ac alia cibaria quadragesimalia suae complexionis seu dispositioni bene non competent, . . . possit vesci carnibus, ovis et lacticiniis . . .*, Emler, Regesta II Nr. 1747.

⁴⁾ Das am längsten Lebende erreichte 61, das am frühesten Gestorbene nur 17 Jahre. Unberücksichtigt bleiben der 1276 geborene und gestorbene Sohn Karl und ein zwischen

trafen zwei Menschen aufeinander, denen aus vermutlich doch erbbiologischen Ursachen die Eltern keine große Lebenskraft mitgeben konnten. Die Habsburger haben sich durch eine erbbiologisch günstige Ehe wieder erholt, die Kinder Albrechts I. erreichen bereits ein Durchschnittsalter von 46 Jahren – wenn man den gleich nach der Geburt gestorbenen Sohn Meinhard nicht mitzählt ¹⁾, die Přemysliden sind zugrunde gegangen. Vergleicht man die Stammtafeln beider Geschlechter, dann liegt die Ursache zutage. Hier wie dort können wir seit der Mitte des 10. Jahrhunderts elf Geschlechterfolgen überblicken. Bei den Habsburgern finden wir nur deutschblütige Frauen, bei den Přemysliden durch mehr als ein Vierteljahrtausend überhaupt keine tschechische Frau mehr, dafür viele Angehörige eines völlig fremden Auslesekreises, Ungarinnen.

Die Ergebnisse dürften die angewendete Mühe rechtfertigen. Es ist tatsächlich eine nur durch Otaker Přemysl I. durchbrochene Regel, daß alle hervorragenden Přemysliden eine deutsche Urgroßmutter und Mutter hatten. Wratislaw und Wladislaw II., Otaker I. und Otaker II. gehören zu den besonderen Leistungsträgern aus diesem Fürstenhaus und sind allen übrigen männlichen Gsippen turmhoch überlegen. Wir meinen, daß die Aufartung durch Blut des hochstehenden deutschen Standesauslesekreises an diesem einen Beispiel erwiesen ist.

Daß der Kinderreichtum in Ehen mit Ungarinnen oder Polinnen wesentlich größer gewesen ist als bei Ehen mit deutschen Frauen, kann nicht geleugnet werden. Bei neun deutschen Frauen²⁾ liegt der Durchschnitt auf 4,77, bei vier Ungarinnen³⁾ auf 5,25. Für polnische Verbindungen haben wir aus der von uns näher untersuchten Spanne nur ein Beispiel an Swatawa mit fünf Kindern. Weil hier der Vergleichsstoff überaus kärglich ist, geht vermutlich jeglicher Schluß zu weit. Daß dagegen Erbgut aus dem ungarischen Standesauslesekreis weder die Leistung noch die Lebenstüchtigkeit der Přemysliden steigerte und Kinder aus solchen Ehen verhältnismäßig kurzlebig waren, dürfte – wieder für diesen Einzelfall – feststehen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß mitteldeutsche Frauen sich auffälligerweise als Přemyslidenmütter besser bewährten als süddeutsche. Mit der Nachkommenschaft einer Judith von Schweinfurt und einer Judith von Thüringen können sich die Kinder einer Richeza von Berg, der Babenbergerinnen Herbirg und Gertrud und die der Habsburgerin Guta nicht messen.

Der Geschichtsforscher fühlt sich nicht berufen, aus den Nachweisen, die er vorlegen durfte, noch weitergehende Schlüsse abzuleiten. Aber er möchte über die Tragfähigkeit seiner Ergebnisse noch selbst ein Urteil abgeben. Verallgemeinern darf man sie nicht. Sie bieten gewiß keine Möglichkeit, von hier aus auf die Bedeutung des deutschen Blutes für den tschechischen Volkskörper allgemein gültige Regeln abzuleiten. Denn eine Familie, in die seit etwa 1005, also durch

1277 und 1280 geborener und gestorbener Sohn unbekanntem Namens. Wollte man sie mit einbeziehen, dann käme man auf ein Durchschnittsalter von 29 Jahren. Freilich darf nicht übersehen werden, daß König Albrecht durch Mörderhand endete und Hartmann ertrank.

¹⁾ Die zweitälteste Tochter Agnes ist im Alter von 83 Jahren gestorben.

²⁾ Hemma, Judith, Herbirg, Richeza, Gertrud, Judith, Adelheid, Kunigunde, Guta.

³⁾ Adelheid, Adelheid, Konstanze, Kunigunde.

volle drei Jahrhunderte, kein tschechisches Blut mehr eingeströmt ist, kann blutsmäßig gar nicht mehr als tschechische Sippe gewertet werden. Überdies fällt für die Entwicklung der breiten Massen des tschechischen Volkes die Einkreuzung ungarischen Blutes weg.

Das tschechische Volk selbst hat naturgemäß länger wesentliche Züge seines ursprünglichen Erbgepräges bewahren können als das Fürstenhaus. Dennoch ist die Entwicklung des Herrscherhauses der Přemysliden in gewisser Weise auch charakteristisch für die biologischen Geschehnisse des tschechischen Volkstums überhaupt¹⁾. Auch dieses ist schon im Mittelalter und erst recht in der Zeit seit dem Dreißigjährigen Kriege mit deutschem Sippengut immer wieder aufgestockt worden, so daß in dieser aufartenden Wirkung ständig neuer Einkreuzung von Sippengut aus dem benachbarten, ursprünglich deutlich höherwertigen völkischen Blutzuchtkreis des deutschen Volkes die weitgehende nicht nur rassische, sondern auch leistungsmäßige Angleichung verständlich wird, die das heutige Verhältnis beider Völker bestimmt.

¹⁾ Die Parallele kann unseres Erachtens aber nicht so, wie das der tschechische Anthropologe J. Matiegka tut, auch auf die rein anthropologische Wandlung des tschechischen Volkes ausgedehnt werden. M. sucht (Československá Vlastivěda II [Člověk S. 181 ff.]) seine Lehre von der allmählichen Änderung des anthropologischen Bildes des böhmisch-mährischen Raumes durch Hinweis auf das Fürstenhaus der Přemysliden zu stützen. Dabei unterläuft ihm das Mißgeschick, daß er die einzigen angeblichen Spätprämyslidenköpfe, die ihm dazu dienen könnten, nur deswegen für wahrscheinlich echt hält, weil ihre Kurzköpfigkeit (♂ 85,23 und 80,63, ♀ 82,32 [?]) „im Einklang steht mit dem Kurzköpfigwerden der übrigen Bevölkerung; denn sicherlich breitete sich die Kurzköpfigkeit fortschreitend auch in der fürstlichen Familie aus“. Ein ausgemachter Zirkelschluß!

Das Schaubild ist einer der möglichen Versuche, die Zusammensetzung des přemyslidischen Blutes zu veranschaulichen. Es ist auf das äußerste vereinfacht, nicht alle Herzöge sind berücksichtigt, wohl aber stehen alle im Verhältnis von Sohn zu Vater. Die Frauen sind als rein deutsch, polnisch oder ungarisch angenommen, was, wie wir wissen, nicht ohne weiteres zutrifft. Man hätte bei Swatawa und den Ungarinnen Konstanze und Kunigunde den deutschen, bei der Stauferin Kunigunde den byzantinischen Blutsanteil einzeichnen können. Das Endergebnis bei Wenzel III. würde sich nicht verschieben; dafür tritt so greifbar zutage, daß jeder Leistungsträger – Otakar Přemysl I. ausgenommen – eine deutsche Mutter und Urgroßmutter hat. Wenn in diesem Schaubild bei Wenzel III. tschechisches Blut nicht mehr kenntlich gemacht werden konnte, so weiß der Fachmann natürlich, daß es sehr wohl möglich ist, daß aus der ursprünglichen Ausgangserbmasse sich dominante Erbzüge behaupten können.

Gleichfalls stark vereinfacht ist die Stammtafel, deren Beigabe bei der Fülle der Namen doch notwendig erschien. Der mährische Zweig wurde nicht berücksichtigt, ebensowenig die Nachkommenschaft přemyslidischer Prinzessinnen, die in fremde Sippen hineingeheiratet haben. Die beigefügten Jahreszahlen geben das Todesjahr an.

Nachtrag zu Müller, F.: Untersuchungen über die Zahl und das Geschlechtsverhältnis der Geschwister von begabten und unbegabten Schülern

Arch. Rass. Biol. 32, 143 (1938)

Bei Veröffentlichung meiner oben genannten Untersuchungen (4) waren mir die Arbeiten Weinbergs (5) über die Wirkungen, die eine sich beim Sammeln der Ausgangsfälle für eine Untersuchung einstellende Auslese zur Folge hat – mag diese Auslese nun beabsichtigt oder unbeabsichtigt sein –, größtenteils unbekannt. Andernfalls hätte ich, da ich in meiner Veröffentlichung auch den Befund Fahlbecks (1) erwähnte, daß bei im Mannesstamme aussterbenden schwedischen Adelsgeschlechtern die Knabenziffer sinkt, auch bemerken müssen, daß nach Weinberg (6) dieser Vorgang allein dadurch bedingt sein könnte, daß jene Geschlechter von vornherein eine Auslese nach Erhaltung im Mannesstamme darstellten. Und wenn Lenz (3) – auf Grund anderweitiger Überlegungen – sich in dem Sinne geäußert hat, daß in den von Fahlbeck beforschten Familien seines Erachtens dennoch der Satz Fahlbecks, wenn auch lange nicht in dem Maße, als sein Urheber meinte, zu Recht bestehe, so erklärt doch auch er im gleichen Aufsatz, Weinberg habe einwandfrei gezeigt, daß die Lehre Fahlbecks bisher nicht bewiesen sei. – Aber auch bei Darstellung verschiedener eigener Untersuchungsergebnisse habe ich den genannten Auslesewirkungen nicht immer hinreichend Rechnung getragen, und da gerade auf diese Ergebnisse in letzter Zeit mehrfach Bezug genommen wurde¹, fühle ich mich zu folgenden Bemerkungen verpflichtet:

Die Ausgangsfälle meiner Untersuchung über das Geschlechtsverhältnis in den Geschwisterreihen begabter und unbegabter Schüler bestanden bei den begabten Schülern aus 565 Knaben und 412 Mädchen, bei den unbegabten Schülern aus 535 Knaben und 268 Mädchen. Worauf das Überwiegen der Knaben unter den Ausgangsfällen beruht, sei hier nur angedeutet. Teilweise dürfte es mit dem Umstand zusammenhängen, daß die Ausgangsfälle nur aus den höheren Klassen der Hilfs- und Volksschulen, dagegen aus allen Klassen der höheren Schulen gewonnen wurden, und daß Knaben im allgemeinen bis zu einem höheren Alter die Schulen zu besuchen pflegen als Mädchen. Bei den unbegabten Schülern aber dürfte das Überwiegen der Knaben vor allem dadurch bedingt oder mitbedingt sein, daß diese unter den unbegabten Schülern ganz allgemein häufiger sind als Mädchen. Weswegen dieses letzte der Fall ist, soll hier nicht näher erörtert werden. Es ist noch nicht geklärt, ob es etwa damit zusammenhängt, daß der Schwachsinn z. T. ein geschlechtsgebundenes Merkmal sein könnte. Vielleicht ist das Überwiegen mangelhafter Begabungen unter den Knaben auch nur eine

¹) Anm. bei der Korrektur: Die Ausführungen von Jensch (Arch. f. Psychiatrie 112, 529 [1941]), die sich mit einem Teile meiner vorliegenden Darlegungen decken, wurden mir allerdings erst während der Drucklegung dieses Nachtrages bekannt.

Folge ihrer sonstigen von der der Mädchen verschiedenen Wesensart; möglich ist auch, daß die Schulanforderungen an die Knaben z. T. höhere sind als die an Mädchen. Über alle diese Fragen sehe man etwa die Ausführungen Judas (2) nach.

Jedenfalls leuchtet ein, daß dann, wenn wir die Ausgangsfälle mitzählen, ein Überwiegen der Knaben in den Geschwisterreihen unserer Ausgangsfälle schon ganz allein auf das Überwiegen der Knaben eben unter den Ausgangsfällen selbst zurückzuführen sein kann. Ist dies aber der Fall, so ist aus einem entsprechenden Befund noch nicht zu schließen, daß Elternpaare, die die Eigenschaft haben, schwachbegabte Kinder zu zeugen, überdies – d. h. auch wenn man davon absieht, daß mangelhafte Schulleistungen häufiger beim männlichen Geschlecht beobachtet werden – dazu neigen, besonders viel Knaben zu zeugen. Der Befund kann vielmehr allein dadurch bedingt sein, daß im allgemeinen unter Knaben die Schwachbegabten häufiger sind als unter Mädchen. Will man aber die Frage nach einer besonderen Beschaffenheit der betreffenden Elternpaare unabhängig von diesem Umstand beantwortet haben – und das war ja eigentlich das Ziel meiner Untersuchungen –, so muß man auszählen, wie sich die Anzahl der Knaben zu der der Mädchen, und zwar allein unter den Geschwistern der Ausgangsfälle, also ohne die Ausgangsfälle selbst, verhält. Dabei wäre allerdings, wie Weinberg (5) bei Besprechung seiner „Probandenmethode“ ausgeführt hat, jede unmittelbar erfaßte Person, in meinem Falle also jedes unmittelbar erfaßte Schulkind, als Ausgangsfall zu zählen und zu behandeln, also auch dann, wenn bereits eines seiner Geschwister als Ausgangsfall erfaßt sein sollte, mit anderen Worten, es wären die Geschwister von solchen den gleichen Geschwisterreihen angehörenden Ausgangsfällen entsprechend mehrfach zu zählen.

Beim Sammeln meiner Fälle bin ich nun nicht in dieser Weise vorgegangen, ich legte damals im Gegenteil nur Wert darauf, Mehrfachzählungen von Geschwisterreihen zu vermeiden. Doch habe ich in der Arbeit S. 147 unten angegeben, wieviele Knaben und wieviele Mädchen sich in den Geschwisterreihen der begabten Ausgangsfälle einerseits und der unbegabten andererseits ergaben, wenn man in jeder Reihe das eine Geschwister unberücksichtigt läßt, auf das ich beim Sammeln der Ausgangsfälle als erstes (und bei vielen Geschwisterreihen blieb dies das einzige unmittelbar erfaßte) gestoßen war, über das ich also die betreffende Geschwisterreihe gewonnen hatte. Das sich auf Grund dieser Zahlen ergebende Geschlechtsverhältnis dürfte wenigstens ungefähr dem richtigen, das sich beim Auszählen nach der Probandenmethode ergeben würde, entsprechen, ihm jedenfalls weit näher kommen als die auf S. 148 meiner Arbeit angegebenen Ziffern. Ich gebe im folgenden in Tab. 1 eine Gegenüberstellung der Befunde mit und ohne Berücksichtigung der Ausgangsfälle, und zwar für die auch in meiner damaligen Arbeit aufgestellten vier Gruppen der Gesamtheit der Begabten, der Gesamtheit der Unbegabten, der Familien der Begabten mit abgeschlossener Zeugungsfolge und der abgeschlossenen Familien der Unbegabten. Außer der Angabe, wieviele Knaben auf jeweils 100 Mädchen treffen, habe ich auch noch die Knabenprozentziffern sowie die einfachen mittleren Fehler der Knabenprozentziffer der Norm, die ja bekanntlich 51,6% beträgt, angegeben.

Werden die Probanden (Ausgangsfälle) mit berücksichtigt, so entspricht nur in einer Gruppe (abgeschlossene Familien der Begabten) die Knabenprozentziffer

Tabelle 1. Gegenüberstellung der Befunde mit und ohne Einbeziehung der Ausgangsfälle

		Einschließlich der Ausgangsfälle			Ohne Ausgangsfälle		
		Knaben- ziffer	Knaben- prozent- ziffer	m. F. der Norm 51,6%	Knaben- ziffer	Knaben- prozent- ziffer	m. F. der Norm 51,6%
Gesamt- ergebnis	Begabte	113,16	53,1%	± 0,97%	102,12	50,5%	± 1,17%
	Unbegabte	130,69	56,6%	± 0,95%	109,35	52,2%	± 1,17%
Abgeschl. Familien	Begabte	106,5	51,6%	± 1,32%	90,80	47,6%	± 1,60%
	Unbegabte	131,2	56,7%	± 1,31%	109,62	52,3%	± 1,54%

der Norm. In den anderen Gruppen liegen die Knabenprozentziffern über der Norm, und zwar in den beiden Gruppen der Unbegabten oberhalb des dreifachen, bei der Gesamtheit der Begabten immerhin noch oberhalb des einfachen mittleren Fehlers der Norm. Schon daß hier in keiner der vier Gruppen die gefundene Knabenziffer oder Knabenprozentziffer unterhalb der Norm liegt (ein Zusammenwerfen der beiden entgegengesetzten Gruppen der Begabten und Unbegabten also zu keinem Ausgleich führen würde), wird uns vermuten lassen, daß die Abweichungen bei dieser Art der Darstellung als Kunstprodukt anzusehen und durch die (irreführende) Einbeziehung der Ausgangsfälle bedingt sind.

Betrachten wir die Befunde, wie sie sich ohne Einbeziehung der Ausgangsfälle ergeben, so sind zwar auch hier bei den Unbegabten die Knaben unter den Geschwistern etwas mehr vertreten, als der Norm entspricht. Doch liegen die gefundenen Werte noch innerhalb des einfachen mittleren Fehlers der Norm, die Erhöhung der Knabenziffer ist also nicht als gesichert anzusehen, vermutlich auch dann nicht, wenn wir berücksichtigen, daß die frühverstorbenen Kinder, unter denen die Knaben im allgemeinen überwiegen, von mir nicht mit ausgerechnet wurden. Umgekehrt sind – man möchte sagen erwartungsgemäß – unter den Geschwistern der Begabten die Knaben weniger vertreten, als der Norm entspricht. Bei der Gesamtheit der Begabten liegt die Abweichung nach unten wiederum noch innerhalb des einfachen mittleren Fehlers der Norm. Bei den abgeschlossenen Familien der Begabten dagegen hält sie beinahe den dreifachen mittleren Fehler der Norm aus. Gesichert ist sie also auch bei dieser letzten Gruppe noch nicht, sie ist jedoch bei ihr, und nur bei ihr, als wahrscheinlich anzusehen. Gerade die Gruppe, die bei Einbeziehung der Ausgangsfälle das bei der Geburt physiologisch vorhandene Verhältnis der Geschlechter aufwies, zeigt sich also nunmehr als die einzige, die eine Abweichung von der Norm aufweist, und zwar im Sinne einer Verminderung der Knabenziffer, die wahrscheinlich nicht allein als zufällig angesehen werden kann.

Dennoch wird man auch für diese Abweichung nicht ohne weiteres eine besondere biologische Beschaffenheit der betreffenden Elternpaare verantwortlich machen dürfen. Zunächst ist auch hier, wie bei allen von mir gefundenen Ziffern, zu bedenken, daß ich frühverstorbene Geschwister, wie schon erwähnt, nicht berücksichtigt habe, und daß im allgemeinen mehr Knaben früh sterben als Mädchen. Allerdings dürfte dieser Umstand nicht sehr ins Gewicht fallen. Ferner sei hier nochmals erinnert, daß alle nach Ausscheidung der Ausgangsfälle gewonnenen

Ziffern zwar „richtigere“ Werte darstellen als die unter Einbeziehung der Ausgangsfälle gewonnenen, daß sie aber doch nicht als einwandfrei gewonnen angesehen werden können, weil Geschwisterreihen, die eigentlich mehrfach erfaßt wurden, hier trotzdem nicht entsprechend mehrfach gezählt werden konnten. Endlich aber kommt für die Geschwisterreihen mit erhöhter Mädchenziffer noch in Betracht, daß – worauf Lenz (3) hinwies – in einer Geburtenbeschränkung übenden Bevölkerung der Wunsch nach einem Stammhalter dazu führen kann, daß Geschwisterreihen, in denen Mädchen überwiegen, im allgemeinen mehr Mitglieder enthalten als Geschwisterreihen, in denen bereits die ersten Kinder Knaben sind. Da nun aber bei der Art, wie ich mein Material gesammelt habe, größere Geschwisterreihen leichter erfaßt werden als kleinere, könnte dieser Umstand die gefundene Abweichung mitbedingen, auch wenn wir nicht, wie Lenz in seiner erwähnten Arbeit, annehmen, daß die Veranlagung zum Hervorbringen von Knaben und Mädchen bei verschiedenen Elternpaaren verschieden ist.

Spielte die durch den Wunsch nach einem Stammhalter hervorgerufene Änderung in der Verteilung der Geschlechter auf die Kinderreihen in der Tat beim Zustandekommen des Mädchenüberschusses eine Rolle, so würde man erwarten, daß auch nach Ausscheidung der Ausgangsfälle das Überwiegen der Mädchen sich in den größeren Geschwisterreihen zeigte. Leider ist es mir wenigstens zur Zeit nicht möglich, mein Material nachträglich nach Ausscheiden der Ausgangsfälle nach Geschwisterreihengröße aufzuteilen. Unter Mitberücksichtigung der Ausgangsfälle habe ich in meiner früheren Arbeit jedoch eine solche Aufteilung vorgenommen (dortige Tab. 2). Aus jener Tabelle lassen sich mit hinreichender Genauigkeit die Knabenprozentziffern errechnen, die in Tab. 2 vorliegender Arbeit zusammengestellt sind. (Sie sind aus Tab. 2 der früheren Arbeit in der Weise gewonnen, daß die dortige durchschnittliche Anzahl der Knaben je Kinderreihe bestimmter Größe durch die jeweilige Größe der Kinderreihe geteilt wurde bzw. – bei den Familien mit sechs und mehr Kindern – durch die durchschnittliche Größe dieser Kinderreihen.)

Tabelle 2. Knabenprozentziffern bei verschiedener Kinderzahl
(Einschließlich der Ausgangsfälle).

Kinderzahl	Gesamtergebnis		Abgeschl. Familien	
	B	U	B	U
1	53,0	66,0	52,0	65,0
2	53,0	59,0	54,0	59,5
3	54,3	59,0	43,3	61,3
4	54,5	58,7	52,7	58,5
5	47,0	55,2	42,6	56,6
6 und mehr ...	53,5	51,7	51,8	51,2

Wir sehen, daß besonders bei den Unbegabten die Knabenprozentziffer mit steigender Familiengröße sinkt. Ohne Frage ist das wiederum, zum mindesten in erster Linie, wenn nicht überhaupt, darauf zurückzuführen, daß die (bei den Unbegabten besonders oft männlichen) Ausgangsfälle, die hier ja eben nicht ausgeschieden wurden, um so weniger ins Gewicht fallen, je größer die Geschwister-

reihe ist. Bei den Gruppen der Begabten zeigt sich dieses Sinken der Knabenprozentziffer mit steigender Familiengröße nicht in so regelmäßiger Weise; bei ihnen überwiegen ja auch unter den Ausgangsfällen die Knaben längst nicht in dem Grade wie bei den Unbegabten. Immerhin müßte die Knabenziffer auch hier mit der Familiengröße sinken, wenn die oben erwähnte Möglichkeit, daß der Wunsch nach einem Stammhalter zu einer Verschiebung der Wahrscheinlichkeitsverteilung der Geschlechter führen könnte, sich verwirklichte. Wir sehen nun zwar, daß bei der Gruppe der Begabten nicht die Familien mit der größten Kinderzahl auch die niedrigsten Knabenziffern aufweisen, immerhin aber ist die Knabenziffer in den Familien mit fünf und mehr Kindern deutlich niedriger als in denen mit einem bis vier Kindern; ihr Tiefpunkt allerdings liegt in ganz ausgesprochener Weise (zufällig?) bei den Familien mit fünf Kindern.

Zum Schluß sei das Wesentliche dieser Betrachtung noch einmal wie folgt zusammengefaßt:

Da unter den Ausgangsfällen für meine Untersuchung die Knaben überwogen, dürfen die Ausgangsfälle dann nicht mitberücksichtigt werden, wenn man feststellen will, welches Geschlechtsverhältnis unter den Geschwistern von Begabten einerseits und unter den Geschwistern von Unbegabten andererseits herrscht, bzw. wenn man wissen will, ob Elternpaare mit unbegabten Kindern, auch abgesehen von der Tatsache, daß unter den Kindern mit mangelhaften Schulleistungen die Knaben überwiegen, mehr zum Hervorbringen von Knaben neigen. Berücksichtigt man aber die Ausgangsfälle meiner Untersuchung nicht mit, so zeigt sich zwar eine Erhöhung der Knabenziffer unter den Geschwistern der Unbegabten und eine Erhöhung der Mädchenziffer unter denen der Begabten. Doch stellen sich die Abweichungen besonders unter den Geschwistern der Unbegabten, aber auch am Gesamtmaterial der Geschwister der Begabten, weit geringer dar als bei Mitberücksichtigung der Ausgangsfälle. Sie sind in keinem Falle in dem Maße als gesichert zu betrachten wie es in bezug auf die Gruppen der Unbegabten bei Einbeziehung der Ausgangsfälle schien; vor allem kann ihre Bedingtheit durch eine besondere Veranlagung der betreffenden Elternpaare zum Hervorbringen eines bestimmten Geschlechts nicht als bewiesen gelten.

Literatur

1. Fahlbeck, P. Der Adel Schwedens, Jena 1903.
2. Juda, A. Neue psychiatrisch-genealogische Untersuchungen an Hilfsschulzwillingen und ihren Familien. II. Die Kollateralen. Z. Neur. **168**, 465–469 (1940).
3. Lenz, F. Eine Erklärung des Schwankens der Knabenziffer. Arch. Rassenbiol. **11**, 629 (1914/15).
4. Müller, F. Untersuchungen über die Zahl und das Geschlechtsverhältnis der Geschwister von begabten und unbegabten Schülern. Arch. Rassenbiol. **82**, 143 (1938).
5. Weinberg, W. Auslesewirkungen bei biologisch-statistischen Problemen. Arch. Rassenbiol. **10**, 417 ff. und 557 ff. (1913).
6. Weinberg, W. Die Abnahme der Knabenziffer bei in männlicher Linie aussterbenden und erhaltenen Geschlechtern. Arch. Rassenbiol. **11**, 46 (1914/15).

Referate.

Bemerkungen zu der Arbeit Pfauls im Archiv für Rassenbiologie Bd. 34, 1940, S. 101.

Von Dr. med. Hans Riemann, Tübingen.

In seiner Arbeit „Die Erbllichkeit meßbarer Merkmale nachgewiesen durch die Zwillingsforschung“ (Arch. Rassenbiol. 34, 1940) sucht Pfaul die Frage zu beantworten: „In welchem Maße ist die Streuung durch Unterschiede der Erbanlagen und in welchem Maße ist sie durch Unterschiede der Umwelt bedingt?“ Alle bisherigen Versuche, den relativen Anteil von Erbanlage und Umwelt zahlenmäßig zu fassen, haben in der Tat nicht voll befriedigen können. Es erscheint überhaupt fraglich, ob sich eine einfache Formel dafür aufstellen läßt. So sind auch gegen den Versuch Pfauls verschiedene Einwände zu erheben.

Wenn er auf Seite 106 oben schreibt: „Man kann also die EZ-Paare auch als Zufallspaare aus einer reinen Linie auffassen, sofern man nur die Differenzen betrachtet . . .“, so scheint mir diese Vereinfachung doch nicht angängig zu sein, da sie erhebliche Ungenauigkeiten bei allen darauf fußenden Berechnungen bewirken muß. Einmal ist der von Pfaul verwandte Begriff „reine Linie“ auf EZ nicht anwendbar. „Reine Linie“ bezeichnet nach Johannsen die Nachkommenschaft eines zwittrigen Individuums bei Selbstbefruchtung, während die Gesamtheit der Individuen, die aus ungeschlechtlicher Fortpflanzung bzw. Teilung hervorgehen, „Klon“ genannt wird. Danach gehören die Paarlinge eines EZ-Paares zu einem „Klon“. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Lenz.

Pfaul nimmt an, daß zwar die Mittelwerte der „reinen Linien“, nicht aber deren Streuungen (σ) verschieden seien. Dies trifft aber nicht zu, worauf Pfaul später selbst hinweist, indem er sagt: „Sollten die Streuungen und damit die mittleren Differenzen der Zufallspaare nicht in allen reinen Linien gleich, sondern der Größe der Mittelwerte proportional sein, so würde sich an der Größe des Mittelwertes aller mittleren Differenzen nichts ändern, da sich die negativen und positiven Abweichungen von $D_{EZ} = D_u$ aufheben würden.“ Eine solche Proportionalität besteht aber nicht, wie ich schon Gottschick gegenüber betonen mußte¹). Ein entsprechender Einwand ist gegen die Gleichsetzung der ZZ mit Gliedern einer Geschwisterreihe zu erheben.

Hierbei ist noch auf etwas anderes hinzuweisen. Wie Lenz gezeigt hat²), muß man bei allen Versuchen mit Hilfe der Zwillingsmethode den Anteil von Erbanlage und Umwelt am Zustandekommen von Unterschieden in einer Bevölkerung zu erfassen, die verschieden große Heterogenie und auch Heterogamie bei

¹ Arch. Rassenbil. 84, 1 (1940).

² Vgl. die Ausführungen von F. Lenz „Über verschiedene Bedeutungen der Wörter ‚erblich‘ und ‚nichterblich‘ beim Menschen“ in „Forschungen und Fortschritte“ 15. Jg. Nr. 34, 1939, S. 422.

den einzelnen Bevölkerungsgruppen berücksichtigen. In einer völlig homogenen Bevölkerung können die bei ZZ auftretenden Unterschiede ebenso wie bei EZ nur umweltbedingt sein. Differenzen zwischen EZ und ZZ finden sich in diesem Falle nicht. Ebenso verschiebt eine größere Homogamie in einer heterogenen Bevölkerung, d. h. Heiraten zwischen Partnern, die sich ähnlicher sind als es dem Durchschnitt entsprechen würde, die Verhältnisse in Richtung stärkerer Homogenie. Je größer andererseits Heterogenie und Heterogamie in einer Bevölkerungsgruppe sind, um so mehr erbbedingte Unterschiede finden sich zwischen Geschwistern und damit zwischen ZZ, um so größer scheint dann auch beim Vergleich mit EZ der Anteil der Erbanlage im Verhältnis zum Umweltanteil bei den hierbei gefundenen Unterschieden zu sein. Wenn Pfaul für seine Berechnungen alle ZZ als Glieder einer Geschwisterreihe betrachtet, so berücksichtigt er diese Tatsachen in keiner Weise. Er setzt vielmehr voraus, daß die Erbverschiedenheit der zu den einzelnen ZZ-Paaren gehörenden Elternpaare in jedem Falle gleich sei, was bei den gegebenen Verhältnissen in menschlichen Populationen aber niemals zutrifft. Demgemäß kann einer Formel, die diese Tatsache nicht berücksichtigt, kein praktischer Wert zuerkannt werden.

Es zeigt sich also, daß die Voraussetzungen, die Pfaul seinen Berechnungen zugrunde legt, einer kritischen Prüfung nicht standhalten. Die dabei gewonnenen Ergebnisse können keinen Anspruch auf Genauigkeit machen, darum besteht auch keine Vergleichsmöglichkeit mit den Ergebnissen, die ich unter Verwendung der Lenzschen Formel errechnet habe¹).

Auf S. 121 seiner Arbeit bemängelt Pfaul, daß ich für den Vergleich mit einer gemischten Bevölkerung nicht auch EZ aus verschiedener Umwelt genommen habe. Dies wäre zwar wünschenswert gewesen, doch fehlte leider ein ausreichend großes Material dafür. Wenn Pfaul auf v. Verschuer's entsprechende Angaben zurückgreift, so fällt infolge ungenügender Größe des Materials der Fehler der kleinen Zahl zu sehr ins Gewicht. Man vermißt überhaupt bei den Berechnungen Pfauls die Angabe des mittleren Fehlers. In dem Material v. Verschuer's, der die mittleren Fehler seiner Zahlen angegeben hat, zeigt sich, daß die Differenz zwischen den beiden EZ-Gruppen in keinem Fall statistisch gesichert ist. Eine Verwertung dieser Zahlen ist daher nur mit großem Vorbehalt möglich.

Die von Pfaul errechnete Formel $D_{ZZ} = 1,13 \sigma$ fällt übrigens praktisch mit dem von Lenz angegebenen Wert $e\sqrt{2}$ für den durchschnittlichen Unterschied eines Merkmals in einer gemischten Bevölkerung zusammen.

Grober, J., Der weiße Mensch in Afrika und Südamerika. Eine bioklimatische und staatswissenschaftliche Untersuchung. Verlag G. Fischer, Jena 1939. 240 S., 2 farb. Karten, Preis brosch. RM 10.-, geb. RM 12.-

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis zahlreicher Forschungsreisen eines auf dem Gebiet der Akklimatisation bekannten Internisten, der hier auf alle mit diesem Hauptproblem zusammenhängenden Fragen, so über Boden, Tier- und Pflanzenwelt, besonders pathogene Parasiten und Mikroorganismen, Tem-

¹ Arch. Rassenbiol. 81, 185 (1937).

peratur, Feuchtigkeit, Lichtverhältnisse, Nahrungs-, Lebens- und Arbeitsführung, vor allem aber über die Krankheiten und die vielen physischen und psychischen Gefahren, die dem Europäer bei seinem Aufenthalt in den Tropen und Subtropen Afrikas und Südamerikas bedrohen, z. T. auf Grund eigener Erfahrungen, gründlich eingeht. Da sich daraus zahlreiche praktische Winke und Ratschläge ergeben, wendet sich das Buch nicht nur an die Tropenmediziner, sondern auch an die weiteren Kreise derjenigen, die in den bezüglichen Gebieten leben oder dorthin ziehen wollen. Auch der Kolonialpolitiker findet manches Interessante über die afrikanischen Verhältnisse. Verschiedene, bisher wenig beachtete Tatsachen und Probleme wie vor allem die Ausbreitung des Islams in Negerafrika, die derzeitige schwarze Binnenwanderung nach ihrer biologischen und wirtschaftlichen Seite und die Schwierigkeiten der sozialen Abschichtung und Siebung unter der weißen Bevölkerung in den Kolonien seien hier besonders hervorgehoben.

Den Rassenhygieniker interessiert dabei vor allem die Ansicht des Verf., daß eine „Akklimation weißer Familien in subtropischen und tropischen Ländern der beiden großen Erdteile der Südhalbkugel möglich ist“, allerdings nur unter sorgfältiger Auswahl besonders widerstandsfähiger Einwanderer und bestimmten Regeln der Lebensführung, z. B. Vermeidung schwerer körperlicher und auch geistiger Arbeit. Wenn man nun aber in Betracht zieht, daß die Teilgebiete Afrikas und Südamerikas je nach Höhenlage, Feuchtigkeit, Temperatur usw. durchaus nicht gleich günstig sind, daß angeblich die weißen Frauen in den Tropen (abweichend von der Meinung anderer Autoren) in ihrer Empfängnisfähigkeit beeinträchtigt sein sollen und daß, worauf Verf. selbst hinweist, die weißen Mutterländer sich berechtigterweise wehren, gerade physisch und psychisch beste Elemente für dauernd abzugeben, so schrumpfen wohl die Möglichkeiten solcher weißer Dauersiedlungen in den Tropen, selbst wenn wirtschaftlich und hygienisch optimale Bedingungen vorliegen, auf ein Minimum zusammen, das für europäische Bedürfnisse keine Bedeutung hätte. Daß aber der Verf. nun trotzdem auf dem Standpunkt steht, daß „die geschichtliche Entwicklung der Zukunft“ . . . „nicht die Betätigung der Deutschen in fremden Ländern verhindern“ wird, so berührt es uns höchst eigenartig, daß er im Jahre 1939 (!), obwohl er die Kolonisationsleistung der Deutschen unanfechtbar hält, mit keinem Wort den deutschen Anspruch auf Kolonien bzw. auf Rückgabe der geraubten Gebiete erwähnt, sondern es vom Standpunkt der Staatswirtschaft des neuen Heimatlandes aus verständlich und ratsam hält, „daß diese Zuwanderer“ (also auch unsere Volksgenossen!) „nach jeder Möglichkeit rasch in dem neuen Volksverband aufgehen, also ihre alte Staatszugehörigkeit aufgeben und die der neuen Heimat erwerben“. Wenn man so in Betracht zieht, daß z. B. ein Deutscher im „Volksverband“ der Negerrepublik Nigeria „aufgeht“, wirkt der entschuldigende Hinweis des Verf., „daß in Deutschland z. B. die Hugenotten, Refugiés und die Salzburger Emigranten mit Freuden eingebürgert“ wurden, besonders drastisch.

Ebensowenig wie der völkischen kann man auch der rassenbiologischen Stellungnahme Grobers beipflichten. Den Eingeborenen und Mischlingen Südamerikas und Afrikas steht nach seiner Meinung „der Europäer“ gegenüber. Eine rassische Differenzierung dieses Begriffes wird mit keinem Worte angedeutet. Ob etwa Rassenelemente des Mittelmeergebietes (z. B. aus Spanien, Süd-

italien, Griechenland) in Tropen anders reagieren wie etwa Norddeutsche und Skandinavien, eine für das europäische Kolonialproblem brennend wichtige Frage, sucht man in diesem Buche vergebens. Auch das Kapitel über Mischlinge (1 1/2 Seiten Text!) ist wohl mehr als dürftig; an anderen Stellen kommt der Verf. mehrmals auf den Gedanken des „Schmelztiegels“ zu sprechen, der, von USA aus gepredigt, nun in südamerikanischen Staaten (wohl dank derselben Propaganda, die ihn in der Systemzeit auch bei uns förderte) seine Bewunderer findet. Was uns darüber berichtet wird, ist recht eigenartig. Wenn wir aber dann hören: „Es steht uns nicht zu, den Staatslenkern jener Völker hierzu Einwürfe zu machen.“ „Vom biologischen und bioklimatischen Gesichtspunkte aus, also naturwissenschaftlich gesehen, sind sie nicht möglich. Denn wir haben auf diesem Gebiet noch keine Erfahrungen, sondern höchstens Vermutungen“, so geht das schon über die Grenze jener Objektivität, der sich Verf. scheinbar befleißigen will, weit hinaus. Auch soweit bis heute schon exakte Forschungsergebnisse vorliegen, haben wir diese Erfahrungen, jedenfalls genug, um vor Kreuzungsexperimenten zu warnen, schon bevor wir „Abschließendes hierzu zu sagen haben“. Selbst wenn wir noch nichts anderes hätten als die Standarduntersuchungen über die Rehobother Bastards und die Mestizen auf Kisar, würden wir es gerade als Genetiker für unvereinbar mit unserer Erkenntnis halten, die Dinge laufen zu lassen und „nur mit gespanntester Aufmerksamkeit das Ergebnis dieser großartigen Versuche an ganzen Völkern“ zu „verfolgen“. Schon wiederholt hat es sich in der Geschichte erwiesen, daß beim „survival of the fittest“ nicht das Beste, sondern das Schlechteste übriggeblieben ist, wenigstens in bezug auf kulturelle Leistung. Es ist zu bedauern, daß der Verf. in biologischer Beziehung nicht die Haltung einnimmt, die wir von jedem deutschen Pionier, der im Ausland tätig ist, unbedingt verlangen müssen. Darum scheint es auch nicht am Platze, das Buch trotz seiner an sich wertvollen Ratschläge für Laienkreise zu empfehlen.

A. Harrasser München.

Günther, Hans F. K., Formen und Urgeschichte der Ehe. 267 S. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1940. Preis geh. RM 4.40, Lwd. RM 5.40.

Verf. schuf das vorliegende Buch aus dem einleitenden Abschnitt seiner Vorlesung über „Geschlechtliche Lebensführung, Gattenwahl, Ehe und Familie vom Standpunkte der Erbgesundheitslehre (Eugenik)“. In klar zusammengefaßter Übersicht wird eine Darstellung der wichtigsten Formen der Ehe und eheähnlicher Gemeinschaften gegeben, wobei sich Verf. streng an die Ergebnisse völkerkundlicher Forschung hält und sich bemüht, in dem Leser zugleich Interesse für diese Forschung und die in diesem Forschungsgebiet tätigen Forscher zu wecken. Verf. leistet mit seiner zusammenfassenden und übersichtlichen Darstellung einen ganz wesentlichen Beitrag zu einem seit vielen Jahrzehnten im Brennpunkt völkerkundlich-soziologischer Überlegungen stehenden Problem. Mit den bisher bestehenden Ansichten und Lehrmeinungen setzt sich Verf. insofern häufiger auseinander, als er vom biologischen Standpunkte aus mit kritischem Blick seine Betrachtungen anstellt.

In der Einleitung gibt Verf. einen sichtenden Überblick über das Schrifttum

und weist hierbei auf die reichhaltige Stoffsammlung *Westermarks* hin. Allerdings genügt ihm die gedankliche Durchdringung des Stoffes durch *Westermark*, der zum Teil noch der Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts angehörte und sich somit auch von den „Evolutionstheorien“ nicht ganz frei machen konnte, nicht. Im folgenden umreißt er den Begriff „Familie“ und zeigt uns hier, daß von den indogermanischen Vorstellungen, von denen Wörter wie Familie, Haus, Heirat und andere zeugen, abgesehen werden muß, wenn wir die Formen von Ehe, Familie und Verwandtschaft bei den Völkern der Erde begreifen lernen wollen, und wenn wir nach den etwaigen Formen einer Urehe der Gattung Mensch fragen. Verf. geht aus diesem Grunde auch viel weiter zurück, und zwar bis zu den Geschlechterbeziehungen im Tierreiche. Er stellt hier fest, daß, je höher die tierischen Lebewesen entwickelt sind, auch desto mehr Bindungen zwischen Weibchen und Männchen auftreten, daß diese Bindungen schließlich längere Zeit andauern, ja lebenslänglich werden, und daß ihr Wesen schließlich mehr aus Seelischem als aus Leiblichem zu erklären ist. Verf. zeigt ferner, daß, von phylogenetischen Gesichtspunkten aus gesehen, auf der untersten Stufe die Promiskuität, d. h. ungebundene, unregelmäßige Geschlechterbeziehungen beliebiger Männchen mit beliebigen Weibchen besteht. Er spricht ferner von der Einehe und der Vielweiberei bei den Tieren, von der Gattenliebe und von der Gattentreue bei den Vögeln und von dem Familienleben bei den Affen, insonderheit bei den Menschenaffen, wobei er als wesentlichstes betont, daß beide Geschlechter die Jungen lieben und erziehen. „Wo immer eine Tierart in der Kindheit auf Hilfe angewiesen ist, da konnte sie sich nur erhalten durch eine Auslese der Erbstämme mit Brutinstinkten, Familieninstinkten.“ „Die menschliche Ehe also ist nicht erst eine kulturelle Erscheinung, sondern sie hat bereits vormenschliche Wurzeln.“

Durch die Überlegung, was die Urmenschen zum Zusammenleben zwang, kommt Verf. zur Klarlegung der Gründe zur Werbung und Heirat. Er führt aus, was die Ehelosigkeit und die Kinderlosigkeit bedeutet bei einzelnen Völkern, wobei er auf einzelne Bräuche wie z. B. die Vermählung mit Gestorbenen usw. zu sprechen kommt. Er kommt dabei zu der Schlußfolgerung, daß die Deutung der Ehe vom Geschlechtlichen aus unhaltbar sei. Werbung und Gattenwahl der Völker ist zugleich ein Vorgang der Siebung. Die Gattenwahl soll zur Aufartung beitragen, d. h. zu einer Mehrung der höherwertigen Anlagen des Stammes. Für alle seine Ausführungen bringt Verf. zahlreiche Beweise und Belege (z. B. Sitten und Gebräuche der Werbung) aus allen möglichen Völkern und Stämmen, über die völkerkundliche Unterlagen vorhanden und zugänglich sind. Des weiteren werden Heiratsverbote und Heiratsordnungen besprochen, wie: Ehe zwischen Blutsverwandten, Geschwisterehe bei den alten Ägyptern, Levirat und Sororat. Die Unterschiede von Binnen- und Außenheirat werden aufgezeigt, wobei Verf. es mit Recht für wünschenswert hält, daß durch Binnenheirat in unserem Volke diesem ein Nutzen erwachse. Im Zusammenhang mit der Außenheirat werden die Meinungen besprochen und die erfolglosen Versuche der Psychoanalytiker, diese zu deuten, verworfen (Blutschande, Ödipus-Komplex, Antigone-Komplex). Zu den bereits von *Hartnacke* eingehender gekennzeichneten landläufigen Irrtümern des „Märchens vom verbrauchten Blute“

äußert sich Verf., daß nicht etwa die Verwandtenehe an sich schade, sondern immer nur eine Häufung gleichsinniger minderwertiger Anlagen. Verwandtenehe kann sowohl erbsteigernd wie erbschädigend wirken. Heiraten innerhalb der Sippe begünstigen das Auftreten verborgener – rezessiver und heterozygoter – Anlagen, die beim Zusammentreffen beider Elternseiten homozygot hervortreten. Innerhalb der heutigen Bevölkerung Europas rät Verf. im allgemeinen nicht zur Verwandtenehe. Schließlich wird in diesem Kapitel noch der Totemismus zugleich mit einer größeren Schrifttumsangabe besprochen (als Totem wird ein Tier, seltener eine Pflanze, noch seltener ein lebloses Ding bezeichnet, etwas, das einer Gruppe von Menschen verehrungswürdig erscheint, die sich untereinander als verwandt ansehen).

Im Anschluß hieran werden die Formen der Ehe und die Formen der Ehe behandelt: Einwilligungs-, Probe- (Zeit-), Entführungs-, Dienst-, Kauf- und Raubehe. „Verschwägerung zweier Familien bedeutet also etwas Ernstes und soll wohl überlegt werden.“ Gerade bei den Naturvölkern bedeutet Verwandtschaft und Verschwägerung sehr viel – so viel, daß sie die Werbung und Gattenwahl nicht dem Einzelmenschen überlassen, Freunde und Verwandte lenken die Werbung der Jugendlichen, wobei meist die Zustimmung der Eltern gesucht wird. Die am weitesten verbreitete Eheform, welche sich gleich häufig bei Vaterrecht und bei Mutterrecht findet, ist die Raubehe, wobei auch die indogermanische und germanische Ehe als Raubehe bezeichnet werden kann. Hierbei ist jedoch zu bedenken, daß die Braut nicht etwa wie ein Vieh oder eine Sklavin als gekauft gelten konnte. (Kauf – Mitgift – Brautschatz – Morgengabe usw.) Auch bei anderen Völkern wird man gegenüber den Formen der Raubehe zwischen Form und Inhalt der Sitte und des Rechts unterscheiden müssen. Die Raubehe, anscheinend als Ausnahme aus der Ablehnung und Umgehung von Ehegeboten entstanden, ist eine erhaltungswidrige Eheform und eben als Ausnahme nur unter besonderen Umständen möglich. Als Eheformen finden wir aufgezeichnet die Einehe, die Mehrehe (Vielweiberei und Vielmännerei), die Gruppenehe, die Nebenehe und die sukzessive Polygamie. „Die wiederholten Wiederverheiratungen geschiedener Männer und Frauen im Abendlande sind Erscheinungen der Zersetzung einer früher geltenden Sittenordnung lebenslanglich dauernder Einehen.“ Die Promiskuität bezeichnet Verf. als eine Einrichtung der Einrichtungslosigkeit oder eine ordnungslose Ordnung, aber auf keinen Fall als eine Form der menschlichen Ehe. Promiskuität anstatt Ehe findet sich auch bei keinem Volk. Wo „Promiskuität“ von einzelnen Forschern bei Naturvölkern beobachtet wurde, war diese zeitlich (religiöse Feste usw.) und durch eine feste Sittenordnung begrenzt, jedenfalls hat z. B. der Hetarismus der Hellenen mit dieser Promiskuität nichts zu tun, sondern ist eine ausgesprochene Zerfallserscheinung (Prostitution). Voreheliche Geschlechtsbeziehungen haben vielfach den Sinn, die Fruchtbarkeit des Partners zu erweisen (bäuerliche Probenächte). Wo derartige Sitten bestehen, zielen sie zumeist auf die Ehe ab, wobei eingetretene Schwangerschaft zur Ehe verpflichtet. So jedenfalls wurde es bei den Naturvölkern beobachtet. Eine Auflockerung herkömmlicher Sittlichkeit bis zur Zersetzung hat öfters da stattgefunden, wo Naturvölker dem Einfluß der Europäer oder anderer Kulturvölker erlegen sind. Andere Sitte, außereuropäische

Sittlichkeit bedeutet nicht soviel wie Sittenlosigkeit. „Die frühere Vorstellung von einer geschlechtlichen Hemmungslosigkeit der ‚Wilden‘ ist durchaus widerlegt worden.“ Zügelung des Geschlechtstriebes und bestimmte Eheordnungen sind nicht Errungenschaften der frühmenschlichen Gesittung, sondern Vorbedingung derjenigen Auslese bzw. Ausmerze, die zur Entstehung der Gattung Mensch beigetragen hat. „Allgemein werden uneheliche Kinder geringer geschätzt.“ Als weitverbreitetste Eheform findet sich die Einehe. Die Gründe zur Vielweiberei stellt Verf. dar (Wunsch nach vielen Kindern, Nutzen weiblicher Arbeitskraft, Streben nach höherem Ansehen, Frauenüberschuß usw.). Dem gegenüber steht die Vielmännerei als eine Ausnahmeerscheinung.

Als sehr wesentliches Kapitel folgt dann die Einwirkung der Eheform auf die Auslese (z. B. ehelose priesterliche Gruppen im Brahmanismus, Buddhismus und Christentum), wobei Menschen überdurchschnittlichen Erbwertes durch die Ehelosigkeit an der Weitergabe ihres wertvollen Erbgutes verhindert, und diese wertvollen Erbanlagen innerhalb der betroffenen Völker dauernd ausgemert werden. „Die Gruppe der Armen in allen Völkern ist zugleich die Gruppe geringeren durchschnittlichen Erbwertes.“ Vielmännerei bedeutet wahrscheinlich die Gefahr des Aussterbens. Vielweiberei kann hinauf- und hinabzüchtend wirken. Starke Glaubensbindungen wirken zumeist heraufzüchtend. Verf. stellt mit Recht fest, daß die Einehe wenig auslesend wirkt, wenn in einem Volke fast alle jungen Menschen heiraten können. Einehe wird nur dann hinaufzüchtend wirken, wenn Staat und Volk unterscheiden zwischen dem „Recht zu leben“ und dem „Recht, Leben zu geben“.

In einem Kapitel über die Formen der Familie stellt Verf. Sitten und Anschauungen bei mutterrechtlichen und vaterrechtlichen Familienformen gegenüber, wobei die Unterschiede zwischen Vaterrecht und Mutterrecht herausgearbeitet werden. Beiden Geschlechtern kommt letzten Endes immer gleichgroßes biologisches Gewicht zu, der sittlichen Haltung der Frau das größere. Ein Staat kann noch geraume Zeit nach Lockerung der sittlichen Anschauung der Männer bestehen; bei Lockerung der sittlichen Anschauung der Frauen stürzt er rasch zusammen. Über die Form der Verwandtschaft sagt Verf., „die Menschheit habe jede mögliche Form der Familie, Ehe und Verwandtschaft wirklich erprobt“.

Im folgenden widerlegt Verf. die Bachofen-Morgansche Entwicklungslehre, welche annimmt, daß die Menschen ursprünglich in regelloser geschlechtlicher Vermischung gelebt hätten (Vormenschliche Wurzeln der Ehe). Hierbei kommt er auf die Einstellung des Marxismus zu Ehe und Familie zu sprechen (Karl Marx hatte selbst gewünscht, seine Lehre möge mit der Morgans verbunden werden). Die Theorien Sigmund Freuds und des ihm zugehörigen Psychoanalytiker-Kreises finden ihre verdiente Abrechnung. Verf. sagt: „Weder in einem kindlichen Unwillen gegenüber den Eltern oder den Verwandten der Eltern, noch in der Liebe der Eltern zu ihren Kindern dürfen geschlechtliche Regungen gesucht werden.“ Eine Deutung der Ehe vom Geschlechtlichen aus ist ebenso falsch wie die Deutung vom Wirtschaftlichen aus. Hauptgrund und Hauptsinn der menschlichen Ehe: Die Elternschaft mit der Sorge für Nahrung, Obdach und Kleidung.

Zusammenfassend äußert sich Verf. zu dem Ursprung und den Urformen der menschlichen Ehe wie folgt: Schon die Familienform der Menschenaffen sind

menschlichen Familienformen viel näher als irgendeiner Promiskuität. Promiskuität ist heute nirgends zu finden und für die Vergangenheit unwahrscheinlich. Sittenlose Zustände sind gerade unter Primitiven am seltensten zu finden. Prostitution gehört überwiegend einer höheren Gesittungsstufe an. Vorehelicher Geschlechtsverkehr zielt zumeist auf eheliche Bindungen (oft auf Bindung in Form der Einehe). Anscheinende voreheliche Ungebundenheit der Jugendlichen ist zumeist bestimmten sittenmäßigen Ordnungen unterworfen und zeitlich beschränkt (bestimmte Altersstufen, Jahreszeiten, religiöse und kulturelle Feste usw.). Das Konkubinat stellt sich erst auf höherer Stufe der Gesittung der Wirtschaft ein. Die Gruppenehe ist eine viel zu seltene und absonderliche Eheform, als daß sie einer früheren Stufe der Menschheit zugeschrieben werden könnte. Promiskuität ist ein erhaltungswidriger Zustand. Die Annahme einer ursprünglichen Promiskuität ist schließlich von fast allen Forschern der Völkerkunde abgelehnt worden. Nur das Bestehen besonders starker, ererbter Antriebe der Elternschaft und des Familienzusammenhalts kann die Entstehung der Gattung Mensch und deren Erhaltung unter schwierigen Umweltbedingungen erklären. Man könnte somit schließen, daß die Ehe (Einehe) nicht etwa das Ergebnis einer Entwicklung innerhalb der Geschichte oder gar der Sittengeschichte der Menschheit darstelle, sondern daß sie schon eine Vorbedingung für die Geschichte der Menschheit überhaupt sei. Mann und Frau standen sich auch in der menschlichen Familie der Vorzeit wahrscheinlich in gleicher Geltung gegenüber, und was sie verband, war die herzliche Liebe zu ihren Kindern, die Sorge für ihre Aufzucht, und die wechselseitige Sorge für Obdach, Nahrung und Kleidung und gegenseitiger Schutz. Das ausgezeichnete Werk, das hier absichtlich etwas eingehender besprochen wurde, verdient in weitesten Kreisen der deutschen Familie gelesen zu werden.

Grobig, München.

Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hygienischen Institut der Medizinischen Fakultät Kanazawa. Herausgegeben von Prof. Dr. Y. Koya. Bd. 3. 1937. 370 Seiten. Jap. m. dtsch. Zus.fassg.

Als 8. Mitteilung seiner „Beiträge zur Sozialbiologie der ländlichen Bevölkerung“ bringt T. Yagasaki eine Arbeit „Über die Konstitution der Landkinder“ (S. 137–208) und daran anschließend eine „Zusammenfassende Mitteilung“ (S. 209–221) der bisher in dieser Reihe erschienenen Beiträge. Zur Konstitution der Landkinder – im Landkreis der Präfektur Toyama wurden 1562 Schulkinder beiderlei Geschlechts im Alter von 6 bis 12 Jahren untersucht – wird festgestellt, daß Schulterbreite, Brustumfang und Brustquerdurchmesser die analogen Maße der Großstadtkinder wie auch solcher aus anderen Landprovinzen überragen. Wie schon an anderer Stelle betont, zeigt sich ferner bereits im Schulalter die große absolute Kopflänge und der außerordentlich niedrige Längenbreitenindex dieser Bevölkerung (etwa 75,0). Eine Beziehung zwischen Körpergröße der Kinder und sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Eltern konnte nicht bestätigt werden. Die Kontrolluntersuchung über die Beeinflussbarkeit der erwähnten Körpermaße durch besonders unhygienische Verhältnisse, wie sie unter Arbeiterinnen einer Baumwollspinnerei durchgeführt

wurde, ergibt die Annahme, daß „die eigenartige Körperkonstitution der Landkinder“ . . . „wohl zum größten Teil auch durch die eigentümlichen Erbanlagen der Bauernklasse hervorgerufen worden ist“.

Als „Forschung über die Wachstumsvariation der Rassenform und deren Eigenschaft“ (S. 223–246) bringt T. Takabatake Mittelwerte, Variationsbreiten und Abweichungen über zahlreiche Kopf- und Körpermaße eines Materials von über 4000 Schulkindern aus dem Hokurikugebiet.

Die erbbiologisch bedeutsamste Arbeit dieses Bandes ist wohl „Die statistische Betrachtung über die Vererbung des Mikrophthalmus und dessen Komplikationen“ (S. 247–278) von Y. Aoki. An der Hand eines eigenen Materials und zahlreicher Fälle aus der Literatur findet Verf. beim männlichen Geschlecht eine geringere Morbidität als beim weiblichen (Verhältnis 42:61), die jedoch am japanischen Material allein „kaum als signifikant“ zusammenschmilzt. Doppelseitiger Mikrophthalmus ist nur wenig häufiger als einseitiger. Blutsverwandtschaft der Eltern wird bei den manifestierten Fällen (bei den Fällen der Literatur in 7,84%, bei eigenen Fällen in 11,11%) als nicht unwesentlich festgestellt. In einem hohen Prozentsatz (82,13%) treten Komplikationen auf, unter denen (der Häufigkeit nach abgestuft) Coloboma iridis bzw. iridochorioidea, Katarakta, Nystagmus, Strabismus, Orbitalzyste und Coloboma n. optici hervorgehoben werden. Dabei tritt Orbitalzyste häufiger bei Frauen, Katarakta mehr bei Männern auf. Nur in 5 Fällen zeigt sich dominantes Verhalten, mehr als 90 % der Fälle sprechen für rezessiven Erbgang, allerdings, worauf der Verfasser mit Recht hinweist, unter Unmöglichkeit der Ausscheidung exogen entstandener Mikrophthalmien.

A. Harrasser, München.

Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hygienischen Institut der Medizinischen Fakultät Kanazawa. Herausgeb. von Prof. Dr. Y. Koya. Bd. 5. 1938. 297 S. 7 Tafeln. Jap. m. dtsch. Zus.fassg.

In der ophthalmologischen Erbforschung steht derzeit das praktisch so bedeutende Myopieproblem in lebhafter Diskussion. Y. Aoki bringt dazu einen wertvollen Beitrag durch seine „Statistische Forschung über die Vererbung der Myopie“ (S. 1–20), die ein Ergebnis von erbbiologischen Untersuchungen in kurzsichtigen und normalsichtigen Familien aus Japan darstellt. Als Ausgangsmaterial diente eine Gruppe von je 192 männlichen und weiblichen Schulkindern aus Kanazawa, bei denen Myopie von mehr als einer Dioptrie festgestellt wurde. An einem entsprechend großen normalen Vergleichsmaterial wurden die Kontrolluntersuchungen vorgenommen. Unter den dabei gemachten Feststellungen sei folgendes hervorgehoben:

Vom 3. bis zum 6. Schuljahr nimmt die Erkrankungshäufigkeit an Myopie bei beiden Geschlechtern ungefähr in derselben Weise zu. Bei klassenmäßiger Gruppierung der Fälle nach der Dioptrienzahl zeigt sich, daß beim arithmetischen Fortschreiten von niederer zu hoher Dioptrienzahl die Morbidität fast in geometrischer Reihe absteigt. Dieses Verhältnis wird in den einzelnen Jahresklassen vom 3. zum 6. Schuljahr ungefähr beibehalten, eine bedeutsame Abweichung dieser Kurven der Jahresklassen ergibt sich aber durch den Umstand, daß die

Zahl der Fälle bei den leichteren Graden der Myopie (1,5–3,5 D) mit zunehmendem Alter wesentlich stärker ansteigt als bei den schwereren. Unter den Eltern und Geschwistern der Myopenausgangsfälle tritt Kurzsichtigkeit bedeutend häufiger auf als in der normalen Kontrollserie. Die Häufigkeit mittelschwerer und schwerer Myopie im Kreise der Eltern und Geschwister ist um so größer, je schwerer der Ausgangsfall ist. Hochgradige Myopie treffen wir dann aber weniger bei den Eltern als unter den Geschwistern der Probanden. Auf Grund dieser Unterlagen hat Verfasser keinen Zweifel, daß die schwere Kurzsichtigkeit sich rezessiv vererbt. Die große Häufigkeit von mittleren und leichten Graden der Myopie in Familien, wo schwerste Fälle auftreten, führt Aoki zur Ansicht, „daß die mittelgradige und leichtgradige Myopie sich zum Teil auch mit den Hochgradigen wahrscheinlich durch ein und denselben Faktor vererben“. Sehr wichtig ist der Umstand, daß bei hochgradigen (3,0–8,0 D) in 11,85% und bei höchstgradigen (über 8,0 D) Kurzsichtigkeit in 60,87% der Fälle pathologische Veränderungen des Augenhintergrundes, insbesondere Atrophia retino-chorioidea, gefunden wurden. Keinen Erfolg hatte die Untersuchung, ob ein „besonders inniger Zusammenhang zwischen der hochgradigen Myopie und der aus konsanguinischer Ehe stammenden Nachkommenschaft bestehe“. In mehreren erbbiologischen Arbeiten dieser japanischen Reihe wurde bisher die Blutsverwandtenehe und somit das Inzuchtproblem gewissermaßen als *experimentum crucis* herangezogen. Wie zu erwarten, zeigte es sich dabei immer wieder, daß bei Blutsverwandtenehen, die unbelastet sind, auch die Nachkommenschaft nicht mehr gefährdet ist als in der Durchschnittsbevölkerung. Aus der Überraschung, mit der dies festgestellt wird, gewinnt man jedoch den Eindruck, daß als Agens der japanischen Autoren, wenn es auch unausgesprochen bleibt, doch noch immer die alte Theorie von der degenerativen Wirkung der Inzucht mitspielt. Es sind wohl gerade Ergebnisse wie die vorliegenden geeignet, bei den japanischen Erbforschern den Rest solcher überholter Anschauungen zu zerstreuen.

J. Enisi („Beiträge zur Vererbung der Progenie“ S. 209–214) findet in einer großen Sippe unter 261 Individuen 41 (15,41 %) Merkmalsträger dieser Okklusionsanomalie. Der Erbmodus ist nicht einheitlich, denn dominante Formen finden sich neben rezessiven. Verf. kommt aber auf Grund seiner Berechnungen nach Weinberg, Bernstein, Lenz und Koya zum Schluß, daß doch nur eine rezessive Vererbung der Progenie in Frage komme.

Auf mehrere anthropologische Beiträge von T. Takabatake („Forschung über die Wachstumsvariation der Rassenform und deren Eigenschaft“, zweite und dritte Mitteilung, S. 55–131), von Y. Kato („Physisch-anthropologische Untersuchung über die Stadtbewohner sowie Dorfbewohner im Hokurikudistrikt Japan“ S. 217–236) kann hier nicht näher eingegangen werden. Die großangelegten Arbeiten bringen umfangreiches Zahlenmaterial, das erst bei einer (hoffentlich in nicht zu ferner Zeit erscheinenden) Gesamtdarstellung der rassischen Verhältnisse Japans seine richtige Auswertung finden kann.

Als „Beiträge zur physisch-anthropologischen Untersuchung über die Zahnkaries bei verschiedenen Völkern“ (S. 195–208) bringt J. Enisi eine interessante Zusammenstellung der bisher über diese Frage gesammelten Ergebnisse aus dem fernen Osten. Er vertritt dabei die bekannte Ansicht (in erster Linie auf Grund

der Erfahrungen bei den Ainu), daß die Häufigkeit der Zahnkaries vom Grad der Kulturentwicklung abhängig ist und in erster Linie die Lebensweise, besonders die Nahrungsmittel (Zuckergehalt) eine Rolle spielen.

Besonders hervorzuheben ist die „rassenbiologische Untersuchung über die Bevölkerung der Yarut-Insel (einen Stamm von Mikronesien)“ (S. 237–297) von M. Samesima. Mikronesien als Mischgebiet aus Indonesiern, Melanesiern, Polynesiern und vereinzelt primitiven Splitterrassen (z. B. Negritos) gehört zu den rassenbiologisch interessantesten Gebieten, denn wir haben hier das Ergebnis von Kreuzungen zahlreicher heterogener Rassen-elemente, die sich außer dem Einfluß europäischer Zivilisation durch eine Reihe von Generationen unter einheitlicher Umwelt hier vollzogen. Allerdings fehlt uns noch die Kenntnis (was Verfasser auch andeutet), wie stark die einzelnen vorgenannten Rassen-elemente in den verschiedenen Gebieten Mikronesiens zum Ausdruck kommen. Desgleichen fehlen für die vorliegende Arbeit auch die Vergleichswerte aus dem vermutlichen Stammkomponenten. Es ist darum aber nicht ratsamer, den Vergleich nur mit den Rassenverhältnissen der japanischen Inselwelt zu ziehen, wie es der Verfasser getan hat, denn von dorthier dürften die geringsten Zuflüsse nach Mikronesien gekommen sein. Wir bedauern ferner, daß von dem vorliegenden Material (101 Männer und 100 Frauen zwischen 20 und 60 Jahren) die Individualwerte der untersuchten 33 Maße und 22 Indizes nicht angegeben wurden, wir können aber schon auf Grund der Standardabweichungen und der zum Teil sehr instruktiven Bildtafel entnehmen, daß eine Variationsbreite vorliegen muß, die allein schon auf ein Rassengemenge hindeutet. Besonders durch die Bilder (die morphologischen Merkmale werden in der japanischen Forschung immer noch recht stiefmütterlich behandelt) wird dieser Eindruck noch verstärkt und, schließlich trägt auch der mikronesische Durchschnittstypus, wie ihn Verfasser herauszukristallisieren sucht, dazu bei. Wir sehen kleine bis mittlere Körpergröße, sehr schmale und zugleich extrem hohe Kopfform, auffallend geringe absolute Kopfbreite, dagegen eine verhältnismäßig große kleinste Stirnbreite. Fügt man noch hinzu, daß sich in diesem Typus auch noch eine geringe Jochbogenbreite mit langschmaler Gesichtsform und sehr breiter Nase verbindet, so ist eine starke Disharmonie unverkennbar. Zu einer einwandfreien Analyse der hier vorhandenen Rassenmerkmale reichen aber weder die schönsten statistischen Berechnungen noch die kompliziertesten Formeln über Typendifferenzen aus. Hier kann nur die Erbforschung klären und Mikronesien wäre dafür wohl (wegen der großen Zahl der hier zusammengeströmten Rassen) ein sehr schwieriges aber besonders aussichtsreiches Feld.

A. Harrasser.

Rassenbiologische Untersuchungen aus dem Hygienischen Institut der Medizinischen Fakultät Kanazawa. Herausgegeben von Prof. Dr. Y. Koya. Bd. 6. 1938. Jap. m. dtsch. Zus.fassg.

Prof. Koya hat mit diesem Band einen „Beitrag zur Erforschung der Tuberkulose in der Landbevölkerung in Japan“ geliefert, welcher auch dem rassenhygienischen und bevölkerungspolitischen Standpunkt weitestgehend Rechnung trägt. Wie bei uns so ist auch für das japanische Volk der Bauernstand das „Re-

servoir der Nation“, von dem das rassenbiologische Schicksal abhängt. Koya bekennt sich mit seinen Feststellungen vollkommen zur Linie der deutschen Rassenhygiene, welche ihm in dem Wort des Führers gipfelt: „Die Rassenfrage gibt nicht nur den Schlüssel zur Weltgeschichte, sondern der menschlichen Kultur überhaupt.“

Von besonderer Bedeutung scheint d. Verf., daß das japanische Bauerntum auch der Hort des weltanschaulich gegründeten patriotischen Opfergeistes ist, der Japan im letzten Jahrhundert so groß gemacht hat. Die Geburtenrate ist auf dem Lande auch heute noch beruhigend, das Erhaltungsminimum von 4 Kindern je Familie ist weitgehend gesichert, wenn auch in den Städten durch einen „Liberalismus europäischer Natur“ die Geburtenverhütung schon Eingang gefunden hat. Kinderzahl, Geburtenfolge und Generationsabstand sind wohl in der Stadtbevölkerung schon sehr verschlechtert, das Land kann aber noch die Verluste decken.

Eine schwere Gefahr und Schädigung droht jedoch dem Bauernstand durch die große Sterblichkeit, unter deren Ursachen in manchen Gebieten die Tuberkulose eine große Rolle spielt, wobei, wie Verf. angibt, „sehr gerne die erbtüchtigsten und technisch geübten“ Teile des Bauerntums betroffen werden. In der Reihe aller japanischen Provinzen finden wir die größte Tuberkulosesterblichkeit in den sog. Hokurikugegenden in Mitteljapan, die geringste in den Oh-ugenden (Akita- und Iwatabezirk). Da nach Altersklassen betrachtet die Tuberkulosesterblichkeit „in der produktivsten Periode“ ihr Höchstmaß erreicht, sieht Koya darin auch einen großen wirtschaftlichen Schaden gerade für die bäuerliche Bevölkerung.

Aus solchen Erwägungen wurde nun in den Hokurikugegenden eine umfangreiche Untersuchung durchgeführt, bei der über 76000 Schulkinder auf die Mantoux'sche Reaktion geprüft wurden. Es ergab sich nun, daß die Häufigkeit eines positiven Mantoux von der Großstadt über mittlere Landgemeinde, Flachlanddorf bis zur Hochgebirgsgegend mehr und mehr abnimmt. Ganz anders verläuft dagegen die Tuberkulosesterblichkeitsziffer, denn diese ist gerade in den größeren Städten (z. B. Fukui) geringer (2,5 a. T.) als in den kleineren Landstädten (2,98 a. T.), während das Flachlandgebiet (Fukui-Ebene) mit 3,78 a. T. noch ungünstiger abschneidet. Nur im Hochgebirge gehen Durchseuchungsgrad und Sterblichkeitsziffer parallel niedrig. Verf. erklärt diese Situation damit, daß die Abwehreinrichtungen und hygienischen Verhältnisse in der Großstadt wesentlich besser sind als in den kleineren Orten und am Flachland, so daß hier die Tuberkulose trotz geringerer Verbreitung höhere Opfer fordert, während im Hochgebirge schon durch die geringe Durchseuchung die Zahl der Opfer in engeren Grenzen gehalten ist.

Für die Hokurikugegenden wirkt sich dies biologisch nun recht übel aus. Es handelt sich (wir kennen manche deutsche Parallele) um einen Bezirk, der bisher immer Landbau auf primitiverer Wirtschaftsstufe betrieb und plötzlich in verhältnismäßig kurzer Zeit von Industrieanlagen durchsetzt wurde. Bei der wirtschaftlichen Umwälzung wurde viel Bauerntum schnell in die Fabriken abgedrängt, wo es unangepaßt und wenig widerstandsfähig, noch dazu unter „schlechtem Arbeitsmilieu“ der Seidenfabrikation besonders gegen Tuberkulose an-

fällig wurde. Die Rückwanderung der arbeitsunfähigen Erkrankten in ihr noch ländliches Heimatgebiet vermehrt hier die Erkrankungs- und Todesziffern. Die ungesunden wirtschaftlichen Verhältnisse des Kleinbauerntums wirken sich dann besonders übel aus.

Mit Recht hebt K o y a hervor, daß dieses Problem weit über die lokale Bedeutung hinausgeht und für die (im modernen Wirtschaftsleben notwendige) Binnenwanderung hier eine bisher zu wenig beachtete Gefahr der Ausmerze wertvollen Erbgutes gegeben ist.

A. Harrasser, München.

Handbuch der Erbbiologie des Menschen, herausgegeben von Günther Just. In Gemeinschaft mit K. H. Bauer, E. Hanhart und J. Lange. Bd. 3: Erbbiologie und Erbpathologie körperlicher Zustände und Funktionen. 1. Stützgewebe. Haut. Auge. Julius Springer, Berlin 1940. X, 750 S. und 407 Abb. 127,50 RM.

Im Augenabschnitt bespricht zuerst Nachtsheim Hans: Die Erbanlagen des Säugetierauges (S. 543–574 und 12 Abb.): Im Gegensatz zum menschlichen Auge wissen wir von den Vererbungsverhältnissen am tierischen Auge noch recht wenig. So weit mit einer Vererbung krankhafter Erscheinungen am Tierauge gerechnet wird, handelt es sich meist mehr um Vermutungen auf Grund kasuistischer Beobachtungen, als daß durch systematische Untersuchungen der Beweis für die hereditäre Grundlage des Leidens erbracht worden wäre. Auf dem Gebiete der Ophthalmologie sind bisher experimentelle genanalytische Untersuchungen größeren Ausmaßes fast ausschließlich nur an den vier Laboratoriumsnagetieren: Kaninchen, Meerschweinchen, Ratte und Maus durchgeführt worden. Der Verfasser bringt eine gute Zusammenstellung der verschiedenen erblichen Störungen des Tierauges. Sie betreffen: 1. Entwicklungsstörungen (Anophthalmie, Zyklopie, Mikrophthalmie, Kolobom), 2. Pigmentierung (Vererbung der Augenfarbe, Albinismus, Leucismus, Heterochromie), 3. die Lider und die Bindehaut (Lidanomalien, Entropium, Konjunktivitis), 4. die Muskulatur (Augenmuskellähmungen, Nystagmus), 5. die Hornhaut (Keratitis, Dermoide), 6. die Linse (Katarakt), 7. den Augendruck (juveniles Glaukom, Hydrophthalmus), 8. die Netzhaut und den Sehnerv (Retina- und Optikushypoplasie und -atrophie, Retinitis pigmentosa, Nacht- und Mondblindheit), 9. die Refraktion (Astigmatismus, Myopie, Hypermetropie). Über die Refraktion ist bisher noch sehr wenig beim Tier bekannt. An 479 Kaninchen aus den Versuchen des Verfassers wurden Gesamtrefraktion und Hornhautrefraktion gemessen und dann extreme Varianten für einzelne der optischen Komponenten experimentell auf ihr erbliches Verhalten hin geprüft. Leider ist die Verarbeitung des Materials unterblieben. Es kann nur festgestellt werden, daß es gelang, einzelne erblich verschiedene Linien zu züchten, wenn es auch nicht möglich war, den Erbgang für verschiedene Refraktionszustände klarzulegen. – Die Vererbungen normaler Augenmerkmale (S. 575–593 und 3 Abb.) ist von Wagner Hans bearbeitet. Er bespricht zuerst die Vererbung normaler Merkmale der Lider und Orbitae (Mongolenfalte, Epikanthus, Blepharochalasis, Epiblepharon, Lidspaltenstellung). Die verschiedenen Orbitaformen werden nur kurz gestreift. Verf. geht dann näher

auf die Vererbung normaler Merkmale der Hornhaut (Hornhautrefraktion, Hornhautastigmatismus und Hornhautgröße) und die Vererbung der Gesamtrefraktion ein. Durch die Untersuchungen Steigers besteht, wie Verfasser betont, eine Zweifel, daß die Refraktion vererbt wird, die Verhältnisse bezüglich der Vererbung der Gesamtrefraktion sind aber, da eine große Zahl von Einzelfaktoren im Spiele steht, äußerst kompliziert. Die Naharbeit als Ursache der Myopie wird energisch abgelehnt. Nach Vogt ist eine Korrelation zwischen Netzhaut und Hirnvolumen anzunehmen. Wagner befaßt sich dann mit der Vererbung der Irisfarbe und Irisstruktur. Im Sinne von Vogt werden für die Pigmentierung des Irisesoderms nicht einfache, sondern multiple Gene angenommen, die sich selbst wieder selbständig oder gekoppelt weiterleiten. Daneben müssen auch noch geschlechtsgebundene Gene in Betracht gezogen werden. Auf die rassische Verbreitung der Irisfarbe ist Verf. nicht eingegangen. Abschließend wird noch kurz auf die Vererbung der normalen Merkmale des Augenhintergrundes hingewiesen. — Der Abschnitt über „die Vererbung angeborener Augenfehler“ (S. 593–650 und 17 Abb.) ist von Schläpfer Hans bearbeitet. Verf. gibt eine sehr übersichtliche Darstellung der verschiedenen erblichen angeborenen Augenfehler (betrifft Lider, Tränenorgane, Orbita- und Schädelform, Bulbus, Hornhaut, Sklera, Uvea, Retina, Nervus opticus, Linse und Zonula, Glaskörper, Hydrophthalmus, Refraktionsanomalien, Augenmuskeln). — Die Vererbung der Altersmerkmale des menschlichen Auges (S. 651 bis 689 und 60 Abb.) hat Vogt Alfred behandelt. Er macht einleitend Bemerkungen zur homochronen (= vererbt, aber nicht angeboren) Vererbung, speziell zur Altersvererbung. Die Lebensdauer ist eine Funktion des Keimplasmas, das über die Lebensdauer nicht nur der Artindividuen, sondern auch ihrer Einzelorgane und Organteile entscheidet. Schwierigkeiten im Studium der senilen und präsenilen Erbmerkmale des Menschen ergeben sich dadurch, daß der einzelne Beobachter meist nur eine Generation höheren Alters überblicken kann. Die zweite Schwierigkeit besteht darin, daß exogene Noxen Veränderungen hervorrufen können, die entweder den senilen Erbmerkmalen zum Verwecheln ähnlich sind oder sie vorzeitig provozieren können. Vogt hält die Zwillingsforschung besonders dafür geeignet, um die Vererbung des Alterns näher zu ergründen. Überaus wertvoll ist die Untersuchung solcher seniler eineiiger Zwillinge, die ihr Dasein unter abweichenden äußeren Lebensumständen verbracht haben. Vogt geht dann auf die homochronen Erb-leiden näher ein, deren Erbnatur hauptsächlich durch Stammbaumforschung ermittelt wurde. Besprochen werden die familiäre Hornhautdystrophie, der Kera-toconus, ferner die Degenerationen von Netzhaut und Aderhaut und die Retinitis pigmentosa. Zu den homochronen Erb-leiden zählt Vogt auch die Netzhautab-lösung, die nach seiner Meinung nicht eine Folge der Kurzsichtigkeit ist, sondern des Alterszerfalls der Netzhaut selber als auch des mit ihr genetisch verbundenen Glaskörpers. Der größeren Zerfallsbereitschaft der myopisch senilen Retina ver-dankt das myope Auge die vermehrte Disposition zur Netzhautab-lösung. Dadurch wird es klar, daß die Erbllichkeit der Myopie als solche in der Vererbung der Netz-hautab-lösung als Faktor mitspielt. Weiter erwähnt Vogt als zu den homochronen Erb-leiden gehörend die Angiomatosis retinae, die tuberöse Hirnsklerose, die Pseudosklerose (Kayser-Fleischerscher Ring) die Starbildung bei myotonischer

Dystrophie, die Lebersche Optikusatrophie, die spontane hereditäre Linsenluxation. Die sog. Pigmentstreifenerkrankung des Augenhintergrundes bei Pseudoxanthoma elasticum wird, obwohl sie auch ein homochrones Erbleiden ist, nicht aufgezählt. Einen eingehenden Abschnitt widmet Vogt den senilen Merkmalen eineiiger Zwillinge. Es ist jedoch dabei zu bemängeln, daß Vogt zum Nachweis der Vererblichkeit von Altersmerkmalen am Auge nicht, wie dies heute unbedingt erforderlich ist, Untersuchungen an einem auslesefrei gewonnenen Material d. h. an sog. lückenlosen repräsentativen Zwillingsserien angestellt hat, sondern seine Schlußfolgerungen von Beobachtungen an nur eineiigen senilen Zwillingspaaren ableitet. Deshalb kommt den Vogtschen Befunden nur eine bedingte Bedeutung zu, da sie ohne Zweifel eine erhöhte Fehlerzahl aufweisen. Von den senilen Merkmalen an eineiigen Zwillingen bespricht Vogt die Pinguecula, das Gerontoxon, das durch Erkrankung der Hornhaut vorzeitig provoziert werden kann, die Kruckenbergische Pigmentspindel und die Cornea guttata senilis; ferner werden besprochen die Irisfarbe und Irisstruktur, die Altersdegeneration des Pupillarpigmentsaums, die Pigmentverstreueung an der Irisoberfläche und die Typenvererbung des Altersstars. Schließlich erwähnt noch Vogt die bei eineiigen Zwillingen gefundene senile Glaskörperdestruktion, ferner Altersveränderungen in der Papille und Umgebung und Netzhautblutungen. Vogt meint auch, daß die skrofulöse Anlage in vielen Fällen als eine angeborene anzusehen ist. Er glaubt nämlich auf Grund von Beobachtungen, daß die Resistenzherabsetzung gegen skrofulöse Keratitis ein Erbmerkmal sein kann. — Die Lektüre des Augenabschnittes des Handbuches der Erbbiologie ist jedem an Erbfragen Interessierten wärmstens zu empfehlen. Die Darstellung ist klar und übersichtlich, die verschiedenen Abschnitte enthalten eine Reihe ausgezeichneter Abbildungen. Die einzelnen Abschnitte werfen eine große Anzahl von interessanten Problemen auf, wodurch der Stoff sehr anregend gestaltet wird.

K. Lisch, München.

Krebs, Heinz, Untersuchungen zur Vererbung der Lippe-Kiefer-Gaumenspalte in 143 Sippschaften, mit einem Vorwort von Karl Astel, mit 13 Sippschaftstafeln und 45 Abb. Verlag Alfred Metzner, Berlin, 1940. Preis brosch. 6,- RM.

Verf. untersuchte die Sippschaften von 111 Merkmalsträgern mit Lippen-Kiefer-, Gaumenspalte nach der sog. Astelschen Sippschaftsmethode, nach der die Sippschaft aus dem Probanden, seinen vier Großeltern und deren sämtlichen leiblichen Nachkommen besteht. Von weiteren 32 Probanden, die aus dem Erbarchiv des Thüringischen Landesamts für Rassewesen in Weimar stammten, konnten die Sippschaften nicht vollständig untersucht werden, so daß Verf. sie auch gesondert bespricht. — Die Erkrankungshäufigkeit der Probandengeschwister beträgt nach der Probandenmethode berechnet 2,87 %, eine Zahl, die mit der von B. Schulz aus dem Sandersschen Material errechneten und mit der von uns gefundenen übereinstimmt. Aus dieser Ziffer schließt der Verf. auf einen polyhybrid-rezessiven Erbgang. Solange man aber die Manifestationsschwankung eines Merkmals, die nach unseren eigenen Zwillingenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-, Gaumenspaltenträgern ziemlich groß zu sein scheint, nicht kennt, bedeu-

tet eine Erbgangsbestimmung nur eine Hypothese. – Weitere familiäre Belastung fand Verfasser in 34,2 %, wobei die Gradausprägung in ein und derselben Sippe meist die gleiche war. Auch er konnte die bisherigen Ergebnisse bestätigen, daß nämlich das männliche Geschlecht häufiger als das weibliche befallen ist, daß die einseitigen Spalten häufiger als die doppelseitigen sind und daß wiederum die linke Seite häufiger befallen wird als die rechte. Bei Merkmalsträgern sowohl als auch bei den Nichtmerkmalsträgern fand Verf. ein vermehrtes Fehlen seitlicher Schneidezähne sowie ein gehäuftes Vorkommen von Zapfenzähnen. Sonstige Gebißanomalien und Erhöhung des harten Gaumens werden nicht besonders erwähnt. In 41 % der Fälle weist der Proband noch andere körperliche oder geistige Anomalien auf. 30 % der Probanden waren mindestens einmal oder mehrmals in der Schule sitzen geblieben oder waren Hilfsschüler.

A. Idelberger, München.

Groos, Helmut, Willensfreiheit oder Schicksal? Reinhardt, München 1939.
277 S. Brosch. 4,80 RM, Leinen 6,80 RM.

Das vorliegende Buch ist die zweite umgearbeitete und stark erweiterte Auflage von „Die Konsequenzen und Inkonsequenzen des Determinismus“. V. greift den immer noch bestehenden Gegensatz zwischen Determinismus und Indeterminismus um Willensfreiheit und -unfreiheit auf, um in dieser Frage einmal zu einer klaren Entscheidung zu kommen. In einem kurzen ersten Abschnitt behandelt er das nicht nur unklare, sondern falsche Verhältnis des Determinismus zum naiven oder vulgären Bewußtsein. Es folgt eine bei aller Vornehmheit der Sprache entschiedene und sachliche Abrechnung mit den Vertretern des Determinismus, die, z. T. aus Mangel an Mut, es unterließen, die letzten Konsequenzen aus dem Determinismus „als der Lehre von der vollständigen und eindeutigen Bestimmtheit alles Geschehens“ zu ziehen und so vielfach bei Halbheiten stehenbleiben oder in Indeterminismus zurückfallen. Von besonderem Interesse sind hier des V. Ausführungen über das Verhältnis des Determinismus zum Quietismus, zur mechanistischen Weltanschauung, zur Verantwortlichkeit und zum Fatalismus. Dabei zeigt es sich auch schon, wie die Unkenntnis oder Nichtbeachtung der Vererbungsgesetze das philosophische Denken beeinflusst. Zur Begründung des Determinismus im 3. Teil beruft sich V. in erster Linie auf das Kausalitätsgesetz. Im Zusammenhang damit setzt er sich mit der neuen Physik auseinander, die das Problem der Kausalität und damit der Willensfreiheit aus der metaphysischen Zone auf ihre exakte Wissenschaft verschiebt und „das Vorkommen absolut zufälligen Geschehens experimentell und theoretisch erwiesen“ zu haben behauptet. Zum weiteren Beweis seines Standpunktes beruft sich V. auf das Zeugnis des Bewußtseins, auf die Unmöglichkeit und Undenkbarkeit der Willensfreiheit aus ontologischer, phänomenologisch-empirischen und metaphysischen Gründen, spricht kurz von der Unentbehrlichkeit der Determination für die Sittlichkeit und behandelt schließlich die biologisch-psychologischen Gesichtspunkte – die Rolle des Bewußtseins, die Abstammungslehre, die seelisch-geistige Vererbung –, womit er also für eine Einheit der naturwissenschaftlichen Menschenforschung und der geisteswissenschaftlichen Einstellung eintritt. Namentlich die

Tatsache der seelisch-geistigen Vererbung erscheint ihm als außerordentlich gewichtig für die Bejahung der Unfreiheit des Willens. So ist die ganze Untersuchung streng logisch und systematisch aufgebaut und in klarer, sachlicher Darstellung überzeugend und eindringlich durchgeführt. Auch wer den Standpunkt des V. in der Frage der Willensfreiheit nicht teilen sollte, wird seine Objektivität anerkennen und ihm dankbar sein für die umfassende und anregende Behandlung des wichtigen Problems. Scharold, München.

Günther, Hans F. K., Die Frage der Eheform: Einehe oder Vielweiberei?
Heft 8 der Monatsschrift für den nordischen Gedanken „Rasse“.

Hier wird die für unsere Zeit sehr wichtige, vielumstrittene Frage der Eheform: Einehe oder Vielweiberei erörtert. Dabei vertritt der bekannte Rassenbiologe die beherzigenswerte Ansicht, daß sich „kaum eine andere Form der Geschlechtsbeziehungen als die gesetzliche Ehe finden lasse, wenn dadurch der Bestand des Volkes gesichert und womöglich eine Aufartung angebahnt werden soll“. „Bei jeder Änderung hätten außer den Frauen besonders die Kinder zu leiden und jede Änderung würde die Kinderzahl verringern“. Der Gedanke der Vielweiberei nach verlustreichen Kriegen sei zwar verständlich, ebenso der Wunsch mancher Erbgesundheitsforscher, daß erblich bestveranlagte Männer mit ebenbürtigen Frauen auch außer der Einehe Kinder zeugen sollten; doch bestehe dabei Gefahr, daß „die breite Masse der Menschen dann noch flacher über Familie und Ehe denke als dies seit dem 20. Jahrhundert im Abendland die Regel sei“, ferner wäre die Mehrehe nur den wohlhabendsten dieser Männer möglich, was als Bevorrechtung der reichen Leute ausgelegt würde. Auch gegen den von Willibald Hentschel seinerzeit gegründeten Mittgartbund zur Hebung des Erbwertes, der die Vielweiberei für Erbtüchtige vorsieht, sprechen gewichtige Einwände: Einmal suchen leiblich und seelisch vollwertige Frauen längere und engere Bindung an den Erzeuger ihrer Kinder; außerdem ist Erziehung im Elternhaus jeder Gemeinschaftserziehung vorzuziehen. Zu der von Georges Anquetil vorgeschlagenen Zulassung nebenehelicher Beziehungen gesetzmäßiger Art in Frankreich nach dem Weltkrieg, der „maitresse légitime“, ist zu sagen, „die Gesetzlichmachung außerehelicher Beziehungen würde die Geburtenzahl wahrscheinlich nur wenig heben, noch weniger die Zahl der Geburten erbtüchtiger Kinder“. Gegen die Eheform der Mormonen, die ungefähr 50 Jahre bestand, wandte sich 1885, bei seiner ersten Jahresansprache, der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Cleveland: „Die besten Männer, Frauen und Kinder und der beste Staatsbürger Nordamerikas stammen aus Einehefamilien, nicht aus Mehrehefamilien, die besten Mütter lebten in Einehen; die Frauen aus Mehrehen seien freudlose, unterdrückte und unweibliche Mütter“. Schließlich betont Günther mit Recht, der Zeugungsvorsprung der Erbtüchtigen bei bestehender Einehe könne verhindert werden nur durch Unfruchtbarmachung erbuntüchtiger Menschen, und durch Erweiterung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ließen sich die Nachteile der Einehe wesentlich verringern, desgleichen auch durch entsprechende Heiratsverbote. „Je mehr der Staat die erbtüchtigen Familien davon überzeugen wird, daß er durch Anwendung des Gesetzes zur Ver-

hütung erbkranken Nachwuchses für ihren wertvollen Nachwuchs auch den günstigen Lebensraum schaffen wird, desto mehr wird sich die Kinderzahl in den erbtüchtigen Familien heben.“ Ich möchte dem beifügen, daß insbesondere auch eine kräftige direkte positive Rassenhygiene zu diesem gewünschten Enderfolg führen wird.
Rüdin, München.

Hellpach, Willy, Mensch und Volk der Großstadt. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1939. 139 S. Geb. RM 7,40, brosch. RM 5,80.

In dem vorliegenden Buch ist das Wichtigste, was wir in soziologischer, anthropologischer, psychologischer und klimatischer Hinsicht über die Großstadt und ihre Bewohner wissen, in übersichtlicher Form zusammengestellt. Eingehend erörtert Hellpach die Motive der Landflucht, untersucht die psychophysische Beschaffenheit der Landflüchtigen und stellt in ausführlicher Weise die klimatischen Besonderheiten des Großstadtlebens und dessen Einflüsse und Rückwirkungen auf Leib und Seele der Großstadtbewohner heraus. Überall, wo unser tatsächliches Wissen heute noch Lücken aufweist, betont er die Notwendigkeit exakter Untersuchungen, um die große Gefahr der Verstädterung, die auch heute noch besonders in der Gestalt der nicht ausreichenden durchschnittlichen Fortpflanzung dem Volkskörper droht, zu bannen oder zumindest herabzumindern. Neben den Gefahren werden auch die Notwendigkeiten und gewisse Vorteile der Großstadt vom Verfasser nicht verkannt. In einem Schlußkapitel weist er auf Wege des Selbstausgleiches hin, der nur möglich sein wird bei genauer kritischer und wissenschaftlich einwandfreier Erkenntnis der wesentlichsten Schäden und Nachteile der Verstädterung. – Wenn der Verfasser auch in einigen Punkten sehr subjektive Ansichten und Auffassungen vertritt, die vielleicht einer kritischen Prüfung nicht immer standhalten können, so wird man die Schrift im großen und ganzen doch mit Gewinn lesen. Ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie zur Erkenntnis der bevölkerungspolitischen Gefahren der Großstadt beiträgt und Anregungen zur Abhilfe vermittelt.
H. Schröder München.

Notizen

Rassengesetze in den Ostgebieten. Durch eine Verordnung der beteiligten Minister werden die Nürnberger Rassegesetze auch in den eingegliederten Ostgebieten eingeführt. Gleichzeitig ist eine 2. Ausführungsverordnung zum Blutschutzgesetz ergangen. Danach erstreckt sich der Schutz, der dem deutschen und artverwandten Blut durch das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre gewährt wird, nicht auf die ehemaligen polnischen Staatsangehörigen, es sei denn, daß sie die deutsche Staatsangehörigkeit erworben haben oder in die deutsche Volksliste eingetragen werden.

Nach einer Bestandsaufnahme durch **Dr. Rittler**, Leiter der rassenhhygienischen und bevölkerungsbiologischen Forschungsstelle in Berlin, befinden sich über **80 000 Zigeuner und Zigeunermischlinge im Reich**. Davon fallen über 19 000 auf das Altreich und etwa 11 000 auf die Ostmark und das Sudetenland. Sie wurden in einem Zigeunersippenarchiv für das Altreich erfaßt. Dabei stellte sich heraus, daß Tausende von Zigeunern falsche Namen führten und ein großer Teil von ihnen versucht hatte, sich mit falschen Papieren die deutsche Staatsangehörigkeit zu erschleichen. Sämtliche sogenannte Zigeuner waren

aber nicht stammechte Nomaden indischer Herkunft, sondern Mischlinge verschiedenster Schattierungen. In früheren Generationen hatten sich die Zigeuner mit asozialen und erbminderwertigen Elementen gepaart. Die Reichszentrale zur Bekämpfung des Zigeunerwesens konnte bisher schon mehr als 10000 rassendiagnostische gutachtliche Äußerungen aus der Untersuchung zugewiesen erhalten.

Zigeunerghettos für Rumänien. Das Organ der Legionärbewegung „Vasul“ tritt in einem Artikel für den Schutz der rumänischen Rasse gegen die Zigeuner ein, die in Rumänien in sehr großer Zahl besonders mit der vorstädtischen rumänischen Bevölkerung vermischt leben. Das Blatt fordert das Verbot der Heirat zwischen Rumänen und Zigeunern, die völlige Ausschaltung der Zigeuner aus dem rumänischen Kulturleben und die Schaffung von Zigeunerghettos.

150000 Juden sind innerhalb der letzten sechs Monate nach **Brasilien eingewandert**, so stellt die Abendzeitung „Meiodia“ in Rio de Janeiro am 13. Januar 1941 unter Bezugnahme auf die neu veröffentlichte Einwanderungsstatistik fest. Die Mehrzahl von ihnen, die die Gesamtzahl der brasilianischen Juden auf 400000 erhöht haben, stammt aus europäischen Ländern.

Förderung der japanischen Auswanderung nach Brasilien. Das japanische Übersetzerministerium fördert die Auswanderung von Japanern, insbesondere von Erwerbslosen, nach den südamerikanischen Ländern. Im Zusammenwirken mit dem Verband der Überseeauswanderer wurden 480 Auswanderer aus allen Teilen Japans für Brasilien abgefertigt. Weitere 400 Auswanderungen waren für März 1941 vorgesehen.

Zwecks **Bekämpfung** des in **Frankreich** immer mehr zunehmenden **Alkoholismus** wurden durch Gesetz Aperitifs mit mehr als 16% Alkoholgehalt und der Ausschank alkoholischer Getränke an Jugendliche unter 20 Jahren verboten. Auch wird Trunkenheit bei Vergehen oder Verbrechen nicht mehr als Milderungsgrund anerkannt.

Prof. Dr. **Rodenwaldt** hat einen Ruf als Hygieniker an die Universität **Strasbourg** abgelehnt.

Prof. Dr. **Walther Wüst** wurde zum Rektor der Universität **München** ernannt. Prof. Wüst ist Kurator der großen Lehr- und Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“.

1941

Heft 3

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELL- SCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene und des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst

Gegründet von

Prof., Dr. med., Dr. phil. h. c. ALFRED PLOETZ

Herausgeber

Dr. med. AGNES BLUHM, Prof. der Anthropologie Dr. E. FISCHER, Prof.
Dr. W. GROSS, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP, Staatssekretär a. D. ~~44~~ Brigadeführer Dr. A. GÜTT, Prof. für Allgemeine Biologie u. menschliche Abstammungslehre Dr. G. HEBERER, Prof. der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Prof. der Anthropologie Dr. TH. MOLLISON, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Hygiene Dr. E. RODENWALDT, Prof. der Psychiatrie und der Rassenhygiene Dr. E. RÜDIN, Oberregierungsrat Dozent Dr. F. RUTKE, Prof. der Dermatologie Dr. H. W. SIEMENS, Prof. für arische Kultur und Sprachwissenschaft Dr. WALTHER WÜST

Schriftleitung

Prof. Dr. ERNST RÜDIN in München

1941, 35. Band, 3. Heft



J. F. LEHMANNS VERLAG · MÜNCHEN / BERLIN

Ausgegeben am 10. September 1941

Digitized by Google

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie

Das Archiv wendet sich an alle, die für das biologische Schicksal unseres Volkes Interesse haben, ganz besonders an die zur geistigen Führung berufenen Kreise, an Ärzte, Biologen, höhere Beamte, Pädagogen, Politiker, Geistliche, Volkswirtschaftler.

Es ist der menschlichen Rassenbiologie, einschließlic Fortpflanzungsbiologie und ihrer praktischen Anwendung, der Rassenhygiene, gewidmet. Die allgemeine Biologie (**Erblichkeit, Mutabilität und Variabilität, Auslese und Ausmerze, Anpassung**) wird so weit berücksichtigt, als sie für die menschliche Rassenbiologie von wesentlicher Bedeutung ist. Dies gilt auch für die anthropologischen Systemrassen.

Die **erbliche Bedingtheit menschlicher Anlagen** einschließlic der krankhaften wird eingehend behandelt.

Im Mittelpunkt des praktischen Interesses stehen die Fragen der **Gesellschaftsbiologie (Vermehrung und Abnahme der Individuen, soziale Auslese und Ausmerze, Aufstieg und Verfall der Völker und Kulturen) mit der Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik.**

Das Archiv sucht alle Kräfte zu wecken, die geeignet sind, dem biologischen Niedergang entgegenzuarbeiten und die Erbmasse, das höchste Gut der Nation, zu ertüchtigen und zu veredeln.

Jeder Band umfaßt 6 Hefte. Bezugspreis halbjährlich RM 12.- zuzüglich RM -.20 Postgebühren. Einzelheft RM 4.- zuzüglich RM -.15 Postgeld.

Geeignete Beiträge in deutlicher Schrift werden an Prof. Dr. Rüd in, München, Kraepelinstraße 2, erbeten. Besprechungsstücke bitten wir ebenfalls an Prof. Rüd in zu senden.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

INHALTSVERZEICHNIS

Abhandlungen

Gini, Corrado, Über die differenzierte Fruchtbarkeit und einige verwandte Fragen	177	Auslandsdeutsche Volksforschung, Vierteljahresschrift. 1938. II. Band, Heft 3 u. 4. (Dr. med. et. phil. Harrasser, München)	247
Grobig, Hermann Ernst, Die Psychiatrie als Wegbereiterin positiver Rassenhygiene	209	Volksforschung. 1939. III. Band, Heft 1-4. (Harrasser, München)	249
Rauschenberger, Dr. Walther, Mediterrane Züge in Goethes Persönlichkeit	231	Volksforschung, 1940. Heft 1 u. 2. (Harrasser, München)	250
		Just, Günther, Handbuch der Erbbiologie des Menschen. 1940. (Harrasser, München)	254
		Günther, Hans F. K., Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung. 1941. (Grobig, München)	261
		Notizen	264

Referate

Rodenwaldt, Ernst, Die Rassenmischung als historisch-biologisches Problem. 1940. (Dozent Dr. med. Grobig, München)	246
--	-----

Über die differenzierte Fruchtbarkeit und einige verwandte Fragen.

Von Corrado Gini.

Die unterschiedliche Fortpflanzung der verschiedenen Gesellschaftsschichten, derzufolge die höheren Schichten einen geringeren natürlichen Zuwachs aufweisen als die niederen, ist eine Erscheinung von solcher Allgemeinheit und von solcher Bedeutung, daß man, wenn man von „differenzierter Fruchtbarkeit“ spricht, ohne weiteres damit die differenzierte Fruchtbarkeit der gesellschaftlichen Schichten meint.

Ungeheuer ist ihre Tragweite nicht nur für die Demographie, sondern auch für die Bevölkerungstheorie, die Anthropologie, die Soziologie, die Verteilung des Reichtums, die Politik¹⁾.

Ihre Intensität ist jedoch schwankend je nach der Zeit und dem Ort, mit einer Regelmäßigkeit, die in Beziehung steht zu den aufeinanderfolgenden Entwicklungsstadien des betreffenden Volkes²⁾. Es fehlt auch nicht an Ausnahmen, und sie waren bereits Gegenstand besonderer Untersuchungen³⁾; aber in den fort-

¹⁾ Es gibt hierüber besonders in Italien eine reichhaltige Literatur. Unter den italienischen Veröffentlichungen vergleiche man insbesondere unsere erste Mitteilung über „*Il diverso accrescimento delle classi sociali e la concentrazione della ricchezza*“, die bei der Zweiten Tagung der Italienischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften vorgelegt (1908) und im „*Giornale degli Economisti*“, Januar 1909, veröffentlicht wurde, sowie die Vorträge über *The Cyclical Rise and Fall of Populations*, die im Jahre 1929 an der Universität Chicago gehalten und in dem Bande *Population*, Chicago University Press 1930, veröffentlicht wurden. (Die italienische Ausgabe dieser Vorträge, die mit einigen Ergänzungen und Erweiterungen versehen wurden, trägt den Titel *Nascita, evoluzione e morte delle nazioni*, Roma, R. Università, Istituto di Statistica, 1930.) In den Anmerkungen zu diesen Veröffentlichungen finden sich bibliographische Angaben über die früheren Publikationen. Man vgl. hierzu auch den Artikel von G. Levi della Vida über *La teoria della circolazione delle aristocrazie del Pareto e la teoria del ricambio sociale del Gini*, in „*Genus*“ (Roma, Comitato Italiano per lo studio dei problemi della popolazione, 1936, vol. II, Heft 1-2); und das neuere zusammenfassende Bändchen von Nora Federici: *La riproduttività differenziale. Intensità - cause - conseguenze*. (Manuali universitari della Facoltà di Scienze Statistiche Demografiche ed Attuariali della R. Università, Roma 1939.)

²⁾ Man vergleiche hierzu, außer den in der vorhergehenden Anmerkung zitierten Schriften von G. Levi della Vida und von Nora Federici und den genannten Vorträgen an der Universität Chicago, unsere anderen Werke: *I fattori demografici dell'evoluzione delle nazioni*, Roma, Biblioteca del „*Metron*“, 1912; *L'ammontare e la composizione della ricchezza delle nazioni*, Bocca, Torino 1914; *Problemi sociologici della guerra*, Zanichelli, Bologna 1921; *Le basi scientifiche della politica della popolazione*, Roma, Istituto di Statistica, 1931; *Prime linee di patologia economica*, Giuffrè, Milano 1935.

³⁾ In unserer Mitteilung *Eccezioni apparenti ed eccezioni reali alla norma del minor accrescimento delle classi elevate*, die auf dem XII. Internationalen Soziologischen Kongreß in Brüssel (1935) vorgelegt wurde. Sie wurde veröffentlicht in dem Bande: „*La sezione italiana dell'Istituto Internazionale di Sociologia al Congresso di Bruxelles*“,

geschrittenen Gesellschaftsgebilden der Jetztzeit handelt es sich nur um vorübergehende oder vereinzelt Abweichungen.

Während nun aber über das Vorhandensein und die Bedeutung der Erscheinung, wie ich glaube, Einhelligkeit herrscht, bestehen grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Bewertung der Auswirkungen.

Die einen sehen in dieser Erscheinung eine Ursache der biologischen und sozialen Entartung; andere dagegen einen Erneuerungsprozeß. Die einen weisen darauf hin, daß die höheren Schichten sich aus in mehrfacher, insbesondere aber in geistiger Hinsicht höherwertigen Individuen zusammensetzen, die nicht nur infolge von Umweltfaktoren, sondern auch von Erblichkeitsfaktoren höherwertig sind. Eine geringere Fortpflanzung dieser Individuen würde daher zu einer fortschreitenden Verarmung des Erbgutes der Nation führen¹⁾. Daher die Bemühungen, die Fortpflanzungstätigkeit der höherwertigen Schichten oder Individuen zu fördern und die der geringerwertigen Schichten oder Individuen zu begrenzen. Das wäre die Aufgabe der Eugenik in ihrer zwiefachen, d. h. negativen und positiven Gestalt²⁾.

Comitato Italiano per lo studio dei problemi della popolazione, 1935, wiederabgedruckt in „Economia“, März 1936, und ins Englische übersetzt in „Rural Sociology“, Baton Rouge (Louisiana), September 1936. Man vgl. auch die Mitteilung von Dr. G. De Meo über *Il ricambio sociale in alcune città dell'Italia meridionale nei secoli XVII e XVIII*, die in dem gleichen Bande enthalten ist, und den darauffolgenden Artikel des gleichen Autors mit dem Titel: *Variazioni dell'assetto economico – demografico di una città dal XVII al XVIII secolo* in „Genus“, 1938, Bd. III H. 1–2. Was die geringere Fortpflanzungsfähigkeit der Minderwertigen betrifft – ein Gegenstand, der sich in mancher Hinsicht mit den zur Rede stehenden Ausnahmen berührt –, vergleiche man den Bericht *Contributions of Demography to Eugenics*, der dem Ersten Internationalen Kongreß für Eugenik (London, 24.–30. Juli 1912) vorgelegt und veröffentlicht wurde in „Problems of Eugenics“, Bd. 2, London, Eugenics Education Society, 1913, S. 147–52. Eine mit Zusätzen versehene italienische Ausgabe wurde unter dem Titel *Contributi statistici ai problemi dell'Eugenica* in der „Rivista italiana di Sociologia“, Mai-Aug. 1912, veröffentlicht, S. 57–64. Vgl. ferner die beiden Artikel: *Nuove osservazioni sui problemi dell'Eugenica. La distribuzione dei professori universitari secondo l'ordine di generazione*, „Rivista Italiana di Sociologia“, März-April 1914, und *Di alcune recenti ricerche sulle variazioni che presenterebbero taluni caratteri secondo il numero di figli della famiglia*, „Genus“, Bd. III Nr. 1–2, Mai 1938 (dieser letztere Artikel wurde in französischer Sprache in einer Mitteilung zusammengefaßt, die unter dem gleichen Titel dem Ersten Kongreß der Internat. Vereinigung der Lateinischen Gesellschaften für Eugenik vorgelegt wurde, „Rapport du 1er Congrès d'Eugénique“, Paris 1937); und die Notiz *Sugli effetti che la scelta delle famiglie esercita sopra la frequenza delle caratteristiche dei suoi componenti*, „Scientia Genetica“, Bd. I, fasc. 2–3, 1939.

¹⁾ Verfechter dieser These war K. Pearson, der als erster einen Warnruf erhoben hat in seinem Artikel *National Deterioration* in der „Times“ vom 25. August 1905 und dann eine Reihe zu veröffentlichen begonnen hat unter dem Titel „Studies in National Deterioration“ in Draper's Co. Research Memoirs, deren erste Untersuchung die von D. Heron war über *On the Relation of Fertility in Man to Social Status and on the Changes in this Relation that have taken place in the last Fifty Years*, 1906. Diese Frage haben dann wiederholt behandelt Pearson und seine Schüler sowie viele andere Statistiker, Soziologen und Eugeniker.

²⁾ Man vergleiche im Gegensatz zu dieser Richtung der Eugenik, die man die konservative Eugenik nennen kann, das Programm der in der Eröffnungsrede des

Andere dagegen bestreiten a priori, daß ein Vorgang, der sich als allgemein und beständig darbietet, degenerativen Charakter haben könne¹⁾. Diese sehen in den höheren Schichten im wesentlichen höherentwickelte Schichten, die der Masse der Bevölkerung voraus sind im entwicklungsmäßigen Zyklus, der für alle organischen Formen charakteristisch sei. Sie eilen ihnen voraus sowohl in der aufsteigenden wie in der absteigenden Phase. Es entspreche daher dem rassistischen Interesse, wenn die Nachkommenschaft der höheren Klassen sich verringere und verschwinde und ersetzt werde durch die Nachkommenschaft der niederen Klassen, die emporsteigen. Wo ein solcher Erneuerungsprozeß durch das Kastensystem verhindert werde, entarteten die oberen Schichten. Die Fortpflanzung der oberen Schichten forcieren und verhindern, daß die aus den unteren Schichten aufsteigenden Elemente die Lücken auffüllen, hieße eine Politik verfolgen, die vergleichbar wäre mit der eines Bevölkerungspolitikers, der beeindruckt von der Überlegenheit der Erwachsenenschicht gegenüber der Kinderschicht, sich bemühte, die erstere unbegrenzt lange am Leben zu erhalten und die letztere daran hinderte, die Stelle der ersteren einzunehmen²⁾.

Eine so radikale Meinungsverschiedenheit in der Bewertung der Auswirkung der differenzierten Fruchtbarkeit steht in Zusammenhang mit einer unterschiedlichen Erklärung dieser Erscheinung.

Alle stimmen darin überein, daß die stärkere Reproduktivität der niederen Schichten abhängt von ihrer höheren Geburtenzahl, die den Nachteil einer höheren Sterblichkeit ausgleicht. Über die Ursachen der differenzierten Fruchtbarkeit gehen die Meinungen jedoch auseinander.

Eine weit verbreitete Meinung schreibt die differenzierte Fruchtbarkeit äußeren Faktoren zu. Demnach führten Überlegungen vorwiegend wirtschaftlichen Charakters die höheren Schichten dazu, in vorgerückterem Alter zu heiraten und öfter oder in größerem Umfange die Nachkommenschaft einzuschränken. Es handle sich um einen im wesentlichen willensmäßigen Vorgang, der durch Umweltumstände bedingt sei.

Andere schreiben sie inneren Faktoren zu, oder, besser gesagt, auch inneren Faktoren. Es wird nicht bestritten, daß differenzierte ökonomische Faktoren zu diesem Ergebnis beitragen und noch weniger wird die Bedeutung der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl bezweifelt, diese Beschränkung wird aber als Mittel und nicht als Ursache der differenzierten Fruchtbarkeit angesehen; und der sie bedingende Wille wird als nicht nur von in der Hauptsache wirtschaftlichen Umständen, sondern auch von biologischen Faktoren beeinflußt erachtet; ja, diese letzteren seien vorwiegend, wenn nicht ausschließlich wirksam in gewissen Fa-

II. Italienischen Kongresses für Genetik und Eugenik (30. September bis 2. Oktober 1929) Reformeugenik bezeichneten Richtung, vgl. Verhandl. dieses Kongresses (Roma, Società Italiana di Genetica ed Eugénica, 1932, S. 27).

¹⁾ Vgl. hierzu die erwähnte Mitteilung *Il diverso accrescimento* usw. § 11.

²⁾ Man vgl. hierzu den genannten Bericht *Contributions of Demography to Eugenics*, S. 152-57 (S. 64-70 der italienischen Ausgabe) und die Mitteilung von G. Levi della Vida: *Le métabolisme social comme facteur de dégénération dans la société*, „Rapport du 1^{er} Congrès d'Eugénique“, Paris 1937; sowie das zitierte Werk von Nora Federici: *Riproduttività differenziale*.

miliengruppen, wie z. B. den Familien der Herrscherhäuser oder denen des Hochadels. Die oberen Schichten zeigten, da sie biologisch höher entwickelt seien, eine geringere natürliche Fruchtbarkeit.

Die Vertreter der ersten Erklärung führen zur Stütze ihrer These die Beobachtung an, daß die Sterilität in den verschiedenen Gesellschaftsklassen nicht merklich verschieden ist.

Die Vertreter der zweiten halten an ihrem Standpunkt fest auf Grund vielfältiger Tatsachen, die ebenso viele Indizien für eine geringere Fortpflanzungsfähigkeit der höheren Schichten darstellen: die größere Schmerzlichkeit der Geburt, die häufigere Unfähigkeit der Mutter, die Kinder zu stillen, die nicht geringere Zahl der Abgänge und der Totgeburten trotz des vernünftigeren hygienischen Verhaltens, der schnelleren und sicheren Fürsorge während der Schwangerschaft und der Geburt und der geringeren Häufigkeit von Abtreibungen. Was die Unfruchtbarkeit anbelangt, so gelten hierfür die gleichen Überlegungen wie hinsichtlich der Häufigkeit der Totgeburten: die Unfruchtbarkeit ist nicht absolut und oft auch nicht angeboren; sie kann durch eine qualitativ unzulängliche Ernährung mitverursacht sein; oft kann sie durch Befolgung von ärztlichen Vorschriften, die für die höheren Schichten leichter erhältlich und leichter durchführbar sind, behoben werden. Wenn trotzdem die verschiedenen Gesellschaftsschichten mit gleicher Frequenz unfruchtbar sind, so bedeutet das, daß den höheren Schichten eine geringere Fruchtbarkeit angeboren ist¹⁾.

Einen entscheidenden Beitrag zur Klärung dieser wichtigen Frage schienen einige neuerdings von einigen amerikanischen Statistikern gemachte Untersuchungen zu liefern.

Die Ungezwungenheit, mit der die amerikanischen Frauen von auf die Sexualsphäre bezüglichen Fragen sprechen, ermöglicht es, mit ihnen mit gutem Ergebnis Untersuchungen anzustellen, die in den meisten europäischen Ländern mit Mißtrauen aufgenommen und zum Scheitern verurteilt würden.

Die amerikanischen Autoren fragten die Frauen, die in den Kliniken niederkamen oder die sich in den für die Geburtenbeschränkung eigens eingerichteten Beratungsstellen Rat holten, ob sie von Verhütungsmitteln Gebrauch gemacht hätten oder nicht; ob sie nie davon Gebrauch gemacht hätten oder zeitweilig ihre Anwendung unterlassen hätten, um die Empfängnis zu ermöglichen und auf eine wie lange Zeit sie davon Gebrauch gemacht hätten bzw. nicht davon Gebrauch gemacht hätten. Auf diese Weise hat man die Zahl der Schwangerschaften und die Zeitdauer der Befruchtungsmöglichkeit feststellen können, getrennt nach den Gebärenden, die Verhütungsmittel verwendet hatten, und solchen, die sie nicht

¹⁾ Vgl. die im gleichen Sinne gehaltene Mitteilung *Some Italian Inquiries into differential reproductivity* in „Proceedings of the World Population Conference“ London, Arnold, 1927 (die italienische Ausgabe erschien unter dem gleichen Titel in „Economia“, Aug.-Sept. 1927). Die verschiedenen Thesen über die Ursachen der Geburtenabnahme im allgemeinen wie auch bei den verschiedenen Gesellschaftsschichten wurde eingehend erörtert in der Mitteilung *Les causes de la décroissance de la natalité à l'époque contemporaine*, die dem Kongreß für Bevölkerungswissenschaft in Oporto (September 1940) und dem II. Kongreß der Intern. Vereinigung der Lateinischen Gesellschaften für Eugenik, Bukarest (September 1939), vorgelegt wurde.

verwendeten. Das Verhältnis der Zahl der Schwangerschaften (oder, in einigen Fällen, der Lebendgeburten) zur Dauer der Befruchtungsmöglichkeit wurde als das Maß der Fruchtbarkeit der Gebärenden angesehen. Den erhaltenen Ergebnissen wohnte eine besondere Bedeutung inne, insofern die Fruchtbarkeit der Gebärenden, die keine Verhütungsmittel angewandt hatten, als die natürliche Fruchtbarkeit der Frau angenommen werden kann. Streng genommen wäre diese Annahme nur berechtigt, wenn man annimmt, daß die natürliche Fruchtbarkeit der Frauen, die keine Verhütungsmittel anwenden, derjenigen der Frauen, die diese Mittel anwenden, gleich ist; diese zweite Annahme entspricht aber wahrscheinlich nicht den Tatsachen¹). Bei der Vergleichung der verschiedenen Gesellschaftsschichten kann jedoch dieser Einwand vernachlässigt werden, wenn man zugesteht, daß der Unterschied in der natürlichen Fruchtbarkeit der beiden Kategorien von Frauen in allen Gesellschaftsklassen ungefähr gleich ist. Die differenzierte Fruchtbarkeit der Frauen, die keine Verhütungsmittel anwenden, wird dann als Index der natürlichen differenzierten Fruchtbarkeit der Frau angenommen werden können.

Nun ist Prof. Pearl von der Universität Baltimore, der als erster eine ausgedehnte Enquête dieser Art in den geburtshilflichen Kliniken von 139 in 26 amerikanischen Großstädten östlich des Mississippi oder deren Nachbarschaft gelegenen Krankenhäusern durchgeführt hat, zu dem Schlusse gelangt, daß die natürliche Fruchtbarkeit der amerikanischen Frauen, sowohl der erstgebärenden wie der mehrfachgebärenden, keine merklichen Abweichungen aufweist von einer zur anderen Gesellschaftsklasse, sei es, daß zur Unterscheidung der Klassen das Kriterium der wirtschaftlichen Verhältnisse oder des Bildungsstandes zugrunde gelegt wurde²).

Dieser Schluß, so erklärt Pearl selber, war gerade das Gegenteil von dem, was er erwartet hatte, denn vorher war er der Überzeugung gewesen, daß die differenzierte Fruchtbarkeit bei den verschiedenen Gesellschaftsschichten auch von biologischen Faktoren abhinge. Aber angesichts des Ergebnisses der Umfrage, das ihm

¹) Ich hatte bereits Gelegenheit, die Aufmerksamkeit des Internationalen Instituts für Statistik auf der Tagung in Mexiko (1933) im Verlaufe der Diskussionen auf diese Hypothese zu lenken (vgl. „Bulletin de l'Institut International de Statistique“, Tome XXVII, 1^{ère} livraison, La Haye 1938, S. 58–59).

²) R. Pearl: *Contraception and Fertility in 2000 women*, „Human Biology“, September 1932, pp. 363–407; *Some data on fertility and economic status*, „Human Biology“, December 1932, pp. 525–553; *On the frequency of the use of contraceptive methods and their effectiveness as used by a sample of American Women*, XXI^e Session de l'Institut Int. de Statistique, Mexico 1933, „Bull. de l'Institut International de Statistique“, Tome XXVII, 1^{ère} livraison pp. 208–224; *Preliminary notes on a cooperative investigation of family limitation*, „Quart. Bull. Milbank Mem. Fund“ pp. 35–67, 1933; *Factors in human fertility and their statistical evaluation*, „Lancet“ 1933, pp. 607–611; *Contraception and Fertility in 4945 married women; a second report on a study of family limitation*, „Human Biology“, Mai 1934 S. 355–401; *Second progress report on a study of family limitation*, „Milbank Mem. Fund Quart.“, 1934, pp. 248–269; *Third progress report on a study of family limitation*, „Milbank Mem. Fund Quart.“, Juli 1936 S. 258–284; *The natural History of Population*, Oxford University Press, London, Humphrey Milford, 1939.

unangreifbar erschien, nahm er dieses als endgültig hin und gab seine frühere Überzeugung preis¹⁾.

Aus den von Pearl erhaltenen Resultaten sind die nachfolgenden Tabellen (Tab. I und II) zusammengestellt²⁾.

Tab. I. Eheliche Fruchtbarkeit (Zahl der Schwangerschaften und Zahl der Lebendgeborenen je 100 Ovulationen) der Mütter, die in amerikanischen Krankenhäusern geboren und keine Verhütungsmittel verwendet hatten, nach den wirtschaftlichen Verhältnissen eingeteilt³⁾.

	Weiße					Schwarze			
	sehr arme	arme	in mittleren wirtschaftlichen Verhältnissen	wohlhabende und reiche	insgesamt	sehr arme	arme	in mittleren wirtschaftlichen Verhältnissen	insgesamt
Zahl der Schwangerschaften je 100 Ovulationen									
Erstgebärende ..	9,1	9,2	6,4	7,5	8,1	6,8	6,8	12,2	6,9
Mehrfachgebär. .	6,2	6,3	5,4	6,1	6,1	6,7	6,5	7,7	6,6
Insgesamt	6,4	6,7	5,7	6,4	6,4	6,7	6,5	8,2	6,7
Zahl der Lebendgeborenen je 100 Ovulationen									
Erstgebärende ..	8,8	9,0	6,2	7,3	7,9	6,4	6,4	12,2	6,5
Mehrfachgebär. .	5,6	5,5	4,7	5,3	5,4	5,9	5,8	6,2	5,8
Insgesamt	6,0	6,1	5,1	5,7	5,8	6,0	5,9	7,0	5,8

¹⁾ *Contraception and Fertility in 4945 married women*, angef. Aufsatz 1934, pp. 390-91.

²⁾ In der Tabelle I und den Tabellen III und den folgenden ist die Zahl der Schwangerschaften mit der Zahl der Ovulationen in Verhältnis gesetzt, wobei die Zahl der Ovulationen mit 13 im Jahre gerechnet und angenommen wurde, daß die Befruchtung durchschnittlich in der Mitte der Ovularperiode erfolgt. Ich bevorzuge dieses Verhältnis gegenüber dem Verhältnis der Zahl der Schwangerschaften zu der Zahl der Jahre, in denen die Frau dem Risiko der Befruchtung ausgesetzt war, weil seine möglichen Werte zwischen festen Grenzen variieren (zwischen 0 und 1 oder zwischen 0 und 100, wenn die Zahl der Schwangerschaften zu 100 Ovulationen in Beziehung gesetzt wird) und das Fruchtbarkeitsmaß wird so augenfälliger und eignet sich besser zu Vergleichen. Wenn man mit F_a das Verhältnis der Schwangerschaften zu 100 Jahren Risikoaussetzung bezeichnet (Pearl bedient sich desselben in seinem letzten Werk *Natural History*) und mit F_o die Zahl der Schwangerschaften je 100 Ovulationen, dann läßt sich der Wert von F_o leicht aus dem Wert von F_a auf Grund folgender Formel ableiten

$$F_o = \frac{2 F_a}{26 + 0,01 F_a}$$

³⁾ Die Frequenzahlen je 100 Ovulationen bei den Erst- und Mehrfachgebärenden sind auf Grund der in Anm. 2 angegebenen Formel aus den entsprechenden Frequenzahlen je 100 Jahre der Risikoaussetzung errechnet worden, die Pearl in *The Natural*

Tab. II. Eheliche Fruchtbarkeit (Zahl der Lebendgeborenen je 100 Jahre der Exponierung) der Mütter, die in einigen amerikanischen Kliniken geboren und niemals Verhütungsmittel angewendet haben, nach dem Bildungsgrad¹⁾.

	Weiße				Schwarze			
	un-gebildete	mit Volks-schul-bildung	mit Mittel-schul-bildung	mit Hoch-schul-bildung	un-gebildete	mit Volks-schul-bildung	mit Mittel-schul-bildung	mit Hoch-schul-bildung
Erstgebärende	48,6	62,0	63,7	53,1	42,1	50,8	59,9	63,2
Mehrfachgebärende	43,3	45,6	46,5	45,2	46,6	46,4	53,2	58,5

Es folgten weitere Untersuchungen seitens des Frl. Dr. Stix und des Herrn Notestein über Frauen, die sich an die neumalthusianischen Kliniken einiger Städte (Bronx, Cincinnati, Spartanburg) um Rat gewandt hatten²⁾. Für Cincinnati bestimmte Stix auch die differenzierte Fruchtbarkeit der Gesellschaftsklassen. Was die Mehrfachgebärenden betrifft, so bestätigten die Ergebnisse die von Pearl erhaltenen, während bezüglich der Erstgebärenden ihre Ergebnisse einen geringen Unterschied zugunsten der niederen Schichten aufwiesen; doch hielt die Verfasserin diesen Unterschied nicht für bedeutungsvoll³⁾. Aus den Ergebnissen des Frl. Stix ist die nachfolgende Tabelle zusammengestellt (Tab. III).

Der Zweck des vorliegenden Artikels ist der Nachweis:

1. daß die in den erwähnten Untersuchungen befolgte Methode zur Messung der Fruchtbarkeit ungenau ist;
2. daß die in dieser Methode enthaltenen Unrichtigkeiten so beschaffen sind, daß sie die Fruchtbarkeit der höheren Schichten im Verhältnis zu der der niederen Schichten übertreiben. Es ist wahrscheinlich, daß, mit einer fehlerfreien Me-

Tab. III. Eheliche Fruchtbarkeit (Zahl der Schwangerschaften je 100 Ovulationen) der Mütter, die keine Verhütungsmittel verwendet haben (Maternal Health Clinic in Cincinnati), nach der gesellschaftlichen Stellung eingeteilt.

Reihenfolge der Geburt	Alle Familien	Familien, die keine Unterstützung erhalten		Unterstützungs-beziehende Familien
		Geistesarbeiter	Handarbeiter	
Erstgebärende	12,08	9,97	11,76	14,23
Mehrfachgebärende	6,93	7,50	6,91	6,87

History usw., a. a. O., Tab. XVI, S. 334, veröffentlicht hat. Die Frequenzahlen für die Gesamtzahl der Mütter ist von mir berechnet worden vermittels des abgewogenen Mittels der besagten Frequenzahlen für die Erst- und Mehrfachgebärenden, wobei die Gewichte die von Schwangerschaften und Wochenbett freien Zeiten waren, die in der Tab. XV S. 333 des genannten Werkes angegeben sind.

¹⁾ Von Pearl in *Natural History*, Tabelle 40a, S. 228–29, veröffentlichte Daten.

²⁾ R. K. Stix and F. Notestein, *Effectiveness of Birth Control*, „The Milbank Mem. Fund Quart.“, Januar 1934 und April 1935. R. K. Stix, *Birth Control in a Midwestern City*, Ibidem, Januar, April und Oktober 1939. *Factors underlying Individual and Group Differences in uncontrolled Fertility*, Ibidem, Juli 1940.

³⁾ Man vgl. S. VI der Einführung, die Stix dem Sonderdruck ihrer Artikel von 1939 aus „Milbank Mem. Fund. Quart.“ voranstellt; der Sonderdruck ist von der gleichen Stiftung veröffentlicht. Sie stellt hier den Abschnitt richtig, der dem auf S. 90 des Artikels vom Januar 1939 entspricht.

thode gemessen, die natürliche Fruchtbarkeit der Frau in den höheren Schichten sich als geringer erwiesen hätte.

Es wird auch gezeigt werden, daß, wenn die von den amerikanischen Autoren zur Messung der Fruchtbarkeit angewandte Methode entsprechend berichtigt wird, sie nicht mehr als neu erscheint, sondern sich als eine Methode herausstellen wird, die wir schon im Jahre 1924 vorgeschlagen und seitdem angewandt haben und die dann sowohl durch uns wie durch andere Statistiker noch weitere Verwendungsmöglichkeiten gefunden hat.

Der erste Einwand, der gegen die von Pearl angewandte Methode erhoben werden muß, ist der, daß dabei nicht gebührend in Betracht gezogen wird die Zeitspanne, während der nach der Geburt die Regel infolge des Stillens ausbleibt (Amenorrhöe).

Um die Zeitspanne zu bestimmen, während welcher die verheiratete Frau der Befruchtung ausgesetzt ist, zieht Pearl von der Dauer der Ehe von der ersten Menstruation bis zur Menopause die Zeit der Schwangerschaft ab sowie, außer wenn die Beobachtung mit dem Ende der Schwangerschaft abschließt, einen Bruch von $\frac{4}{100}$ eines Jahres (was etwa 15 Tagen entspricht), um damit das Wochenbett in Rechnung zu stellen¹⁾.

Stix und Notestein ziehen zum gleichen Zwecke außer der Dauer der Schwangerschaft auch noch einen Monat für die rechtzeitigen Geburten und einen Monat oder einen Bruchteil eines Monats für die Früh- und Fehlgeburten ab²⁾.

Diese Abzüge sind jedoch offensichtlich unzulänglich. Die obstetrischen Abhandlungen lehren uns in der Tat, daß bei den Frauen, die regelmäßig stillen, die Menstruation normalerweise mindestens erst 8 Monate nach der Geburt wieder einsetzt, wenn sie auch in Ausnahmefällen auch früher einsetzen kann. Und es wird allgemein zugegeben, daß während der Amenorrhöeperiode, vom letzten Monat abgesehen, in der Regel keine Ovulationen stattfinden. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß ein Teil der Frauen nicht stillt, daß ein Teil der an der Mutterbrust genährten Kinder stirbt, ehe die Stillzeit vorüber ist, und schließlich, daß ein Teil der Geborenen aus Fehl- oder Totgeborenen besteht. Als ich im Jahre 1924 Gelegenheit hatte, die Fruchtbarkeit der italienischen Frau zu messen, zog ich alle diese Umstände in Betracht; demzufolge errechnete ich 15 Menstruationsperioden als die durchschnittliche Zeit, während welcher eine befruchtete Frau von einer weiteren Empfängnis ausgeschlossen bleibt³⁾. Daß ich dabei der

¹⁾ *On the frequency* usw. S. 221 und die folgenden Werke. In seinen ersten Artikeln („Human Biology“, September 1932, S. 400–01, und Dezember 1932, S. 532–33) subtrahierte Pearl nur die Dauer der Schwangerschaft.

²⁾ Vgl. „Milbank Mem. Fund Quart“, Januar 1934, S. 61. Außerdem ziehen sie von der Zeit der Risikoaussetzung auch die Zeitdauer der Abwesenheit eines der Ehegatten und die über einen oder zwei Monate hinausgehenden Perioden der Enthaltung des Geschlechtsverkehrs ab. Vgl. „Milbank Mem. Fund. Quart.“, Januar 1934, S. 61, und April 1935, S. 167, Anmerkung. Die beiden Stellen scheinen jedoch nicht ganz miteinander übereinzustimmen.

³⁾ *Nuove ricerche sulla „fecondabilità“ della donna*, „Atti del R. Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti“, Tomo LXXXIV, parte II, cfr. pp. 277–78.

Wahrheit ziemlich nahe gekommen bin, zeigen die Daten in der nachfolgenden Tabelle (Tab. IV), die das ehemalige Königreich Sachsen betreffen und die ich einem Artikel von E. Würzburger entnehme¹⁾. Aus diesen geht hervor, daß sowohl in den zwei Jahren 1901–02 wie in den zwei Jahren 1911–12, das häufigste Intervall zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geburten 14–15 Monate betrug; es entspricht offensichtlich dem häufigsten Intervall zwischen den entsprechenden zwei Empfängnissen. Nun ist es bekannt, daß die Höchstzahl der Empfängnisse im ersten Monat der Aussetzung erreicht wird²⁾ und andererseits können wir der Mitte der Menstruationsperiode das durchschnittliche Datum der Empfängnis entsprechen lassen. Daraus ergibt sich, daß man für Sachsen als häufigste Zeit-

Tab. IV. Intervall zwischen einer Geburt und der vorhergehenden in Sachsen (1901–02 und 1911–12).

Intervall	Zahl der Geburten je Monat des Intervalls, die stattfanden jeweils in den zwei Jahren:	
	1901–02	1911–12
Weniger als 10 Monate	896	474
10 –11 „	3318	1989
11 –12 „	6504	3800
12 –13 „	10245	5943
13 –14 „	11995	7050
14 –15 „	12826	7271
15 –16 „	11859	7255
16 –17 „	11036	6888
17 –18 „	10280	6527
18 –19 „	9577	6154
19 –20 „	8760	5796
20 –21 „	8086	5415
21 –22 „	7561	5109
22 –23 „	7179	4786
23 –24 „	6976	4483
2 – 2,5 Jahre	5323 ³⁾	3615 ³⁾
2,5– 3 „	3271	2465
3 – 4 „	1733	1595
4 – 5 „	884	941
5 – 6 „	489	576
6 – 7 „	280	354
7 –10 „	116	158
10 –15 „	26	34
15 –20 „	2	3
Mehr als 20 „	0,1	0,2

¹⁾ *Vergleichendes zur Geburtenstatistik der Jahre 1901–02 und 1911–12*, „Zeitschrift des Sächsischen Stat. Landesamts“ 1918–19, S. 92.

²⁾ Cfr. *Nuove ricerche*, cit. pagg. 290 u. 298 u. *Prime ricerche sulla „fecondabilità“ della donna*, „Atti del R. Istituto Veneto di Scienze Lettere ed Arti“, Tomo LXXX III parte II, pp. 320–21.

³⁾ Von diesen Zahlen abwärts bezeichnen die Ziffern das Mittel je Monat des Intervalls.

dauer, während welcher die befruchtete Frau von einer weiteren Empfängnis ausgeschlossen bleibt, die folgende annehmen kann:

$$14,5 \frac{13}{12} - \frac{1}{2} = 15,2 \text{ Menstruationsperioden.}$$

Diese Dauer deckt sich, man kann sagen genau, mit derjenigen von 15 Menstruationsperioden, zu der ich für Italien gelangt war. Andererseits ist in Betracht zu ziehen, daß die Daten für Sachsen die häufigste Dauer des Intervalls bezeichnen und nicht die durchschnittliche, die etwas davon abweichen kann.

Beim Vergleich zwischen verschiedenen Bevölkerungen oder Bevölkerungsgruppen kann man oft von dem Abzug der Zeit der Amenorrhöe absehen und die Zahl der Schwangerschaften mit der zwischen der ersten Regel und der Menopause liegenden Dauer der Ehe in Verhältnis setzen¹⁾; das ist aber nur dann statthaft, wenn man annehmen kann, daß bei den verglichenen Bevölkerungen oder Bevölkerungsgruppen das Stillen nicht systematisch verschieden häufig oder systematisch von verschiedener mittlerer Dauer ist. Das ist nun aber gewiß nicht der Fall bei den verschiedenen Gesellschaftsklassen. Es läßt sich in der Tat allgemein beobachten, daß bei den höheren Schichten die Ernährung an der Mutterbrust weniger häufig und von geringerer Dauer ist. Aber inwieweit?

In der medizinischen Literatur stößt man bezüglich dieser Frage auf übertriebene Behauptungen, die teils unter dem Eindruck der nachteiligen Folgen der künstlichen Ernährung gemacht werden, teils auch um für die Ernährung mit Muttermilch zu werben. So erscheint die Behauptung Carrels übertrieben, wonach im reichsten Bevölkerungsteil rund 90% der Kinder selbstsüchtigerweise die Muttermilch vorenthalten wird, während in der Gruppe mit geringeren Einkommen der Prozentsatz der künstlich ernährten Kinder vielleicht zwischen 10 und 40% liege²⁾.

Es ist merkwürdig, wie bei einer so wichtigen Frage die statistischen Angaben rar sind. Die einzigen, die m. W. in dieser Frage veröffentlicht worden sind, betreffen für Europa den Haag und wurden von Methorst³⁾ veröffentlicht, und für Amerika sind es die in einer Publikation des Children's Bureau von Washington⁴⁾

¹⁾ Vgl. die Mitteilung *Sur la mesure de la fécondité de la femme*, die 1933 auf der Tagung des Internationalen Instituts für Statistik in Mexiko vorgelegt wurde, „Bulletin de l'Institut International de Statistique“ 1934, Tome XXVII, 2^{ème} livraison, S. 73.

²⁾ Das Zitat von A. Carrel findet sich im Artikel *Breast feeding for babies* in der Juni-Nummer 1939 des „Readers Digest“. Es wurde mir freundlicherweise mitgeteilt von der „National Organisation for Public Health Nursing“ in einem Brief vom 10. August 1939 mit der Unterschrift Dorothy E. Wiesner, Statistician.

³⁾ *Die Säuglingssterblichkeit in den Niederlanden und die Untersuchung nach den Ursachen derselben unter Berücksichtigung der Ernährungsweise und der sozialen Verhältnisse der im Jahre 1908 im Haag und Scheveningen geborenen Kinder*, „Zeitschrift für Säuglingsfürsorge“ Band 6, 1912, H. 4; S. 145 u. 147.

⁴⁾ U. S. Department of Labor, Children's Bureau, *Causal Factors in Infant Mortality. A Statistical study based on investigations in eight cities* by Robert Morse Woodbury; Bureau Publication n. 142, Washington 1926, pp. 155, 156, 233-35. Die acht Städte sind Johnstown, Pa.; Manchester, N. H.; Brockton, Mass.; Saginaw, Mich.; New Bedford, Mass.; Waterbury, Conn.; Akron, Ohio; Baltimore, Md.

enthaltenen, die 8 verschiedene Städte betreffen. Die Daten Methorsts beziehen sich auf 5930 Mütter, die ein legitimes Kind im Jahre 1908 gebären. Die Familien wurden auf Grund des Wohnungsmietzinses in vier Gruppen geschieden. Entsprechende noch unveröffentlichte Daten für Scheveningen, einer Vorstadt des Haags, bezüglich 767 Mütter, die im gleichen Jahre ein legitimes Kind gebären, wurden mir freundlicherweise von Methorst selbst mitgeteilt¹⁾.

Indem ich die Daten für den Haag und Scheveningen vereinigte, errechnete ich die Prozentsätze in den Spalten 2 und 7 der Tabellen V und VI: sie zeigen, daß die Häufigkeit des Stillens im allgemeinen in den niederen Schichten höher ist, aber nicht ohne einige Ausnahmen²⁾.

Zu dem Zwecke, den zusammenfassenden Index dieser Unterschiede zu erhalten, habe ich, wenn auch nur annähernd, die durchschnittliche Stilldauer

Tab. V. Häufigkeit und mittlere Dauer der (ausschließlichen oder teilweisen) Ernährung an der Brust im Haag und in Scheveningen (für die 1908 Geborenen) nach dem Mietzins der elterlichen Wohnung.

Jährlicher Mietzins der Wohnung in Gulden	Von hundert legitimen Müttern haben das Kind ausschließlich oder teilweise an der Brust genährt					Mittlere Dauer des Stillens in Monaten	
	ohne Berücksichtigung der Dauer	auf eine Dauer von mehr als					
		1 Woche	1 Monat	3 Monaten	7 Monaten		10 Monaten
1	2	3	4	5	6	7	8
über 225	76,97	72,96	61,58	51,94	35,48	20,75	4,8
112,5-225	79,21	76,40	66,33	56,76	45,90	35,31	5,75
78-112,5	84,29	81,35	71,95	61,82	50,44	43,47	6,86
bis zu 78	85,50	82,48	73,41	64,35	53,78	47,89	6,68
Insgesamt..	80,45	77,17	67,49	57,88	46,33	36,51	5,85

Tab. VI. Häufigkeit und mittlere Dauer der ausschließlichen Ernährung an der Brust im Haag und in Scheveningen (für die 1908 Geborenen) nach dem Mietzins der elterlichen Wohnung.

Jährlicher Mietzins der Wohnung in Gulden	Von hundert legitimen Müttern haben das Kind ausschließlich an der Brust genährt					Mittlere Dauer des Stillens in Monaten	
	ohne Berücksichtigung der Dauer	auf eine Dauer von mehr als					
		1 Woche	1 Monat	3 Monaten	7 Monaten		10 Monaten
1	2	3	4	5	6	7	8
über 225	72,29	67,87	49,13	35,48	12,72	2,14	2,92
112,5-225	72,16	67,45	49,30	33,65	12,73	3,96	2,90
78-112,5	75,55	71,29	52,35	34,73	15,35	5,29	3,18
bis zu 78	79,31	74,77	57,10	39,27	15,71	5,14	3,89
Insgesamt ..	73,42	68,87	50,56	34,55	13,53	4,14	2,99

¹⁾ In einem Brief vom 22. Februar 1941.

²⁾ Die Daten sind auch für die beiden Städte getrennt erarbeitet worden und finden sich in unserem Artikel *Qualche osservazione sulle cause della natalità differenziale e sulla misura della fecondità matrimoniale delle coniugate*, „Metron“ Bd. XIV Nr. 2-4.

bei den einzelnen Gruppen zu bestimmen versucht. Zu diesem Zwecke habe ich angenommen, daß bei Kindern, die weniger als eine Woche lang gestillt wurden, die mittlere Stilldauer 0,2 Monate betrug, bei den von einer Woche bis zu einem Monat gestillten 0,7 Monate, bei den von 1 bis 3 Monaten gestillten 2,5 Monate, bei den 3 bis 7 Monaten gestillten 5,5 Monate, bei den 7 bis 10 Monaten gestillten 9 Monate, schließlich bei den mehr als 10 Monate lang gestillten 11 Monate. Die Ergebnisse sind in Spalte 8 aufgeführt. Sie zeigen, daß die mittlere Stillzeit, sowohl bei der ausschließlichen Ernährung an der Mutterbrust wie bei der ausschließlichen oder nur teilweisen Ernährung an der Mutterbrust, bei den niederen Klassen länger ist und im allgemeinen abnimmt beim Übergang zu den höheren Klassen. Der Unterschied ist weniger ausgesprochen bei der Ernährung ausschließlich an der Mutterbrust als bei der ausschließlich oder teilweise an der Mutterbrust durchgeführten Ernährung; aber auch bei dieser letzteren ist der Unterschied nicht groß: bei der obersten Klasse beträgt die mittlere Stilldauer 4,8 Monate, bei der niedersten erreicht sie nicht 6,7 Monate.

Die Daten für die 8 amerikanischen Städte, die ich direkt der Publikation des Children's Bureau entnehme, werden in den Tabellen VII und VIII, Spalte 2-13 aufgeführt. Sie beziehen sich auf 21022 Geborene, die nicht starben, ehe sie genährt wurden. In Spalte 14 ist der Prozentsatz der während des ersten Jahres an der Brust genährten Kinder angegeben; diesen Prozentsatz habe ich nach der Methode der typischen Bevölkerung errechnet, wobei ich annahm, daß für jede elterliche Einkommensklasse die Zahl der am Anfang des Monats lebenden Kinder der Zahl der in allen 8 Städten lebenden Kindern gleich sei. Wie man sieht, nimmt die Zahl der ausschließlich an der Brust genährten Kinder (Tab. VIII) anfänglich mit dem Verdienst des Vaters zu, um dann wieder abzunehmen. Für die ausschließlich oder teilweise an der Brust genährten Kinder dagegen (Tabelle VII) findet man, wenn man von den niedersten Einkommensklassen absieht, eine regelmäßige Abnahme des Prozentsatzes der Gestillten bei zunehmendem väterlichen Einkommen. Es ist auch möglich, daß die Ausnahme bei der letzten Klasse nur

Tab. VII. Häufigkeit der (ausschließlichen oder teilweisen) Ernährung an der Brust im ersten Lebensjahr je 100 Lebende in 8 amerikanischen Städten (in der Zeit 1911-15 Geborene) nach dem Verdienst des Vaters.

Jährlicher Verdienst des Vaters in Dollar	Von 100 am Anfang des Monats lebenden Kindern wurden ausschließlich oder teilweise an der Brust genährt während des Lebensmonats:												im Durchschnitt im ersten Jahr
	ersten	zweiten	dritten	vierten	fünften	sechsten	siebten	achten	neunten	zehnten	elften	zwölften	
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
1250 u. mehr	88,7	81,8	76,5	71,2	67,9	65,8	61,7	59,0	56,4	51,8	48,7	46,2	65,0
1249-1050 ...	88,6	82,5	76,1	69,9	67,4	66,6	63,7	61,9	59,5	56,1	54,1	51,8	66,8
1049- 850 ...	88,7	82,8	78,5	74,2	71,5	69,3	66,9	65,1	63,7	60,4	58,4	56,5	69,9
849- 650 ...	88,6	83,0	78,0	73,5	71,5	69,7	67,6	66,4	64,4	61,9	60,0	57,6	70,4
649- 550 ...	90,0	84,5	79,5	74,7	73,0	71,0	68,7	67,2	66,0	63,7	61,7	59,7	71,9
549- 450 ...	91,3	87,4	82,8	77,8	76,2	74,8	72,8	71,3	69,2	66,4	64,2	62,1	74,9
weniger als 450	90,9	86,1	82,2	78,2	76,2	74,3	71,5	69,9	67,9	66,0	64,0	62,2	74,3
Insgesamt ...	89,4	83,8	79,0	74,4	72,1	70,3	67,8	66,1	64,2	61,4	59,2	57,1	70,6

Tab. VIII. Häufigkeit der ausschließlichen Ernährung an der Brust im ersten Lebensjahr je 100 Lebende in 8 amerikanischen Städten (in der Zeit 1911–15 Geborene) nach dem Einkommen des Vaters.

Jährlicher Verdienst des Vaters in Dollar	Von 100 am Anfang des Monats lebenden Kindern sind ausschließlich an der Brust genährt worden während des Lebensmonats:												im Durchschnitt im ersten Jahr
	ersten	zweiten	dritten	vierten	fünften	sechsten	siebten	achten	neunten	zehnten	elften	zwölften	
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
1250 u. mehr .	85,4	76,0	68,8	60,1	54,7	50,1	39,6	34,3	27,4	18,7	12,8	9,8	45,4
1249–1050 ...	85,9	77,6	70,2	60,5	56,2	51,1	42,1	35,5	27,0	18,7	13,3	11,1	46,4
1049– 850 ...	86,0	77,9	72,1	64,6	59,6	53,7	43,4	37,5	30,1	22,0	16,9	13,7	48,7
849– 650 ...	85,9	78,0	70,8	62,8	57,9	52,4	42,2	36,4	29,7	22,4	17,3	13,9	48,1
649– 550 ...	86,7	78,1	71,4	62,0	57,1	50,9	39,7	34,2	27,8	20,9	16,1	14,0	47,2
549– 450 ...	87,6	80,0	72,4	62,1	56,4	50,6	39,7	33,6	26,8	20,7	16,6	13,9	47,8
weniger als 450	87,2	79,0	71,1	62,3	56,1	49,9	38,3	32,3	26,0	20,5	16,3	14,2	46,7
Insgesamt . . .	86,2	77,8	70,7	62,0	56,8	51,2	40,6	34,8	27,9	20,8	15,9	13,1	47,1

eine scheinbare ist, in dem Sinne nämlich, daß die Klasse, in der die väterlichen Einkünfte die niedersten sind, zu einem guten Teil sich zusammensetzt aus Söhnen reicher Eltern, die einen Monatswechsel vom Vater erhalten, oder aus Familienoberhäuptern, die im Genuß einer Kapitalrente stehen und deren wirtschaftliche Lage also besser wäre als die der Familienvorstände, die einen höheren Verdienst haben¹⁾.

Die Daten der Tabellen VII und VIII sind jedoch nicht genau mit denen vom Haag und von Scheveningen vergleichbar. Erstens liegen sie zeitlich etwas später (sie beziehen sich für jede Stadt auf die Geburten innerhalb von 12 Monaten, aber die zwölf Monate sind verschieden für die verschiedenen Städte und erstrecken sich von 1911 bis 1915). Dann sind die Familien in sieben Gruppen eingeteilt statt in vier und auf Grund des väterlichen Verdienstes statt auf Grund des bezahlten Mietzinses.

Hinzu kommt, daß der Prozentsatz der in einem bestimmten Monat gestillten Kinder nicht auf die Gesamtzahl der Geburten bezogen wird, sondern auf die Zahl der am Anfang des Monats lebenden Kinder. Da die Kindersterblichkeit bei den niederen Schichten höher ist, hat dieser Unterschied zur Folge, daß der Unterschied im Prozentsatz der an der Brust genährten Kinder höher erscheint, als wie er sich nach der für die Daten vom Haag und von Scheveningen angewandten Methode ergeben würde. Außerdem geben die Daten für Scheveningen und Den Haag den Prozentsatz der über einen bestimmten Monat hinaus gestillten Kinder; die der amerikanischen Städte geben dagegen den Prozentsatz der innerhalb des betreffenden Monats gestillten Kinder und halten beim 12. Monat inne.

¹⁾ Die Untersuchungen, die ich in Zürich über das Verhältnis von Arbeitseinkommen und Vermögen angestellt habe, haben gerade gezeigt, daß den niederen Verdienstklassen (unter 600 Franken) sehr viel größere mittlere Vermögen entsprechen als den unmittelbar höheren Verdienstklassen. Vgl. *Memorie di metodologia statistica*, Bd. I, *Variabilità e concentrazione*, Giuffrè, Milano 1939, S. 151 ff.

Die aus den beiden letzteren Umständen sich ergebenden Unterschiede lassen sich jedoch eliminieren, da die amerikanischen Statistiken Daten ergeben, welche die Prozentsätze, die über einen bestimmten Lebensmonat hinaus gestillt wurden, zu berechnen gestatten. Diese Prozentsätze sind in den Tabellen IX und X, Spalte 2-13 angeführt. Wie zu erwarten war, weisen sie zugunsten der niedrigsten väterlichen Verdienstklassen weniger starke Unterschiede auf als die entsprechenden Tabellen VII und VIII.

Es wurde auch die mittlere Dauer der ausschließlich bzw. ausschließlich oder teilweise an der Brust durchgeführten Ernährung berechnet; dazu wurde angenommen, daß die Kinder, die noch im 12. Monat an der Mutterbrust genährt wurden, durchschnittlich noch einen Monat länger gestillt wurden. Die Ergebnisse

Tab. IX. Häufigkeit (je 100 Geborene) und mittlere Dauer der (ausschließlichen oder teilweisen) Ernährung an der Brust in 8 amerikanischen Städten (in der Zeit 1911-15 Geborene) nach dem Verdienst des Vaters.

Jahres- verdienst des Vaters in Dollar	Von 100 Lebendgeborenen wurden ausschließlich oder teilweise an der Brust genährt											Dauer der teil- weisen oder aus- schließlichen Ernährung an der Brust in Monaten	
	während des ersten Monats	darüber hinaus auf											
1	2	1 Monat	2 Monate	3 Monate	4 Monate	5 Monate	6 Monate	7 Monate	8 Monate	9 Monate	10 Monate	11 Monate	14
1250 u. mehr .	88,7	80,5	75,0	69,7	66,3	64,1	60,0	57,3	54,7	50,1	47,1	44,5	8,02
1249-1050 ...	88,6	81,5	75,0	68,6	65,7	63,8	61,5	59,6	57,2	54,0	51,8	49,6	8,26
1049- 850 ...	88,7	81,5	76,7	72,2	69,3	66,8	64,1	62,2	60,7	57,2	55,0	53,1	8,61
849- 650 ...	88,6	81,0	75,4	70,5	68,0	65,7	63,4	62,0	59,9	57,3	55,4	52,9	8,53
649- 550 ...	90,0	82,7	77,0	71,8	69,7	67,2	64,5	62,5	60,7	58,2	56,2	54,2	8,69
549- 450 ...	91,3	85,4	80,0	74,5	72,3	70,5	67,8	65,8	63,6	60,7	58,3	56,1	9,02
weniger als 450	90,9	83,3	78,5	73,6	70,6	67,9	64,7	62,4	60,1	57,8	55,4	53,5	8,71
Insgesamt . . .	89,4	82,0	76,6	71,6	68,8	66,6	63,7	61,8	59,7	56,7	54,4	52,3	8,56

Tab. X. Häufigkeit (je 100 Geborene) und mittlere Dauer der ausschließlichen Ernährung an der Brust in 8 amerikanischen Städten (in der Zeit 1911-15 Geborene) nach dem Verdienst des Vaters.

Jahres- verdienst des Vaters in Dollar	Von 100 Lebendgeborenen wurden ausschließlich an der Brust genährt											Dauer der aus- schließlichen Ernährung an der Brust in Monaten	
	während des ersten Monats	darüber hinaus auf											
1	2	1 Monat	2 Monate	3 Monate	4 Monate	5 Monate	6 Monate	7 Monate	8 Monate	9 Monate	10 Monate	11 Monate	14
1250 u. mehr .	85,4	74,9	67,5	58,8	53,5	48,8	38,5	33,3	26,6	18,1	12,4	9,5	5,37
1249-1050 ...	85,9	76,7	69,2	59,3	54,8	49,7	40,7	34,2	26,0	18,0	12,7	10,6	5,48
1049- 850 ...	86,0	76,8	70,5	62,9	57,8	51,9	41,6	35,9	28,7	20,9	16,0	12,9	5,75
849- 650 ...	85,9	76,2	68,5	60,2	55,1	49,5	39,6	34,0	27,6	20,7	16,0	12,8	5,59
649- 550 ...	86,7	76,4	69,1	59,6	54,5	48,2	37,3	31,8	25,6	19,1	14,7	12,7	5,48
549- 450 ...	87,6	78,2	70,0	59,4	53,5	47,7	37,0	31,0	24,6	18,9	15,1	12,6	5,48
weniger als 450	87,2	76,6	67,9	58,7	52,1	45,7	34,7	28,9	23,0	18,0	14,2	12,3	5,81
Insgesamt . . .	86,2	76,2	68,6	59,7	54,2	48,5	38,2	32,6	26,0	19,2	14,6	12,0	5,48

dieser Berechnungen werden in der Spalte 14 der Tabellen IX und X¹ dargeboten. Sie weisen von wirtschaftlicher zu wirtschaftlicher Kategorie weit weniger starke Unterschiede als im Haag und in Scheveningen auf. Für diese letzteren beiden Städte beträgt der Unterschied bei der ausschließlich oder teilweise an der Brust durchgeführten Ernährung zwischen der höchsten und der niedersten Klasse, wie bereits gesagt, fast zwei Monate; in den amerikanischen Städten beträgt dieser Unterschied dagegen nicht einmal einen Monat, obwohl die Einteilung in sieben Gruppen statt in vier einen größeren Unterschied im Vergleich mit den holländischen Städten erwarten ließ. Noch größer ist der Gegensatz zwischen den beiden Städtegruppen hinsichtlich der ausschließlich an der Brust durchgeführten Ernährung. In Wirklichkeit beruht in den amerikanischen Städten die größere Dauer der Ernährung an der Brust in den niederen Klassen ausschließlich auf der teilweise an der Brust durchgeführten Ernährung; die ausschließlich an der Brust durchgeführte Ernährung ist in den niederen Klassen kaum von längerer Dauer. Das steht vielleicht im Zusammenhang mit der größeren Häufigkeit, mit der die amerikanische Frau der niederenen Schichten außerhalb des Hauses berufstätig ist, was sie dazu führt, häufiger für das Kind die teilweise künstliche Ernährung anzuwenden.

Die durchschnittliche Dauer der Ernährung an der Brust, die in der letzten Spalte der Tabellen IX und X gegeben wird, hängt nicht nur ab von der Häufigkeit, mit der die lebenden Kinder in den einzelnen Monaten an der Brust genährt werden, sondern auch von der Schrumpfung ihrer jeweiligen Zahl im Laufe der Monate infolge der Sterblichkeit.

Die durch die Publikation des Children's Bureau gelieferten Daten gestatten jedoch diesen letzteren Umstand im ersten Lebensjahr auszuschalten, dadurch, daß man ermittelt, welchen Teil seines Lebens vor Erreichung des ersten Lebensjahres ein Kind gestillt wurde. Die Ergebnisse unserer Berechnungen finden sich in Tab. XI, Spalte 5-6. In den Spalten 8 und 10 sind die entsprechenden Indexziffern angeführt. Sie zeigen, daß der Lebensteil, während dem ausschließlich oder teilweise gestillt wurde (Spalte 10), mit dem Anwachsen des väterlichen Einkommens abnimmt, außer beim Übergang von der letzten zur vorletzten Klasse, während für den Lebensteil, während dessen ausschließlich gestillt wurde (Spalte 8), sich ein langsames Ansteigen bis zur Verdienstklasse von 850 bis 1049 Dollar zeigt, und dann eine starke Abnahme, welche die Prozentsätze für die beiden höchsten Verdienstklassen unter die Prozentsätze der niedersten Klassen absinken läßt.

Die Schwankungen der Indexzahlen in den Spalten 8 und 10 hängen ausschließlich von der verschiedenen Häufigkeit des Stillens bei den verschiedenen wirtschaftlichen Klassen ab. Sie lassen sich vergleichen mit denen der Spalten 7 und 9, die sowohl vom Unterschied in der Stillhäufigkeit wie vom Unterschied in der Lebensdauer der Kinder bei den verschiedenen Klassen abhängen. Der Vergleich lehrt, daß der Einfluß des zweiten Umstandes teilweise den des ersten aufhebt.

Man beachte, daß für die Beurteilung der Wirkung, die die verschiedene Länge der Stillzeit auf die Fruchtbarkeitskoeffizienten ausübt, entscheidend ist die teils aus der verschiedenen Häufigkeit des Stillens, teils aus der verschiedenen

Tab. XI. Bedeutung der Häufigkeit des Stillens und der durchschnittlichen Lebensdauer für die Ermittlung der durchschnittlichen Stillzeit in 8 amerikanischen Städten.

Verdienst des Vaters in Dollar	Durchschnittliche Lebens- dauer unter einem Jahr (in Monaten)			v. H. d. Lebensdauer unter einem Jahr, während welcher gestillt wurde		Indexzziffern der Daten in Spalte			
	im ganzen	davon Stillzeit		aus- schlie- lich 100 b a	aus- schlie- lich oder teilweise 100 c a	3	5	4	6
		aus- schlie- lich	aus- schlie- lich oder teilweise						
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1250 und mehr.	11,71	5,27	7,58	45,0	64,7	98,4	95,6	94,8	91,7
1249-1050	11,67	5,38	7,77	46,1	66,6	100,8	97,8	96,7	94,8
1049- 850	11,58	5,62	8,08	48,5	69,7	104,8	103,0	100,5	98,8
849- 650	11,37	5,46	8,00	48,0	70,4	101,9	101,9	99,6	99,7
649- 550	11,33	5,36	8,15	47,3	71,9	99,9	100,4	101,4	101,8
549- 450	11,29	5,36	8,46	47,4	75,0	99,9	100,7	105,8	106,2
weniger als 450	11,00	5,19	8,18	47,2	74,4	96,9	100,2	101,9	105,4
Insgesamt	11,38	5,36	8,03	47,1	70,6	100,-	100,-	100,-	100,-

Sterblichkeit sich ergebende mittlere Dauer, so daß die Daten der Spalte 14 in den Tabellen IX und X genau dem Zwecke unserer Untersuchung entsprechen.

Sehr viel häufiger und durchschnittlich von längerer Dauer ist die Ernährung an der Brust in den amerikanischen Städten als im Haag und in Scheveningen, besonders was die ausschließliche Ernährung an der Brust betrifft. Im Haag und in Scheveningen werden nur 4% der Geborenen ausschließlich und 37% ausschließlich oder teilweise länger als 10 Monate an der Brust ernährt. In Amerika sind die entsprechenden Prozentsätze 15 und 54%. Die mittlere Dauer bei der ausschließlich an der Brust durchgeführten Ernährung beträgt in den amerikanischen Städten 5½ Monate, bei der ausschließlichen oder teilweisen Ernährung an der Brust 8½ Monate, während die entsprechende Zeitdauer für Den Haag und Scheveningen 3 bzw. weniger als 6 Monate beträgt. Die beiden Erhebungen fanden nicht gleichzeitig statt; die amerikanischen Erhebungen sind je nach der Stadt drei bis sieben Jahre später gemacht worden; wenn sie gleichzeitig durchgeführt worden wären, wäre der Unterschied wahrscheinlich noch größer.

Diese Ergebnisse bestätigen, daß es bei einem Vergleich der Fruchtbarkeit mehrerer Bevölkerungsgruppen unerläßlich ist, die verschiedene Dauer der Stillzeit in Rechnung zu stellen.

Es zeigt sich, daß in den amerikanischen Städten wie auch im Haag und in Scheveningen die Unterschiede in der Häufigkeit der Ernährung an der Brust je nach den verschiedenen Gesellschaftsklassen weit geringer ist als Carrel angab und als wahrscheinlich auch viele Leser erwartet haben. Wir müssen jedoch hervorheben, daß die oben angeführten Daten sich nur auf städtische Bevölkerungen beziehen, und zwar auf Bevölkerungen von Mittelstädten. In den reichen Schichten der Großstädte ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Häufigkeit des Stillens geringer als bei den reichen Schichten der Städte mittlerer Größe, und bei den niederen Schichten der Landbevölkerung ist sie gewiß größer als bei den niederen Schichten in den Städten. Deswegen ist anzunehmen, daß in der Ge-

samtbevölkerung sowohl Hollands wie Amerikas die Unterschiede bei den verschiedenen Gesellschaftsklassen größer sind, als sich aus den oben angeführten Daten ergibt¹⁾.

Während die oben gegebenen Daten bestätigen, daß die ausschließliche oder teilweise Ernährung an der Brust häufiger und durchschnittlich von längerer Dauer in den niederen Schichten ist, erlauben sie jedoch nicht, die Auswirkung des Stillens auf die Fruchtbarkeitskoeffizienten der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu messen.

Um das tun zu können, muß man in der Tat vor allem nicht nur über Daten über die Stillzeit verfügen, sondern auch über die sich ergebende Periode nachgeburtlicher Amenorrhöe.

Derartige Daten sind mir freundlicherweise von Fr. Dr. Stix zur Verfügung gestellt worden²⁾. Sie betreffen die Frauen, die sich an die neumalthusianischen Kliniken (Maternal Health Clinics) einer amerikanischen Großstadt (Cincinnati) und einer amerikanischen Kleinstadt (Spartanburg) gewandt haben; diese Daten werden in den Tabellen XII und XIII wiedergegeben.

Die Gegenüberstellung der Daten der beiden Tabellen zeigt, wie die mittlere Dauer der Amenorrhöe im allgemeinen im gleichen Sinne wie die mittlere Stillzeit variiert, aber mit einigen Ausnahmen. So ist bei den Handarbeiterfamilien in Cincinnati die mittlere Stillzeit länger und die mittlere Dauer der Amenorrhöe kürzer als bei den unterstützungsbeziehenden Familien (Tab. XII); in Spartanburg

Tab. XII. Durchschnittliche Dauer der Stillzeit und der nachgeburtlichen Amenorrhöe (Maternal Health Clinic in Cincinnati).

Zeit des Bestehens der Ehe bei der ersten Fühlungnahme mit der Klinik	Nicht unterstützte Familien		Unterstützungsbeziehende Familien	Nicht unterstützte Familien		Unterstützungsbeziehende Familien
	Geistesarbeiter	Handarbeiter		Geistesarbeiter	Handarbeiter	
	Durchschnittl. Stillzeit in Monaten je Lebendgeborenen			Durchschnittl. Dauer der nachgeburtlichen Amenorrhöe in Monaten je Schwangerschaft		
0- 4 Jahre	3,3	4,5	3,9	2,5	3,2	3,1
5- 9 „	4,8	5,7	5,5	3,2	4,1	4,6
10-14 „	6,9	6,7	6,3	4,3	4,7	4,9
15-29 „	6,7	7,0	6,4	4,3	5,4	5,0
Insgesamt	5,8	6,2	5,9	3,5	4,5	4,7
Zahl der Lebendgeborenen u. der Schwangerschaften	398	2258	1290	524	2781	1503

¹⁾ Nachdem dieser Aufsatz bereits geschrieben war, stellte mir (mit Brief vom 9. Juni 1941) Herr Dr. F. Mikič, Leiter des Statistischen Laboratoriums der Schule für Volksgesundheit zu Agram, einige von ihm ausgearbeiteten Daten betreffend die rachitischen Kinder der von Prof. Dr. Mayerhofer geleiteten Kinderklinik an der Universität Agram in liebenswürdiger Weise zur Verfügung. Nach diesen Daten beträgt die Dauer der Stillzeit 13,5 Monate für die Bauernkinder und 7,9 Monate für alle übrigen Kinder. Es ist aber fraglich, ob und inwieweit die für die rachitischen Kinder festgestellten Stillzeiten für die Stillzeiten aller Kinder der gleichen Gesellschaftsklassen repräsentativ sind.

²⁾ In einem Brief vom 14. Oktober 1940.

Tab. XIII. Durchschnittliche Dauer der Stillzeit und der nachgeburtlichen Amenorrhöe
(*Maternal Health Clinic in Spartanburg*).

Zeit des Bestehens der Ehe bei der ersten Fühlung- nahme mit der Klinik	Weiße Frauen		Schwarze Frauen		Weiße Frauen		Schwarze Frauen	
	Stadt	Land	Stadt	Land	Stadt	Land	Stadt	Land
	durchschnittliche Stillzeit in Monaten je Lebendgeborenen				durchschnittliche Dauer der nach- geburtlichen Amenorrhöe in Monaten je Schwangerschaft			
0- 4 Jahre	5,9	6,7	5,0	5,0	3,7	3,7	3,2	3,3
5- 9 „	8,0	9,8	7,7	8,9	5,3	6,4	5,0	5,2
10-14 „	9,3	11,2	7,4	10,1	5,9	8,1	3,8	6,1
15-29 „	9,0	11,2	8,8	8,4	6,5	7,1	6,3	5,4
Insgesamt	8,4	10,5	7,2	8,5	5,6	6,8	4,6	5,8
Zahl der Lebend- geborenen und der Schwangerschaften	690	528	431	476	808	582	499	541

haben die Negerfrauen auf dem Lande eine längere mittlere Stillzeit und eine kürzere mittlere Dauer der Amenorrhöe als die weißen Frauen in der Stadt (Tab. XIII).

Ein Vergleich der Daten der Tab. XII mit denen der Tab. XIII zeigt, daß die mittlere Stillzeit und, wenn auch in geringerem Maße, die Dauer der Amenorrhöe in den beiden Städten verschieden sind, und zwar sind sie in Spartanburg länger als in Cincinnati. Das allgemeine Mittel beträgt in Spartanburg 8,7 Monate für das Stillen und 5,6 für die Amenorrhöe, in Cincinnati 6,0 bzw. 4,5 Monate. Aus beiden Tabellen ist zu ersehen, daß die mittlere Stillzeit wie die mittlere Dauer der Amenorrhöe mit zunehmender Dauer der Ehe bei der ersten Fühlungnahme mit der Klinik stark ansteigen. Mit anderen Worten sind bei den Frauen, die nach vielen Jahren Ehe sich an die neumalthusianischen Kliniken wenden, die mittlere Stillzeit und die mittlere Dauer der Amenorrhöe länger als bei den Frauen, die schon nach wenigen Jahren Ehe sich an die Kliniken wenden.

In Spartanburg (Tab. XII) ist bei den schwarzen Frauen die Dauer des Stillens wie der Amenorrhöe kürzer als bei den weißen; wahrscheinlich steht das im Zusammenhang mit ihrer verschiedenen beruflichen Stellung. Die Durchschnittszahlen für Stadt und Land zusammen sind für die Schwarzen 7,9 Monate Stillzeit und 5,0 Monate Amenorrhöe, für die Weißen 9,3 bzw. 6,1 Monate.

In Spartanburg weisen sowohl die weißen wie die schwarzen Frauen auf dem Lande eine längere mittlere Stilldauer und, wenn auch weniger ausgesprochen, eine längere mittlere Dauer der Amenorrhöe auf als die Frauen der gleichen Rasse in der Stadt.

In Cincinnati (Tab. XII) weisen die Frauen der Geistesarbeiter eine beträchtlich niedrigere mittlere Dauer des Stillens wie der Amenorrhöe auf als die Frauen der Handarbeiter oder die Frauen der unterstützungsbeziehenden Familien. Bei den Handarbeiterfamilien ist die mittlere Stilldauer länger und die mittlere Dauer der Amenorrhöe kürzer als bei den unterstützungsbeziehenden Familien.

Diese Daten betreffen alle Mütter, sowohl die erst- wie die mehrfachgebärenden und sowohl diejenigen, die Verhütungsmittel anwandten, als auch diejenigen, die von solchen Mitteln keinen Gebrauch machten. Wie interessant sie auch sind, so

Tab. XIV. Eheliche Fruchtbarkeit (Schwangerschaften je 100 Ovulationen) der Mehrfachgebärenden, die keine Verhütungsmittel angewandt haben, wobei angenommen wird, daß während der Zeit der nachgeburtlichen Amenorrhöe die Ovulationen regelmäßig stattgefunden haben (Verfahren a) oder nie stattgefunden haben (Verfahren b).

Bevölkerungsklassen		Schwangerschaften je 100 Ovulationen			Indexzahlen, wobei der entsprechende Koeffizient für die Gesamtheit der Frauen von Cincinnati = 100	
		Verfahren a einschließlich pathologischer Fälle	Verfahren b ausschließlich pathologischer Fälle	Verfahren a	Verfahren b	Verfahren a
1	2	3	4	5	6	7
Spartanburg	Weißer	—	5,63	8,94	79	87
	Schwarzer	—	6,73	10,20	94	100
Cincinnati	Geistesarbeiter	7,50	— ¹⁾	9,21	108 —	90
	Handarbeiter	6,91	—	10,59	100 —	104
	Unterstützung- bez. Familien	6,87	—	9,91	99 —	97
	Insgesamt ...	6,93	7,14	10,22	100	100

gestatten sie doch nicht den Einfluß zu ermessen, den die Nichtausschaltung der Amenorrhöeperioden auf die Fruchtbarkeitskoeffizienten der natürlichen Fruchtbarkeit haben kann, da dieser Einfluß nur bei den Koeffizienten der Mehrfachgebärenden sich geltend macht und andererseits nur die Mütter, die keine Verhütungsmittel angewandt haben, in Betracht kommen.

Aber einige von Frl. Dr. Stix veröffentlichte und andere unveröffentlichte und mir freundlicherweise von ihr zur Verfügung gestellte Daten gestatten es, diesen Einfluß zu messen.

In Tabelle XIV, Spalte 3, 4 und 5 sind in der Tat die Fruchtbarkeitskoeffizienten enthalten, ausgedrückt durch Schwangerschaften je 100 Ovulationen, für die Frauen, die keine Verhütungsmittel benützt haben, unter zwei verschiedenen Annahmen:

- a) wenn man annimmt, daß während der Dauer der Amenorrhöe regelmäßig Ovulationen stattgefunden haben,
- b) wenn man dagegen annimmt, daß nie Ovulationen stattgefunden haben.

Daß manchmal während der Dauer der Amenorrhöe eine Ovulation stattfindet, ist sicher, da manchmal auch während dieser Zeit eine neue Schwangerschaft einsetzt (solche Schwangerschaften wurden aus den Prozentzahlen der Tabellen XIV Spalten 5 und 7 und XV ausgeschlossen); aber nach der heute herrschenden Ansicht handelt es sich hierbei um Ausnahmefälle, so daß die nach dem Verfahren b berechneten Koeffizienten viel genauer sind als die nach dem Verfahren a berechneten.

Die in Spalte 6 und 7 der Tab. XIV aufgeführten Indexziffern beleuchten die Verschiedenheit der Ergebnisse, die man mit den beiden Verfahren erzielt. Nach dem Verfahren a erscheint die Fruchtbarkeit der Frauen von Cincinnati etwas größer als die der schwarzen Frauen von Spartanburg und als viel größer als die

¹⁾ Für Cincinnati gestatten die Daten nicht, die eheliche Fruchtbarkeit nach Verfahren a, ausschließlich der pathologischen Fälle, gesondert für die drei Bevölkerungsklassen zu berechnen.

der weißen Frauen von Spartanburg; nach dem Verfahren b erscheint sie der der schwarzen Frauen von Spartanburg gleich und als nicht viel größer als die der weißen. Nach dem Verfahren a erscheint die Fruchtbarkeit der Geistesarbeiter merklich größer als die der Handarbeiter und der unterstützungbeziehenden Familien, während sie nach dem Verfahren b als merklich geringer erscheint¹⁾.

Wir sind jetzt in der Lage, die Fruchtbarkeit der verschiedenen Gesellschaftsklassen Cincinnatis genauer zu vergleichen als auf Tab. III. Die ehelichen Fruchtbarkeitskoeffizienten unter Ausschaltung der Zeit der Amenorrhöe werden in Tab. XV gegeben²⁾. Sie lassen erkennen, daß die eheliche Fruchtbarkeit bei den Erstgebärenden ebenso wie bei den Mehrfachgebärenden im ganzen genommen bei den Geistesarbeitern geringer ist, während die Unterschiede zwischen den Familien der Handarbeiter und der unterstützungbeziehenden Familien je nach den Erst- und den Mehrfachgebärenden verschieden sind und sich im ganzen kompensieren.

Diese Daten stehen gewiß nicht im Gegensatz zu der These, daß die natürliche Fruchtbarkeit der Frau bei den höheren Schichten geringer sei. Noch deutlicher

Tab. XV. Eheliche Fruchtbarkeit (Zahl der Schwangerschaften je 100 Ovulationen) der Mütter, die keine Verhütungsmittel angewandt haben (*Maternal Health Clinic* in Cincinnati), unterschieden nach der gesellschaftlichen Stellung; es wird angenommen, daß während der nachgeburtlichen Zeit der Amenorrhöe keine Ovulationen stattfinden; die pathologischen Fälle sind ausgeschlossen.

Kategorien von Frauen	Alle Familien	Nichtunterstützte Familien		Unterstützung-beziehende Familien
		Geistesarbeiter	Handarbeiter	
Erstgebärende ...	13,5	11,5	13,5	14,7
Mehrfachgebärende	10,2	9,2	10,6	9,9
Insgesamt ³⁾	11,4	10,0	11,6	11,6

und auffälliger zeigt sich der Unterschied, wie wir sehen werden, wenn man aus der von den amerikanischen Autoren befolgten Methode eine weitere Unrichtigkeit ausschaltet (vgl. S. 28).

Unter den zur Stützung der These von der geringeren Fortpflanzungsfähigkeit der höheren Klassen angeführten Tatsachen haben wir genannt den nicht geringeren Verlust an Produkten (Fehl- und Totgeburten) bei den betr. Schichten, trotz vielfacher Umstände (geringere Häufigkeit der Abtreibungen, größerer Komfort,

¹⁾ Was die Gesellschaftsklassen von Cincinnati betrifft, so sind die Daten in den Spalten 3 und 5 nicht nur durch den Ausschluß der Zeit der Amenorrhöe voneinander unterschieden, sondern auch dadurch, daß die pathologischen Fälle bei den Daten der Spalte 3 mit eingeschlossen, dagegen aus den Daten der Spalte 5 eliminiert worden sind; es ist möglich, daß auch dieser Umstand auf die Resultate einen Einfluß ausübt.

²⁾ Es werden auch die pathologischen Fälle ausgeschlossen; dadurch sind die Unterschiede zwischen den Daten der Tabelle III und denen der Tabelle XV hinsichtlich der Erstgebärenden bedingt.

³⁾ Ponderiertes Mittel der Koeffizienten der Erst- und der Mehrfachgebärenden, wobei den betreffenden Koeffizienten ein Gewicht beigemessen wird, das der Zahl der Ovulationen entspricht, während welcher alle Erstgebärenden (6063 Ovulationen) bzw. alle Mehrfachgebärenden (10985) der Empfängnis ausgesetzt waren.

besonders während der Schwangerschaft, fortschrittlichere Gesundheitspflege und rechtzeitigere und wirksamere ärztliche Eingriffe).

Eine eingehende Untersuchung hierüber ist von Pearl angestellt worden an Frauen, die sich an die neumalthusianische Klinik von Baltimore während der ersten vier Jahre ihres Bestehens (1927–31) gewandt haben¹⁾.

Für 571 weiße Frauen und 145 schwarze hat er den Korrelationskoeffizienten zwischen dem Gesamtverlust an Produkten und dem wöchentlichen Einkommen bestimmt. Pearl fand für die weißen Frauen einen Korrelationskoeffizienten, der praktisch gleich Null ist ($r = +0,00242$) und für die schwarzen Frauen einen sehr niedrigen Korrelationskoeffizienten ($r = +0,117$), den er unter Berücksichtigung des wahrscheinlichen Fehlers ($\pm 0,055$) unerheblich erachtete.

Um in dieser Frage zu genauen Ergebnissen zu gelangen, ist es jedoch notwendig, aus der Zahl der Gesamtfruchtverluste die künstlichen Abgänge auszuschneiden, wodurch man den natürlichen Fruchtverlust erhält, der geeignet erscheint, für die natürliche Fortpflanzungsfähigkeit der Frau einen Index zu liefern.

Auch über diesen Gegenstand liefern uns die Untersuchungen amerikanischer Statistiker interessante Daten.

Mit Hilfe der von Pearl veröffentlichten Daten habe ich folgende, 139 geburtshilfliche Kliniken von 26 amerikanischen Städten betreffende Tabelle zusammenstellen können (Tab. XVI).

Für die Gesamtzahl der Wöchnerinnen (Spalte 4) weisen die Unterschiede im natürlichen Fruchtverlust keine grundsätzlichen Schwankungen im Verhältnis zur wirtschaftlichen Lage auf.

Die Daten für die Frauen, die keine Verhütungsmittel angewandt haben, habe ich gesondert gerechnet. Auf Grund der landläufigen Meinung, daß Verhütungsmaßnahmen dem Fortpflanzungsapparat schädlich sind, wäre in der Tat anzunehmen, daß der natürliche Verlust weniger groß sei bei den Frauen, die keine Verhütungsmittel verwenden, als bei denen, die solche verwenden. Da andererseits nun Verhütungsmaßnahmen häufiger in den höheren Schichten getroffen werden, konnte man vermuten, daß damit der nicht geringere natürliche Fruchtverlust bei den höheren Schichten im Zusammenhang stünde. Die erhaltenen Resultate zeigen aber einerseits, daß der natürliche Verlust nicht geringer ist bei den Frauen, die keine Verhütungsmittel verwenden (9,5% bei den weißen Frauen und 11,4% bei den schwarzen) als bei der Gesamtzahl der Gebärenden (9,4% und 11,1%), und andererseits, daß auch bei den Frauen, die von Verhütungsmitteln keinen Gebrauch machen (Spalte 7), der natürliche Verlust in den höheren Schichten nicht geringer ist als in den niederen. Ja, es scheint eher das Gegenteil der Fall zu sein.

Auch laut den Ergebnissen anderer Untersuchungen dürfte der Fruchtverlust, bei den wirtschaftlich besser gestellten Gesellschaftsschichten einen ernsteren Charakter annehmen.

In Tab. XVII gebe ich die Ergebnisse, die ich einem Artikel von D. G. Wiehl und K. Berry²⁾ entnehme, einer Untersuchung, die sich auf die Geburten von 48000 Familien erstreckt und im Jahre 1935 in New York angestellt wurde. Die

¹⁾ *Some Data on Fertility and Economic Status*, angef. Aufsatz S. 546–53.

²⁾ *Pregnancy Wastage in New York City*, „Milbank Mem. Fund Quart.“, Juli 1937, S. 229 ff.

Tab. XVI. Fruchtverlust nach den Gesellschaftsklassen (Geburten in 139 geburts-hilflichen Kliniken von 26 amerikanischen Städten). Abgänge und Totgeburten je 100 Schwangerschaften¹⁾.

Wirtschaftliche Einstufung der Gebärenden	Gesamtzahl der Gebärenden			Gebärende, die nie Verhütungsmittel angewandt haben		
	Gesamt- verlust (a)	Ab- treibungen ²⁾ (b)	Natürlicher Verlust (a-b)	Gesamt- verlust (a)	Ab- treibungen ²⁾ (b)	Natürlicher Verlust (a-b)
1	2	3	4	5	6	7
Weißer						
Sehr arm	11,0	1,3	9,7	10,3	0,8	9,5
Arm	11,0	1,5	9,5	10,1	0,7	9,4
Mittel	10,4	1,3	9,1	10,0	0,4	9,6
Wohlhabend od. reich	10,4	1,0	9,4	11,7	1,0	10,7
Insgesamt	10,8	1,4	9,4	10,2	0,7	9,5
Schwarze						
Sehr arm	12,5	0,6	11,9	12,8	0,5	12,3
Arm	10,3	0,4	9,9	10,0	0,2	9,8
Mittel	14,5	1,0	13,5	16,2	0,0	16,2
Insgesamt	11,6	0,5	11,1	11,8	0,4	11,4

Verhältniszahlen in Spalte 4 zeigen die Tendenz zum Ansteigen bei zunehmendem Einkommen. In der letzten Spalte habe ich die Zahl der Schwangerschaften auf hundert Frauen hinzugefügt. Diese Zahl zeigt beim Vergleich mit den Zahlen der vorhergehenden Spalte, daß der natürliche Fruchtverlust von Gesellschaftsklasse zu Gesellschaftsklasse im umgekehrten Verhältnis zur Fortpflanzungsfähigkeit sich ändert.

Die mir von Stix für die Frauen von Cincinnati gelieferten und in Tab. XII, letzte Zeile, angeführten Zahlen weisen ein Verhältnis von Lebendgeborenen zu Schwangerschaften von 86% bei den unterstützungsbeziehenden Familien, von

¹⁾ Die Prozentsätze der Spalte 2 sind der Tab. XIX auf S. 338 (unter Berichtigung des Druckfehlers, demzufolge die Prozentzahl für die Gesamtheit der Weißen mit 11,8 statt mit der richtigen Zahl 10,8 angegeben war) und die Prozentsätze der Spalten 3 und 6 sind der Tabelle 39 auf Seite 222 des Werkes *The Natural History* usw. entnommen. Die Prozentsätze der Spalte 5 wurden errechnet, indem das ponderierte Mittel gezogen wurde aus den entsprechenden, auf der genannten Tab. XIX angegebenen Prozentsätzen für die Erst- und Mehrfachgebärenden, die keine Verhütungsmittel angewandt hatten, wobei dem Prozentsatz für die Erstgebärenden wie dem für die Mehrfachgebärenden ein Gewicht beigemessen wurde, das der entsprechenden Zahl der Schwangerschaften entspricht, auf die sich der Prozentsatz bezieht. Da es mir nicht gelungen ist, in dem Werke von Pearl die absolute Zahl dieser Schwangerschaften zu finden, mußte ich sie berechnen auf Grund der in Tab. XVI S. 334 gemachten Angaben über die Schwangerschaften je 100 Jahre Risikoaussetzung und auf Grund der in Tab. XV S. 333 gemachten Angaben über die Jahre der Risikoaussetzung. Die Prozentsätze der Spalte 4 erhielt ich durch Subtraktion der Spalten 3 von Spalte 2 und die der Spalte 7 entsprechend durch Subtraktion der Spalte 6 von Spalte 5.

²⁾ Unter Ausschluß der ärztlich verordneten Abtreibungen.

Tab. XVII. Verlust der Frucht je nach der wirtschaftlichen Kategorie (Geburten von 48 000 Familien. in New York) Abgänge und Totgeburten je 100 Schwangerschaften,

Einkommensgruppe in Dollar	Gesamtverlust (a)	Abtreibungen (b)	Natürlicher Verlust (a-b)	Schwangerschaften je 100 Frauen
1	2	3	4	5
Unterstützungs- bezieh. Familien .	12,6	2,9	9,7	865
unter 1000	16,8	5,4	11,4	222
1000-1500	13,1	3,1	10,0	227
1500-2000	17,2	2,7	14,5	208
2000 und mehr ...	15,8	2,2	13,6	219
Insgesamt	14,7	3,1	11,6	256

81% bei den Familien der Handarbeiter und von 76% bei den Familien der Geistesarbeiter auf. Wenn, was anzunehmen ist, die Zahlen der Lebendgeborenen mit denen der Schwangerschaften vergleichbar sind, dann wäre zu sagen, daß der Ausfall für die unterstützungsbeziehenden Familien 14%, für die der Handarbeiter 19% und für die der Geistesarbeiter 24% beträgt; so würde sich eine deutliche Zunahme des Gesamtfruchtverlustes beim Aufsteigen von den niederen zu den höheren Schichten ergeben. Die Ausscheidung der Abtreibungen würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Zunahme nicht verringern, sondern wahrscheinlich verstärken. Tatsächlich zeigen die Daten der Tab. XVI (Spalte 3 und 5), ebenso wie die der Tab. XVII (Spalte 3), daß die Abtreibungen nicht häufiger, ja sogar vielleicht weniger häufig bei den höheren Klassen vorkommen. Wenn dieses negative Verhältnis zwischen Gesellschaftsklasse und Häufigkeit der Abtreibungen feststünde, dann würde auch das von Pearl festgestellte Fehlen einer Korrelation zwischen dem Gesamtfruchtverlust und Einkommen auf ein positives Verhältnis zwischen natürlichem Fruchtverlust und Einkommen hindeuten.

Die Mitteilungen von Stix gestatten auch einige bedeutsame Daten über die Schwere pathologischer Fälle bei den Frauen, die keine Verhütungsmittel anwenden, in den verschiedenen Gesellschaftsschichten zu errechnen. Da Stix weniger die natürliche als die normale Fruchtbarkeit der Frau zu bestimmen beabsichtigte, schloß sie aus den Daten ihres letzten Artikels¹⁾ die Frauen aus, die hinsichtlich des Beckens oder der inneren Sekretion pathologische Symptome aufwiesen. Der Vergleich dieser Daten mit denen eines vorhergehenden Artikels²⁾, die jene Frauen einschlossen, läßt für die Erstgebärenden die Berechnung der Häufigkeit jener Frauen in der Gesamtzahl der betreffenden Gesellschaftsklasse sowie deren Fruchtbarkeit zu.

Die Häufigkeit beträgt 25% bei den Frauen der Geistesarbeiter, 29% bei den Frauen der Handarbeiter und 23% bei den Frauen der unterstützungsbeziehenden Familien. Sie weist also kein glattes Verhältnis zu der Gesellschaftsklasse auf.

Die Fruchtbarkeit solcher anormalen Frauen weist jedoch eine Abnahme auf im Verhältnis zu der der normalen Frauen und diese Abnahme steigert sich, je höher die Gesellschaftsschicht ist.

¹⁾ „Milbank Mem. Fund Quart.“, Juli 1940.

²⁾ „Milbank Mem. Fund Quart.“, Januar 1939.

Bei den Familien der Geistesarbeiter kommen 7,1 Schwangerschaften auf 100 Ovulationen, bei denen der Handarbeiter 8,9%, bei den Unterstützungsempfängern 12,9%. Bei den normalen Frauen sind die entsprechenden Zahlen (vgl. Tab. XV) 11,5, 13,5 und 14,7. Die Abnahme ist nicht sehr stark bei den Unterstützungsempfängern, sie verschärft sich bei den Handarbeitern und vor allem bei den Geistesarbeitern. Und da es sich um Frauen handelt, die keine Verhütungsmittel anwenden, scheint es angängig, den Unterschied auf eine größere Schwere der pathologischen Fälle in den oberen Schichten zurückzuführen.

Die von Stix erarbeiteten Daten lassen die entsprechende Berechnung für die Mehrfachgebärenden nicht zu¹⁾.

Die Daten für den Fruchtverlust und für die Schwere der pathologischen Fälle in den verschiedenen Gesellschaftsklassen bestätigen also die geringere Fortpflanzungsfähigkeit der höheren Gesellschaftsschichten, die sich aus ihrer geringeren natürlichen Fruchtbarkeit ergibt.

Die Ergebnisse, zu denen Pearl und andere amerikanische Autoren bezüglich der Mehrfachgebärenden kamen, krankten daran, daß die Zeit der nachgeburtlichen Amenorrhöe unberücksichtigt gelassen wurde. Ein anderer Einwand entkräftet nicht nur die sowohl bezüglich der Erstgebärenden wie der Mehrfachgebärenden erhaltenen Ergebnisse, sondern entzieht der Methode geradezu die Grundlage.

Die in Frage stehende Methode führt nämlich zu keinen vergleichbaren Ergebnissen, wenn sie auf Frauen angewandt wird, die verschieden lange in Beobachtung standen, d. h. wenn bei den Erstgebärenden die seit der Eheschließung verflossene Zeit oder bei den Mehrfachgebärenden die seit der letzten Geburt verflossene Zeit bei den verschiedenen Gruppen beobachteter Frauen verschieden lang war.

Um uns das klar zu machen, wollen wir annehmen, daß eine Gruppe von Frauen nur während einer Menstruationsperiode in Beobachtung gestanden hat. Die Zahl der Schwangerschaften wird zu der Zahl der Ovulationen, während derer die befruchteten Frauen dem Risiko der Empfängnis ausgesetzt waren, notwendigerweise im Verhältnis von 100% stehen. Wenn wir annehmen, daß die gleiche Gruppe von Frauen während zweier Menstruationsperioden in Beobachtung gestanden hat, dann wird die Zahl der Schwangerschaften zu der Zahl der Ovulationen, während welcher die befruchteten Frauen dem Risiko der Empfängnis ausgesetzt waren, in einem Verhältnis stehen, das niedriger ist als 100%, aber höher als 50%. Wenn wir weiter annehmen, daß die gleiche Gruppe von Frauen während dreier Menstruationsperioden beobachtet wurde, dann wird die Zahl der Schwangerschaften zu der Zahl der Ovulationen, während derer sie dem Risiko der Empfängnis ausgesetzt waren, in einem Verhältnis von über 33% stehen.

Dieses Beispiel zeigt deutlich, daß der nach der zur Diskussion stehenden Methode bestimmte Fruchtbarkeitskoeffizienten um so höher wird, je kürzer die Zeit der Beobachtung ist.

¹⁾ Das lassen weder die in den oben genannten Artikeln gegebenen Daten noch die unveröffentlichten Daten von Stix zu, wie sie mir in einem Brief vom 6. Februar 1941 mitteilt.

Der Fehler der von Pearl und den anderen amerikanischen Autoren angewandten Methode ist von gleicher Art wie der, den die Methode aufweist, die bereits von K. Pearson und anderen Statistikern und Ärzten angewandt wurde, um die Häufigkeit der Minderwertigen bei Erst-, Zweit-, Dritt- (usw.) Geborenen zu bestimmen.¹⁾ Diese Methode erfuhr eine Kritik durch Weinberg in dieser Zeitschrift, dann durch Greenwood und Yule, Cobb, Dublin und Langman und durch mich selber²⁾.

Die von Pearson angewandte Methode lief im Grunde darauf hinaus, die Zahl der Minderwertigen einer Geschwisterschaft (sibship) mit der Gesamtzahl der Glieder der besagten Geschwisterschaft in Verhältnis zu setzen, so daß bei den eingliedrigen Geschwisterschaften die Zahl der Minderwertigen natürlich 100% gewesen wäre, bei einer Geschwisterschaft von 2 Gliedern wenigstens 50%, bei einer Geschwisterschaft von 3 Gliedern mindestens 33% usw. Daraus ergab sich, daß die Häufigkeit der Minderwertigen größer war bei den Erstgeborenen und abnahm je höher der Minderwertige in der Reihenfolge der Geburten hinaufrückte.

Wenn wir mit n die Zahl der Geschwisterschaften, die ein minderwertiges Glied aufweisen, bezeichnen und mit x die Zahl der Glieder jeder Geschwisterschaft, dann müßte man, um ein exaktes Resultat zu erhalten, die Zahl der minderwertigen Glieder der n betrachteten Geschwisterschaften nicht mit der Zahl $n \cdot x$ der Glieder der n Geschwisterschaften mit minderwertigen Gliedern dividieren, sondern mit der Zahl $(n + m) \cdot x$ der Glieder von all den $n + m$ Geschwisterschaften, wobei m die Zahl der Geschwisterschaften, die kein minderwertiges Glied aufweisen, darstellt. Nun ist es offenbar, daß zu erwarten ist, daß m um so größer ist im Verhältnis zu n , als x kleiner ist.

¹⁾ Vgl. K. Pearson, *A first Study of the Statistics of Pulmonary Tuberculosis*, „Studies in National Deterioration“, University of London 1907; *The Scope and Importance to the State of the Science of National Eugenics*, University of London, 1907; *On the Handicapping of the First-Born*, University of London, 1914; D. Heron, *A First Study of the Statistics of Insanity and the Inheritance of the Insane Diathesis*, University of London, 1907; Ch. Goring, *The English Convict*, H. M. Stationary Office, London 1913; Crzelitzer, *Wie vererben sich Augenleiden?* „Med. Ref.“, 1910; *Die Vererbung von Augenleiden*, „Kongreß für Familienforschung usw., Gießen 1912“, Halle 1912; u. „Berl. Klin. Wochenschr.“ 1912; man vgl. auch die Diagramme in: First Int. Eugenics Congress, *Catalogue of the Exhibition*, 1912; C. Rivers, *Consumption and Order of Birth*, „Lancet“, Okt. 7, 1911; H. J. Hansen, *Undersoegelser over nyfoedte Boerns Vaegt*, „Meddelelser om Danmarks Anthropologie“, 1913; S. Hansen, *Om de forsoedte Boerns ringere Qualitet*, „Meddelelser om Danmarks Anthropologie“, 1913; *Über die Minderwertigkeit der erstgeborenen Kinder*, „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie“, 1913; *The inferior quality of the first-born children*, „Eugenics Review“, 1913; L. March, *Dépopulation et Eugénique*, „Eugénique“, Januar-April 1913; *Depopulation and Eugenics*, „The Eugenics Review“, Okt. 1913.

²⁾ Vgl. W. Weinberg, *Die rassenhygienische Bedeutung der Fruchtbarkeit*, „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie“, 1910; *Ausleseerscheinungen bei biologisch-statistischen Problemen*, Ibidem 1913; *Die Kinder der Tuberkulösen*, Leipzig 1913; *Über die Frage der Minderwertigkeit der Erstgeborenen*, „Öffentliche Gesundheitspflege“ 1916; J. A. Cobb, *The alleged Inferiority of the First-born*, „Eugenics Review“, Januar 1914; M. Greenwood and G. U. Yule, *On the determination of Size of Family and of the Distribution of Characters in Order of Birth from samples taken through Members of the*

Ebenso müßte man, um das genaue Maß der Fruchtbarkeit der Frau während einer Zeit von x Ovulationen zu erhalten, die Zahl der n befruchteten Frauen nach x Ovulationen nicht durch die Zahl $n \cdot x$ der Ovulationen, während welcher sie dem Risiko ausgesetzt waren, dividieren, sondern durch die Zahl der Ovulationen, während welcher sowohl diese n befruchteten Frauen wie auch die m Frauen, die in der gleichen Zeit nicht befruchtet wurden, dem Risiko ausgesetzt waren, d. h. durch $(n+m) \cdot x$. Und auch hier steht zu erwarten, daß m im Verhältnis zu n um so größer wird je kleiner die Zahl x der Ovulationen, d. h. je kürzer die Zeit der Beobachtung war.

Die Schwierigkeit besteht nun darin, daß bei Untersuchungen wie denen von Pearl, Stix und Notestein man nicht in der Lage ist, die Zahl m der nicht befruchteten Frauen zu erfahren, die der Zahl n der befruchteten Frauen hinzuzufügen wäre, um die Zahl der insgesamt dem Risiko der Befruchtung ausgesetzten Frauen zu erhalten.

Andererseits ist der Einfluß, den die Dauer der Beobachtungszeit auf die durch die zur Diskussion stehende Methode erhaltenen Fruchtbarkeitskoeffizienten ausübt, praktisch von größter Wichtigkeit. Was die Fruchtbarkeitskoeffizienten der Erstgebärenden anbelangt, so ist ein Urteil erlaubt, wenn man über eine Statistik verfügt, die in genügend kurzen Abständen die Erstgeborenen nach der Dauer der Ehe klassifiziert. Diese Bedingung wird durch die italienischen Statistiken erfüllt. Diese geben auch eine gesonderte Klassifikation für die aus einfachen Geburten von Ehefrauen, die vor der Ehe keine Kinder gehabt haben, stammenden lebend Erstgeborenen. Auf diese Angaben wollen wir uns stützen; denn in diesem Falle ist man in der Tat berechtigt zu der Annahme, daß die Lebendgeborenen eines Monats die Frucht einer Empfängnis sind, die neun Monate zuvor stattgefunden hat.

In Tab. XVIII werden für drei italienische Gaue (Ligurien, Venetien, Marken)¹⁾ die Fruchtbarkeitskoeffizienten (Schwangerschaften, die zu Lebendgeborenen geführt haben, je 100 Ovulationen) dargeboten, die man mit der von den amerikanischen Autoren befolgten Methode erhalten würde, wenn man die Beobachtung nach 2 Monaten, 3 Monaten, einem Jahr usw. nach der Eheschließung enden läßt. Wie man sieht, nehmen die Fruchtbarkeitskoeffizienten mit der Dauer der Ehe rasch ab²⁾.

Sibships, „Journal of the R. Stat. Soc.“ 1914; C. Gini, *Nuove osservazioni sui problemi dell'Eugenica. La distribuzione dei professori delle università italiane secondo l'ordine di nascita*, „Rivista Italiana di Sociologia“, Maggio-agosto 1914; L. I. Dublin and H. Langman, „On the Handicapping of the First-born“, *A criticism of Professor Pearson's 1914 Memoir*, „Quart. Publ. of the American Stat. Association“, 1915.

¹⁾ Die italienischen Statistiken veröffentlichen nur die Daten für das Königreich Italien. Die Daten für die drei Gaue, auf die sich meine Untersuchung bezieht, wurden mir von Prof. G. De Meo mitgeteilt, der sie vom Istituto Centrale di Statistica für einen von ihm in „Metron“, Bd. XIV Nr. 1, veröffentlichten Artikel erhalten hatte. Das Ergebnis der Berechnung für die anderen italienischen Gaue, entsprechend denen der Tabelle XVIII, findet sich in dem bereits zitierten Artikel *Qualche osservazione* usw.

²⁾ Man darf sich fragen, ob diese Abnahme zum Teil von der Zunahme in der Häufigkeit der Verwendung von Verhütungsmitteln während der Ehe abhängt; ich glaube

Tab. XVIII. Für eine Ehefrau, die noch nicht geboren hat, bestehende Wahrscheinlichkeit, während einer Ovulation in den ersten n Monaten der Ehe befruchtet zu werden und eine Lebendgeburt zu haben (Jahr 1936), nach der Methode von R. Pearl.

Dauer der Ehe in Monaten	Ligurien	Venetien	Marken
2	0,648	0,673	0,675
3	0,509	0,536	0,541
15	0,174	0,203	0,199
27	0,122	0,158	0,156
39	0,101	0,140	0,139
51	0,0892	0,130	0,130
111	0,0667	0,109	0,108
171	0,0630	0,103	0,101
231	0,0613	0,101	0,0988
291	0,0610	0,100	0,0988

Nun müssen wir uns fragen: welche Bedeutung kann die verschiedene Zeitdauer der Beobachtung für den Vergleich der Fruchtbarkeitskoeffizienten haben, die die amerikanischen Autoren für die verschiedenen Gesellschaftsklassen beobachteten?

Die Dauer der Beobachtungszeit ist kürzer bei den höheren Schichten infolge des höheren Alters der Eheleute und in Amerika wahrscheinlich auch wegen der häufigeren Ehescheidungen; und das muß zur Folge haben, daß ihr Fruchtbarkeitskoeffizient höher erscheint als er sich ergeben hätte, wenn die Ehe von gleicher Dauer gewesen wäre wie bei den niederen Schichten.

Von der Wirkung, die dieser Umstand auf den Vergleich zwischen den Fruchtbarkeitskoeffizienten, die für die Erstgebärenden der verschiedenen Gesellschaftsklassen in Cincinnati erhalten wurden, ausübt, können wir uns ein ungefähres Bild machen¹⁾, indem wir das in Tab. XVIII dargebotene Ergebnis unserer Berechnungen für die drei italienischen Gauen verwerten.

aber nicht, daß das ein wichtiger Faktor sein kann. In Italien ist die Anwendung von Verhütungsmitteln nicht sehr verbreitet und ihre Bedeutung für die Erstgeburten ist aller Wahrscheinlichkeit nach in den Gebieten mit hoher Geburtenzahl, wie Venetien und den Marken, unerheblich. Aber auch in den Gebieten, wo die Anwendung dieser Mittel auch für die Erstgeburten nicht bedeutungslos sein kann, wie es vielleicht für Ligurien der Fall ist, ist es zweifelhaft, ob ihre Anwendung durch die Frauen, die noch kein Kind gehabt haben, häufiger in den neugeschlossenen Ehen oder nur in den schon seit einigen Jahren bestehenden erfolgt.

¹⁾ Wir können uns nur annähernd davon ein Bild machen aus folgenden Gründen: Weil wir nur annäherungsweise die Dauer der Beobachtungszeit wie auch die Wahrscheinlichkeit, daß eine Schwangerschaft zu einer Lebendgeburt führt, berechnen können; weil es nicht gesagt ist, daß der Einfluß der Dauer der Beobachtungszeit sich in den verschiedenen Ländern in absolut gleicher Weise geltend macht (auch zwischen Venetien und den Marken lassen sich in dieser Hinsicht geringe Unterschiede feststellen); weil die Daten für Italien wenn auch nicht in einem erheblichen Ausmaß, wie gesagt (vgl. Anm. 2 S. 202), durch die Anwendung von Verhütungsmitteln beeinflusst sein können; schließlich weil die von den amerikanischen Autoren errechneten Fruchtbarkeitskoeffi-

Hierbei muß man sich den Umstand gegenwärtig halten, daß die Daten dieser Tabelle sich auf Lebendgeburten beziehen, während die von Cincinnati alle Schwangerschaften betreffen. Es scheint jedoch möglich, die Häufigkeit der Schwangerschaften annähernd auf die Zahl der Lebendgeburten zu reduzieren, und zwar auf Grund der Daten in Tab. XII, wonach bei den Geistesarbeitern 76 Lebendgeburten auf 100 Schwangerschaften entfielen, bei den Handarbeitern 81, bei den Unterstützungsempfängern 86 (vgl. o. S. 198).

Die Zahl der lebend Erstgeborenen auf 100 Ovulationen läßt sich so auf 9,58 bei den Geistesarbeitern, auf 11,58 bei den Handarbeitern und auf 13,33 bei den Unterstützungsempfängern berechnen. Die Dauer der Ehe zur Zeit, als die Frau mit der Klinik in Verbindung trat (diese Dauer entspricht bei den Erstgebärenden praktisch der Dauer der Beobachtung), läßt sich auf 3,5 bzw. 6,9 und 9,5 Jahre berechnen¹⁾. Nun entspricht der erste Fruchtbarkeitskoeffizient ungefähr dem, den man bei gleicher Dauer der Ehe (3,5 Jahre = 42 Monate) für die Bevölkerung Liguriens erhält, und der zweite entspricht ungefähr dem, den man bei gleicher Dauer der Ehe (6,9 Jahre = 83 Monate) bei der Bevölkerung Venetiens und der Marken erhält. Unter Zuhilfenahme einer einfachen logarithmischen Interpolation kann man berechnen, daß bei einer Ehedauer von 9,3 Jahren (= 112 Monaten)²⁾, der Fruchtbarkeitskoeffizient der Bevölkerung Liguriens sich um 32% vermindert gegenüber dem, den man bei einer Ehedauer von 3,5 Jahren erhält, und die Fruchtbarkeitskoeffizienten der Bevölkerung der Marken und Venetiens vermindern sich um 7% im Vergleich mit denen, die man bei einer Ehedauer von 6,9 Jahren erhält.

Wenn man die gleichen Reduktionskoeffizienten auf die für die Hand- und Geistesarbeiterfamilien Cincinnatis erhaltenen Fruchtbarkeitskoeffizienten anwendet, so gelangt man zu den Koeffizienten, die man für sie erhalten hätte, wenn bei ihnen die Dauer der Ehe die gleiche gewesen wäre wie bei den unterstützungsbeziehenden Familien, d. h. 9,3 Jahre. Die Koeffizienten wären dann 6,5 Lebendgeborene je 100 Ovulationen bei der Klasse der Geistesarbeiter und 10,8 Lebendgeborene je 100 Ovulationen bei den Handarbeitern, gegenüber 13,3 Lebendgeborenen je 100 Ovulationen bei den unterstützungsbeziehenden Familien.

Bei gleicher Dauer der Ehe wäre also die natürliche Fruchtbarkeit der Geistesarbeiter nur 60% von der der Handarbeiter und 49% von der der Unterstützungsempfänger. Diese Ergebnisse sind gewiß nur näherungsweise richtig, sind aber auf jeden Fall bedeutsam.

Wir können abschließend sagen, daß die in diesem und den vorhergehenden Abschnitten angestellten Betrachtungen und Berechnungen zu dem Beweis zusammenlaufen, daß, wenn in den Berechnungen der amerikanischen Autoren von

zienten nicht nur beeinflusst sind von den Unterschieden hinsichtlich der mittleren Dauer der Beobachtungszeit, sondern auch durch die Unterschiede hinsichtlich der Variabilität dieser Dauer. Dieser letztere Punkt ist von mir eingehend behandelt worden in dem zitierten Artikel: *Qualche osservazione sulle cause* usw.

¹⁾ Zu dieser Berechnung vgl. den genannten Artikel *Qualche osservazione* usw.

²⁾ Für die Ehedauer zwischen 27 und 111 Monaten nimmt der Logarithmus der Wahrscheinlichkeit der Empfängnis proportional ab mit der Zunahme des Logarithmus der Ehedauer.

der Periode der Risikoaussetzung richtigerweise die Periode der nachgeburtlichen Amenorrhöe abgezogen worden wäre und in gebührender Weise der Einfluß, den bei der verwendeten Methode die Länge der Beobachtungsdauer auf die Fruchtbarkeitskoeffizienten ausübt, in Rechnung gestellt worden wäre, man zu der Schlußfolgerung gelangt wäre, daß die natürliche Fruchtbarkeit bei den höheren Schichten erheblich geringer ist.

Die aus den besagten Untersuchungen erhältlichen Ergebnisse über die Schwere der pathologischen Formen des Beckens und der endokrinen Drüsen und über die Häufigkeit der natürlichen Fruchtverluste (Fehl- und Totgeburten, unter Ausschluß der gewollten Abtreibungen) bei den verschiedenen Bevölkerungsschichten bestätigen die geringere Fortpflanzungsfähigkeit der höheren Schichten.

Bei einer Materie, bei der die erhaltenen Schlußfolgerungen im wesentlichen, wie ersichtlich, von dem angewandten Verfahren abhängen, ist es angebracht, einmal zu beleuchten, in welcher Beziehung das von Pearl und anderen amerikanischen Statistikern angewandte Verfahren zu den der statistischen Methodologie bereits bekannten Verfahren steht. Die von Pearl angewandte Methode, die er selber und seine amerikanischen Kollegen für neu hielten¹⁾, ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine Variante einer altbekannten und häufig angewandten Methode: die Methode des Intervalls zwischen Eheschließung und Erstgeburt oder zwischen den nachfolgenden Geburten.

In der Tat ist das von Pearl für die Erstgebärenden bestimmte Verhältnis der Schwangerschaftszahl zu der Periode der Empfängnisrisikoaussetzung der geschwängerten Frauen nichts anderes als die reziproke Größe des mittleren Intervalls zwischen der Eheschließung und der ersten Geburt (das Knibbs²⁾ das protogenesische Intervall genannt hat), um die Konstante vermindert, welche durch die Dauer der Schwangerschaft oder die Dauer der Schwangerschaft plus Wochenbett dargestellt ist (in beiden Fällen sind die Frauen auszuschließen, die bei der Eheschließung bereits schwanger waren). Ebenso ist das von Pearl für die Mehrfachgebärenden bestimmte Verhältnis der Zahl der Schwangerschaften zu der Periode der Empfängnisrisikoaussetzung der geschwängerten Frauen nichts anderes als das umgekehrte Intervall zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geburten, abzüglich der Dauer der Schwangerschaft oder der Dauer der Schwangerschaft plus Wochenbett entsprechenden Konstante.

Gegen die Methode des protogenesischen Intervalls oder des Intervalls zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geburten können also die gleichen Einwände erhoben werden, die gegen die von Pearl angewandte Methode erhoben wurden. Ich hatte bereits Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Statistiker auf die Unzuträglichkeiten hinzuweisen, zu denen die Methode des protogenesischen Intervalls führt, wenn es sich darum handelt, die Fruchtbarkeit von Ehefrauen ver-

¹⁾ Vgl. Pearl, *Contraception and Fertility in 2000 women* usw., angef. Aufsatz S. 407; *On the frequency* usw., angef. Aufsatz S. 220; *Contraception and Fertility in 4945 married women* usw., angef. Aufsatz S. 356; Stix and Notestein, *Effectiveness of Birth Control* ecc. usw., angef. Aufsatz S. 60–61.

²⁾ Vgl. *Mathematical Theory of Population*, Melbourne 1917, pp. 260–61, 268–69 ff.

UNIVERSITÄT UFG MICHIGAN LIBRARIUS

schiedenen Alters zu vergleichen¹⁾. Die Ausführungen des vorliegenden Artikels zeigen, daß ähnliche Unzuträglichkeiten sich sowohl beim protogenesischen Intervall wie beim Intervall zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geburten einstellen, und zwar jedesmal, wenn die Dauer der Beobachtungszeit nicht die gleiche ist.

Das Intervall zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geburten weist außerdem, wie man gesehen hat, noch andere Nachteile auf, wenn die mittlere Dauer des mütterlichen Stillens nicht in allen Gruppen der für den Vergleich in Betracht kommenden Frauen gleich ist. In diesen Fällen sind die erhaltenen Ergebnisse nicht vergleichbar und können zu Schlußfolgerungen führen, die jeder Grundlage entbehren.

Wenn die von Pearl angewandte Methode entsprechend berichtigt wird, indem man von der Zeit der Risikoaussetzung die Zeit der nachgeburtlichen Amenorrhöe abzieht und die Zahl der Schwangerschaften mit der Gesamtzeit der Risikoaussetzung sowohl der befruchteten wie der nicht befruchteten Frauen in Verhältnis setzt, dann wird die Methode richtig, ist aber dann nicht mehr neu. In der Tat ist die richtige Methode, wenn ich mich nicht täusche, zuerst von mir im Jahre 1924 angewandt worden, um die Fruchtbarkeit der Gesamtbevölkerung Italiens zu messen, und zwar in der Abhandlung „*Nuove ricerche sulla fecondabilità della donna*“²⁾ („Neue Untersuchungen über die ‚Befruchtungsfähigkeit‘ der Frau“). Später auf der Londoner Tagung des Internationalen Instituts für Statistik habe ich die gleiche Methode angewandt auf die Bestimmung der Veränderung der weiblichen Fruchtbarkeit mit dem Alter auf Grund von Daten, die sich auf die der europäischen Herrscher- und Hochadelsfamilien bezogen³⁾. Diese Untersuchung wurde im darauffolgenden Jahr wieder aufgenommen und weiterentwickelt in dem Artikel „*Sulla determinazione dei quozienti di eliminazione e in particolare sui metodi delle durate esatte e delle durate medie nell'ipotesi di saggi istantanei di eliminazione costanti*“⁴⁾. In diesen Untersuchungen wurde der Umstand entsprechend berücksichtigt, daß die Dauer der nachgeburtlichen Amenorrhöe verschieden sein muß für die italienische Bevölkerung im allgemeinen (für die ein Mittel von 5 Ovulationsperioden angenommen wurde) und für die königlichen und hochadligen Familien (für die ein Mittel von 3 Monaten ange-

¹⁾ Man vgl. unsere bereits zitierte Mitteilung *Sur la mesure de la fécondité des mariages*, S. 78–79.

²⁾ A. a. O., S. 273–79. Mehrere Statistiker vergleichen die Zahl der Geburten mit der Zahl der im vermählten Zustand verbrachten Jahre (z. B. K. A. Edin and E. P. Hutchinson, *Studies of differential fertility in Sweden*, London, King, 1935), ohne jedoch die Zeit der Schwangerschaft noch die Dauer der nachgeburtlichen Amenorrhöe abzuziehen. Diese Methode ist im wesentlichen die gleiche wie die übliche Methode, die darin besteht, daß die Zahl der Geburten mit der Zahl der verheirateten Frauen in Verhältnis gesetzt wird. Man vgl. hierzu die zitierte Mitteilung *Sur la mesure de la fécondité des mariages*, S. 73, und auch Edin und Hutchinson a. a. O. S. 28.

³⁾ *Su la curva della fecondità matrimoniale della donna secondo l'età*, mit französischer Übersetzung, „Bull. de l'Institut International de Statistique“, Bd. XXVIII, 1924.

⁴⁾ „Metron“, Bd. III, Nr. 3, 5. XII. 1935; dem italienisch abgefaßten Artikel sind Zusammenfassungen in französischer, englischer und deutscher Sprache beigegeben.

nommen wurde), und zwar infolge der verschiedenen Häufigkeit und Dauer des mütterlichen Stillens.

In Befolgung der Anweisungen meiner Londoner Mitteilung wurde diese Methode im Jahre 1935 von A. C. Mukherji, Professor an der Universität Baroda (Indien), angewandt, um die Fruchtbarkeit der französischen Bevölkerung nach Altersgruppen zu bestimmen¹⁾, und eine gleiche Anwendung auf die italienische Bevölkerung, die in der von Dr. F. Paglino bei der Universität Rom eingereichten Dissertation enthalten ist, wird demnächst im „Metron“ veröffentlicht²⁾.

Zusammenfassung.

Im ersten Teil des vorliegenden Artikels untersucht der Verfasser an Hand von teils unveröffentlichten, teils von ihm neubearbeiteten Daten die Schwankungen, die die Häufigkeit und die Dauer des mütterlichen Stillens je nach den Gesellschaftsschichten und dem wirtschaftlichen Stand aufweisen. Die Daten betreffen zwei holländische Städte (Den Haag und Scheveningen) und 10 amerikanische Städte (Johnstown, Pa; Manchester, N. H.; Brockton, Mass.; Saginaw, Mich.; New Bedford, Mass.; Waterbury, Conn.; Akron, Ohio; Baltimore, Md.; Cincinnati, Ohio; Spartanburg, South Car.).

Das Stillen ist häufiger und durchschnittlich von längerer Dauer in den amerikanischen Städten als in den holländischen. Sowohl in den holländischen wie amerikanischen Städten nehmen die Häufigkeit und die mittlere Dauer der ausschließlich oder teilweise an der Brust durchgeführten Ernährung beim Übergang von den niederen zu den höheren Gesellschaftsschichten und von den schlechteren zu den besseren wirtschaftlichen Verhältnissen allgemein ab. Die Unterschiede sind überwiegend (in den holländischen Städten) oder ausschließlich (in den amerikanischen Städten) auf die teilweise an der Brust durchgeführte Ernährung zurückzuführen. Diese Unterschiede sind in den holländischen Städten ausgesprochener als in den amerikanischen. Die für zwei amerikanische Städte (Cincinnati und Spartanburg) vorliegenden Daten gestatten auch die Feststellung, daß die Stillzeit um so länger ist, je länger die Ehe besteht. In Spartanburg, wo die Bevölkerung teils weiß, teils schwarz ist, ist die mittlere Stillzeit bei den weißen Frauen länger; wahrscheinlich steht das im Zusammenhang mit der Verschiedenheit in der Beschäftigungsweise der Frauen; außerdem ist die Stillzeit länger auf dem Lande als in der Stadt.

Ähnlich wie die Ernährung an der Brust, aber weniger als proportional, variiert die Zeit der nachgeburtlichen Amenorrhöe. Die verschiedene Dauer der nachgeburtlichen Amenorrhöe ist ein Umstand, der bei der Messung der Fruchtbarkeit der Frauen zu berücksichtigen ist.

Unterschiede zwischen den Fruchtbarkeitskoeffizienten von Frauen verschiedener Städte, die, wie z. B. für Cincinnati und Spartanburg, ohne Berücksichtigung der Dauer der Zeit der nachgeburtlichen Amenorrhöe berechnet wurden, verringern sich oder verschwinden, wenn man letztere in Rechnung stellt.

¹⁾ *Étude scientifique de la fécondité matrimoniale*, „Actualités Scientifiques et Industrielles“, Nr. 285, Hermann, Paris 1935.

²⁾ *Sulla misura della fecondità matrimoniale della donna*, „Metron“, Heft 2-4.

Umgekehrt können praktisch gleiche Fruchtbarkeitskoeffizienten wie die, die ohne Berücksichtigung jenes Umstandes für die verschiedenen Gesellschaftsklassen errechnet wurden, merkliche Unterschiede verbergen. Wenn man die verschiedene Dauer der nachgeburtlichen Amenorrhöe in Betracht zieht, so stellt sich heraus, daß die Fruchtbarkeit der höheren Schichten geringer ist als die der niederen Schichten.

Dies ist der erste Einwand, der die Ergebnisse neuerer von amerikanischen Statistikern (Pearl, Stix und Notestein) zum Zwecke der Messung der Fruchtbarkeit verheirateter Frauen, die keine Verhütungsmittel verwendet haben, angestellter Untersuchungen hinfällig macht. Es sind dies Untersuchungen, die ein besonderes Interesse erwecken, da sie geeignet sind, auf die natürliche Fruchtbarkeit der verheirateten Frau ein Licht zu werfen.

Leider muß gegen die angewandte Methode der oben gemachte Einwand sowie ein nicht weniger schwerer gemacht werden. In der Tat stellt sich heraus, daß der von den genannten Autoren berechnete Fruchtbarkeitskoeffizient nicht unabhängig ist von der Beobachtungszeit, sondern vielmehr bei Gleichheit der anderen Umstände um so höher erscheint, je kürzer die Beobachtungszeit war. Da die Beobachtungszeit bei den höheren Klassen infolge der geringeren Dauer der Ehe kürzer ist, führt die Methode auch wegen dieses Umstandes dazu, daß die Fruchtbarkeit der höheren Klassen im Vergleich mit den niederen höher erscheint. Verfasser zeigt, wie man, unter Ausschaltung des Einflusses der verschiedenen Dauer der Ehe, annäherungsweise berechnen kann, daß in Cincinnati die Fruchtbarkeit der Erstgebärenden bei den nicht unterstützten Familien der Geistesarbeiter 60% der Fruchtbarkeit der Erstgebärenden bei den nicht unterstützten Familien der Handarbeiter und 49% der Fruchtbarkeit der Erstgebärenden bei den unterstützungsbeziehenden Familien beträgt.

Die geringere Fortpflanzungsfähigkeit der höheren Klassen wird bestätigt durch die größere Schwere, die bei ihnen die pathologischen Fälle des Beckens und der endokrinen Drüsen annehmen, und durch den nicht geringeren, ja geradezu größeren natürlichen Fruchtverlust (Häufigkeit der Fehlgeburten und der Totgeburten, unter Ausschluß der Abtreibungen).

Verfasser zeigt, in welcher Beziehung die von den amerikanischen Autoren verwendete Methode zu der Methode des Intervalls zwischen Eheschließung und Erstgeburt (protogenesisches Intervall nach Knibbs) bzw. des Intervalls zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geburten besteht.

Verfasser zeigt auch, daß der diesen Methoden gemeinsame Fehler dem entspricht, den die von K. Pearson zur Messung der Zahl der Minderwertigen bei den Erst-, Zweit-, Drittgeborenen usw. verwendete Methode aufweist. Dieser Fehler wurde schon von Weinberg in dieser Zeitschrift und von anderen Autoren nachgewiesen.

Wenn die von Pearl und den anderen Autoren verwendete Methode entsprechend berichtigt wird, ist sie nicht mehr neu, sondern erweist sich als die gleiche, die der Verfasser des vorliegenden Artikels bereits im Jahre 1924 in Vorschlag brachte und die dann wiederholt von ihm und von anderen Statistikern angewendet wurde.

Die Psychiatrie als Wegbereiterin positiver Rassenhygiene*).

Von Hermann Ernst Grobig.

Wir haben uns als Thema für unsere heutigen Überlegungen einen Stoff gewählt, der die innige Verknüpfung der Psychiatrie mit der Rassenhygiene zeigen soll. Darüber hinaus jedoch werden wir erkennen, daß die Psychiatrie auch für die Entwicklung der verhältnismäßig jungen Wissenschaft der Rassenhygiene von fundamentaler Bedeutung geworden ist.

Wir wollen uns hierzu im folgenden kurz überlegen, wieso die Psychiatrie als Vorkämpferin der Rassenhygiene besonders geeignet war.

Jeder junge Mediziner muß sich eines Tages irgendwie mit seinem Handwerkszeug, mit seinem Rüstzeug bekannt machen, das ihn dann letzten Endes den Weg einer zielbewußten Therapie gehen lassen kann. Dieses Rüstzeug liegt, von einigen Gegensätzlichkeiten, wie es die einzelnen Anwendungsbereiche z. B. in der Chirurgie und in der inneren Medizin erfordern, abgesehen, bei fast allen Zweigen der ärztlichen Tätigkeit auf einer gewissen und abgegrenzten Ebene. Die Abgrenzung der Ebene wird ebenso, wie diese selbst, durch somatische Verhältnisse bedingt.

Dieses Rüstzeug muß sich nun, quasi als *conditio sine qua non*, eben jeder, der den Arztberuf ergreift, irgendwie zu eigen machen. Dabei gibt es gewisse Grundkenntnisse, will ich einmal sagen, die sich ein jeder erwerben muß, und spezialisierte und zusätzliche, wie sie eben ein Spezialarzt beherrschen muß.

Von der Beherrschung dieser Präliminarien hängt – die innere Haltung, Befähigung usw. überhaupt vorausgesetzt – bis zu einem gewissen Grade ja auch der Erfolg im einzelnen ab.

Jeder Beruf und jede Spezialisierung in ihm setzt eine gewisse Neigung, Eignung und Begabung voraus, und so scheiden sich dann ja auch die späteren praktischen Ärzte von den einzelnen Facharztgruppen oft schon während des Studiums.

Unter diesen Neigungen zu besonderen Fächern innerhalb der Medizin nimmt nun wieder die zur Psychiatrie eine besondere Stellung ein und zwar insofern, als gerade sie eine besondere Erweiterung des Rüstzeuges vom Somatischen zum Psychischen hin erfordert. Ich sage absichtlich Erweiterung, weil ein Teil psychiatrischer Krankheitsformen sehr wohl auch mit den sonst üblichen Methoden ärztlicher Diagnostik erfassbar ist.

Ich sage auch deswegen Erweiterung, weil gerade der Psychiater öfter, als es in anderen Spezialgruppen, z. B. bei der Augenheilkunde, der Ohrenheilkunde usw. der Fall ist, sich trotz aller Spezialkenntnisse weniger, oder eigentlich überhaupt nicht, von der Ganzheitsbetrachtung des Patienten abwendet und deshalb nicht abwenden kann, weil ihm das körperlich-seelische Gefüge eben eine untrennbare, erbgegebene Einheit ist.

*) Dieser Vortrag wurde als Antrittsvorlesung vor der med. Fakultät der Universität München am 28. Februar 1941 gehalten.

UNIVERSITÄT MÜNCHEN

Ein anderer großer und schwerwiegender Teil jedoch der psychiatrischen Erkrankungen ist eben nur über die seelischen Äußerungen des Erkrankten diagnostisch und prognostisch zu beurteilen und zu bewerten.

Es soll hier damit nicht gesagt sein, daß das für alle Krankheitsgeschehnisse psychiatrischer Natur für alle Zukunft so bleiben wird. Wir werden sicher weitere Zusammenhänge somatischer Erkrankungen mit psychischen Krankheitsäußerungen erkennen lernen und auch pathologisch-anatomische und histopathologische Unterlagen für psychische Prozesse entdecken.

Für viele Geistesstörungen haben wir aber bisher keinerlei Anhaltspunkte für Zusammenhänge mit somatischen Erkrankungen und auch keine pathologisch-anatomischen Unterlagen.

Ob sich das einmal ändern wird, das heißt unsere Kenntnisse hierüber, wissen wir nicht. Bereits Virchow, der Begründer der Zellulärpathologie, sagt, „dass keineswegs alle Krankheiten ein anatomisches Wesen haben“. Selbst über eine so klar ausgerichtete und minutiös meß- und wägbare und wohl sicher anatomisch bedingte Äußerung einer höheren biologischen Seinsstufe wie die Intelligenz haben wir bisher gradmäßig feststellbare anatomische Differenzierungen – entsprechend etwa Hochbegabung, Durchschnittsbegabung, Schwachbegabung – noch nicht, obwohl ohne Frage solche Differenzierungen sicher vorhanden sind.

Es ist also der Psychiater in sehr vielen Fällen auch nur auf sein spezielles Rüstzeug angewiesen. Dieses erwerben nun bis zu einem gewissen Grade zwar auch alle Studierenden, jedoch vielfach nur oberflächlich, und um es nach dem Staatsexamen schnell wieder zu vergessen.

Die Folge davon ist, daß dann sehr viele Ärzte in der Praxis von psychiatrischem Krankheitsgeschehen leider oft nur noch eine ganz unklare und verschwommene Vorstellung hatten, wie wir es ja leider immer wieder feststellen müssen.

Wie sehr sich diese Unkenntnis oder Interessenlosigkeit zum Schaden der Gesamtbevölkerung auswirken muß, werden wir später sehen.

Wenn wir im Vorherigen einige einleitende Worte über das ärztliche und speziell über das Rüstzeug des Psychiaters sprachen, so wollen wir hier nun weniger die klinische Tätigkeit des Psychiaters weiter verfolgen. Wir wollen vielmehr das dem Psychiater zur Verfügung stehende Krankenmaterial insofern einer weiteren Betrachtung unterziehen, als es uns einen Anreiz zu erbpflegerischer Tätigkeit gibt.

Aus der Fülle der Krankheiten, von denen der Mensch befallen werden kann, ragen irgendwie die vererbaren Krankheiten heraus. Unter diesen sind es nun wieder besonders gewisse Geisteskrankheiten, die das Interesse der Menschen für sich besonders beanspruchen.

Hier hatte nun der Psychiater in seinem täglichen Arbeitsfeld als einer der ersten Gelegenheit, Zusammenhänge zwischen psychischen Erkrankungen und Vererbung zu vermuten, zu verfolgen und zu beweisen.

Es ist selbstverständlich, daß es nach dieser Erkenntnis der Vererbungsmöglichkeiten bestimmter Geisteskrankheiten eine zwingende Notwendigkeit wurde, daß ein Teil der jungen Psychiater sich von dem Krankenbett des Einzelindividuums trennte, um die vermuteten Fäden der Vererbung in den betroffenen Sippen zu verfolgen. So entstand die psychiatrische Sippenforschung.

Sie vermuten mit Recht hier nun schon den Weg von der Psychiatrie zur Rassenhygiene.

Es lag in der Natur der Sache, auch die Form der Vererbung psychiatrischer – und auch anderer Erbkrankheiten – näher zu untersuchen. Was jedoch lag näher, als zu vermuten, daß auch bei den Erkrankungen der Menschen die Erbgänge den Gesetzmäßigkeiten Mendelscher Vererbungsregeln unterworfen sind?

Es gelang auch tatsächlich, derartige Gesetzmäßigkeiten hier und dort nachzuweisen.

So wissen wir heute z. B. von der Erbchorea, daß sie ein dominantes Erb-leiden ist. Die angeborene Taubstummheit hingegen folgt dem rezessiven Erb-gang.

Es ist aber mit der Übertragung der Anwendungsmöglichkeiten Mendelscher Erbregeln insofern ein riesengroßer Unterschied eingetreten, als wir uns inzwischen aus dem stillen Garten Gregor Mendels mit seinen weißen, roten und rosa Blumen in das weite und viel lebendigere Feld unserer menschlichen Verhältnisse begeben haben.

Hierbei stellte sich nun bald heraus, daß im Vergleich zu Mendels Pflanzen schon allein der viel langsamere Generationswechsel bei den Menschen erhebliche Schwierigkeiten in bezug auf die Beobachtungsmöglichkeiten bereitete. Außerdem fehlte auch sonst verständlicherweise bei den menschlichen Verhältnissen die Möglichkeit, die uns bei Tier und Pflanze gegeben ist, nämlich durch zweck-entsprechende Versuchsanordnungen Vorgänge, die im Interesse der Forschung liegen, künstlich hervorzurufen und zu beeinflussen. Ich erinnere z. B. an das beliebte Versuchsobjekt *Drosophila*, das den Genetikern zur Verfügung steht. Bei Vererbungsforschung am Menschen sind wir jedoch darauf angewiesen, in diesem Falle das Wirken natürlicher Kräfte zu beobachten und zu verfolgen.

Wenn nun unter Zugrundelegung menschlicher Verhältnisse diese Dinge bei den somatischen Erkrankungen schon erhebliche Schwierigkeiten auslösten, so ist es nur allzu verständlich, daß diese bei den psychischen Erkrankungen ins Ungeheure wachsen mußten.

Wie die Dinge nun einmal liegen, gehören jedoch gerade zu den wesent-lichsten und schlimmsten Erbkrankheiten, die unseren Volkskörper durchsetzen und belasten, bestimmte Nerven- und Geistes-krankheiten, wie wir sie zum Teil auch in dem Gesetz zur Verhütung erb-kranken Nachwuchses zusammengestellt finden.

Es lag also auf der Hand, daß gerade der Psychiater, mehr noch als andere, versuchte, die Kenntnisse von den Mendelschen Erbregeln zu vertiefen. Er be-mühte sich auch in ganz besonderem Maße um die praktische Anwendbarkeit dieser Kenntnisse.

Da jedoch einerseits, wie bereits erwähnt, gewisse Voraussetzungen für die direkte Übertragung Mendelscher Versuche für unsere menschlichen Verhältnisse fehlten, andererseits auch andere Forschungszweige, wie z. B. die Genetik, uns bisher im Stich ließen, etwa im Hinblick auf das Zustandekommen von Mu-tationen beim Menschen, mußte die Forschung, speziell die psychiatrische For-schung, nach anderen Methoden Ausschau halten.

המכון לבריאות הרוחנית

Wir wissen, wie gesagt, von einigen Erbkrankheiten, daß sie dem dominanten, von anderen, daß sie dem rezessiven Erbgang folgen. Von weiteren anderen wissen wir, daß sie dem rezessiven oder dem dominanten Erbgang zuneigen. Dazwischen gibt es nun weiter alle möglichen Varianten.

Wir wissen auch von den Manifestationswahrscheinlichkeiten und von den Manifestationsschwankungen. Wir kommen den tatsächlichen Verhältnissen mit komplizierten Rechenmethoden auch oft sehr nahe, jedoch nicht zum Ziel.

Dieses Ziel wäre eine etwa 100%ig sichere Individualprognose.

Alle diese Schwierigkeiten hat nun Rüdin sehr früh erkannt und sich mit anderen unablässig bemüht, hier gangbare Wege der Abhilfe zu finden.

Da die Tiefenbeobachtung – die vielleicht später auf Grund von Sippen- und Erbkarteien, Gesundheitspässen, Krankenhausakten und sonstigen Aufzeichnungen und Unterlagen durchführbar sein wird – über Hunderte von Generationen beim Menschen bisher nicht möglich war – die meisten Beobachtungen erstrecken sich bisher auf zwei, drei, höchstens vier Generationen –, mußte die Beobachtung in die Breite getragen werden, um so durch den Querschnitt, durch Massenbeobachtung, zu auswertbaren Resultaten zu kommen.

Es entstand so die empirische Erbprognoseforschung, nämlich „eine durch Massenbeobachtung ermöglichte Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Erbrisikos der Menschen unmittelbar aus ihren eigenen erbtypischen Gesundheitszuständen und denen ihrer Blutsverwandten“.

Hier liegen nun die engen Beziehungen zwischen der Psychiatrie und der Rassenhygiene ganz klar vor uns. Wir wollen das durch folgende drei Punkte hervorheben:

1. Die wesentlichsten und uns erbpflegerisch am meisten interessierenden Erbkrankheiten sind psychiatrisch-neurologischer Natur. Daran besteht überhaupt kein Zweifel.
2. Die Fäden der Vererbung nehmen, von dem psychiatrischen Einzelkrankheitsfall ausgehend, ihre weite Verzweigung in den Volkskörper hinein und dort ihren weiteren und immer weniger gut erkenn- und verfolgbaren Verlauf.
3. Wir haben es bei der Verfolgung aller dieser Fäden nicht nur mit den Vollformen psychiatrischer Erkrankungen, welche differenzialdiagnostisch noch verhältnismäßig leicht voneinander und von anderen abgesetzt werden können, zu tun, sondern auch mit allen möglichen rudimentären, unausgeprägten, angedeuteten und Zwischenformen.

Es ist, und deswegen erwähnte ich vorhin die Unkenntnis vieler praktischer Ärzte in psychiatrischen Dingen, schon nicht immer leicht, richtige psychiatrische Diagnosen zu stellen. Es ist aber auch für den Fachpsychiater – ich betone das ausdrücklich – mitunter schon schwierig, die Dinge am Rande psychiatrischen Geschehens richtig zu deuten.

Somit ergibt sich bei der mehr oder weniger gleichmässigen Durchsetzung unserer Bevölkerung mit bestimmten Erbkrankheiten psychiatrischer Natur (und deren Ausläufer – wenn ich das hier einmal so nennen darf –) die logische Folgerung, daß niemand besser

geeignet ist, unseren Volkskörper von psychiatrisch-rassenhygienischen Überlegungen ausgehend zu durchforschen und zu betreuen als der Psychiater.

Später werde ich Ihnen auch an Hand einiger Zahlen und Tabellen den Beweis für meine bisherigen Ausführungen bringen, um Ihnen damit gleichzeitig zu zeigen, welche Bedeutung die psychiatrisch-neurologischen Erkrankungen für die Erbgesundheitspflege haben.

Zuvor jedoch muß ich Ihnen den von mir gezeigten Zusammenhang zwischen der Psychiatrie und der Rassenhygiene noch im einzelnen weiter ausführen, um Ihnen die organische Verbundenheit der Psychiatrie und der Rassenhygiene noch besser vor Augen zu führen.

Die empirische Erbprognoseforschung ging naturgemäß von psychiatrisch erbkranken Patienten, also vom Krankenbett, aus. Es bestand seinerzeit auch noch gar keine andere Möglichkeit, an den Verwandtenkreis der einzelnen Krankenhauspatienten heranzukommen, als eben der über diesen Krankenhauspatienten. Es wurde auf diese Art und Weise sozusagen die anamnestisch erhobene erbliche Belastung einer Sippe festgestellt. Natürlich mußten diese ersten Versuche lückenhaft sein, fehlten ihnen doch zu meist die persönlichen ärztlichen Kontrollen mehrerer oder aller Sippenmitglieder.

Diese Fehlerquellen wurden mit der Zeit immer weiter zurückgedrängt und sind heute sozusagen schon ganz verschwunden. Wir haben heute Mittel und Möglichkeiten, alle uns interessierenden Sippenmitglieder, soweit sie im Großdeutschen Reich leben, zu beforschen, d. h. einer ärztlichen Befragung oder Untersuchung zuzuführen.

Man gelangt also so zu Feststellungen und Zahlen, die zeigen, wie groß die Belastung in der Aszendenz und Deszendenz von Geisteskranken mit denselben und auch mit anderen Erbkrankheiten ist. Elternschaften, Kinder, Geschwisterschaften, Neffen und Nichten usw. von Geisteskranken wurden so durchforscht.

Um nun diese so gewonnenen Zahlen auswerten zu können, mußten Vergleichswerte für diese Zahlen gefunden werden. Deshalb liefen dieser ersten Gruppe von Untersuchungen, die sich mit den erblichen Belastungen im Umkreise von Geisteskranken befaßten, nun zugleich auch Untersuchungen einer anderen, zweiten Gruppe parallel. Es sind das die psychiatrischen Untersuchungen in der Durchschnittsbevölkerung. Auch diese Untersuchungen gingen zuerst vom Krankenhauspatienten aus. (Verwandtschaft von Paralytiker-ehewatten usw.)

Es zeigen sich hier wieder die engen Beziehungen zwischen Psychiatrie und erbpflegerischen Interessen, denn die Durchschnittsbevölkerung ist ja bereits ein Querschnitt durch unser gesamtes Volk.

Wir kamen so zu erfahrungsmäßig gewonnenen Belastungszahlen der Durchschnittsbevölkerung mit psychiatrischen Erkrankungen. Diese neue Zahlenreihe konnte uns weitere wichtige Aufschlüsse über das Erbgefüge unseres Volkes geben.

Da nun naturgemäß in der Durchschnittsbevölkerung eine weniger hohe psychiatrische Belastung zu erwarten steht als in der Umgebung geisteskranker Personen, wurden somit innerhalb dieser Forschung Kräfte frei, welche sinn gemäß eingespannt wurden und nun bereits erbpflegerischen Interessen mit

mehr oder weniger nichtpsychiatrischem Einschlag dienen konnten. Ich meine das etwa so: Es ist für mich als Untersucher dieselbe Arbeit, wenn ich ein Sippenmitglied aufsuche, befrage und untersuche, ob ich nun eine psychiatrische Krankheit feststelle oder nicht. Es ist vielleicht unter Umständen bedeutend schwieriger, wenn nicht unmöglich, das Nichtbestehen einer Geisteskrankheit zu beweisen, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die sich durch die Begriffe Genotypus und Phänotypus ergeben. Aber bei der intensiven Beschäftigung mit den einzelnen Sippenmitgliedern in der Durchschnittsbevölkerung ermüdet es unter Umständen, wenn man „immer nichts findet“. Da ist es nun das Nächstliegende, daß man sein Interesse, das ja während des ganzen Untersuchungsganges doch sowohl auf die Einzelperson als auch auf die dazugehörige Sippe gerichtet ist, zugleich auch auf nichtpsychiatrische Erbkrankheiten ausdehnt, zumal wenn etwa sichtbare angeborene Mißbildungen, Stellungsanomalien der Augen usw., sowieso geradezu zur Aufnahme verlocken.

Bis zu einem systematischen Einbau bestimmter Fragen und Untersuchungen in den allgemeinen Untersuchungsgang ist es dann nur noch ein Schritt.

Nachdem wir nun in diesem Zusammenhang bereits zwei große Untersuchungsgruppen kennengelernt haben, wenden wir uns zuletzt noch einer dritten Gruppe zu.

Diese dritte Gruppe, die zugleich auch die jüngste ist, befaßt sich, ebenfalls von psychiatrischen Untersuchungen und Überlegungen ausgehend, mit den erblichen Erkrankungen in einer Bevölkerungsauslese. Wir kommen somit hier schon zu fast rein rassenhygienischen Gesichtspunkten.

Ein Arbeitsthema zu dieser Gruppe würde etwa lauten: „Psychiatrische und neurologische Erkrankungen in einer Bevölkerungsauslese (zugleich eine Krankheits- und Begabungsprognose für die Kinder einer Bevölkerungsauslese).“

Was könnte man nun als eine Bevölkerungsauslese ansprechen?

Es gibt hier viele Möglichkeiten und Gesichtspunkte, die zu berücksichtigen wären. Fassen wir vor allen Dingen Erbgesundheit, sonstige Gesundheit, Begabung, Lebensleistung und Nachwuchs zusammen, so kommen wir bereits auf eine einheitliche Linie, welche dadurch bestimmt wird, daß sie auf einen soziologisch-biologischen Auslesevorgang hinweist.

Wenn man nun eine größere Zahl von Einzelindividuen nimmt, welche etwa nach Alter und Beruf zusammenzufassen wären, so erhält man bestimmte Gruppen, die jede in sich eine gewisse gleichmäßige Struktur aufweisen.

Solche Auslesegruppen wären dann etwa, um einige Beispiele zu nennen, die Familien und Sippen der Handwerker, der Facharbeiter, der Meister überhaupt, der Volksschullehrer, der Studienassessoren, der Hochschullehrer, der evangelischen Pastoren usw., weiter etwa Unteroffiziere, Offiziere, Beamte überhaupt und andere. Es gibt eben, wie gesagt, eine große Zahl von Möglichkeiten.

Ich habe bei meinen Ausleseuntersuchungen, die ich erstmals in diesem Rahmen an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München durchführte, z. B. auch die Gruppe der Werkmeister bearbeitet, und zwar aus folgenden Gründen: Der Werkmeister ist in den meisten Fällen aus dem Arbeiter- und einfachen Handwerkerstande aus eigener Kraft zu einer führenden Stellung emporgestiegen. Sein Lehrweg, zumal etwa im Metallhandwerk, und die erste Arbeitszeit setzt eine gewisse körperliche Eignung und Gesundheit voraus.

Hinzu kommt für das Aufsteigen zum Werkmeister, Abteilungsführer, Betriebsführer usw. als weitere Voraussetzung eine ganz bestimmte geistige Begabung. Diese Begabung sollte sich nun – etwa gerade als nationalsozialistische Forderung – in idealer Weise mit den entsprechenden, ebenfalls hervorragenden, charakterlichen Eigenschaften paaren.

Bei allen diesen Auslesegruppen, welche uns zumeist eben durch ihre Begabung auffallen, gilt es nun zu prüfen, ob mit dieser „Begabungsauslese“ auch sonstige biologische Auslesefaktoren parallel laufen. Ich habe eine solche Prüfung bei den von mir untersuchten Werkmeistern durchgeführt und auf Grund meiner Untersuchungen, von denen ich Ihnen nachher auch einige Ergebnisse vorführe, diese Frage bejaht.

Es ist zweifellos so, daß gerade die Begabung bei sämtlichen Auslesevorgängen in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle spielt. Es braucht sich dabei ja nun nicht gerade gleich um Höchstbegabung und Genialität zu handeln. Auch die Forschungen an Höchstbegabten und Genialen werden seit langer Zeit von der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie betrieben, und ich erinnere in diesem Zusammenhang auch an das mit Recht viel umstrittene und beschriebene Thema „Genie und Irrsinn“.

Doch die zuletzt genannten Gruppen der Höchstbegabten und Genialen interessieren uns in diesem Zusammenhang weniger, da es uns hier ja auch um anderes geht, und zwar:

1. Wir müssen den Anschluß der Durchschnittsbevölkerung an die Ausleseschichten logischerweise direkt herstellen, d. h. wir dürfen nicht eine große Anzahl von Begabungsstufen etwa einfach überspringen. Dieses würden wir zweifellos tun, wenn wir uns ohne Zwischenstufen von der Durchschnittsbevölkerung ausgehend gleich mit den Höchstbegabten und Genialen befassen würden.
2. Wir können diesen Sprung auch mit Rücksicht auf unsere psychiatrischen Überlegungen – Erbkrankte – Durchschnitt – Erbgesunde nicht machen, ohne das Bild zu verwischen. Denken Sie hierbei an die Höchstleistungen psychopathischer Persönlichkeiten und an die vielfach vermuteten und im Schrifttum behandelten engen Beziehungen zwischen Genie und Irrsinn.
3. So interessant die Genialenforschung auch ist, und besonders für den Psychiater und den Psychologen (von den psychiatrisch gebildeten Philologen wollen wir lieber schweigen), so hat sie uns bisher doch nicht die Frage beantwortet: „Wo bekommen wir in genügend großer Zahl erbgesunden und begabten Nachwuchs her?“

Das letztere ist und bleibt jedoch nun einmal das Kernproblem aller rassenhygienischen Überlegungen, nämlich die Rasse und die Erbgesundheit und -begabung dieser Rasse in ihrer Gesamtheit zu behüten, zu erhalten und zu mehren.

Allen diesen drei großen Untersuchungsgruppen – Krankenhauspatienten – Durchschnittsuntersuchungen – Auslesegruppen – wäre nun etwa folgende weitere Überlegung zugrunde zu legen:

Wir gingen zwar ursprünglich von einem psychiatrisch-neurologischen Krankenhauspatienten aus. Aber wir begannen unser Interesse an den Einzelindividuen über diese Einzelperson hinaus, der gesamten Sippe zuzuwenden. Im weiteren

Verlauf dieser Sippen- und Familienforschung kristallisierte sich dann immer mehr folgende Frage heraus: Wie sehen die Kinder aus, wenn diese oder jene Sippenbelastung vorliegt?

Da nun das Kind immer das Produkt zweier Erbanlageteile ist, mußte zur Beantwortung vorgenannter Frage auch der andere Elternteil und die dazugehörige Sippe mit in den Untersuchungskreis einbezogen werden. Dieses ist dann bei späteren Untersuchungen auch geschehen.

Das gesamte Material innerhalb dieser drei großen Gruppen gilt es nun weiter anzureichern. Bei genügend großem Material und bei genügend großen Untergruppen wäre dann etwa jeweils eine Trennung des Materials nach folgenden Gesichtspunkten vorzunehmen, wie es die Tab. 1 zeigt.

Tab. 1. Gruppenübersicht.

- Wie sehen die Nachkommen bestimmter Bevölkerungsgruppen aus,
1. wenn ein Elternteil
 - a) krank oder
 - b) sippenbelastet ist,
 2. wenn beide Elternteile
 - a) krank oder
 - b) sippenbelastet sind oder
 3. wenn beide Elternteile
 - a) gesund und
 - b) ihre Sippen unbelastet sind?

Zwischen diesen drei großen Unterteilungen (Gruppen) gibt es selbstverständlich noch alle möglichen Zwischenstufen und Korrelationen.

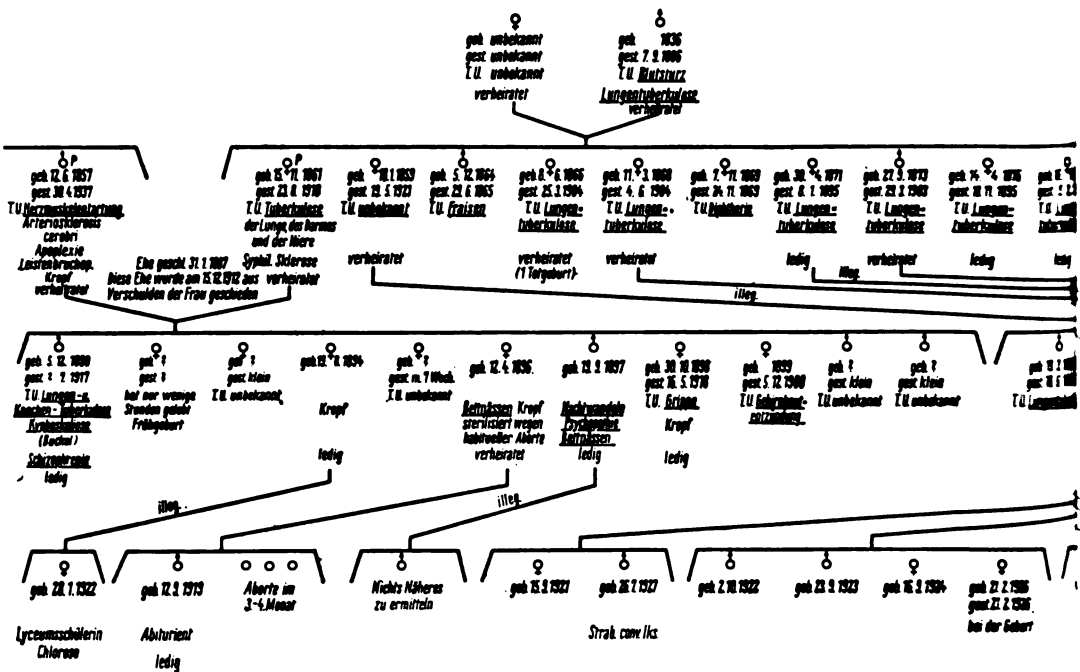


Abb. 2. Psychiatrische Belastungen im Umkreise einer an Lu...

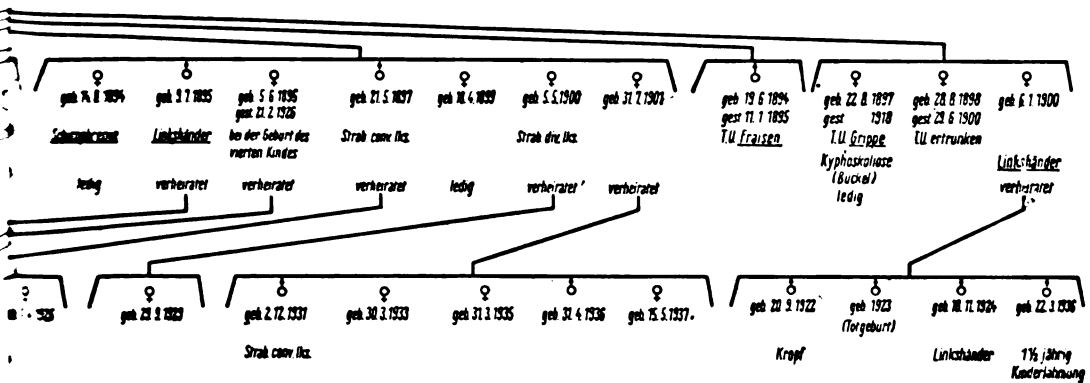
Unter Zugrundelegung des vorgenannten Schemas besteht also theoretisch die Möglichkeit, sowohl für die Begabung als auch für die Erbgesundheit eine Stufenleiter, eine Skala, aufzustellen, in die wir auch die körperliche Gesundheit überhaupt und den Charakter mitsamt der Haltung zur Gemeinschaft mit einbauen können. Es würde diese Skala, ganz grob umrissen, etwa so aussehen, wie wir es in der folgenden Tabelle zusammengestellt haben.

Tab. 2. Gesamtpersönlichkeitsschema.

Körperliche Gesundheit und Erbgesundheit		Intelligenz und Sonderbegabung	Charakter und soziale Haltung
Erbgesundheit	Völlige Gesundheit	Geniale Höchstbegabung Sehr gute Begabung Gute Begabung Überdurchschnitt Durchschnitt Unterdurchschnitt Mäßige Begabung Schwache Begabung Schwachsinn a) leichter b) schwerer	Hochwertig Durchschnitt
Erbkrankheit	Schwere Erkrankung (z. B. Tbc.)	Idiotie	Minderwertig (Asozial)

Zu der Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit, vom Standpunkt der Auslese aus gesehen, wären demnach vorerst zu berücksichtigen:

1. Körperliche Gesundheit und Erbgesundheit,
2. Intelligenz und Sonderbegabung,
3. Charakter und soziale Haltung.



... erkrankten Probandin. (Abb. 1 befindet sich auf Seite 225.)

Mit Absicht haben wir die Spalte der Intelligenz und Begabung besonders herausgearbeitet. Vom Durchschnitt ausgehend, hätten wir nach oben den überdurchschnittlich Begabten, die guten Begabungen, die sehr guten Begabungen und die Höchstbegabungen. An der Spitze (zumeist auf dem Boden von Sonderbegabungen) ständen die Genialen. Das, was unter dem Durchschnitt stände, würde etwa so aussehen: Unterdurchschnittliche Begabungen, mäßige Begabungen, schwache Begabungen, Schwachsinn und Idiotie.

Eine Ausleseförderung z. B. ohne stärkste Beachtung und Betonung des Intelligenz- und Begabungsgrades des einzelnen und der Sippe wäre absolut unzweckmäßig und undenkbar. Mit guten Charakteren allein und körperlicher Tüchtigkeit und Gesundheit können wir unser Volk nicht „aufarten“. Die Begabung ist und bleibt der rote Faden. Allerdings fordern wir zu der Begabung eben auch die entsprechende Hochwertigkeit des Charakters und möglichste körperliche Tüchtigkeit, Gesundheit und Erbgesundheit (*mens sana in corpore sano*). Auf der linken Seite der Tabelle hätten wir die Erbgesundheits- und Gesundheitsskala. Wir würden hier ebenfalls die durchschnittliche erbliche Belastung (der Sippe) als Ausgangspunkt wählen. Den Gipfel dieser Skala würde die völlige Erbgesundheit bilden und den Tiefpunkt die schwerste erbliche Belastung. Zwischen Erbgesundheit und Erbkrankheit gibt es natürlich fließende Übergänge ebenso, wie wir hier die Art und Schwere der einzelnen Erbkrankheiten berücksichtigen müssen. Es wäre z. B. in der Beurteilung ein Unterschied zu machen, ob jemand an einer Schizophrenie leidet, oder ob eine erbliche Mißbildung etwa am linken kleinen Finger vorliegt.

Auch die körperliche Gesundheit spielt insofern eine Rolle, als etwa eine schwere offene Tuberkulose den Betreffenden als Familiengründer innerhalb einer Auslesegruppe nicht geeignet erscheinen läßt, weil durch die Bindung an einen im Sinne der Gesamtauslese hochwertigen Partner die Gefahr der Partner- und Nachwuchsschädigung vermehrt besteht.

Auf die große Bedeutung der vererbaren hoch- und minderwertigen Charakteranlagen brauche ich hier nicht weiter einzugehen.

Vom Auslesegedanken ausgehend, könnten wir auch noch dem sozialen Niveau einen Platz einräumen. Genau so, wie eine herausragende Begabung sich erst bewähren muß, hat auch das Halten des sozialen Niveaus seine Bedeutung.

Das soziale Gesamtniveau einer Sippe hat, z. B. für die Wahl des Ehepartners eines Ausleseprobanden, eine entsprechende Bedeutung wie etwa das Erbgesundheits- und Charakterbild einer Sippe, und zwar in engem Zusammenhang mit dem Begabungsquerschnitt dieser Sippe. Wir kommen somit auch hier von der Gesamtpersönlichkeit zur Gesamtsippe. Einzelerfolge (Emporkömmlinge) brauchen nicht auf von uns erwünschten Veranlagungen beruhen.

Die von uns gedachte Erbgesundheitsskala würde sinngemäß nach der jeweiligen speziellen Belastungsart innerhalb der einzelnen Sippen differenziert werden.

Als Idealbild wäre, zumindest erstmals, eine stufenweise unterteilte, lückenlose, kombinierte Erbgesundheits- und Begabungsprognoseskala zu denken. Je geringer die Stufenhöhen sind, und je mehr der gesamte Einteilungsbereich differenzieren wird, um so exakter werden schließlich die Ergebnisse.

Auf jeden Fall ist es zweckmäßig, wenn wir unsere erbpflegerischen Maßnahmen in großen Zügen schon jetzt auf die vorgenannte Verbindung zwischen Erbgesundheit, sonstiger körperlicher Gesundheit, Begabung und Charakter ausrichten.

Die Summe der so gewonnenen Gesamtpersönlichkeitsbilder innerhalb einer Sippe ergibt dann das Bild, das uns als Unterlage dient für unsere positiven rassenhygienischen Maßnahmen, und zwar sowohl für die Gesamtheitsbetrachtung als auch für das Einzelindividuum.

Bevor ich zum Schluß komme, will ich Ihnen noch die versprochenen Zahlen und einige weitere Tabellen bringen.

Im Jahre 1913, also ein Jahr vor dem Weltkriege, wurden in den deutschen Anstalten 240 000 Geisteskranke – Epileptiker – Idioten – Schwachsinnige – und Nervenranke verpflegt.

Im Jahre 1930 waren es bereits 310 000. Es könnten dem einen oder anderen von Ihnen einmal diese Zahlen in die Hände fallen. Deshalb sei hierzu gesagt: Diese offiziellen statistischen, verpflegungssatzmäßig gewonnenen Zahlen bleiben weit, sehr weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Nach Johannes Lange dürften allein 3–4% aller Geborenen und 2% der Schulpflichtigen schwachsinnig im Sinne der Krankheit „Angeborener Schwachsinn“ sein.

Hartnacke berichtete 1939, daß eine Auswertung der jüngsten Volksschulstatistik des Deutschen Reiches ergeben hat, daß in Deutschland jeder 13.(!) Junge und jedes 18.(!) Mädchen auf der geistigen Stufe der Hilfsschulbedürftigkeit stehen. Man stelle sich die Bedeutung allein dieser Tatsache einmal vor!

Johannes Lange nimmt ferner an, daß 5–10% aller Menschen so veranlagt sind, daß sie selbst ihr Leben lang unter ihrer abnormen Verfassung leiden oder durch ihre unerfreulichen Wesenszüge die Gemeinschaft stören, d. h. daß sie als psychopathisch betrachtet werden müssen.

Auf Grund anderer, umfangreicher Erhebungen machen rund 10% aller Menschen im Laufe ihres Lebens die Bekanntschaft mit dem Psychiater.

Der Medizinalstatistiker Prinzing nimmt ebenfalls an, daß 10% der Bevölkerung nicht vollwertig sind.

Luxenburger hat 1928 sogar errechnet, daß sich in der Durchschnittsbevölkerung 16% „eugenisch bedenkliche Typen“ befinden.

Am besten zeigen aber folgende Zahlen den Anteil psychiatrisch Erbkranker an unserer Bevölkerung. Nach dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses kamen 1934 ungefähr 400 000 Erbkranker für die Sterilisation in Frage. 360 000 von diesen Erbkranken waren mit Erbkrankheiten psychiatrischer Natur behaftet. Von allen diesen zur Sterilisation anstehenden Erbkranken waren somit etwa 90% psychiatrische Fälle.

Sie ersehen bereits aus diesen wenigen Zahlen die ungeheure Bedeutung der Psychiatrie für rassenhygienische Überlegungen.

Da nun im Brennpunkt aller rassenhygienischen Überlegungen nicht so sehr das Einzelindividuum steht, als vielmehr die gesamte Sippe und die Gemeinschaft

dieses Sippengefüges – das gesamte Volk –, wollen wir hier eine kurze Betrachtung einfügen, die uns zeigt, wie sich die einzelnen Erbkrankheiten weiter in der Umgebung der Erbkranken auswirken.

In dem uns hier zur Verfügung stehenden Rahmen können wir nicht alle Auswirkungen und diese wieder nicht in allen Verwandtschaftsgraden verfolgen. Wir wollen deshalb auf die drei jetzt folgenden Tabellen, die früher auf Grund von Untersuchungen einer großen Anzahl von Forschern von Luxenburger zusammengestellt sind, jeweils nur einen kurzen, orientierenden Blick werfen.

Tab. 3. Schizophrenie.

	Gesamtzahl der erforschten erwachsenen Personen	Erkrankungswahrscheinlichkeit an Schizophrenie	Häufigkeit schizo-phrenie-ähnlicher Psychopathen	Gefährdung durch andere abnorme Typen	Eugenisch	
					bedenkliche Typen	unbedenkliche Typen
Geschwister	2392	7,5%	9,7%	16,3%	32,8%	67,2%
Kinder	595	9,1%	17,6%	22,6%	44,0%	56,0%
Enkel	750	2,4%	4,7%	27,0%	33,3%	67,7%
Vettern und Basen	665	1,8%	9,8%	16,3%	25,9%	74,1%
Neffen und Nichten	1407	1,7%	3,6%	9,5%	14,5%	85,5%
Großneffen und Großnichten	683	1,1%	1,3%	4,3%	6,1%	93,9%
Urenkel	42	—	2,4%	16,7%	19,0%	81,0%
Durchschnittsbevölkerung	362	0,85%	(2,9%)	(11,8%)	15,6%	84,4%

Es sollen uns für unsere Betrachtungen aus dieser Tabelle hier nur einmal die Zahlen für die Kinder der Schizophrenen und die Durchschnittsbevölkerung interessieren.

Auf Grund von Untersuchungen in der Durchschnittsbevölkerung haben wir mit etwa 0,85% Schizophrenen in der Durchschnittsbevölkerung zu rechnen. 0,85% heißt, daß von 1000 Menschen, welche das Gefährdungsalter durchleben, 8–9 an Schizophrenie erkranken.

Bei den Kindern von Schizophrenen finden wir nun, wie es die Tabelle zeigt, in den Fällen, wo ein Elternteil erkrankte, 9,1% Schizophrene. Das sind rund zehnmal soviel Schizophrene unter den Kindern von Schizophrenen als in der Durchschnittsbevölkerung. Nach neueren Untersuchungen erhöht sich diese Zahl von 9,1 sogar auf 16,4%.

Sind jedoch beide Eltern schizophrene, so finden wir unter den Kindern dieser Schizophrenen allein über die Hälfte wieder schizophrene Kinder, nämlich 53% und 29% Psychopathen.

Es verbleiben also nur 18% „unbedenkliche Typen“. Jedoch sind diese Fälle noch nicht genügend durchforscht, als daß man sich hierüber schon ein abschließendes Urteil bilden könnte.

In den Fällen, wo nur ein Elternteil an Schizophrenie erkrankte, sehen wir unter den Kindern der Schizophrenen ebenfalls eine vermehrte Häufigkeit schizo-phrenieähnlicher Psychopathen (sechsmal soviel als in der Durchschnittsbevölkerung) und ungefähr doppelt soviel andere abnorme Typen als in der Durchschnitts-

bevölkerung. Das Verhältnis der eugenisch bedenklichen Typen zu den unbedenklichen bei den Kindern von Schizophrenen im Vergleich zu den Werten in der Durchschnittsbevölkerung ist ohne weiteres aus der Tabelle abzulesen.

Werfen wir noch einen zusammenfassenden Blick auf die Tabelle, so sehen wir, wie sich die erbliche Belastung in der weiteren Verwandtschaft immer mehr verliert (bzw. verwischt). Hier nun liegt gerade das heikelste, rassenhygienisch wichtigste Arbeitsfeld des Psychiaters, weil nur er allein die Kenntnisse besitzt, durch die die entscheidenden Grenzen gezogen werden können.

Die nächste Tabelle zeigt uns ähnliche Verhältnisse.

Tab. 4. Manisch-depressives Irresein.

	Gesamtzahl der erforschten erwachsenen Personen	Erkrankungswahrscheinlichkeit an Mdrpr. Irresein	Häufigkeit zyklotyper Psychopathen	Gefährdung durch andere abnorme Typen	Eugenisch	
					bedenkliche Typen	unbedenkliche Typen
Geschwister	263	13,5%	3,1%	6,8%	22,5%	77,5%
Kinder	162	32,3%	17,3%	13,0%	60,5%	39,5%
Vettern und Basen	867	2,5%	1,0%	10,3%	14,0%	86,0%
Neffen und Nichten	452	3,4%	2,0%	6,9%	11,5%	88,5%
Durchschnittsbevölkerung	362	0,44%	(0,8%)	(14,4%)	15,6%	84,4%

Bei dem manisch-depressiven Irresein finden wir in bezug auf die Häufigkeit des manisch-depressiven Irreseins unter den Kindern noch weit stärkere Einwirkungen.

Wenn auch die Häufigkeit des manisch-depressiven Irreseins in der Durchschnittsbevölkerung nur etwa $\frac{1}{2}$ mal so groß ist wie bei der Schizophrenie – statt 8–9 auf 1000 4–5 auf 1000 –, so ist doch die Erkrankungswahrscheinlichkeit unter den Kindern von an manisch-depressivem Irresein Erkrankten 60mal größer als bei den Kindern einer Durchschnittsbevölkerung.

Außerdem finden wir hier bei den Kindern eine sehr stark vermehrte Häufigkeit zyklotyper Psychopathen (rd. 20mal soviel als in der Durchschnittsbevölkerung).

Die Gefährdung durch andere abnorme Typen hingegen ist anscheinend nicht höher als in der Durchschnittsbevölkerung. Die angenommenen Beziehungen des manisch-depressiven Irreseins zu guter Begabung sind Ihnen ja bekannt. Betrachten wir auch hier die eugenisch bedenklichen und unbedenklichen Typen, so kommen wir bei einem Verhältnis von 60,5% bedenklichen zu 39,5% unbedenklichen Typen doch immerhin zu Überlegungen, die z. B. in der Frage, ob Sterilisation oder nicht (eben wegen guter oder hoher Begabung) nie außer acht gelassen werden sollten.

Über den Verlauf der Fäden der Erbkrankheiten in der weiteren Verwandtschaft gilt natürlich auch hier wie überall das vorhin bereits Gesagte.

Da das manisch-depressive Irresein sich in direkter Erbfolge stärker auswirkt als die Schizophrenie, spricht diese Tatsache bei dem manisch-depressiven Irresein für mehr dominante Erbanlagen, während bei der Schizophrenie eher

eine rezessive Form des Erbganges in Frage kommt, wenn auch diese Annahme noch keineswegs gesichert ist.

Tab. 5. Genuine Epilepsie.

	Genuine Epilepsie				
	Erkrankungswahrscheinlichkeit an Epilepsie	Epileptolde Psychopathen	Gefährdung durch andere abnorme Typen	Eugenisch	
				bedenkliche Typen	unbedenkliche Typen
Geschwister	3%	19 %	16 %	38%	62%
Kinder	6-8%	8,4%	46,9%	60%	40%
Neffen	0,5-1%	16 %	12 %	29%	71%
Durchschnittsbevölkerung.	0,3%	(7 %)	(9 %)	16%	84%

Epilepsie

In der letzten zum Vergleich herangezogenen Tabelle sehen wir, wie sich diese Verhältnisse bei der genuinen Epilepsie auswirken. Wir finden bei den Kindern eines Epileptikers ungefähr 20-26mal soviel Epileptiker als in der Durchschnittsbevölkerung.

Während sich bei den epileptoiden Psychopathen die Zahlen anscheinend nicht wesentlich voneinander abheben, finden wir die Gefährdung durch andere abnorme Typen bei den Kindern von Epileptikern gegenüber der Durchschnittsbevölkerung stark erhöht.

Eugenisch bedenkliche und unerwünschte Typen unter den Kindern von Epileptikern finden sich rund 50-60%. Da im einzelnen die Verhältnisse bei der genuinen Epilepsie noch nicht ganz einheitlich geklärt sind, wollen wir hier auf weitere Einzelheiten auch nicht eingehen.

Vorstehende drei Tabellen wurden lediglich zur Demonstration herangezogen. Es sollte, ganz unabhängig auch von neueren Untersuchungen, welche hier und dort die Zahlzusammenstellung etwas verändern könnten, gezeigt werden, wie der hohe Prozentsatz des „eugenisch bedenklichen oder unerwünschten Nachwuchses“ zustande kommt.

Wenn wir nun weiter bedenken, daß z. B. in der Durchschnittsbevölkerung die 84% eugenisch Unbedenklichen und die 16% eugenisch Unerwünschten zum größten Teil nicht deutlich etwa als weiße und schwarze Schafe kenntlich sind, wodurch sie ja leicht zu erfassen wären, und daß sie überdies in buntem und fast unentwirrbarem Durcheinander leben und sich kreuzen! (ich bitte Sie zu bedenken, was für komplizierte Erscheinungsbilder gerade daraus resultieren können), so können wir ohne weiteres die ungeheure Bedeutung der Psychiatrie für die Rassenhygiene und Erbpflege ermessen.

Wir sehen also bereits an den gebrachten Beispielen und bisherigen Ausführungen ganz klar und deutlich, daß eine Erbpflege ohne die Psychiatrie einfach unmöglich ist.

Nachdem wir nun an drei verschiedenen Beispielen, die wir ohne weiteres durch Hinzuziehung der Gruppe der Schwachsinnigen und anderer beweiskräftig

Tab. 6. Psychiatriische und neurologische Erkrankungen in einer Auslesebevölkerung.

	Manisch-depressives Irresein		Schizophrenie		Epilepsie		Asyl. Psychopathie	
	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen
P ♂	100:0	97:0	100:0	100:0	100:0	100:0	100:0	100:0
P ♀	100:0	86:0	100:0	98:0	100:0	100:0	100:0	100:0
PK ♂	139:0	47:0	139:2	64:2	139:0	113:0	139:1	0,7%
PK ♀	153:0	55:0	153:0	76:0	153:0	127:0	153:0	—
PK ♂ + PK ♀	292:0	102:0	292:2	137:2	292:0	240:0	292:1	0,3%
Engere biologische Familie	492:0	285:0	492:2	334:2	492:0	440:0	492:1	0,2%

	Asyl. Oligophrenie		Kriminelle		Lues cerebri		Multiple Sklerose	
	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen	Absolute Zahlen und Prozentzahlen	Korrig. Bezug-ziffern und korrigierte Prozentzahlen
P ♂	100:0	100:0	100:1	100:1	100:0	97:0	100:0	100:0
P ♀	100:0	100:0	100:0	100:0	100:2	86:2	100:0	95:0
PK ♂	139:1	0,7%	139:1	0,7%	139:0	47:0	139:0	57:0
PK ♀	153:0	127:0	153:1	0,6%	153:0	55:0	153:1	0,6%
PK ♂ + PK ♀	292:1	0,3%	292:2	0,7%	292:0	102:0	292:1	0,3%
Engere biologische Familie	492:1	0,2%	492:3	0,6%	492:2	285:2	492:1	0,2%

vermehren könnten, gesehen haben, wie sich die Gruppe I (Geisteskranke) und die Gruppe II (Durchschnittsuntersuchungen) prozentual an der erblichen Belastung innerhalb unserer Bevölkerung beteiligt, wollen wir uns zum Schluß noch der dritten Gruppe, nämlich den Ausleseuntersuchungen zuwenden, um zu zeigen, wie selbst hier die psychiatrisch-neurologischen Ausläufer – wenn auch natürlich in geringerem Maße auftretend – doch eine sehr wichtige Rolle spielen. Wegen der Wichtigkeit der Ausleseuntersuchungen für die positiven rassenhygienischen Maßnahmen wollen wir diesen hier sogar einen etwas größeren Raum einräumen. (Siehe Tab. 6 Seite 223.)

Ausleseuntersuchungen

Die Tab. 6 zeigt die Ergebnisse eines Teilausschnittes aus Ausleseuntersuchungen. Eine kurze Erklärung voraus: P ♂ heißt: Proband (Werkmeister), P ♀ = Probandin (Werkmeistersehefrau, PK ♂ und PK ♀ = Probandenkinder). In all diesen hier gezeigten Fällen handelt es sich um Familien von Werkmeistern. In bezug nun auf die vorgenannten Erbkrankheiten: manisch-depressives Irresein, Schizophrenie und Epilepsie finden wir hier bei unseren Ausleseuntersuchungen überhaupt kein manisch-depressives Irresein und auch keine Epilepsie. Die Zahlen in der Durchschnittsbevölkerung sind für manisch-depressives Irresein 0,44% und für Epilepsie 0,3%. Die Prozentzahlen bei der Schizophrenie sind im Gegensatz zu der Durchschnittsbevölkerung (0,85–0,88%) für die Kinder insgesamt leicht erhöht. Wieso diese Erhöhung in unserer Auslesebevölkerung zustande kommt, zeige ich weiter unten. Es sei hier nur so viel gesagt, daß auch der einzige Fall von asylierter Psychopathie, den wir fanden, zu der einen Familie gehörte, in der zugleich ein Fall von Schizophrenie festgestellt wurde.

Asylierte Oligophrenie fanden wir nur in einem Falle. Bei diesem Fall handelte es sich außerdem um eine Lues materna und somit mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit nicht um eine endogene Form der Oligophrenie. Kriminelle fanden wir 0,9%. Auch diese 0,9% sind ebenso, wie die 0,4% asylierter Psychopathie, als sehr gering zu bezeichnen.

Da es sich um einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt handelt, könnte man die geringe Belastung auf das kleine Material zurückführen. Dem steht jedoch bis zu einem gewissen Grad entgegen, daß dieses Material und die dazugehörigen Sippen ungewöhnlich intensiv bearbeitet wurden. Da sich weiter die geringe Belastung bei immerhin rund 300 Probandenkindern sowohl für manisch-depressives Irresein als auch für Epilepsie, Psychopathie, Oligophrenie und für die Kriminellen zumeist weit unter dem Durchschnitt hält, glauben wir eher in den Prozentzahlen für Schizophrenie eine Ausnahme sehen zu müssen.

Wir sehen somit, wie die Verteilung der erblichen Belastungen in ihren größeren Formen von den Geisteskranken ausgehend über die Durchschnittsbevölkerung bis zu den Auslesebevölkerungsschichten eine immer geringere wird. Trotzdem bleibt auch hier gerade für die Erkennung von Grenzzuständen der Psychiater der maßgebliche Beurteiler.

Wenn wir so in dem in Tab. 6 wiedergegebenen Material das manisch-depressive Irresein, die Schizophrenie und die Epilepsie einer näheren Betrachtung in bezug

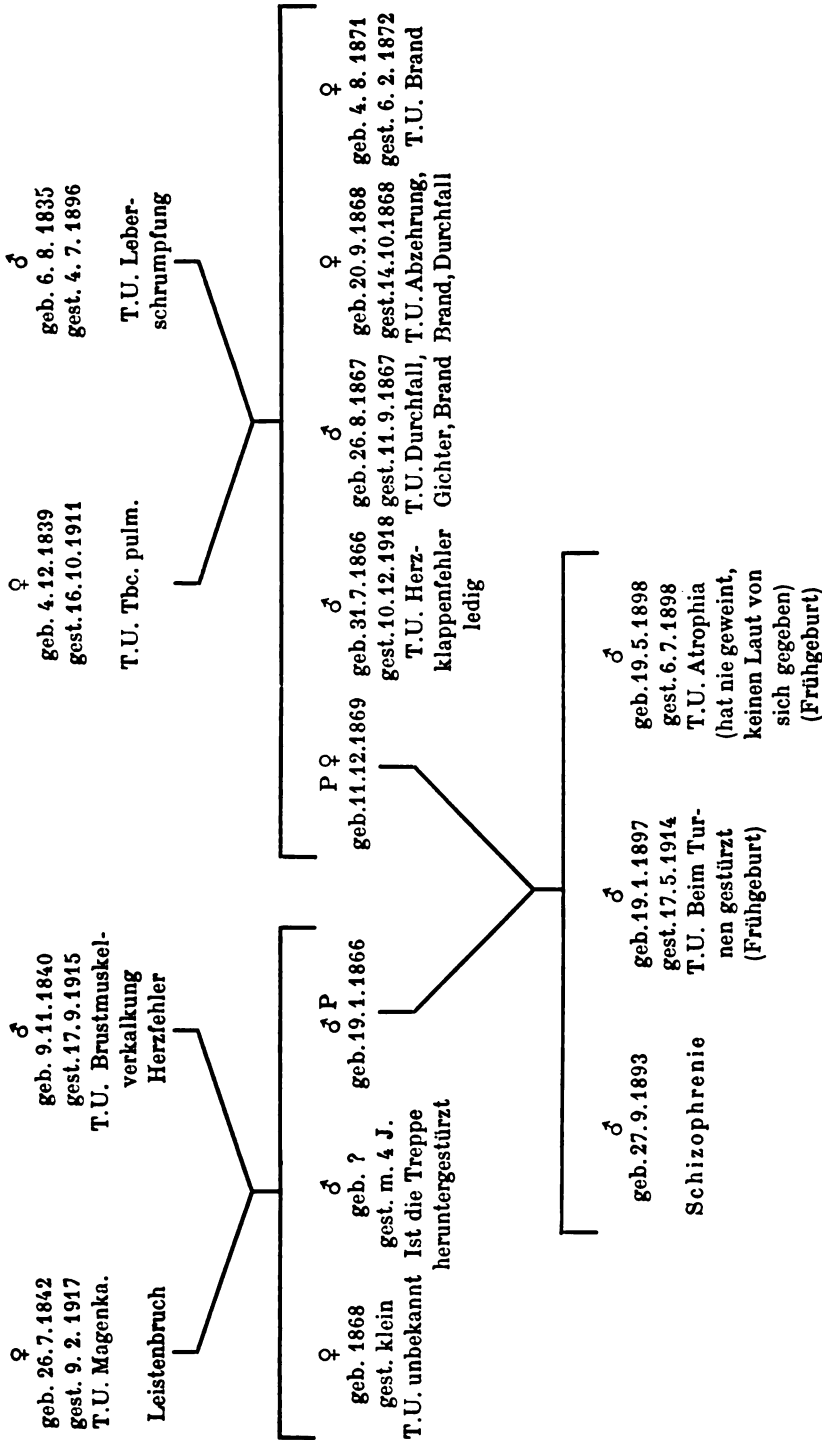


Abb. 1. Selbstreinigung einer erbkranken Sippe.

auf ihr Sippenvorkommen unterziehen, so kommen wir auf insgesamt zwei Sippen, in denen sich bei den Kindern einer Auslesebevölkerung Schizophrenie und in einem Fall noch asylierte Psychopathie und andere Auffälligkeiten finden. Diese Sippentafeln wollen wir einmal kurz betrachten. (Siehe Abb. 1 Seite 225.)

In der erforschbaren Verwandtschaft des einen Schizophrenen fand sich keine eigentliche erbliche Belastung mit Schizophrenie oder Psychosen überhaupt. Wie aus der Sippentafel ersichtlich ist, sind jedoch bereits alle Großeltern des Schizophrenen verstorben. Desgleichen sind sämtliche Onkel und Tanten ebenso wie die Geschwister bereits gestorben. Von diesen sind die meisten im Kindesalter (also vor Erreichen des Gefährdungsalters) (zweimal durch Unfall) gestorben. Es leben also nur noch der Schizophrene und seine beiden Eltern.

Von diesen Eltern ist nun folgendes zu sagen: Beide sind Astheniker. Sie waren bei der Untersuchung freundlich und auskunftsbereit und hatten absolutes Verständnis für unser ärztliches Interesse an dem Krankheitsgeschehen in ihrer Familie. Der körperliche Befund zeigte bei keinem von beiden eine wesentliche Abweichung von der Norm. Psychisch jedoch boten beide ein besonderes Bild.

Der Proband ist bei der Exploration siebzigjährig, wirkt 10–15 Jahre jünger. Mittelmäßige Begabung, „sei kein Geisteskind gewesen“. Schurteil von 1873–74: „Ist äußerst gleichgültig und faul und dürfte das Elternhaus sich mehr um den Schüler kümmern.“ Lernte Méchaniker, nicht gewandert, wurde Werkführer – Oberwerkführer – Telegraphenwerkmeister – Reichsbeamter. Nie ernste Schwierigkeiten in dem nicht gerade leichten Beruf, jedoch auch keine überragenden Leistungen. Aus dem Dienstzeugnis: Einer der schwächsten Beamten seiner Laufbahn – ziemlich gute Anlagen, die aber durch die Nervosität beeinträchtigt werden, so daß er den Aufgaben seines Wirkungskreises nicht immer sattelfest gegenüberzutreten imstande ist. Fleiß, Diensteifer und Strebsamkeit vermögen dieses Nichtvorhandensein ruhiger und zielbewußter Überlegenheit nicht auszugleichen. Seine Verlässigkeit ist keine vollkommene. Er ist von bescheidenem Auftreten, willig und gefällig. Sein Verhältnis zu seinen Untergebenen beruht auf Achtung und Gerechtigkeit.

Astheniker, 1,65 m groß, feinknochig, schwarz. Als Kind Masern, später Ischias, sonst nie ernstlich krank. Körperliche Reife 18jährig. Musikalisch (Violine), Zeichnen, Modellieren, Basteln. Heiter-frohe, humorvolle Grundstimmung, jedoch wechselnd, früher Launen, „nervös“. Wenn er im Dienst Ärger hatte, so „fraß das an ihm“, so daß er oft tagelang (bis zu 8 Tagen) kein Wort zu Hause redete. Auch manchmal grundlos verstimmt. Sonst sehr beliebt bei seinen Freunden, gesellig, anschmiegsam, kameradschaftlich. „Wenn alles klappt, ist er gut aufgelegt.“ Kein Egoist, bescheiden, ehrgeizig im Beruf (vergleiche Schurteil). Mehr vorsichtig als mißtrauisch in allem, zögernd, sparsam, dabei gutmütig und warmherzig. Etwas pedantisch, von schwerem Entschluß, unbestimmt, dabei etwas eigensinnig.

Diagnose: Launischer Astheniker mit niedriger Toleranzgrenze und Neigung zu Verstimmungen.

Die Probandin soll nach ihren eigenen Angaben als Kind ein „Satan“ gewesen sein. Schwer erziehbar, eigenwillig, dickköpfig, ungezogen usw. Sie war dann später eine sehr gute Schülerin und war immer die Erste und Beste in der Klasse. Sie lernte schneidern und war auch noch die ersten 12 Jahre der Ehe als Schneiderin berufstätig. 24jährig heiratete sie. Sie ist 1,66 m groß, schlank, feinknochig, blond, leptosom. Als Kind hatte sie Masern. Außer vielfachen Unterleibsbeschwerden war sie nie krank. Mens. 15jährig, regelmäßig, stark, Krämpfe. Menopause 52jährig. Ernst, ruhig, „stillvergnügt“. „Manchmal ging ihr die Arbeit nicht so von der Hand.“ „Ich hatte so meine Tage.“ Auf ausdrück-

liches Befragen gibt sie an, daß sie diese Zustände auch unabhängig von der Mens. hatte. Auch bei Föhn- und Wetterwechsel hatte sie ähnliche Zustände und zeigte sich sehr labil. Sie ist ehrgeizig, zurückgezogen, etwas mißtrauisch und ängstlich, dabei gutmütig und aufrichtig. Hat keine Freundinnen, ihr Haushalt ist pedantisch gepflegt. Sie ist sozusagen das Spiegelbild ihres Ehepartners.

Diagnose: Labile Asthenikerin (Mutter eines Schizophrenen).

Außer dem Genannten boten beide Ehepartner nichts Greifbares. Sie zeigten jedoch in ihrer Gesamterscheinung ein Bild, wie wir es in der Praxis häufig bei Eltern schizophrener Kinder wieder finden.

Wir sehen hier vor uns den Idealfall der Selbstreinigung zweier erbkranker Sippen durch Aussterben. Ein Bruder und eine Schwester des Probanden erreichten das Gefährdungsalter für Schizophrenie überhaupt nicht. Drei Geschwister der Probandin erreichten ebenfalls das Gefährdungsalter nicht. Ein 52jähriger Bruder der Probandin blieb ledig, starb bereits 1918. Näheres ist über ihn nicht bekannt geworden.

Ein Geschwister des Schizophrenen starb 1898 zwei Monate alt an Atrophie. Es soll nie geweint und keinen Laut von sich gegeben haben, so daß es bei den Eltern den Eindruck erweckt hat, daß es taubstumm gewesen sei. Ärztliche Unterlagen waren leider nicht vorhanden, es steht jedoch fest daß auch die Eltern dieses Kind als etwas Abnormes betrachteten. Ein Bruder des Schizophrenen stürzte 17jährig beim Turnen. Der Schizophrene selbst ist sterilisiert und lebt in einer Anstalt.

Es können also bei der Betrachtung dieser Sippentafel für uns jetzt keine weiteren Überlegungen darüber angestellt werden, ob der Proband bei einem tieferen Einblick in die Probandinnensippe damals, d. h. zur Zeit seiner Eheschließung, gegen diese auf Grund des Sippenbildes der Probandin hätte Bedenken haben können, und ob durch eine entsprechende Ehewahl somit das Erbgut der gesamten Probandenkinder hätte verbessert werden können.

Ganz anders liegen die Dinge bei dem anderen Schizophreniefall.

(Siehe Abb. 2 auf den Seiten 216/17.)

Diese Sippentafel zeigt uns nun ein ganz anderes Bild als die vorher gebrachte. Sie fällt vor allen Dingen schon durch ihre weit größere Verzweigung auf. Es würde das noch mehr zutage treten, wenn wir die Verwandtschaft des Probanden, welche ungefähr ebenso groß ist, noch hinzufügen würden.

Aus technischen Gründen haben wir die Sippenreihe des Probanden hier fortgelassen. Aus der Verwandtschaft des Probanden wäre zu erwähnen: Ein Bruder des Probanden ist „Idealist“, hat „Ahnungen“, der Vater des Probanden war ebenfalls „Idealist“. „Er hat sich immer mit höheren Sachen beschäftigt.“ Er war „Sterngucker und Philosoph“, von Beruf Landwirt. Er war sehr religiös und pflegte strengste Sonntagsruhe. Er hatte das „zweite Gesicht“. Ein Vetter des Probanden ist ebenfalls „Einspänner und Idealist“. Auch dieser hat „Ahnungen“, ebenso wie eine Schwester des Probanden. Diese Schwester nun hat einen Sohn, der in seiner Militärzeit schwer mit den Militärgesetzen in Konflikt geriet. (Er entfernte sich mehrmals von seinem Truppenteil, weil er „aus innerer Überzeugung“ das Waffenhandwerk verabscheute.) Es handelt sich um einen sensitiven Psychopathen. Die gesamte Verwandtschaft des Probanden zeigte ein hohes charakterliches und Begabungsniveau.

Ganz im Gegensatz hierzu steht die Probandin und deren Sippe. Es handelt

sich um eine Familie, in der offensichtlich in starker Ballung Tuberkulose vertreten ist. Schon der Vater der Probandin starb an Tuberkulose. Die Todesursache der Mutter der Probandin ist uns unbekannt. Die Probandin starb ebenso wie die Mehrzahl ihrer Geschwister an Tuberkulose. Da die gesamten Geschwister und Eltern der Probandin, ebenso wie die Probandin selbst, bei der Durchführung der Untersuchungen bereits verstorben waren, ließen sich zu dieser Zeit nur schwer weitere Nachforschungen über die Gesundheits- und Begabungsverhältnisse der Vorfahren der Probandin durchführen. Es konnte jedoch außer dem gehäuften Vorkommen von Tuberkulose auch ein wesentlich niedrigeres Gesamtbegabungsniveau bei der Probandinnensippe als bei der des Probanden festgestellt werden. Auch die Charakterveranlagungen in der Sippe der Probandin blieben weit hinter denen der Probandenreihe zurück. Die Ehe wurde außerdem aus Verschulden der Frau wegen Ehebruch geschieden. Die Probandin sank nach häufigen Ehebrüchen immer tiefer. Sie starb 57jährig an einer Tuberkulose der Lunge, des Darmes und der Niere. Außerdem hatte sie inzwischen eine Lues erworben. Zwei Geschwister von ihr hatten illegitime Kinder. Unter den Nachkommen der Geschwister der Probandin finden wir ebenfalls Tuberkulose, ferner Linkshänder und Schizophrenie.

Von den 11 Nachkommen des Probanden und der Probandin sind über die Hälfte (6) klein gestorben. Von den meisten ist die Todesursache unbekannt geblieben. Von den verbleibenden 5 hat einer eine Tuberkulose und eine Schizophrenie. Ein anderer ist Nachtwandler, Bettnässer und wegen Psychopathie asylisiert. Er hat ein illegitimes Kind, dessen Mutter unbekannt ist. Eine Schwester der Vorgenannten ist Bettnässerin. Sie wurde wegen habitueller Aborte sterilisiert. Ein anderes Probandenkind starb 20jährig ledig, hatte einen Kropf. Es starb also, bevor sich auch bei diesem diese oder jene Erbkrankheit manifestieren konnte. Weiterhin hat eine im übrigen unauffällige ledige 45jährige Tochter außer ihrem Kropf ein illegitimes Kind.

Die Gesamtbilanz aus dieser Eheschließung ergibt ein so trauriges Bild, daß man sich hier mit Recht fragt, ob der charakterlich hochstehende und gutbegabte Proband, der aus einer ebenfalls gutbegabten und charakterlich ebenfalls hochstehenden Sippe stammt, durch seine Ehewahl (allein schon unter Berücksichtigung der gehäuften Tuberkulosefälle in der Sippe der Probandin) für seine Nachkommenschaft nicht bedeutend günstigere Erbkonstellationen hätte herbeiführen können. Diese Frage gewinnt bei der Betrachtung der beiden einzig lebenden Nachkommen der vorgenannten Kinderreihe aus dieser Probandenehe eine weitere Bedeutung.

Diese beiden Kindesinder des Probanden und der Probandin, die beide das Gefährdungsalter für Schizophrenie z. B. noch nicht durchlaufen haben, fallen beide durch ihre ungewöhnliche Begabung in diesem Rahmen auf. Das illegitime Kind war eine sehr gute Lyzeumsschülerin. Der einzig legitime lebende Nachkomme machte ein sehr gutes Abiturientenexamen. Er ist ein sehr guter Turner und im Besitze sehr vieler Sportpreise. Im Arbeitsdienst war er einer der Besten. Er ist eine ausgesprochene Führernatur und bestand als Bester die Offiziersprüfung.

Wir können auch hier in der Kinderreihe des Probanden und der Probandin, welche so schwer erblich belastet ist, durch das frühzeitige Sterben der Mehrzahl der Kinder ein naturgewolltes Geschehen erblicken.

Wenn wir von den illegitimen Nachkommen absehen, so schalten sich bei der Möglichkeit einer weiteren legitimen Weitergabe eines zweifelhaften Erbgutes in diesem Falle die habituellen Aborte ein, so daß letztthin nur der eine vorzüglich Begabte und körperlich und charakterlich hervorragend Veranlagte übrig bleibt.

Es ist verständlich, daß wir den weiteren Weg dieses Nachkommen mit großer Sorge verfolgen. Es ist auch verständlich, daß dieser vorerst phänotypisch noch gesunde, körperlich vorzüglich leistungsfähige, gut begabte und charakterlich vorbildliche Mensch trotzdem allein schon auf Grund seiner schwer belasteten Geschwisterschaft (Tuberkulose – Schizophrenie – Bettnässen – Nachtwandeln – Psychopathie – illegitime Kinder) nicht als Auslese angesehen werden kann. Auf Grund seiner erscheinungsbildlich hervortretenden, positiven Eigenschaften wird er (vorausgesetzt, daß sich inzwischen nicht etwa eine Schizophrenie manifestiert) wahrscheinlich auch an einen hervorragenden Ehepartner geraten, der vielleicht sogar aus einer in erbbiologischer Hinsicht völlig einwandfreien Sippe stammt. Ich würde jedoch diesem jungen Menschen sagen: „Leiste dein Bestes und heirate nicht!“

In bezug auf die Ehwahl des Probanden sei hier folgendes zusammenfassend gesagt, und dieses gilt auch für die Gesamtheit unserer Auslesegruppen. Bei entsprechender vorsichtigerer und geeigneterer Wahl der Ehepartner in bezug auf körperliche Gesundheit (hier Tuberkulose), Begabung und Charakterveranlagung und bei eingehenderer Würdigung des Erbbildes der Sippe der Probandin hätten auch die Nachkommen dieser Auslesegruppe (Werkmeister) wahrscheinlich in ihrer Gesamtheit einen noch höheren Auslesegrad darstellen können.

Schon aus den gezeigten Sippentafeln geht hervor, daß sich die biologische Partnerregel nicht zwischen zwei Einzelindividuen unter sich ausmachen läßt. Deswegen brachten wir sie hauptsächlich.

Die gesamten Sippen der Verlobten sind zur Beurteilung heranzuziehen. Was das augenblicklich noch für Schwierigkeiten bereitet, ist aus dem bereits Gesagten verständlich. Welche überragende Bedeutung im Einzelfalle hierbei außerdem der Zeitpunkt der Aufklärung und Entscheidung spielt, brauche ich hier nicht weiter auszuführen.

Wie groß jedoch insgesamt die Schwierigkeiten sind und wie sehr es gerade deshalb zwingend notwendig ist, daß alle Berufenen mit äußerster Einsatzbereitschaft an der Aufartung unseres Volks mitarbeiten, möchte ich Ihnen noch kurz zeigen. Die nachstehende Übersicht (Abb. 3) möge meine Ausführungen erhärten.

Um sich einigermaßen einen Überblick über die Erbgesundheit und Begabung und somit über die Möglichkeiten einer kollektiven Erbprognosestellung machen zu können, sind viel umfangreichere Erhebungen nötig, als man allgemein annimmt.

Wir haben z. B. unsere Ausleseuntersuchungen in einzelne Hundertschaften unterteilt. Zu 100 Ausgangspersonen gehören 100 Ehefrauen und 6 zweite Ehefrauen. Von diesen 206 Ausgangspersonen also stammen insgesamt 305 legitime Nachkommen. Das ist als Gruppe I bereits ein Personenkreis von 511 Personen. Nehmen wir die Geschwister des Probanden (540) und deren Nachkommen (767) hinzu, so erhalten wir weitere 1307 Personen. Dieser Gruppe II entspricht die Gruppe III mit $528 + 879 = 1407$ Personen. Berücksichtigen wir ferner je zweimal 200 Eltern und 400 Großeltern und die 36 Eltern und Großeltern der zweiten

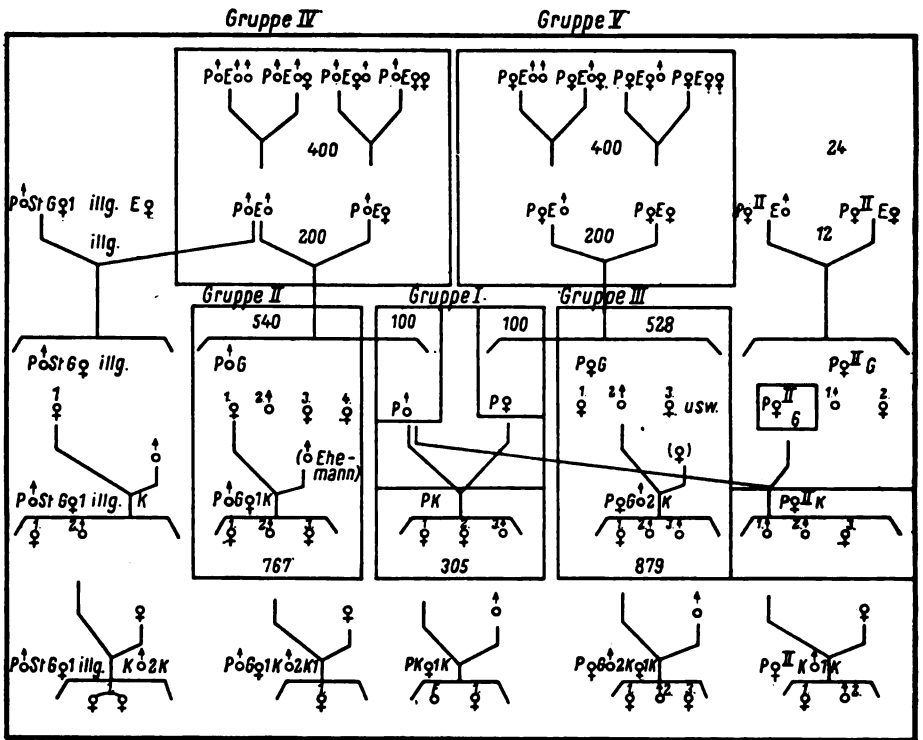


Abb. 8. Übersicht über die in die Untersuchungen einbezogenen Personenkreise.

Ehefrauen, so kommen zu den Vorgenannten weitere 1236 Personen dazu. Das wären insgesamt 4461 Personen, die für die Beurteilung des Erbbildes in diesem Falle von 305 Kindern einer Auslesegruppe in Frage kommen. Alle Halbgeschwister, Stiefgeschwister, uneheliche Kinder usw. sind bei dieser Übersichtsaufstellung zahlenmäßig noch gar nicht erfaßt.

Wenn man ferner berücksichtigt, daß auch die Ehefrauen bzw. Ehemänner der Probanden- und Probandinnengeschwister und dementsprechend für die weitere Verfolgung der Vererbungsverhältnisse in der auf die Probandenkinder folgenden Generation die Angeheirateten der Probandenkinderreihe mit berücksichtigt werden müssen, so vermehrt sich dieser Personenkreis um einige weitere Tausend.

Sie sehen hieraus, was bereits bei 100 Ausgangspersonen eine intensive Durchforschung der Sippen (bei der nach Möglichkeit alle Personen vom Untersucher selbst gesehen werden sollten) an Zeit-, Material- und Kraftaufwand erfordert.

Die im Vorherigen erwähnten psychiatrischen Untersuchungen und Forschungen haben als einschneidende, vorläufige Maßnahme das Sterilisationsgesetz hervorgebracht. Dieser negativen rassenhygienischen Maßnahme sind nun vermehrt positive Maßnahmen entgegenzusetzen. Hierzu gehört vor allen Dingen die Herausarbeitung der begabten und erbtüchtigen Sippen und Familien und die Förderung des von diesen Personen erwünschten Nachwuchses. Daß und warum gerade der Psychiater besonders berufen ist, hier entscheidend mitzuarbeiten, glaube ich, durch meine Ausführung gezeigt und bewiesen zu haben.

Mediterrane Züge in Goethes Persönlichkeit.

Von Dr. Walther Rauschenberger, Frankfurt am Main.

Wenn wir Goethes Leben in großen Zügen überblicken, wenn wir die gewaltige geistige Entwicklung betrachten, die sich über acht Jahrzehnte erstreckt, so fällt eine merkwürdige Wandlung auf. Als der junge Student von der Universität Leipzig, wohin er vorzeitig gezogen war, krank in das Vaterhaus zurückkehrt und dort anderthalb Jahre verbringen muß, erschien seine Lebenshoffnung nicht sehr groß. Aber Goethe hatte mehr Zähigkeit und Lebenskraft mit auf den Weg bekommen als seine fünf Geschwister, von denen vier im Kindesalter, seine Schwester Cornelia im 27. Lebensjahr starben. Die tuberkulöse Erkrankung¹⁾, die Goethes Leben bedrohte, wurde der Ausgangspunkt zu einer nie dagewesenen Entwicklung. Goethe nimmt in Straßburg sein Studium wieder auf, lernt dort Herder kennen, und unter seinem Einfluß bricht die germanisch-deutsche Seite seines Wesens in unerwarteter Stärke hervor. Für Goethe erschließt sich im Straßburger Münster die Herrlichkeit gotischer Kunst. Herder eröffnet ihm das Verständnis für das bis dahin verachtete Volkslied. Shakespeare und Ossian werden seine Leitsterne, das Ganze wird verklärt durch seine Liebe zu Friederike. In den Liedern an Friederike ist plötzlich die Blütezeit des deutschen Schrifttums erwacht; die Frische und Unmittelbarkeit, die in diesen Liedern ausströmen, hat Goethe später nicht wieder erreicht. Es ist die Taufrische des Lebensmorgens.

Auch die folgenden Jahre in Wetzlar und Frankfurt stehen unter dem Zeichen der in Straßburg begonnenen Entwicklung. In dieser Zeit sind Goethes bedeutendste Werke entstanden oder wenigstens in ihren Grundzügen entworfen. Es war die genialste Zeit seines Lebens. Goethe war am ursprünglichsten, solange er in unmittelbarer Berührung mit dem Mutterboden der Heimat blieb. Er war auch am deutschesten, solange der Einfluß der Muttererde dauerte und noch nachwirkte. „Goetz“, „Werthers Leiden“, „Prometheus“, der „Urfaust“, „Egmont“ sind das deutscheste, am meisten von germanischem Geist Getragene, was Goethe geschrieben hat.

Mit seiner Übersiedlung nach Weimar aber erfolgt eine Wendung, die sich mit fortschreitendem Leben vertieft. Es tritt zunächst ein gewisser Stillstand der Schöpferkraft ein. Goethe kommt in eine ganz andere Umgebung; er atmet Hofluft und wird hoher Staatsbeamter. Viele Bindungen treten in sein Leben, die ihm bis dahin ferngeblieben waren. Er muß sich außerdem in die neue, wesentlich höher und östlicher gelegene Klimazone einleben; der Einfluß der rheinischen Klimazone hört auf, in der er aufgewachsen ist. Seine geistige Haltung verändert sich dadurch²⁾. Goethes Leben wäre ganz anders verlaufen, auch in

¹⁾ Vgl. Wolfg. Veil, Goethe als Patient, 1939.

²⁾ Jeder Punkt der Erdoberfläche hat einen geopsychischen Index; es ist durchaus nicht gleichgültig, an welchem Punkt der Erdoberfläche man lebt. Vgl. Willy Hellpach, Geopsyche, 5. Aufl. 1939.

seelisch-geistiger Richtung, wenn er in der Heimat geblieben wäre. Mit der Versetzung nach Weimar hängt die Entfremdung von seiner Schwester und auch die innerliche Ablösung von seiner Mutter zusammen. Sein Gemütsleben wird in den folgenden Jahren von der Liebe zu Charlotte von Stein völlig erfüllt. Die Wendung aber, die in Goethes Geistesrichtung eintritt, ist die wachsende Vorliebe für das klassische Altertum, in der er mehr und mehr sein Vorbild sieht. Auf „Goetz“ und „Egmont“ folgen „Iphigenie“ und „Tasso“. Die griechisch-römische Kultur, die das deutsche Volk so lange beherrscht hatte, ergreift noch einmal Besitz von ihm, diesmal von ihrem Größten. Man hat diese Entwicklung Goethes bedauert; man muß die Tatsache hinnehmen. Sicher ist, daß das deutsche Schrifttum dadurch an Eigenwert und Ursprünglichkeit verloren hat. Goethe wird in seinen mittleren Jahren so sehr Grieche, daß er ausruft: „Ein jeder sei ein Grieche in seiner Art, doch er sei's!“ Goethe folgt darin nur seinem innersten Wesen; er ist der am meisten griechisch geartete Genius der modernen Welt. Die Tatsache, daß die Vorliebe für das klassische Altertum dauernd war und Goethe bis zu seinem Lebensende beherrschte, beweist, daß sie ein wirklicher Ausdruck seines Wesens war. Wir müssen deshalb die tiefste Ursache dieser Erscheinung in seiner Blutmischung suchen, die eine ähnliche war wie die der Griechen zu ihrer Blütezeit. Die Griechen des fünften Jahrhunderts, die uns das Bild des „klassischen“ Altertums geben, waren keine reinen Abkömmlinge der nordischen Rasse mehr, sondern Mischlinge der nordischen und mittelländischen Rasse, wobei der nordische Anteil der führende war. Ähnliches müssen wir bei Goethe annehmen. Auch bei ihm lag neben dem stärkeren nordischen ein mittelländischer Einschlag vor, der sich aus einer Reihe von Tatsachen ergibt.

Es sei zunächst auf folgende, bisher nicht beobachtete Tatsache hingewiesen. Antik geartete oder antikisierende Geister sind in Deutschland bezeichnenderweise fast nur im Süden oder Westen geboren, in den Gegenden, die einige Jahrhunderte unter römischer Herrschaft gestanden und aus dieser Zeit Rassen-elemente des Südens bewahrt haben, vor allem: Goethe, sodann Hegel, Hölderlin, Wieland, Schiller, Anselm Feuerbach, Conrad Ferdinand Meyer, Mörike, Stefan George, aber auch Mozart, Hugo Wolf, Böcklin, Grillparzer, Peter von Cornelius, Savigny und viele andere. Dieser Sachverhalt tritt ohne weiteres klar hervor, wenn man im Norden geborene Männer dagegen stellt, zum Beispiel: Kant, Herder, Klopstock, Fichte, Lessing, Heinrich von Kleist, Hebbel, Bach, Hamann, Luther, Bismarck, Moltke u. a., denen ein antiker Zug völlig abgeht, und deren Ahnen aus Gegenden stammen, wohin die Römer nie gekommen sind. Es steht fest, daß die Ahnen der zuerst genannten großen Männer ganz oder zum Teil aus dem Gebiet stammen, das, von Rom aus gesehen, innerhalb des römischen Limes lag, während die Ahnen der zuletzt genannten außerhalb dieses Gebietes geboren sind. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die in Süd- und Westdeutschland geborenen Genies nicht auch germanische Züge tragen; sie sind nur nicht so rein germanisch geartet wie die im nördlicheren Deutschland Geborenen, denen der Zug zum Süden fehlt. Selbst Schiller ist nicht so rein germanisch, wie er oft betrachtet wird. Das rhetorische Pathos seiner Dichtungen ist nicht germanisch-nordisch. Es ist auch bezeichnend, daß Schiller nach rein germani-

sehen Anfängen sich mehr und mehr den Griechen zuwendet, wenn auch nicht annähernd in dem Maße wie Goethe.

Wir finden also in der rassischen Artung Goethes, in seinem mittelländischen Einschlag, die letzte Erklärung dafür, daß er nach gewaltigsten rein deutschen Anfängen mehr und mehr im klassischen Altertum sein Hochziel sieht. Wir können an einem mittelländischen Einschlag um so weniger zweifeln, als Goethes Äußere, das seiner Mutter und seiner mütterlichen Vorfahren und Verwandten, einen solchen Einschlag deutlich erkennen läßt. Hier ist neben dem bekannten Bild der Frau Rat das Bild der Großmutter Anna Margareta Lindheimer zu nennen, das ein schmales Gesicht, große, dunkle, ausdrucksvolle Augen mit dem „Herrscherblick“, hohe Stirn und dunkle Haare zeigt, und mit dem Goethe, besonders im Alter, eine gewisse Ähnlichkeit hat. Zu nennen ist auch das Bild des Ururgroßvaters, des Professors der Rechte und späteren Syndikus primarius der Stadt Frankfurt, Johann Wolfgang Textor und das Bild des mütterlichen Ahnen Johannes Steuber, das einen starken südlichen Einschlag erkennen läßt. Johann Steuber war Professor der Physik, dann Professor der griechischen und hebräischen Sprache, sodann Professor der Theologie in Gießen und Marburg, dabei vielseitiger Schriftsteller. Er erinnert in seiner Vielseitigkeit etwas an seinen Nachfahren Goethe. (Auch sonst hatte Goethe viele Vorfahren auf mütterlicher Seite, die sich schriftstellerisch betätigt haben: er stammt durch seine mütterliche Großmutter auch von Lukas Crana ab.) Südlichen Einschlag lassen ferner das Bild des Bruders der Mutter, des Rats Herrn Johann Jost Textor, und ganz besonders die Bilder von Goethes Schwester Cornelia und seines Sohnes August erkennen (diese beiden mehr nach der dinarischen Richtung). Das gleiche gilt von den beiden Großneffen Franz und Alfred Nicolovius. Goethes mütterliche Vorfahren stammen großenteils aus der fruchtbaren Wetterau, die 400 Jahre lang von den Römern besiedelt war, in der viele entlassene römische Soldaten angesiedelt wurden¹). Auch manche süddeutsche Vorfahren Goethes stammen aus Gegenden, die verhältnismäßig nahe am römischen Limes lagen, in dessen Nähe die Bevölkerung vielfach noch heute ein südlicheres Äußere zeigt als in anderen deutschen Gegenden. Diese mütterlichen Vorfahren bilden die biologische Brücke zur antiken Welt. Außerdem weist das hochdeutsche und süddeutsche Sprachgebiet einen nicht unerheblichen Prozentsatz „dinarischen“ Blutes auf. Daneben enthalten die Rheingebiete und der ganze rheinfränkische Volksstamm einen mittelländischen Einschlag, der sich in einer gewissen Heiterkeit, Erregbarkeit und Leichtlebigkeit, ebenso einer Neigung zu schlagfertigem Witz zeigt.

Mittelländisch ist am Äußeren Goethes das große, dunkle, glänzende, auffallend runde Auge (ein Sinnbild seines Wesens). Auch die oft gerühmte, leicht fliehende, herrliche Form der Stirnlinie zeigt neben einem nordischen einen mittelländischen Einschlag. Auch seine bräunliche Hautfarbe kann in dieser Richtung gedeutet werden. Die Jugendbildnisse und die Altersbildnisse Goethes zeigen den mittelländischen Einschlag am stärksten, weniger die der mittleren

¹) Die nach Norden ausbiegende Spitze des Limes in der Wetterau wurde zu diesem Zwecke ausgebaut. Der Name Lindheimer z. B. stammt von dem dicht am Limes gelegenen Dorf Lindheim in Oberhessen.

Jahre. Weit stärker tritt er auf den Bildern seiner Mutter hervor, besonders auf dem bekannten Bild en face in den hochgeschwungenen Augenbrauen, der Form der Nasenspitze, in der Struktur und dem Ausdruck der dunklen Augen.

Damit steht in Einklang, daß diejenigen Eigenschaften Goethes, die er offensichtlich von seiner Mutter geerbt hat, vielfach mittelländische Färbung erkennen lassen. Hier ist zuerst die außerordentlich starke Lebensbejahung zu nennen, die Goethe aus allen deutschen Genies heraushebt. Goethe ist einer der bejahendsten Geister der Menschheit. Er lebte, wie Möbius¹⁾ treffend sagt, als wollte er ewig leben. Das, was Nietzsche zum Problem wird, was er mit allen Fasern seines Herzens anstrebt, was er in glühenden Farben malt: die ganze und restlose Lebensbejahung, das verkörpert Goethe in sich, das ist Goethe. Ihm ist das Leben kein Problem, sondern eine selbstverständliche Tatsache, die gar nicht erörtert wird. Ich glaube, daß in wenigen Menschen so viel naive Lebensfreude mit so viel Geist verbunden war. Während sich bei anderen Sterblichen diese Eigenschaften regelmäßig behindern, stehen sie bei Goethe in schönstem Einklang. – Der Tod ist für Goethe das Übel schlechthin. Sein Daseinswille ist so groß, daß er, der Freigeist, an ein Fortleben nach dem Tode glaubt. Die Vorsehung ist verpflichtet, seiner „Entelechie“ eine neue Daseinsform anzuweisen, wenn sie sich in diesem Dasein nicht voll auswirken kann (Gespräche mit Eckermann). Ja er vertritt die Ansicht, daß nur kleine Menschen sterblich seien, große Menschen dagegen unsterblich! Ihr Wesen kann „nicht in Äonen untergehen“. Daß dieser Wesenszug viel mehr in dem heiteren Charakter der Mittelmeerrasse begründet liegt als in der ernsten, zum Düsternen neigenden nordischen Rasse, bedarf keiner Ausführung. Ebenso offensichtlich ist es, daß die starke Lebensbejahung Goethes nicht von seinem schwernehmenden, etwas griesgrämigen Vater, sondern von seiner Mutter mit ihrem unverwüthlichen Optimismus ererbt ist.

So erklärt es sich, daß Goethe wie seine Mutter alle traurigen Eindrücke sich bewußt fernhalten, daß sie allen ernsten und düsteren Erlebnissen nach Möglichkeit ausweichen. Frau Rat verbot ihren Dienstboten aufs strengste, ihr traurige Ereignisse, die sich in ihrer weiteren Umgebung zugetragen hatten, mitzuteilen. Goethe hat sich, soweit bekannt, nie an einem Leichenbegräbnis beteiligt. Auch auf Goethes Sohn hat sich dieser Zug vererbt. Es ist gewiß richtig, daß Goethe durch seine sensible Natur gezwungen war, sich düstere Eindrücke fernzuhalten, aber es ist ebenso unverkennbar, daß hier ein angeborener, tief in seinem Wesen liegender Zug vorliegt, der sich auch dann geltend gemacht hätte, wenn er nicht der große Dichter, sondern ein einfacher Durchschnittsmensch gewesen wäre.

Ganz im Einklang damit steht es, daß Goethe überall da, wo es für ihn ungemütlich, wo die Lage für ihn bedrohlich zu werden beginnt, die Flucht ergreift. (Flucht vor Lotte nach Frankfurt, vor Lili durch die Schweizer Reise, vor Frau von Stein nach Italien, vor Marianne von Willemer nach Heidelberg und von da über Würzburg nach Weimar.) Neben der Flucht nach anderen Orten steht die häufige Flucht in die Krankheit, die dann regelmäßig eintritt, wenn er sich einer Lage nicht gewachsen fühlt und eine Ortsveränderung im Augenblick nicht möglich erscheint.

¹⁾ Paul Möbius, Goethe (Ausg. Werke, Bd. 2. 3).

Das Gesagte gilt auch auf dem Gebiet der Erkenntnis. Goethe verschließt die Augen vor allen harten, vor allen scharfen Wahrheiten. Die Sinnlosigkeiten des Lebens sieht er nicht oder will sie nicht sehen, ebensowenig wie seine Tragik und Vergänglichkeit. Der Grundton seines Wesens ist optimistisch und untragisch, während der nordische Mensch nicht selten gerade das Tragische aufsucht, um an ihm seine Erhebung zu finden. Für Goethe ist das vergängliche Leben nur ein „Gleichnis“. Im Grunde ist alles gut, das Schlechte und Böse ist nur ein Minder-gutes, das der Welt zur Füllung, nicht zum Wesen dient. Mit dem mangelnden Sinn für Tragik geht Hand in Hand Goethes Mangel an echtem Humor¹⁾. Der Sinn für Tragik und Humor sind aufs Innigste verwandt. Wer keinen Sinn für Humor hat, hat auch keinen Sinn für echte Tragik. Der gewaltigste Tragiker, Shakespeare, ist zugleich der genialste Lustspieldichter. – Noch kennzeichnender sind andere Züge. Goethe zeigt häufig, besonders in jüngeren Jahren, eine merkwürdige Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit („Zornmütigkeit“), die er selbst an sich tadelt. Sie stehen mit anderen Eigenschaften, wie seiner großen Friedensliebe und Ordnungsliebe, in merkwürdigem Gegensatz. Diese Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit ist vorwiegend aus der Familie Lindheimer, also gleichfalls von mütterlicher Seite, auf Goethe vererbt worden. Von einem Bruder der Großmutter Anna Margareta Lindheimer, der Offizier war, wird berichtet, daß er in einer Gesellschaft, die sein Schwager, der Stadtschultheiß Textor, gab, wegen eines harmlosen Kusses, den ein Dritter bei einem Pfänderspiel der Frau des Lindheimer zu geben hatte, in solche Wut und Erregung geriet, daß er seinen Degen zog, seinem vermeintlichen Gegner den Hut vom Kopfe schlug und ihn nicht unerheblich verletzte, so daß er von Frankfurt fliehen mußte. Die Maßlosigkeiten dieses Offiziers erinnern an die Überspanntheiten Goethes in seiner Jugend und in seinem Liebesleben. Als Goethe dem Maler May zu einem Bild saß, las ihm Wieland seinen „Oberon“ vor. Wieland berichtet darüber: „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wütige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten und vorzüglichsten Laune und so amüsabel war wie ein Mädchen von 16.“ Diese Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit muß als vorwiegend mittelländischer Zug aufgefaßt werden, da Goethe auch nach anderer Richtung Züge der Mittelmeerrasse zeigt. Hans Günther²⁾ schreibt: „Als Wesenskern der westischen (mediterranen) Veranlagung ergeben sich: Leidenschaftlichkeit und geistige Beweglichkeit.“ Beide Eigenschaften sind, besonders in der ersten Hälfte von Goethes Leben, in überreichem Maß vorhanden.

Die Leidenschaftlichkeit Goethes äußert sich auf dem Gebiet der Liebe als heftige Verliebtheit. Mir ist kein Mann, vor allem kein großer Mann bekannt, der so oft und dabei so heftig seelisch verliebt war wie Goethe. Er unterscheidet sich darin von allen germanischen Genien. Diese Verliebtheit hält bis ins hohe Alter an. Sein leidenschaftlichstes Liebesgedicht, die Marienbader Elegie, schreibt er im 74. Lebensjahr! Auch seine Liebe zu Marianne von Willemer, in der er

¹⁾ Diesen Eindruck hat auch Möbius („Goethe“). Vgl. auch Rich. Wetz, Anton Bruckner (Musiker-Biogr. Bd. 37 S. 130): „In Goethes und Hölderlins Werken, um diese Namen zu nennen, findet sich nicht eine Zeile, aus der spräche, was wir mit Humor in seiner wirklich seelischen Bedeutung bezeichnen könnten.“

²⁾ Rassenkunde des deutschen Volkes, 16. Aufl. (1933) S. 215.

schon das 65. Lebensjahr überschritten hat, ist von heißester Leidenschaft erfüllt und findet in den Liedern des „Westöstlichen Divan“ ihren Niederschlag. Einer tragischen Wendung dieser Liebe entzieht er sich durch schleunige Flucht. Bei Goethes seelischer Artung fällt auf, daß seine Einbildungskraft so stark erotisch gefärbt ist, daß die Erotik als solche in seinem Denken und Fühlen einen so breiten Raum einnimmt¹⁾, wie es für die Mittelmeerrasse geradezu kennzeichnend ist. Goethe weicht in dieser seiner Eigenart von fast allen großen Menschen nordischen Geblütes ab. Die Liebe Dantes zu Beatrice, die Beethovens zu der „Unsterblichen Geliebten“, das ist nordische Liebe. Nordisch ist auch eine völlige Kälte, wie wir sie bei Kant finden. Goethe ist ganz anders geartet. Er ist niemals ausschweifend; dazu ist er ein viel zu gesammelter Lebenskünstler und Lebensbejaher. Goethe kann ohne ein weibliches Wesen kaum leben; er befindet sich sozusagen dauernd im Bannkreis des Weiblichen. Während nordisch geartete Geister durch das Weib in ihrem Schaffen eher gehindert, jedenfalls nicht restlos gefördert werden, wird Goethe durch die Frauen in höchstem Maße beflügelt, ja geradezu befruchtet. Die Erotik ist für ihn die weiteste Quelle geistiger und künstlerischer Schöpfung. Auch als Greis arbeitet er am leichtesten, wenn ein weibliches Wesen im Zimmer anwesend ist. Er selbst sprach von einer „dreimaligen Pubertät“. An dieser Seite seines Wesens ist der dinarische Einschlag, der gleichfalls sehr stark in ihm ist, mitbeteiligt.

Die nicht zu brechende Vorliebe Goethes für das Weibliche hat ihre letzte Ursache nicht nur in seiner Männlichkeit, sondern auch darin, daß er selbst etwas Weibliches in seinem Wesen hat – eine Ansicht, die auf den ersten Blick überraschen mag, sich aber bei tieferer Wesensschau bewahrheitet. Goethe wurde leicht zu Tränen gerührt: „Hermann und Dorothea“ kann er nicht vorlesen ohne zu weinen. Beim Nachdenken über „Wilhelm Meister“ weint Goethe „bitterlich“. Über den 5. Akt der „Iphigenie“ weint er „wie ein Kind“. Zu Caroline Herder sagt er, er habe 14 Tage vor seiner Abreise aus Rom täglich „wie ein Kind geweint“. Eines Tages findet ihn jemand in Tränen über der Lektüre von Schillers „Abfall der Vereinigten Niederlande“. Über die Ursache seiner Tränen befragt, gibt Goethe zur Antwort, er weine, weil er einen Menschen, der so etwas schreiben könne, so lange verkannt habe. In diesem Zuge liegt zweifellos etwas Weibliches. Es liegt darin aber auch eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Mediterranen, die leicht weinen²⁾. Auch Homer läßt seine Helden laut weinen; von nordischen Helden ist nirgends derartiges berichtet. Möbius („Goethe“) ist dieses häufige Weinen Goethes unerklärlich; es erklärt sich zwanglos aus seinem mittelländischen Einschlag. Das Weibliche in Goethes Wesen spricht sich auch

¹⁾ Mit diesem erotischen Zug in Goethe hängt das Sinnenfrohe seines ganzen Wesens eng zusammen. Schiller hat dieser Tatsache folgenden Ausdruck verliehen: „Er (Goethe) holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist mir seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel.“

²⁾ Lenz berichtet: „Ich beobachtete während des Krieges mehrfach, wie Soldaten aus Süditalien bei der Vornahme von Schutzimpfungen, die so gut wie schmerzlos waren, laut schrien: ‚Oh, mama, mama!‘ Bei nordischen, mongolischen oder indianischen Kriegerern wäre das wohl undenkbar.“ (Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre, 3. Aufl. S. 535).

in seinen Gesichtszügen aus (schwacher Unterkiefer, schwacher Bartwuchs, zarte Gesichtsmuskulatur). Nicht weniger in der Tatsache, daß er für die weibliche Seele ein Verständnis besitzt wie kaum ein zweiter Dichter. Bei aller Vorliebe für das Weibliche hat er doch ein richtiges Urteil über die Frauen, das von Verhimmelung wie von Verzerrung und Verkennung gleich weit entfernt ist, wie wir diese bei männlicher gearteten Männern nicht selten finden. Hier wie immer gilt das Wort des Empedokles: „Nur das gleiche wird vom gleichen erkannt.“ Daß Goethe ebenso wie Chopin, Schubert oder van Dyck von Frauen so sehr geliebt wird, kommt nicht zuletzt daher, daß er wie jene Künstler etwas Weibliches in seinem Wesen hat. Auch die Art seiner Verliebtheit, die sich so stark nach der seelischen Seite auswirkt, hat etwas Frauenhaftes an sich. Man stellt sich fälschlicherweise Goethe nicht selten als für Frauen besonders gefährlich vor. Diese Ansicht verkennt Goethes Wesen. Das Seelische spielt bei ihm stets eine ebenso große, ja größere Rolle als das Körperliche.

Weiblich geartet ist Goethe ferner darin, daß er nur das als vollendetes Kunstwerk schaffen kann, was er menschlich-persönlich, in der Regel mit Frauen, seelisch erlebt hat. Er wurde vom Erlebnis gleichsam befruchtet. Seine Dichtungen gleichen Kindern, die eine Frau von verschiedenen Männern empfangen hat; daraus erklärt sich ihre Verschiedenheit. Männlich geartete Dichter, wie Shakespeare oder Schiller, sind Ideendichter; sie dichten aus der Idee heraus. Die Idee ist ein ausgesprochen männliches Erzeugnis, dem Weibe mehr oder minder unzugänglich, das mehr sinnhaft an das Gegebene, durch die Sinne Wahrnehmbare gebunden, mehr erdhaft ist. Goethe, darin mehr weiblich geartet, ist ganz an das Erlebnis gebunden. Goethe schreibt selbst über diese seine Veranlagung: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ In diesem Sinne sind alle seine Dichtungen „Bruchstücke einer großen Konfession“. Goethe ist in vieler Hinsicht ein weiblich geartetes Genie, unter den männlichen Dichtern das größte weiblich geartete Genie der Weltliteratur überhaupt. Dem entspricht auch seine Sprache. Sie wirkt besänftigend, nirgends aufregend. Sie vermeidet scharf umrissene Ausdrücke, bejaht und verneint nur zögernd und fast nie ohne Einschränkungen¹⁾. Goethe liebt das allzu Männliche nicht, wie Lenz²⁾ hervorhebt; er hat für das ewig Männliche wenig Sinn. Das Schlußwort des „Faust“: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ kennzeichnet den ganzen Menschen.

In diesem nicht so scharf ausgesprochenen Geschlechtscharakter³⁾ liegt aber die Quelle von Goethes rein menschlicher Größe. Wäre Goethe mehr Mann gewesen, so hätte er das rein Menschliche nicht in so ergreifenden Formen aussprechen können.

Mit dem etwas weiblich gearteten Charakter Goethes hängt eng seine große Kinderliebe zusammen. Auch diese findet man bei mittelländischen Menschen

¹⁾ Vgl. Klages, Goethe als Seelenforscher S. 51.

²⁾ In Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblchkeitslehre, 3. Aufl. S. 579.

³⁾ Merkwürdigerweise lag auch bei Goethes Schwester Cornelia ein nicht rein ausgesprochener Geschlechtscharakter vor. Sie hatte männliche Züge und männliche Seiten in ihrem Wesen, worauf wahrscheinlich auch ihre unglückliche Ehe beruhte.

sehr häufig. Zuweilen tritt bei Goethe selbst ein geradezu kindlicher Zug hervor:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
 Vergebens sperret uns der Winter
 in unsre warmen Stuben ein.
 Wir wollen uns zum Feuer setzen
 und tausendfältig uns ergetzen
 uns lieben wie die Engelein.
 Wir wollen kleine Kränzchen winden,
 wir wollen kleine Sträußchen binden,
 wir wollen kleine Kinder sein.

Man hat als Wesenszug des Genies hervorgehoben, daß es sein ganzes Leben lang etwas Kindliches behalte und ebenso wie das Kind ständig Neues hinzulernen. In diesem Sinne ist jedes Genie ein Kind und jedes Kind ein Genie. Denn das Kind lernt in Tagen und Wochen mehr als der erwachsene Mensch in Jahren. Es ist nun sehr bezeichnend, daß man von zwei deutschen Genies im besonderen gesagt hat, sie seien zeitlebens große Kinder geblieben: von Goethe und Mozart. Von Mozart heißt es: „Er wurde früh in seiner Kunst ein Mann. In allen anderen Angelegenheiten blieb er zeitlebens ein Kind.“ Von Goethe wurde gesagt, er sei ewig ein großes Kind gewesen. Von anderen Genies hört man dieses Urteil viel seltener. Schiller, Herder, Bach, Wagner wurden nie als große Kinder bezeichnet. Es würde diese Bezeichnung auch schlecht für sie passen, weil sie dafür zu bewußt waren. Der kindliche Zug, den wir bei Goethe und Mozart finden, rührt bei beiden vorwiegend von einem mittelländischen Einschlag her, der neben dem beherrschenden nordischen Charakter steht und mit diesem eine untrennbare Einheit bildet. Mozart hatte, was hier nicht näher ausgeführt werden kann, wie Goethe einen mittelländischen Einschlag. Es ist auch äußerst kennzeichnend, daß Goethe, wenn er auf das Genie zu sprechen kommt, fast immer Mozart nennt (so in den Gesprächen mit Eckermann). Mozart stand ihm unter den deutschen Genies im Wesen am nächsten. Diese Ähnlichkeit beruht letzten Endes auf einer ähnlichen Rassenmischung, die kurz als „nordisch-dinarisch-mediterran“ gekennzeichnet werden kann.

Alle Tatsachen sprechen nun dafür, daß in der in Goethe und Mozart vorliegenden Rassenmischung eine wesentliche Ursache ihrer Genialität liegt. Wir müssen dies um so mehr annehmen, als das genialste Volk, das die Erde trug, die Hellenen, die gleiche Rassenmischung zeigen. Zur Zeit der Blüte der griechischen Kultur waren das Nordische und Mittelländische die wesentlichen Bestandteile des griechischen Volkes. Analoges war in der Renaissance der Fall. Da wir in beiden Zeitaltern eine ganz ungewöhnliche Häufung von Genies wahrnehmen, wie sie vorher und nachher in der Geschichte nirgends mehr im gleichen Maße aufgetreten ist, so muß der nordisch-mitteländischen Mischung eine besondere Bedeutung für die Genie-Entstehung beigemessen werden. So auch bei Goethe und Mozart. Wir werden unten darauf zurückkommen.

An dieser Stelle gilt es, weitere mittelländische Züge in Goethes Persönlichkeit aufzuzeigen. Die Tatsache, daß Goethe Personen, die aus seinem Gesichtskreis gerückt sind, sehr rasch vergißt, kann in diesem Sinn gedeutet werden. Dieses Vergessen, dieses Aus-dem-Sinn-Kommen, erstreckt sich bei Goethe sogar auf seine nächsten Angehörigen, z. B. seine Schwester, mit der er in Frankfurt

in innigster seelischer Gemeinschaft lebt, während er in Weimar fast nicht mehr an sie denkt. Das Bild der Schwester ist in Weimar durch seine Liebe zu Frau von Stein in kurzer Zeit völlig verdrängt. Auch die merkwürdige Zurückhaltung, die Goethe von seiner Weimarer Zeit an gegenüber seiner Mutter an den Tag legt und die aus seinem sonstigen Wesen heraus unbegreifbar scheint, wird begreifbarer, wenn man berücksichtigt, daß seine Mutter aus seinem unmittelbaren Gesichtskreis gerückt ist und deshalb, wie alles Abwesende, einen verhältnismäßig geringen Einfluß auf ihn ausübt. Die genannte Eigenschaft macht sich sogar bei Goethes eigenen Dichtungen bemerkbar. Goethe hat später keine inneren Beziehungen mehr zu ihnen; er liest sie kaum noch. Vom „Westöstlichen Divan“ sagt er, er sei wie eine „abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegengeblieben“. Diese Äußerung ist äußerst kennzeichnend für seine Wesensart. Nur bei „Hermann und Dorothea“ macht Goethe eine Ausnahme. Diese Dichtung steht ihm näher als seine anderen Werke. In der genannten Eigenschaft liegt ein mediterraner Zug, der beim ganzen rheinfränkischen Volksstamm zu beobachten ist, der einen mittelländischen Einschlag enthält. Der mediterrane Mensch hat eine schnellere Auffassung und ein kürzeres Gedächtnis als der nordische. Sämtliche Lebensäußerungen spielen sich schneller ab als beim nordischen Menschen mit seiner langsameren und nachhaltigeren Reaktion, auch die seelischen Vorgänge. Da der mediterrane Mensch sich schneller entwickelt und früher altert, so ist die schnellere Reaktion schon damit gegeben.

Endlich kann auch die große Versöhnlichkeit Goethes in diesem Zusammenhang genannt werden. (Die größere Versöhnlichkeit hängt mit dem kürzeren Gedächtnis des mittelländischen Menschen zusammen.) Bemerkte sei an dieser Stelle ausdrücklich, daß es sich in allen diesen Fällen nur um einen Einschlag mittelländischer Rasse handelt, dem ein noch stärkerer nordischer gegenübersteht. Völlig nordisch ist neben vielen anderen Zügen z. B. die langsame Entwicklung Goethes, die Tatsache, daß er noch mit 40 Jahren sich nicht endgültig darüber im klaren ist, ob er zum Dichter oder Maler geboren ist, sowie die weitere Tatsache, daß Goethe bis in das höchste Alter hinein geistig frisch bleibt und sich ständig weiterentwickelt, geistiges Neuland erobert. Diese starke innere Entwicklung macht es zum Teil verständlich, daß ihm die durchlebten und überwundenen Abschnitte seines Lebens und Dichtens rasch aus dem Gedächtnis entschwinden.

Goethe hat eine Reihe von Eigenschaften, die man sonst im deutschen Volke seltener findet. Zu diesen gehört seine starke optische Veranlagung und damit zusammenhängende bildnerische Kraft und Klarheit seines Wesens. Goethe ist gleichsam ein großes Auge. Wie das Auge schon am äußeren Menschen durch seine Größe und seinen Glanz auffällt, so beherrscht das Sehen und Schauen Goethes ganzes geistiges Sein. Das Schauen ist Goethes höchste Lust. Sein ganzes Denken ist gleichsam ein großes Schauen, ein Zusammenschauen der Dinge und Zusammenhänge. Goethes Denken ist ausgesprochen aufbauend, synthetisch. Das Aufbauende, Schauende, Synthetische von Goethes Denkweise hängt mit seiner überaus starken Lebensbejahung psycho-biologisch zusammen. Analytisches Denken hat etwas Zersetzendes, Lebenszerstörendes an sich, wie denn fast alle Erkenntnis bis zu einem gewissen Grade irgend etwas im Reiche der Illusionen zerstört, die stets lebenserhaltend sind. Goethes Denken ist, seinem Wesen ent-

sprechend, durchaus positiv gerichtet, aufbauend-schöpferisch. Sein ganzes Denken ist mehr ein Dichten als ein Denken. Alles analytische Zergliedern der Dinge liegt ihm gänzlich fern. Daher hat er für die mathematischen Naturwissenschaften keinen Sinn, ebensowenig wie für philosophische Grübeleien. Auch Kant ist ihm – trotz gelegentlicher anerkennender Worte – im Grunde eine terra incognita; auf alle Fälle ist er ein Antipode von ihm. Der Gegensatz in der Farbenlehre zwischen Goethe und Newton beruht letzten Endes darauf, daß Goethe eine ganz andere Denkweise hat als die mathematische Naturwissenschaft verlangt, daß ihm alles Analysieren fremd ist, daß er auch das Abstrakte bewußt ablehnt. Dieses Ablehnen alles Abstrakten ist ausgesprochen mittelländisch. An seiner Stelle herrscht bei ihm ein künstlerisches Zusammenschauen der Dinge. Goethe ist durch und durch Künstler. Alles, was er dichtet und denkt, ist anschaulich. Was sich in der Anschauung nicht darstellen läßt, ist für Goethe nicht vorhanden. Der Sinn für bildende Kunst ist mächtig in ihm entwickelt und streitet in ihm um den Vorrang mit der dichterischen Veranlagung. Das Ohr tritt bei Goethe in den Hintergrund. Er hat für Musik nur ein begrenztes Verständnis. Es fehlt ihm weniger an musikalischer Begabung als an dem Sinn für musikalisches Hören, für Hören überhaupt. Der Hörsinn ist gleichsam durch den Sehsinn verdrängt. In dieser Eigenart unterscheidet sich Goethe stark von der Mehrheit seiner Volksgenossen, bei denen auf geistigem Gebiet die Abstraktion, auf künstlerischem Gebiet die Musik und unter den Sinnen das Ohr vorherrscht. Die Goetheschen Eigenschaften sind in vieler Hinsicht Merkmale der nordischen Rasse. „Der nordische Mensch denkt anschaulich in Bildern“ (Lenz). Aber so einseitig anschaulich wie Goethe ist der nordische Mensch nicht veranlagt, und noch weniger der deutsche Mensch. Er hat auch Sinn für Abstraktion, wofür die gewaltige Entwicklung der mathematischen Naturwissenschaften durch die Germanen ein sprechendes Beispiel ist. Vielmehr liegt in der Goetheschen Veranlagung eine Vereinigung nordischer und mittelländischer Wesenszüge. Der von der Nordrasse ererbte optische Sinn wird durch den mittelländischen Einschlag gewaltig verstärkt. Wir stoßen damit auch hier wieder auf ein mittelländisches Element. Es liegt in Goethe eine Erscheinung vor, die allen von der Nordrasse begründeten Kulturen am Mittelmeer gemeinsam ist: eine mächtige Entwicklung des Sinnes für bildende Künste, für Architektur, Bildnerei und Malerei. Wir finden dieses Merkmal ebenso in Hellas wie in der italienischen Renaissance. Ja sogar das wenig schöngeistige Rom hat auf dem Gebiet der Architektur und der Bildnerei noch am meisten Selbständiges hervorgebracht. Die innere Verwandtschaft Goethes mit diesen Kulturen wird dadurch ohne weiteres klar und ebenso sein Herausfallen aus der Reihe der deutschen Genien, da das deutsche Volk verhältnismäßig unplastisch veranlagt ist.

In den bildenden Künsten vermählt sich am Mittelmeer nordische und mittelländische Begabung; sie hat in den Mittelmeerkulturen die „zeitlosesten“ Kulturwerke geschaffen, die die Welt kennt. Denn alles, was das Auge überschaut, mit einem einzigen Blick überschauen kann, ist einprägsamer, in diesem Sinn allgemeingültiger als andere Kulturwerte. Die genannte Vereinigung der beiderseitigen Begabungen feiert in der Plastik höchste Triumphe, weil die nordische und die mittelländische Rasse schlanke Rassen sind, und Kreuzungen zwischen

diesen beiden Rassen ein günstiges Ergebnis in künstlerischer Hinsicht ergeben. Die Mittelmeerrasse ist ein dunkles Miniaturbild der nordischen Rasse. Beide Rassen sind miteinander verwandt und haben ihren künstlerischen Schwerpunkt in der Gestalt, dem Sinn für Formen. Die Verherrlichung der menschlichen Gestalt ist deshalb die spezifische Leistung der Mittelmeerkulturen. Sie ist auch Goethes Hochziel. Die innere Entwicklung Goethes zu den Mittelmeerkulturen hin war daher unvermeidlich und mußte sich im Lauf seines Lebens zwangsläufig durchsetzen.

Die Art, wie sie sich durchgesetzt hat, ist nun besonders kennzeichnend. Goethe ist 1786 krank; krank nicht nur an seiner aussichtslosen Liebe zu Frau von Stein, sondern krank an der ganzen nordischen Umwelt. Noch 1775, als er mit den Brüdern Stolberg die Schweizer Reise unternimmt, macht er auf der Höhe des St. Gotthard halt. Er ist noch nicht reif für Italien; er ist noch zu sehr von nordischen Idealen und Ideen erfüllt. Nun aber bricht der Zug nach dem Süden mit der Gewalt einer Naturmacht über ihn herein. Sein Aufbruch nach Italien gleicht einer Flucht. Er reist so schnell wie möglich. Er kann es kaum erwarten, bis er die ewige Stadt betritt, sie leibhaftig sieht. Er kann sich nicht satt sehen an all den Herrlichkeiten des Südens, der südlichen Landschaft, vor allem den Kunstdenkmälern der Antike und der Renaissance. Zuerst ist es Raffael, der ihn in seinen Bann zwingt, später Michelangelo. Das Entscheidendste ist die Wirkung, die der Süden auf Goethe selbst ausübt: er wird in Italien förmlich wiedergeboren. Ja mehr als das: er wird erst dort ganz er selbst. „Iphigenie“, „Tasso“, „Egmont“ erhalten dort erst ihre endgültige Gestalt. Auch die Art seines Liebeslebens setzt sich erst hier ganz durch. Die römischen Elegien sind dessen Zeugnis. Es ist die tiefste Wandlung seines Lebens. – Nach seiner Rückkehr erscheint er seinen Freunden verändert, auch Frau von Stein. Das innige Verhältnis zu Herder kühlt sich langsam ab. Die Gotik, das Volkslied, das Nordische, das Herder ihm gebracht, haben keine Macht mehr über ihn. An Stelle Herders tritt mehr und mehr der ihm wesensverwandtere Wieland. Ebenso bezeichnend ist, daß Goethe nach seiner Rückkehr nach Weimar über den trüben nordischen Himmel klagt, daß er in Thüringen alles düster und verhängt findet, daß er überhaupt häufig unter dem nordischen Himmel leidet, sich nur bei hohem Barometerstand zum Schaffen aufgelegt fühlt. Das einzige, was ihn in seiner Vereinsamung, in die er sich nach seiner Rückkehr plötzlich versetzt sieht, tröstet, ist seine Christiane; sein Verhältnis zu ihr ist geradezu aus seiner inneren Wandlung geboren, der Tatsache, daß seine Wesensart sich endgültig durchgesetzt hat. Erst jetzt tritt er ins volle Mannesalter. Sein Kulturideal aber ist fortan das klassische Griechentum. In all diesen Wesenszügen kommt mehr als die bekannte nordische Sehnsucht nach den heiteren Gestaden des Mittelmeers zum Ausdruck; es kommt vielmehr in ihnen ein südliches Element in Goethe selbst zum Vorschein, wurzelnd in seiner rheinischen, mittelländisch beeinflussten Heimat. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Goethes Griechensehnsucht und sein Zug zum Süden eine rein mediterrane Erscheinung sei. In der Antike liegt vielmehr ebensoviel oder mehr Nordisches wie Mittelländisches. Kennzeichnend ist nur, daß Goethe sich zu eben der Rassenmischung hingezogen fühlt, die in ihm selbst vorliegt: zu der nordisch-mitteländischen, die die Antike und besonders das Griechentum des 5. Jahrhunderts v. Chr. trägt und beherrscht.

Auch mutterrechtliche Vorstellungen und Gefühle – uraltes mittelländisches Erbgut – klingen in Goethe an und schwingen unbewußt in ihm mit. Diese treten in seinem Verhältnis zu Christiane zutage, mit der er im Angesicht des Hofes von Weimar in homerischer Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit fünf außer-eheliche Kinder zeugt. Seiner Mutter, die dafür Verständnis hat, teilt er jeweils das bevorstehende freudige Ereignis mit. Dies ist mit vaterrechtlichen Vorstellungen, wie sie nordischen Völkern eigen sind, unvereinbar.

Mittelländische Züge liegen wohl auch in Goethes Glauben an die Seelenwanderung, in seinem Glauben an die Unzerstörbarkeit der „Entelechie“, in seinem Glauben an Dämonen und Gespenster, der für die vorarischen Mittelmeervölker kennzeichnend ist. Der Gedanke der Seelenwanderung, des Fortlebens nach dem Tode, ist ein hervorstechender Zug der mittelländischen Kulturen. – Die auffallende Hinneigung Goethes zu Napoleon und seine tiefe Bewunderung dieses Mannes muß gleichfalls als ein vorwiegend antiker und damit teilweise mittelländischer Zug betrachtet werden. Bezeichnend ist ferner, daß Goethe glaubt, schon einmal zu Zeiten der römischen Cäsaren, nämlich zu Zeiten des Kaisers Hadrian, gelebt zu haben; bezeichnend als Ausdruck seines Glaubens an die Seelenwanderung (mittelländisches Erbgut) wie durch den Ort, an dem er gelebt zu haben glaubt. Oder wenn er zu Charlotte von Stein sagt: „Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau¹⁾.“ (Auch die Zusammenstellung von „Schwester“ und „Frau“ für dieselbe Person berührt etwas südlich-mitteländisch.)

Die Zuneigung Goethes wird von Napoleon²⁾ erwidert. Napoleon liest „Wethers Leiden“ siebenmal und hat das Werk in seinem ägyptischen Feldzug unter dem Kopfkissen. Goethe tritt nach der Schlacht bei Leipzig den preußischen Siegern mit dem Stern Napoleons auf der Brust in seinem Haus entgegen. Das sind mehr als zufällige Tatsachen. Goethe hat das Zusammentreffen mit Napoleon in Erfurt stets als eines der bedeutsamsten Ereignisse in seinem Leben betrachtet und über den Inhalt seiner Unterredung mit Napoleon tiefstes Stillschweigen bewahrt, dieses Gespräch geradezu als Geheimnis behandelt. Kennzeichnend ist auch, daß neben Goethe der gleichfalls mittelländisch beeinflusste Wieland zu den Bewunderern Napoleons zählt. Er findet in Napoleon den „sanftesten aller Menschen“ – eine Entdeckung, die außer Wieland noch niemand gemacht hat.

Wie seine Zuneigungen so sind auch Goethes Abneigungen nicht nur in persönlicher, sondern auch in rassischer Hinsicht bedeutsam. Seine Abneigung richtet sich gegen das Preußentum. Er kann nicht an die Befreiung Deutschlands von Napoleon durch die Preußen glauben. „Ihr werdet eure Ketten nicht brechen; dieser Mann ist euch zu groß.“ – Auch das Verhalten gegen Kleist ist bezeichnend. Kleist ist ein nordischer Künstler, der Anlage nach zum Größten befähigt. Auch hier fehlt jedes Verständnis und jede Anerkennung, die gerade für Kleist

¹⁾ Diese Äußerungen sind auch dann in rassischer Hinsicht kennzeichnend, wenn sie nicht wörtlich zu verstehen sind.

²⁾ Für gewisse Rassenforscher sei bemerkt, daß Napoleon in seiner Wildheit, Brutalität, Verschlagenheit, in seiner blitzartigen Schnelligkeit, einer gewissen schauspielerischen Pose und seiner Unbeschwertheit von Gewissensbissen ein typischer Korse, d. h. Angehöriger der Mittelmeerrasse ist (mit nordischem Einschlag). Erwähnt sei auch, daß Napoleon 1,51 m groß war.

von allergrößter Bedeutung gewesen wäre und ihn vielleicht aufrechterhalten hätte. Für Schopenhauer hat Goethe zwar Verständnis; gemeinsame Anschauungen in der Farbenlehre verbinden beide; der Zug zur Anschauung führt sie zusammen. Aber wegen unbedeutender Verschiedenheiten in der Auffassung der Farbenlehre zieht sich Goethe verstimmt zurück. Am schmerzlichsten berührt es, daß Goethe zum Größten, der mit ihm die Sonne sah, zu Beethoven, kein inneres Verhältnis gewinnt. Er schreibt über ihn an Zelter: „... er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit.“ Als ob Beethoven, wäre er ausgeglichen und „gebändigt“ gewesen, noch Beethoven wäre! Für das wild Dämonische, Titanische, Prometheische in Beethoven fehlt Goethe jedes Organ. Er geht an der gewaltigsten Erscheinung seiner Zeit achtlos vorbei, obwohl er sonst nicht ohne Interesse und Verständnis für Tonkunst ist¹⁾. Gemeinsam ist diesen Erscheinungen, daß Goethe Personen und Personenkreise, die rassistisch von ihm verschieden sind, ablehnt.

Auch der ausgeprägte Schönheitssinn, die Schönheitstrunkenheit, die Goethe mit Mozart und den Griechen gemeinsam hat, stammt nicht von der nordischen Rasse allein. An ihm ist die Mittelmeerrasse wesentlich beteiligt. Goethe läßt keinen Tag vorbeigehen, ohne daß er sich an irgendeinem Bilde, einer antiken Statue, einem Abschnitt aus der Ilias oder Odyssee oder sonstwie erfreut und erhebt. Eine solche Vorherrschaft des Schönen findet man bei rein nordischen Menschen höchst selten. Der mittelländische Einschlag ist auch nach anderer Richtung bedeutsam. Er gibt allen südlichen Kulturen das Leichte, Selbstverständliche, das Göttergleiche und göttlich Spielende. Er hat auch in der Persönlichkeit Goethes diese Bedeutung. Goethe ist von allen unsern großen Dichtern und Schriftstellern der natürlichste. Der Ausdruck seiner Gedanken ist ungesucht, man möchte für einen so großen Geist sagen: naiv. Wenn Schiller dem sentimental Dichter den naiven gegenüberstellt und Goethe zu den naiven Dichtern rechnet, so ist dieser Zug seines Wesens durch den mittelländischen Einschlag mitbedingt. Dieser Zug zum Natürlichen findet sich im ganzen rheinfränkischen Volksstamm. Er ist mit der leichten, beweglichen, weltmännischen Art und der raschen Auffassungsgabe dieses Volksstammes – alles vorwiegend mittelländische Eigenschaften – aufs innigste verwandt.

Kennzeichnend für Goethes Wesen ist ferner die Tatsache, daß er sich von Erlebnissen, die ihn tief bewegen und erregen, durch die Gestaltung zum Kunstwerk innerlich befreit. Wenige große Künstler haben diese Fähigkeit in dem Maße besessen wie Goethe. Er hat dieser Fähigkeit selbst in den Worten Ausdruck verliehen: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.“ Nun besitzt diese Eigenschaft zwar jeder große Künstler. Gerade die Fähigkeit, Gefühltes und Gedachtes aus sich herauszustellen und in ewigen Gestalten zu verkörpern, macht den großen Künstler aus. Bei Goethe geht aber diese Eigenschaft weiter. Er befreit sich auch menschlich von dem Erlebten. Das Erlebte wird ihm durch die Gestaltung im Kunstwerk zum Bild, das sich von ihm ablöst. Auch viele seiner Liebschaften sind so zu verstehen, vor allem die mangelnde Treue, die manche an ihm tadeln. Mit der Gestaltung zum Kunstwerk läßt die innere Erregung nach. Das Bild des

¹⁾ Vgl. Wilhelm Bode, Die Tonkunst in Goethes Leben.

geliebten Wesens verläßt ihn damit nach einiger Zeit von selbst. Bezeichnend ist Goethes Verhalten zur Zeit seiner gefährlichsten Erregung, während seiner Liebe zu Ulrike von Lewetzow. Er erkrankt heftig. Zelter eilt besorgt herbei. Und was tut er? Er muß dem Freunde die Worte seiner „Marienbader Elegie“ immer aufs neue vorlesen, bis sich Goethe endlich beruhigt. Schwerlich würde sich ein rein nordischer Mensch so verhalten. Ihn würde das immer erneute Vorlesen des soeben Erlebten immer aufs neue aufregen, er würde einen Strich unter das Vergangene machen und nicht mehr davon reden. Er wäre, was noch entscheidender ist, gar nicht in der Lage, etwas, das ihm innerlich so nahe geht, sofort in Verse zu gießen, und er würde, wenn ihm dies gelänge, diese Verse für sich behalten.

Wir sehen, wie bedeutsam der mittelländische Einschlag für den Künstler in Goethe ist. Für den Künstler ist all das vorteilhaft, was in dieser Richtung dem rein nordischen Menschen mehr oder minder unmöglich ist. Er muß „sagen“ können, was er leidet. Das, was dem nordischen Menschen nicht selten fehlt, die Fähigkeit seinen Gefühlen einen sprechenden Ausdruck zu geben, sie besitzt der mittelländische Mensch in überreichem Maße. Dieser betrachtet vielfach das Leben nur als ein interessantes Schauspiel, in dem jeder seine Rolle so gut wie möglich zu spielen hat. Er erscheint deshalb dem nordischen Menschen leicht als Schauspieler, während ihm selbst der nordische Mensch als steifer Pedant vorkommt. – Es ist aber einleuchtend, daß die Verbindung nordisch-mitteländisch auf künstlerischem Gebiet fruchtbar werden muß. Die Tiefe und Schöpferkraft liegt mehr auf nordischer, die größere Leidenschaft, Gestaltungskraft und Fähigkeit sich zu äußern mehr auf mittelländischer Seite. Erst die Verbindung von beiden aber macht den großen Künstler.

Auch das Statische, das in Goethes Persönlichkeit und Weltanschauung liegt, dürfte mittelländischen Ursprungs sein. Alle Kulturen, die aus dem Mittelmeer emporgestiegen sind, tragen einen statischen Zug. Die Gestalten der antiken Welt stehen gleichsam geschichtslos vor uns. Den Griechen fehlte der Sinn für das Geschichtliche (woraus sich das Zusammenfließen von Mythos und Geschichte bei ihnen erklärt). Ihnen erschien das Sein als zeitlos. Die ewigen Ideen Platons und die Gestalten eines Phidias haben viel mehr innere Verwandtschaft als es auf den ersten Blick erscheint. Sie sind aus demselben Geist geboren. Die Gestalten der griechischen Plastik sind gleichsam ein Pantheon ewiger Ideen. – Auch Goethe hat etwas von diesem Geiste (soweit es ein moderner Mensch haben kann). Jede Veränderung ist ihm im Grunde verhaßt. Die Geschichte ist ihm „ein Buch mit sieben Siegeln“. In der Metamorphose der Pflanzen sieht er bestimmte Ideen verkörpert. Alles Dramatische lehnt er innerlich ab. Der Name des „Olympiers“ hat dieser ruhenden, zeitlosen Veranlagung Goethes einen treffenden Ausdruck verliehen.

Es erscheint mir nicht zweifelhaft, daß dieser statische Charakter der antiken Kultur die „Zeitlosigkeit“ verliehen hat, die ihr eigentümlich ist, und die sie vor allen früheren, an sich sehr bedeutsamen Kulturen voraus hat. Dieser statische Charakter, dem die Entwicklung fremd ist, hängt mit der klaren, plastischen Wesensart dieser Kultur aufs engste zusammen. Ohne diese Frage hier eingehender zu behandeln, sei nur bemerkt, daß Goethe von allen Deutschen, ja von

allen Genies der modernen Welt, diesen Charakter der „Zeitlosigkeit“ am meisten mit den Gestalten der antiken Welt teilt. Die nordisch-mittelländische Rassenmischung ist deshalb nicht nur eine wesentliche Grundlage seiner Genialität, sondern darüber hinaus die wesentlichste Ursache der Länge seiner Wirksamkeit. Damit hängt aufs engste zusammen, daß Goethe bis zu einem gewissen Grade aus den Reihen der übrigen deutschen Genies herausfällt, eine Ausnahmestellung unter ihnen einnimmt. Die Allseitigkeit seines Wesens ist so erstaunlich, daß sie nur in einzelnen Erscheinungen der Renaissance eine Parallele findet. Fast alle Genies haben etwas Einseitiges an sich. Bei Goethe ist nichts davon zu bemerken. Er wandelt sich vor unseren Augen, ohne doch je sich selbst untreu zu werden. Goethe trägt von allen deutschen Genies am wenigsten die deutschen Schwächen in sich. Nichts von verstiegenem Idealismus und Weltfremdheit, von Doktrinarismus und eigensinniger Rechthaberei. Er tritt unter die Menschen mit einer Selbstverständlichkeit, als sei er von jeher bei ihnen zu Hause gewesen. Seine Dichtungen sind bei aller Tiefe so unendlich natürlich, so naiv und ungesucht, daß ihm darin kein anderer Genius gleichkommt, daß wir bis auf Homer zurückgehen müssen, um ähnliches zu finden. Der Vergleich mit Homer ist der einzige, der Goethes Erscheinung gerecht wird, wenn er sie auch nicht erschöpft. Gleichwie die homerischen Gesänge jugendfrisch sind wie am ersten Tag, so auch die Dichtungen Goethes. Während die meisten Genies in ihrer Wirksamkeit mit ihrem Volke sterben, ist dies bei diesen Dichtern nicht der Fall.

An dieser langen Wirksamkeit ist, wie bei den Griechen, die nordisch-mittelländische Mischung wesentlichste Ursache. Nur diese Rassenmischung bringt Erscheinungen hervor, die den Menschen in dem Maße entgegenkommen, ihnen zusagen, wie es bei den Hellenen im Verhältnis zur Menschheit im ganzen der Fall ist. Wie die Gestalten der griechischen Plastik das europäische Schönheitsideal geworden sind, das auch nicht-nordische und nicht-mittelländische Menschen anerkennen, wie der griechische Tempel in seiner Einfachheit, durchsichtigen Klarheit und strahlenden Schönheit vorbildlich ist, so auch der griechische Geist in seiner Gesamterscheinung. Es ist weniger die Tiefe als die unvergleichliche Harmonie und Ausgeglichenheit aller geistigen Anlagen, die aus allen Äußerungen des hellenischen Geistes spricht. Ähnlich ist es bei Goethe. Nur so ist die weite Verbreitung seiner Werke, die tiefe Liebe zu erklären, die man nicht nur seinen Werken, sondern auch seiner Persönlichkeit entgegenbringt. Goethes Persönlichkeit für sich allein betrachtet ist, ganz unabhängig von seinen Werken, etwas Außerordentliches. Goethe ist der vollendete Mensch. Auch darin unterscheidet er sich von fast allen anderen Genies.

An seiner Persönlichkeit sind seine sämtlichen Rassenbestandteile beteiligt. Die wichtigste, vor allem künstlerisch bedeutungsvollste Seite seines Wesens ist die nordisch-mittelländische Mischung. Goethe ist eine der großartigsten Synthesen nördlichen und südlichen Wesens.

In Goethe hat uns ein gnädiges Geschick den Mann geschenkt, dem gleich den Hellenen das Ebenmaß, das *μηδὲν ἄγαν* oberstes Gesetz war, der in maßvoller Abklärung einen Ruhepunkt, ein Sich-selbst-Gleiches und Bleibendes darstellt inmitten der wogenden, chaotischen, in sich selbst zerspaltenen Welt, die stets wird und nie ist, die sich unaufhaltsam wandelt und doch nie zu sich selbst kommt.

Referate.

Rodenwaldt, Ernst, Die Rassenmischung als historisch-biologisches Problem. Bremer Beiträge zur Naturwissenschaft 2. Heft 6. Band. Arthur Geist-Verlag, Bremen 1940.

In einer kritischen Studie mit einem kasuistischen Beitrag nimmt Verf. zu dem Problem der Rassenmischung vom historisch-biologischen Gesichtspunkt aus Stellung. Es wird gezeigt, daß ein großer Teil der bisherigen Geschichtsforschung (von einigen Einzelgängern abgesehen) die biologische Betrachtungsweise zu sehr vernachlässigte. Es war von jeher ein Problem, das historische Schulen schied, ob Geschichte mehr von der Einzelpersönlichkeit gemacht würde, oder ob die Gesamtlage einer Zeit für das geschichtliche Geschehen entscheidend sei. Warum diese Persönlichkeiten aber naturnotwendig so sein mußten, wie sie waren, so handeln mußten, wie sie es taten, und inwiefern die Menschen einer Zeit unter naturgesetzlichen Bedingungen standen, diese Frage wurde nicht gestellt. Insgesamt wurde den Einwirkungen der Außenwelt ein viel zu großer Raum eingeräumt, und trotz genealogischer Forschungen und Stammbäume der Verfolgung des Erbstromes oder vielmehr der Erbströme nicht das genügende Gewicht beigelegt. Einen wesentlichen Nachteil sieht Verf. mit Recht bei der Erforschung hervorragender Geschlechter auch darin, daß in vielen Ahnentafeln genealogisch Väter fungieren, die biologisch nicht an diese Stelle gehören. Ein weiterer Nachteil liegt darin, daß bei der Erforschung hervorragender Geschlechter die Erforschung der genealogischen Verhältnisse der Frauenseite zu sehr vernachlässigt wurde. Ein Kompetenzstreit zwischen Biologen und Historikern verschärfte das ganze Problem. Zusammenfassend äußert sich Verf. hierzu „Biologisches Denken läßt sich nicht anlesen, ebensowenig wie der ein Historiker geworden ist, der eine Reihe bedeutender Geschichtswerke gelesen hat“. In der Erforschung der Dynastenfamilien durch historisch-biologische Familienkunde sieht Verf. einen geeigneten Weg, zu dem Problem der Rassenmischung Stellung zu nehmen. Die Habsburger, das Hohenzollernhaus u. a. werden als Beispiele angeführt. Es wird auch gezeigt, wie durch Inzucht sowohl hinaufzüchtende wie hinabzüchtende Wirkungen in Dynastenfamilien zustande kamen. Mit Bedauern stellt Verf. fest, daß uns sichere Grundlagen genealogischer Forschungen zum Betreiben einer gedeihlichen Völkerbiologie bisher fehlen und daß wir letzten Endes zumeist immer nur Endzustände sehen. Aus der Lückenhaftigkeit der Tatsachenbestände, besonders wenn sie weit zurückliegen, ergibt sich, daß die Darstellung des Historikers zu großem Teil als ein Kunstwerk betrachtet werden muß. Biologische Methoden, die auf die Feststellung der Richtigkeit ausgehen, können darauf nicht immer angewendet werden. In seinem kasuistischen Beitrag bringt Verf. einen sehr interessanten, historisch-biologisch gesehenen Beitrag zu dem Problem der Rassenmischung. An der Geschichte des hindu-javanischen Reiches Madjapait innerhalb des heutigen Niederländisch-Indien wird gezeigt, wie verderblich sich für ein her-

vorragendes Dynastengeschlecht arischen Ursprungs die Rassenmischung auswirkte. Verf. sieht in seinen Beobachtungen mit Recht gesicherte Möglichkeiten biologischer Betrachtungsweise geschichtlichen Geschehens und betont die Wichtigkeit der Berücksichtigung der Rassenmischung. Grobig, München.

Auslandsdeutsche Volksforschung. Vierteljahresschrift. Verlag Ferdinand Enke. Stuttgart. Jahrgang 1938. II. Band. Heft 3 und 4.

Wie in den bisherigen Besprechungen (siehe Arch. Rass. Ges. Biol. 1937, Bd. 31, Heft 4, und 1938, Bd. 32, Heft 6) sollen im folgenden die weiteren Arbeiten dieser Zeitschrift, soweit sie für Fragen des Archives von Bedeutung sind, herausgegriffen und referiert werden.

In einer Untersuchung von H. Weinelt über „Volkstumsverschiebungen in Mähren und Sudetenschlesien“ (S. 321–343) wird festgesetzt, daß in vielen Orten Mährens während des 18. und 19. Jahrhunderts die deutschen Mehrheiten der Bevölkerung verschwunden sind. Während noch im Mittelalter alle Städte Mährens und Sudetenschlesiens rein oder fast rein deutsch waren, hat sich dies so sehr geändert, daß wir derzeit im innermährischen Gebiet in größeren Orten fast durchwegs rein tschechische Bevölkerung oder zu mindestens ein starkes Überwiegen der Tschechen finden. Dagegen ist auch heute noch der tschechische Komplex mit kleineren deutschen Siedlungen bzw. Dörfern durchsetzt, Mähren gilt ja als das Land der Sprachinseln. Bezüglich des, wenigstens bis vor kurzem, von den Tschechen behaupteten Anspruches auf den mährischen Binnenraum, wird vom Verf. entgegnet, daß im ganzen Bereich von Mähren und Schlesien wohl ein während der ganzen historischen Periode deutsch besiedelter Teil, dagegen kein tschechischer Kernraum mit „notwendigem Wechselspiel von tschechischer Stadt und tschechischem dörflichem Weichbild“ gefunden werden konnte.

H. Geißler (S. 358–365) legt eine kurze Studie über „Umvolkungserscheinungen bei Jugendlichen in der fremdvölkischen Großstadt“ vor. Er hat in unmittelbarer Befragung und mittels Fragebogen versucht, über das volkstumsmäßige Verhalten des donauschwäbischen Deutschtums in Belgrad Aufschluß zu erhalten. Sein Ergebnis, daß gerade bei Handarbeitern eine mehr instinkt-sichere deutsche Haltung zu finden sei, während unter Studenten der Hochschule durch individualistische Zersplitterung die Gefahr völkischer Überfremdung eher gegeben wäre, steht wohl im Widerspruch mit den Erfahrungen aus anderen Gebieten. Es erscheint überdies bedenklich, aus einem kleinen Material (16 Arbeiter, 28 Studenten) schon festere Schlüsse ziehen zu wollen.

In seiner Arbeit „Methodisches und Logisches zum Problem der Umvolkung“ geht G. Schmidt-Rohr auf verschiedene Grundtatsachen ein, die ihm für den gegenständlichen Fragekomplex wesentlich erscheinen. Als erste Schwierigkeit ergibt sich nach seiner Meinung die Schwankung des Volksbegriffes selbst, als zweite der Zeitpunkt, wann man die Umvolkung als endgültig ansehen kann. Unter „volkhafte Kennzeichen“, deren Änderung bei der Frage der Umvolkung in Betracht kommt, führt er an: Blut, Sprache (Hochsprache bzw. Mundart), ethnologisches Zusammengehörigkeitsbewußtsein, politisch-nationales Sendungsbewußtsein, Volksgeist und Volksseele, Recht und Brauchtum und völkische

Kultur. Als bewirkende Ursache der Umvolkung nennt er insbesondere: das kulturelle Gefälle, staatspolitische Maßnahmen sowie gesellschaftliche, wirtschaftliche und ideologische Gegebenheiten. Welche Ursachen der Umvolkung für ein Volk überhaupt möglich sind, hängt, von den äußeren Erscheinungen abgesehen, auch von der Wesensart des zu verändernden Volkstumes selbst ab.

„Vom Volkstum her gesehen, ist die Rasse, das Blut, eine tiefere und urtümlichere Macht und Gestaltungskraft als die Sprache.“ Dies zeigt sich auch bei Umvolkungen unter europäischen Nachbarvölkern, denn selbst wenn sich diese aus denselben Rassen zusammensetzen, so handelt es sich doch „für den Einzelmenschen“ immer um den Eintritt in ein „anderes rassisches Kräftespiel“. Seit den letzten Jahrzehnten „ist die willentliche Einstellung der zwischen den Völkern lebenden Bevölkerungsteile die maßgebliche Größe für Gewinn und Verlust an Volkzellen“. Die anderen vorhin genannten Faktoren, so z. B. das kulturelle Gefälle, sind fast ganz in den Hintergrund getreten. Zu besonderer Geltung kommen jetzt Geschichtsbewußtsein, Wirbewußtsein, völkisches Verpflichtungsgefühl und Opferbereitschaft.

H. Grimm (S. 396–414) gibt in seiner „Anthropologie in der Volksforschung“ eine sehr gute und eingehende Übersicht über die bisherigen Ergebnisse physisch-anthropologischer Untersuchungen in den auslandsdeutschen Gruppen. Mit Recht verweist er auf die besondere wissenschaftliche Bedeutung dieser Forschungen für die Frage der Umweltveränderung der Konstitutions- und Rassenmerkmale. Untersuchungen wie die von Keiter an rückgewanderten rußlanddeutschen Menoniten oder von Krieg, Hauschild, Saettele u. a. an deutschen Kolonisten in Südamerika haben bereits ergeben, daß diese Auslandsgruppen sich in bestimmten Körpermaßen von der Bevölkerung ihres Herkunftsgebietes unterscheiden, was sich nicht nur beim Erwachsenen sondern auch schon in der Entwicklungskurve zeigt. Verschiedene exogene Einflüsse, die hier eine Rolle spielen, konnten bereits festgestellt werden. Der größte Teil dieses Fragenkomplexes ist jedoch noch ungelöst. Die anthropologische Forschung des Auslandsdeutschtums kann aber auch einen wesentlichen Beitrag zur Klärung nach der historischen Herkunft bestimmter auslandsdeutscher Gruppen leisten, wie dies schon in Siebenbürgen und ebenso für das Banater Deutschtum in Angriff genommen wurde. Ein weiteres Problem ist die Frage nach der biologischen Umgestaltung auslandsdeutscher Inseln durch die in der volksfremden Umwelt veränderte Ausleserichtung. Und nicht zuletzt gewinnen in europafremden Klimaten lebende Volksgruppen besondere Beachtung für die Frage des rassischen Akklimatisationsbereiches unseres Volkes. Die Ergebnisse solcher Forschungen werden für die künftige deutsche Kolonialpolitik wichtig sein.

Aus einer Magisterarbeit, die von B. L. Hörmann 1931 an der Universität von Hawaii eingereicht wurde, erfahren wir (in gekürzter Wiedergabe, S. 472–487) vom Schicksal der deutschen Einwanderer auf den hawaiischen Inseln. Es handelt sich dabei um etwa 1000 Deutsche, die vorwiegend in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts aus Nordwestdeutschland in ihre neue Heimat gekommen waren. Obwohl die wirtschaftlichen und klimatischen Vorbedingungen für die deutsche Volksgruppe hier zumindest nicht ungünstig waren und der deutsche Einfluß durch längere Zeit für die wirtschaftliche Entwicklung

der Insel eine ziemlich große Rolle spielte, hat die deutsche Volksgruppe binnen weniger Jahrzehnte in nationaler Hinsicht zu bestehen aufgehört. Die sogenannte „Amerikanisierung“, die schon lange vor dem Weltkrieg einsetzte, und die für unser Volk unsegligen Folgen dieses Krieges selbst sollen nach Verf. die Umvolkung herbeigeführt haben. Über das biologische Schicksal der Einwanderer erfahren wir aus dieser Arbeit fast nichts. Der Fruchtbarkeit der deutschen Familien, der völkischen und rassischen Mischheiraten wird keine Erwähnung getan, obwohl es bekannt ist, daß Deutsche in Hawaii rassische Mischehen eingegangen sind.

In der Arbeit „Zur Frage der Assimilation der Deutschen Mittelpolens (unter Berücksichtigung ihrer sozialen Struktur)“ (S. 487–499) versucht H. Hopf die Ursachen klarzulegen, welche während der letzten beiden Jahrhunderte in Mittelpolen zur Umvolkung von etwa 30000 Deutschen evangelisch-augsburgischer Konfession führten. Besonders beschleunigt war nach seiner Feststellung die Entdeutschung in den Städten und vor allem in Warschau. Die Aufstiegsmöglichkeit in der polnischen Gesellschaft für das deutsche Kleinbürgertum erscheint hier als wichtiger Faktor. Am Lande waren in erster Linie Großgrundbesitzer, Dörfer, die abgeschlossen von deutschen Siedlungsgebieten liegen, Siedlungen, die in der Nähe polnischer Städte sich befinden, und schließlich die katholischen deutschen Dörfer in erster Linie der Entdeutschung ausgesetzt. Im einzelnen spielt auch die soziale Lage eine große Rolle. So scheinen dem Verf. Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Handwerker und „Zweckmenschen im Kleinbürgertum“ dem fremdvölkischen Einfluß gegenüber besonders anfällig zu sein. Auch hat sich das katholische Bekenntnis für den völkischen Widerstand als ungünstig erwiesen. Ein wichtiger Hinweis ist sicher auch die Tatsache, daß das Deutschtum in Polen vor der Gründung des zweiten Deutschen Reiches an den übrigen Teilen des eigenen Volkes keinerlei Rückhalt fand.

Harrasser, München.

Volksforschung. Begründet als **auslandsdeutsche Volksforschung.** Vierteljahresschrift. Herausg. vom Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1939. III. Band, Heft 1–4.

In seinem Beitrag „Zur Soziologie der Umvolkung als Gegenwartsproblem“ (S. 1–7) betrachtet W. Gierlich die Umvolkung als Sozialprozesse des Angriffes und der Abwehr, die sich unter den Angehörigen und Gruppen der „Grenzvölker“ abspielen. „Jedweder Umvolkungsvorgang zielt auf einzelmenschliches oder gruppenhaftes Verhalten (Entscheidung) ab und betrifft damit gleichzeitig die Haltung des einzelnen (oder der Gruppe) zur Gemeinschaft (Gesellschaft).“ Als psychologische Faktoren für dieses Verhalten hebt er das „fundamentale Verlangen nach Sicherheit“ und „das Verlangen nach Anerkennung und Erwidern“ hervor. Die jeweiligen Vorbilder und Richtmaße sind dabei von besonderer Bedeutung, aber sie sind abhängig „von dem Grade der volkeigenen Gemäßheit“. Die Entscheidung hängt nach seiner Meinung im wesentlichen von der Anziehungskraft und Durchschlagskraft dessen ab, was dem im Volkstumskampf Stehenden von seinem eigenen und vom fremden Volkstum geboten wird.

Unter dem Thema „Madjarisierung“ beschäftigt sich auch H. Bauer (S. 51–64) mit dem Problem der Umvolkung. Untersucht wird dabei der Entwicklungs-

prozeß bei berühmten „Madjaren“ deutscher Herkunft, wie Graf Stephan Széchenyi, Ludwig Kossuth, Karl Maria Kertbeny, Friedrich Kerényi u. a. m. Verf. betont, daß die soziale Aufstiegsmöglichkeit und die Anerkennung durch das Fremdvolk bei vielen der Genannten mitentscheidend waren, wenn auch andere Beweggründe nicht außer acht gelassen werden dürfen.

H. Weinelt betrachtet „Mähren als Brücke zwischen den schlesischen und bayrischen Stammesgebieten“ (S. 345–253). Obgleich gegenwärtig Innermähren ein nur durch wenige deutsche Sprachinseln unterbrochenes tschechisches Siedlungsgebiet darstellt, war es doch, wie sich insbesondere aus der Dialektforschung ergibt, „kein Hindernis für ein Herübergreifen nach beiden Seiten“ durch die nördlich und südlich angrenzenden deutschen Stammesgebiete. Die größere Expansion zeigt dabei die südliche (bayrische) Gruppe, deren Einflüsse am Südrande des deutschen Nordmähren und Schlesiens noch feststellbar sind. Auch die deutschen Sprachinseln im tschechischen Gebiet sind größtenteils Gründungen von der bayrischen Seite her.

„Die Polen in Belgien, Luxemburg und den Niederlanden“ sind nach einem Aufsatz von E. Meyer (S. 253–259) eine ganz beachtliche Minderheit. Ihre Zahl wird in Frankreich auf 600 000 geschätzt, in den obengenannten drei Staaten auf etwa 40–50 000. (Wieweit sich durch den gegenwärtigen Krieg diese Verhältnisse geändert haben, ist natürlich noch nicht abzusehen.) In Belgien, Luxemburg und den Niederlanden haben die Polen bisher politisch und biologisch noch keine Bedeutung gewonnen, letzteres insbesondere schon deswegen nicht, weil die Haupteinwanderung dorthin erst nach dem Weltkrieg aus dem Ruhrgebiet erfolgte. An und für sich scheinen die Polen in diesen drei Staaten kaum ein volkliches Eigenleben erhalten zu können, wenn ihnen nicht durch das Polentum in Frankreich ein Rückhalt geboten wird. Verf. sieht letztere Möglichkeit hauptsächlich dadurch gegeben, daß durch die zahlreichen Emigranten der polnischen Intelligenz in Frankreich „eine bodenständige organisch aufgebaute polnische Volksgruppe entstehen kann“, weil das Heer der polnischen Handarbeiter damit eine geistige Führung erhält.

Harrasser, München.

Volksforschung, begründet als **auslandsdeutsche Volksforschung**. Vierteljahresschrift des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart. Band 4, 1940. Heft 1 u. 2. 168 S.

H. Kloß (Entsprechungen im Nationalitätengefüge Westeuropas und Nordamerikas S. 1–8) hebt die Bedeutung des deutschen Elementes für die kulturelle Entwicklung Westeuropas und im besonderen Frankreichs hervor. Er sieht in Nordamerika bei dem Zusammenwirken von Angelsachsen, Franzosen und Deutschen eine gewisse Parallele zu den Verhältnissen Westeuropas, wobei insbesondere die Auswirkung liberaler Weltanschauungsmotive sowie positivistischer und empirischer Züge als einigendes Band des Denkens und Fühlens betrachtet wird. Unter diesem Einfluß stehen nun die volksdeutschen Gruppen einerseits am Westrand des Deutschen Reiches (Deutsch-Schweizer, Elsaßlothringer, Luxemburger und die Grenzdeutschen in Belgien) und andererseits die deutschstämmigen Städter in den Vereinigten Staaten, wie auch das Landdeutschtum

in Pennsylvanien und Kanada. Es ist wohl eigenartig, daß das Deutschtum in diesem Raume sich auf die allgemeine Geisteshaltung und Lebensauffassung so wenig auswirken konnte, während andererseits die französische Wesensart sich im Angelsachsentum mehr und mehr Eingang verschafft hat. Damit steht auch im Zusammenhang, daß in der letzteren Zeit von englischer Seite die Bedeutung des romanischen Elements in der englischen Sprache, wie der mediterranen Rasse in der englischen Bevölkerung weit mehr, als es wohl den Tatsachen entspricht, in den Vordergrund gerückt wird.

Nach E. Meyer (Zur Frage der Volksgruppenbildung der Amerikapolen S. 8–21) leben in den Vereinigten Staaten auf Grund der Volkszählung von 1930 etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, die „mehr oder minder mit der polnischen Sprache vertraut sind“, darunter eine Million von in Polen Geborenen. Die Zahl der Polen in Kanada wird mit 150000 angenommen. An der Hand dieser Statistiken ist allerdings nicht genau feststellbar, wie viele Angehörige von völkischen Minderheiten aus dem Gebiet des ehemaligen polnischen Staates (z. B. Juden, Ukrainer) in diesen Zahlen enthalten sind. Diese hauptsächlich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts und in der Zeit vor dem Weltkriege auf dem amerikanischen Kontinent eingewanderten Polen konnten trotz ihrer beachtlichen Zahl, ihrer zahlreichen Organisationen und Kirchengemeinden und trotz des Umstandes, daß sie nicht wahllos über das ganze Gebiet der nordamerikanischen Union verstreut leben, sondern in manchen nordwestlichen Städten von USA. zahlenmäßig sehr in Erscheinung treten, fast keinerlei Einfluß im öffentlichen Leben erringen. Verschiedene Umstände sind dabei von entscheidender Bedeutung. Die Mehrzahl der Amerikapolen ist in Industrie und Bergbau beschäftigt, wobei es sich zum großen Teil (29,1%) um ungelernete Arbeiter handelt. Sehr ins Gewicht fällt auch der Umstand, daß noch im Jahr 1930 19 % der in Polen Geborenen Analphabeten waren, und für amerikanische Augen ist ganz wesentlich, daß die Polen bei den Intelligenztests (z. B. bei der amerikanischen Rekrutierung) von den Weißen fast am schlechtesten abschnitten. Hervorgehoben werden auch der hohe Prozentsatz asozialer Elemente (hauptsächlich Diebe und Gauner) und der Mangel an hervorragenden Persönlichkeiten.

Es ist interessant, daß die nach Amerika eingewanderten Polen bis zum Beginn dieses Jahrhunderts trotz ihrer zahlreichen kleinen Organisationen, Vereine, Verbände, keine einheitliche Volksgruppenführung entwickeln konnten. Erst nach Begründung des polnischen Staates mit dem Abschluß des Weltkrieges erwacht auch hier das polnische Nationalgefühl und nimmt an der Entwicklung des Staatsaufbaues in der Heimat regen Anteil. Die Amerikanisierung und damit die Entfremdung vom eigenen Volkstum hat aber auch unter den Amerikapolen besonders in der zweiten Generation starke Fortschritte gemacht. Als besonders förderndes Moment hiefür sieht der Verf. den Umstand an, daß die Polen in Amerika keine zur Volksführung geeignete Intelligenzschicht hervorbringen konnten und die Jugend bei den Bestrebungen nach sozialem Aufstieg angesichts der geringen Bewertung des Polentums durch die angelsächsischen Amerikaner sich mehr und mehr von ihrer Elterngeneration entfernt. Die Assimilierung nimmt immer rascheres Tempo an. Es ist hervorzuheben, daß gerade die katholische Kirche den polnischen Volksgruppen in Amerika einen gewissen, nationalen Rückhalt ver-

lieh und Assimilierungsbestrebungen aus konfessionellen Gründen entgegenarbeitete. Auch in biologischer Hinsicht versucht sich das amerikanische Polentum den neuen Verhältnissen anzupassen. Die Geburtenzahl zeigt eine sinkende Tendenz, wengleich noch im Jahre 1920 die Durchschnittskinderzahl von 4,5 pro Familie die in den Vereinigten Staaten mittlere Zahl von 3,3 noch weit überschreitet. Sehr überraschend ist die Behauptung des Verf., daß sich „in den Städten die Kinder der durchwegs recht kräftigen polnischen Einwanderer durch ihren schwächlichen Körperbau von ihren Eltern unterscheiden“. Bei solchen Mitteilungen denkt man unwillkürlich an die seinerzeit Aufsehen erregenden Arbeiten von Boas über die somatischen Veränderungen an den Nachkommen der nach Amerika eingewanderten polnischen Juden. Der Verf. selbst führt leider für seine Mitteilung keine genaueren Quellen an und erörtert auch nicht die möglichen Ursachen dieser Veränderungen. Da aber gerade solche Behauptungen, selbst wenn sie nicht in exakter Forschung festgestellt wurden, von gewissen Seiten immer wieder als angebliche „Beweise“ für die Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften herangezogen werden, wäre es wünschenswert, bei derartigen Erscheinungen sofort energisch den Ursachen nachzugehen. Nach den gesamten Darstellungen des Verf. ist eine gewisse Vermutung berechtigt, daß der behauptete „schwächliche Körperbau“ der Kinder mit dem durchschnittlich wohl recht ungünstigem Milieu während der Wachstumsperiode in Beziehung steht.

O. Fischer und S. Klaß verdanken wir aufschlußreiche Untersuchungen „Zur Volksbiologie der deutschen Siedlung in der Dobrudscha“ (S. 21–43). In dieser deutschen Volksgruppe, deren Bevölkerungszahl 1937 mit etwa 14000 beziffert wurde, erstrecken sich die Erhebungen über den evangelischen Teil (in 25 Gemeinden etwa 8000 Personen). Das Deutschtum der Dobrudscha wanderte in den 40er, bzw. 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts aus der Volksgruppe von Bessarabien und dem Gouvernement Cherson ein, stellt also siedlungsgeschichtlich eine Tochterkolonie der Rußlanddeutschen dar, die mit der im Jahre 1940 erfolgten Rückführung ins Reich ihr natürliches und für unser Volk glückliches Ende gefunden hat. Die Einwanderung hat verhältnismäßig lange gedauert, wir können daher heute kaum einen sicheren Anfangsbestand rekonstruieren. Seit 1883 fanden nur mehr unerhebliche Verschiebungen durch Binnenwanderung und Auswanderung nach Amerika statt. Bemerkenswert für die Dobrudschadeutschen und ein Beweis ihres hohen biologischen Wertes für unser neues Reich ist die hohe Geburtenziffer, die noch 1929 40,5 Lebendgeburten a. T. betrug. Dann setzte wohl auch hier ein Abstieg ein, der 1937 mit 29,1‰ seinen Tiefpunkt erreichte. Immerhin ist hier der Geburtenüberschuß auch in dieser Zeit noch doppelt so hoch wie im Reichsgebiet, für die Periode 1928–37 sogar 3mal so hoch. Damit gehört diese Volksgruppe zu den kinderreichsten deutschen Auslandsgruppen, wenn sie auch den bisher bekannten Höchstziffern (Wolhynien 44,1%, Syrmien 43,6%, Espirito Santo 46,1%) wesentlich nachsteht. Der Wert dieser Geburtenziffer wird noch durch den Umstand gesteigert, daß der relative Anteil der Unehelichen nur halb so groß ist wie im deutschen Reichsdurchschnitt. Die Verf. bringen das mit dem frühen Heiratsalter und der sehr religiösen Einstellung der Bauernbevölkerung in Zusammenhang. Totgeburten sind angeblich selten, prozentual wesentlich unter dem Reichsdurchschnitt, was

aus dem Fehlen von Geschlechtskrankheiten erklärt wird. Um so schärfer ist dagegen die Auslese durch die hohe Sterblichkeit im Säuglingsalter (39,6% im Jahresdurchschnitt der Periode 1928–37) und im Kindesalter (16,8%) gegenüber den Ziffern von 10,6% bzw. 2,8%, die das Reich 1936 aufwies. Als Todesursachen werden in erster Linie Ernährungsstörungen hervorgehoben. Infektionskrankheiten, ausgenommen Tuberkulose, spielen angeblich eine geringe Rolle, desgleichen haben Kinderkrankheiten keine Bedeutung. Es ist sehr erfreulich, daß gewissermaßen knapp vor Torschluß, d. h. vor der Rücksiedlung dieser Volksgruppe, die Untersuchungen durchgeführt werden konnten.

In einem Aufsatz von K. Bittner über „Die mährischen Slowaken (S. 43–48) wird festgestellt, daß diese Volksgruppe sich sowohl mundartlich als auch durch stammliches Eigenleben (Volkstracht, Volksdichtung und -lied) deutlich vom Tschechentum in Böhmen und Mähren, wie auch andererseits vom Slowakentum in der Slowakei abhebt. Die eigenständige Entwicklung scheint seit dem Ende des tschechischen Staates sich zu verstärken.

Einen interessanten Kontrast zu den Ergebnissen bei den Dobrudschadeutschen zeigt eine wertvolle Arbeit von H. Schörnig „Über die Ursachen und Folgen des Geburtenrückgangs bei den Deutschen im rumänischen Banat“ (S. 65–77). Auch hier handelt es sich um geschlossene deutsche Siedlungen inmitten fremder Nationen. Gute kirchliche und staatliche Matrikeln erweisen, daß sich die Volksgruppe (in 62 Ortschaften) von 1811 bis etwa 1880 bzw. 1890 stark vermehrt hat. Die Gesamtzahl der Einwanderer, die in der Theresianischen und Josefinischen Periode ins Land kamen, wird auf 50000–60000 geschätzt. Die Volkszahl erreicht trotz anfänglich schärfster Auslese durch Malaria und Seuchen um 1900 bei 450000 ihren Höhepunkt und ist 1935 bereits auf 330000 zurückgegangen. Die Ursachen dieser Bevölkerungsbewegung treten schon in den Geburtenziffern klar hervor. Finden wir um 1800 4,14 Kinder pro Familie, steigt diese Zahl in Abschnitt 1801–1833 auf 6,6, geht 1867–1900 auf 5,05 zurück und fällt nach einem scharfen Knick um die Jahrhundertwende im Durchschnitt 1901–35 auf 2,0! Die Folge davon ist eine enorme Vergreisung. Während 1880 noch die Hälfte der Bevölkerung aus Jugendlichen bestand, beträgt dieser Anteil heute nur mehr $\frac{1}{5}$; in der Alterspyramide von 1930 weist die Klasse der 50-jährigen die größte Breite auf. Die Säuglingssterblichkeit und die Kindersterblichkeit scheint wesentlich geringer als in der Dobrudscha und zeigt auch gegenüber der Zeit vor dem Weltkriege eine deutliche Verminderung. Daß sie für die Bevölkerungsentwicklung kein ausschlaggebendes Moment darstellt, ist durch die Tatsache erwiesen, daß gerade das Banat (worin allerdings auch die nichtdeutschen Bevölkerungsteile einbegriffen sind) geringere Sterblichkeit der Jahresklassen 1–5 aufweist als die anderen fruchtbareren Landesteile Rumäniens. Unter der frühkindlichen Todesursache „angeborene Schwäche“, die eine besondere Rolle spielt, glaubt Verf. die Wirkung folgender Momente zu sehen: Eheschließung der Eltern vor voller körperlicher Reife, Blutsverwandtenehe, Lues, Alkoholmißbrauch, Tuberkulose; unter den sonstigen Todesursachen stehen Ernährungsstörungen im Vordergrund. Analog zu den bisherigen Verhältnissen im Reich tritt die differenzierte Fortpflanzung (1. Akademiker, 2. mittlere Beamte, Lehrer, Privatangestellte, 3. Handarbeiter) in Erscheinung. Leider werden die Verhältnisse im Bauern-

tum (und da sitzt gerade im Banat das Hauptübell d. Ref.) nicht entsprechend herausgearbeitet. Festgehalten, wenn auch in dieser Arbeit nur gestreift, muß noch werden, daß das Banater Deutschtum durch Auswanderung z. B. nach Amerika einen nicht unerheblichen Bevölkerungsverlust erfahren hat. Zum Schluß werden die verschiedenen Ursachen des Geburtenrückganges kurz besprochen, ohne für die Wirkung der einzelnen Faktoren hinsichtlich der untersuchten Volksgruppe bestimmte Entscheidungen zu treffen. Es wäre daher wichtig, gerade über diese Punkte die Untersuchungen baldigst fortzusetzen, um so mehr als sich seit dem Durchbruch der nationalsozialistischen Ideen im Deutschtum Rumäniens auch im Banat allenthalben Ansätze zu biologischer Genesung zeigen.

A. Harrasser, München.

Handbuch der Erbbiologie des Menschen. Herausgegeben von Günther Just. II. Band. Methodik. Genetik der Gesamtperson. Verlag Julius Springer. Berlin 1940. 820 S., 289 Abb.

Der methodische Abschnitt des vorliegenden Bandes gliedert sich in zwei Gruppen, deren erste die Untersuchungsmethoden im engeren Sinn umfaßt. Im ersten Kapitel gibt J. Weninger eine Übersicht über „die anthropologischen Methoden der menschlichen Erbforschung“. Reiche Erfahrung der Wiener erbbiologischen Schule spiegelt sich in dieser Arbeit wider, obgleich sich der Text streng auf anatomische Grundlagen und Aufnahmetechnik beschränkt und auch hier nur das Wesentlichste und Brauchbarste heraushebt. Besonders wertvoll erscheinen Hinweise auf Altersveränderungen und umweltbedingte Umformungen. In diesem Zusammenhang wäre es wünschenswert gewesen, wenn auch die Frage der Abgrenzung des Normalen vom Pathologischen (im Sinne der Untersuchungen von Hans Günther und als Ergänzung zum Kapitel über die Stigmen von Hanhart in diesem Handbuch) gesondert behandelt und das Verhältnis zwischen Rassen- und Konstitutionsmerkmal mehr als nur gestreift worden wäre. Gerade der Standpunkt des Anthropologen sollte hier deutlich zum Ausdruck kommen; Weninger vermeidet aber eine eigene Stellungnahme selbst zum Problem des Habitustypus. Das Schwergewicht dieses Beitrages liegt in der Morphologie, die für die anthropologische Erbforschung bisher die wesentlichsten Kriterien und sehr gute Ergebnisse (siehe Beitrag Abel) geliefert hat, nicht zum geringsten durch das Verdienst des Verf. und seiner Mitarbeiter. In anthropometrischer Hinsicht wird der Leser auf das Literaturverzeichnis verwiesen.

W. Enkes Kapitel über „Konstitutionsbiologische Methoden“ stützt sich voll und ganz auf die somatische Typologie und Betrachtungsweise Kretschmers und geht dabei auf viele Details ein. Daneben werden die Typenlehre von E. R. Jaensch und die Kapillarmikroskopie von W. Jaensch und seinen Mitarbeitern kurz abgehandelt. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, daß in der ganzen Konstitutionsforschung eigentlich nur das erwähnenswert sei, was mit dem Kretschmer-System zusammenhängt oder dieses bestätigt. Vielleicht wird die künftige Erbforschung den Standpunkt d. Verf. rechtfertigen, im Rahmen eines Handbuches wäre es aber doch notwendig, den Kreis der Umschau weiter zu ziehen, zumal auch von Kretschmer abweichende Konstitutionsforscher, z. B. Italiener aus der Schule Pendes, bereits erbbiologische Untersuchungen durchgeführt

haben. Im Gegensatz zur Darstellung Weningers hat Enke auch aus den Verarbeitungsmethoden schon einiges vorweggenommen, so daß seine Arbeit eine gute Übersicht über die Körperbautypologie Kretschmers liefert.

Dem entspricht auch Enkes Beitrag zu den psychologischen Methoden über „Untersuchungen auf Wurzelformen“, also elementaren Reaktionsneigungen in psychischer Hinsicht. Neben der Darstellung experimentalpsychologischer Methoden über Aufmerksamkeitsverteilung, Anpassungs- bzw. Einordnungsfähigkeit, Farbempfindlichkeit und Beharrungstendenz, Ablenkbarkeit und Verschmelzungsfrequenz, Perseverationsneigung und Assoziationsformen werden bereits Ergebnisse hinsichtlich der Kretschmer'schen Typen vorgelegt.

Anschließend gibt O. Kroh einen Überblick über „Methodische Erschließung spezifischer Begabungsgrade und Begabungsrichtungen“. Den Intelligenztests hauptsächlich amerikanischer Prägung gegenüber verhält sich Verfasser kritisch ablehnend, er betont aber um so mehr die Bedeutung experimentalpsychologischer Forschung in Bezug auf Begabungsrichtungen, unter denen die Anlage zum bildhaften Gestalten, zur musikalischen Produktion und zur mathematischen und technischen Begabung hervorgehoben werden. Die in den letzten Jahren von Forschern wie Lamparter und Wellek gewonnenen Ergebnisse lassen mit einem weiteren Ausbau dieser Methodik rechnen.

In der Gruppe Verarbeitungsmethoden nehmen die beiden Beiträge von S. Koller den größten Raum ein. Im ersten werden „Allgemeine statistische Methoden in speziellem Blick auf die menschliche Erblehre“ ausführlich besprochen. Diese fast 100 Seiten sind in ihrer konzentrierten und doch leicht faßlichen Darstellung eines oft schwierigen Stoffes geeignet, auch dem mathematisch nicht vorgebildeten Erbforscher notwendige Grundlagen zu liefern und fast ein Lehrbuch zu ersetzen. Durch zahlreiche Beispiele werden komplizierte Formeln oder graphische Darstellungsmethoden dem Leser nähergebracht. Wichtig ist, daß gerade die Grundbegriffe über Verteilung, Streuung, Mittelwert und mittleren Fehler, Wahrscheinlichkeits- und Korrelationsrechnung so eingehend behandelt werden, daß man darauf unschwer in den folgenden Kapiteln über Verteilungsrechnung, Streuungsstatistik, Korrelations-, Regressions- sowie Ausgleichs- und Standardisierungsmethoden aufbauen kann. Besonders hervorzuheben sind die Kapitel über den statistischen Vergleich, über Fehlermöglichkeiten bei der Gewinnung des Materials und über das Wesen der Auslese. Es wäre wünschenswert gewesen, die für die Rassenhygiene so wichtige Fruchtbarkeitsstatistik etwas ausführlicher zu erörtern. Als Motto des ganzen Abschnittes kann man die Worte des Verf. setzen: „Die einzelnen statistischen Methoden sollen nicht starr angewandt, sondern den besonderen Erfordernissen des Einzelfalles angepaßt werden.“

Demgegenüber hat Koller die „Methodik der menschlichen Erbforschung“ verhältnismäßig gedrängt behandelt, selbst wenn er sich nur auf die Familienforschung beschränkt. Die Wichtigkeit der einwandfreien Materialgewinnung, Prüfung aller in Betracht kommenden Fehlerquellen, so hinsichtlich Altersgruppierung, Geschwisterzahl, Fruchtbarkeit und Manifestationsschwankungen usw. wird entsprechend hervorgehoben, gute Korrekturmethode werden empfohlen. Die „Erbstatistik in der Familie“ befaßt sich mit der Prüfung der Mendelschen Erbverhältnisse, hauptsächlich unter Annahme von Monomerie; die kri-

tisch kurz besprochenen erbstatistischen Formeln werden (wohl aus Platzmangel) nicht mathematisch erklärt. Befremdlich wirkt, wenn Verf. „Ausnahmefälle“, die auf falschen Abstammungsangaben beruhen, durch die Mutter-Kind-Statistik in Bezug auf Merkmale mit bekanntem Erbgang, wie Blutgruppen oder anderen, die zu gerichtlichen Abstammungsprüfungen herangezogen werden, aufzuklären hofft. Fälle von Kindesunterschleibungen werden in erbbiologischen Untersuchungsreihen sicher sehr selten vorkommen, dagegen die falsche Angabe von Vätern sogar häufiger als in der Durchschnittsbevölkerung; bei ungünstigem sozialen Milieu ist sogar sehr damit zu rechnen. Hier kann wohl in jedem fraglichen Fall nur die erbbiologische Abstammungsprüfung (siehe Beitrag Löffler) zur Klärung führen. Die statistische Erschließung eines Erbganges sowie korrelativer Verhältnisse auf Grund von Merkmalsverteilungen in größeren Bevölkerungsgruppen hat in der letzten Zeit durch Arbeiten von Lenz, Luxenburger u. a. größere Beachtung gefunden. Das Kapitel „Erbstatistik der Bevölkerung“ stellt einen kurzen Abriß dar, eine eingehende Darstellung dieser Frage wie auch der empirischen Erbprognose gibt das Werk Geppert-Koller (Erbmathematik. Leipzig 1938). Als eigenen Sippentyp betrachtet Koller die unregelmäßige Dominanz, bei der sowohl direkte Belastung wie das Überspringen von Generationen vorkommen. Er betont aber selbst, daß solche Fälle von unvollständiger Manifestation bei Dominanz schlecht abgrenzbar seien. Da die Manifestationschwankung, wie wir aus der modernen Genetik wissen, graduell sehr unterschiedlich ist und von vielen Faktoren beeinflusst werden kann, in deren Kenntnis wir erst am Anfang stehen, fragt es sich, ob es möglich sein wird, den Begriff der hauptsächlich von Lenz vertretenen unregelmäßigen Dominanz als eigenen Erbtypus für die Dauer aufrechtzuerhalten. Die Bedeutung der empirischen Erbprognose für Theorie und Praxis wird vom Verf. betont, zur näheren Orientierung wird der Leser in erster Linie auf B. Schulz (Methodik der medizinischen Erbforschung) verwiesen. Auch das Problem des Vererbungsmodus der Schizophrenie wird von K. aufgegriffen, der sich gegen die Annahmen von Luxenburger und von Lenz wendet, weil das bezügliche Kriterium, nämlich das Verhältnis der Geschwisterziffer aus Ehen mit und ohne kranken Elternteil, nach seiner Meinung die Frage nicht entscheiden könne. Zu guten Ergebnissen insbesondere für die Frage Dominanz-Rezessivität sowie auch Monomerie-Polymerie führt die von Koller auch a. a. O. veröffentlichte Methode des Differenzenquotienten von Verwandtenziffern, dessen Einfachheit der Handhabung den praktischen Vorteil erhöht. Die am Schluß zusammengestellten Richtlinien zur Untersuchung des Erbganges können als erste Anleitung gute Dienste leisten.

Angesichts der Bedeutung, welche der „Zwillingsforschung als Methode der Erbforschung beim Menschen“ zukommt, sei hervorgehoben, daß neben v. Verschuer gerade Luxenburger in besonderem Maße der Ausbau dieser Methoden zu verdanken ist. Im vorliegenden Beitrag werden die Grenzen der Zwillingsforschung scharf umrissen und ihr innerer Zusammenhang zur Familienforschung klargestellt. Luxenburger warnt wieder vor einer genetischen Überschätzung isolierter Zwillingsserien, er verteidigt aber auch die tatsächlichen Erkenntnismöglichkeiten der Zwillingsforschung gegen zweifelsärende Bedenken wie die von Gottschick. Seine Worte über die Notwendigkeit einer „diszipliniert“ aus-

gerichteten Zwillingskasuistik, die den „Charakter des auslesefreien statistischen Kollektivs“ trägt, können gerade für die klinische Erbforschung nicht genug unterstrichen werden. Bei der Besprechung der anthropologischen Eiiigkeitsbestimmung nach Siemens und v. Verschuer wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, die bisherigen Ergebnisse von v. Verschuer und seiner Schule über die Variabilität der metrischen und morphologischen Merkmale bei EZ-Paaren mitzuteilen, da manchen Lesern die bezüglichen Originalarbeiten schwer zugänglich sein werden. Auch das „behelfsmäßige Verfahren“ mit Photographien und anamnestischen Angaben bedarf für die Praxis noch genauerer Richtlinien, um subjektive Fehlerquellen zu vermindern. Die mathematischen Methoden der Zwillingsforschung zur Berechnung der Manifestationswahrscheinlichkeit, der Anteile von Anlage und Umwelt, von Letalfaktoren u. a. m. werden übersichtlich dargestellt und erläutert.

Die „Anwendungen der menschlichen Erbbiologie“ erstrecken sich nach Löfflers Einteilung einerseits auf die Aszendenz, andererseits auf die Deszendenz. Letztere Richtung zeigt sich in der Praxis als Erbprognose, d. h. Vorhersage genotypischer Verhältnisse in der zu erwartenden Nachkommenschaft. Die Möglichkeiten der Voraussage bei bekanntem Erbgang, also der sog. Mendelischen Erbprognose sind derzeit noch sehr beschränkt, da bisher verhältnismäßig wenige Merkmale (Blutgruppen, Haemophilie) genügend erforscht sind und selbst hier noch modifizierende Faktoren die Grenzen mathematisch unterbauter Schlüsse einengen. Es ist daher nicht überraschend, daß die von Rüd in begründete empirische Erbprognose als Methode der Wahl in den Mittelpunkt rückt, wobei Löffler, indem er Luxenburgers Einwendungen gegenüber den theoretischen erbprognostischen Zahlen Kollers beipflichtet, gerade den empirischen Charakter der Methode unterstreicht. Es wäre aber für das Handbuch von größerem Vorteil gewesen, wenn die empirische Erbprognose nicht an verschiedenen Stellen und von verschiedenen Autoren in extenso, sondern von einem einzigen Bearbeiter ausführlich behandelt worden wäre. Das Schwergewicht des Löffler'schen Beitrages liegt in den Ausführungen zur erbbiologischen Abstammungsprüfung. Fast ein Jahrzehnt ist es her, daß von einem Gerichtshof ein ständig beeideter Sachverständiger für menschliche Erbbiologie (Weninger, Wien) bestellt wurde. Seither sind z. B. allein am Wiener anthropologischen Institut weit über 1000 gerichtliche Vaterschaftsgutachten erstellt worden und die Bedeutung solcher Gutachten für die Praxis hat sich durch das neue Erherecht und die Rassenschutzgesetzgebung noch gesteigert. Was im ganzen Deutschen Reich bisher in Abstammungsgutachten an Erfahrungen gesammelt wurde, stellt erstmalig Löffler in einer Gesamtschau dar. Nicht so sehr dem praktischen Erbbiologen, für den, wie Verf. betont, „ein großes Maß von Wissen, Erfahrungen und Vorsicht“ ja die Voraussetzung seiner Tätigkeit ist, sondern für die Kreise von Juristen und Medizinern, in denen bis heute noch Zweifel an der wissenschaftlichen Tragfähigkeit der erbbiologischen Abstammungsprüfung bestehen, wird der Beitrag Löfflers eine große Lücke ausfüllen.

Der zweite und umfangreichere Teil dieses Bandes umfaßt zehn Beiträge über „Genetische und konstitutionsbiologische Grundlagen der Gesamtperson“. W. Zeller behandelt „Wachstum und Reifung“ im kindlichen und jugendlichen Alter,

wobei er sich konstitutionstypologisch zum Sigaud'schen System im Sinne Coerper's bekennt. Eine Wandlung des Konstitutionstypus im kindlichen und jugendlichen Alter lehnt Verf. ab, er unterscheidet aber zwischen Entwicklungstypus, der durch das jeweilige Entwicklungsstadium im Zusammenwirken endogener und peristatischer Faktoren bedingt ist, und Konstitutionstypus i. e. S. Letzterer kann daher nach seiner Meinung vor der Maturität in Berücksichtigung des ersteren schon richtig erkannt werden. An einer größeren Kasuistik wird dann die normale Entwicklung besprochen, aber auch auf die Frage eingegangen, „inwieweit die Konstitution“ . . . „den Verlauf der Entwicklung bestimmt und inwieweit die Entwicklung in der großen Variabilität ihrer Erscheinungsweise die Konstitution modifiziert“. In der Frage der wachstumsregelnden Gene sind wir aber über die ersten Anfänge der Forschung kaum hinausgekommen. Nach der Hypothese des Verf. muß „der Anlagefaktor für das Wachstum und die Reifung“ im endokrinen System und im Zwischenhirn als obersten Regulator gesucht werden. Die Isolierung des Anlageanteils wird dadurch erschwert, daß „die Peristase vielfachen Zugang zum endokrinen System“ hat, ja sogar „jene zentrale cerebrale übergeordnete Instanz tangieren“ kann. Es ist schade, daß Ergebnisse aus fremden Rassengebieten vom Verf. nicht berücksichtigt wurden, denn wir haben schon zahlreiche Unterlagen dafür, daß die Bedeutung der Rasse für Wachstum und Körperbau erheblich größer ist, als eine lange Ära der Konstitutionsforschung zugestehen wollte.

Über „Alter und Lebensdauer“ berichtet T. Kemp. Überraschend zeigt sich durch die Zwillingsforschung, wieviele sogenannte Alterskrankheiten, aber auch physiologische Alterserscheinungen durch Erbfaktoren bedingt oder mindestens beeinflußt werden. Die im Kapitel Lebensdauer angegebenen Zahlen sind wohl derzeit nicht mehr aktuell, denn, wie gerade in Deutschland zu ersehen, können sich die biologischen Verhältnisse eines Volkes in wenigen Jahren so einschneidend ändern, und nicht minder auch die äußeren Lebensbedingungen, daß sowohl in der Altersklassenverteilung wie in der mittleren Lebenserwartung eine starke Reaktion unausbleiblich ist. Ein reichliches Verzeichnis von hauptsächlich ausländischer Literatur beschließt den wertvollen Beitrag.

Von W. Abel stammt ein Abriß über „Physiognomik und Mimik“, worin die Ergebnisse der Erbforschung an den Weichteilen des Kopfes und Gesichtes (Nase, Lippen, Philtrum, Augengegend, Ohr) eingehend erörtert werden. Die deutsche Anthropologie hat (vorwiegend in den Instituten von Berlin und Wien) während der letzten zehn Jahre gewaltiges geleistet, so daß wir heute über scheinbar unbedeutende Einzelmerkmale der Nase oder des Ohres erbbiologisch besser orientiert sind als über manches wichtige Erbleiden. Über Mimik, insbesondere Faltenbildung des Gesichtes steht die Genetik erst in den Anfängen, die nach Bühlers Arbeiten allerdings sehr vielversprechend sind. Bezüglich der Erbbiologie der Stimme dürfte über Bernsteins dominanten Faktor noch nicht das letzte Wort gesprochen sein.

Im Abschnitt „Motorik und Psychomotorik“ betrachtet W. Enke die Motorik als „lebendigen Ausdruck der Funktionsdynamik der Gesamtpersönlichkeit in ihrer erblichen Gebundenheit“. Es ergeben sich dabei deutliche Beziehungen zwischen den Kretschmer'schen Typen, wie sie z. B. auch in der Handform

(Kühnel) zutage treten, und den motorischen Wurzelformen, die auf experimentellem Wege erfaßt wurden. Die folgenden Kapitel über Untersuchungsergebnisse bezüglich psychomotorisches Tempo, Arbeitstempo, Koordinationsleistungen, Handschrift, Schriftdruck, konstruktive Motorik und Sport bringen zahlreiche Hinweise auf erbliche Anlagen. Erbstatistisch gesicherte Versuchsreihen fehlen jedoch noch, vielleicht lag ein gewisses Hindernis für die Erbforschung bisher oft in der gebundenen konstitutionstypologischen Fragestellung. Wir sehen aber wieder, wie fruchtbar sich gerade die Zwillingforschung auf diesem Gebiet auswirkt.

T. Kemp gibt eine gute Übersicht über „Funktionen und Zusammenarbeit der Blutdrüsen“. Über Beziehungen des endokrinen Systems zur Konstitution ist heute schon manches bekannt. Verf. vermeidet es aber, über die gesicherten Zusammenhänge hinauszugehen und, wie dies von manchen Autoren geschehen ist, etwa Konstitutionstypensysteme oder Rassetypen endokrinologisch erklären zu wollen. Er begnügt sich mit der Feststellung, daß „endokrine Störungen“ . . . „oft erblich“ sind, wobei er den Begriff einer „familiären Dyskrie“ (Curschmann, Wimmer u. a.) ausdrücklich ablehnt.

An diese Betrachtungen schließt sich der große Abschnitt über „allgemeine und besondere Bereitschaften“, in welchem Hanhart über „Die Erbpathologie der sog. Entartungszeichen, der allergischen Diathese und der rheumatischen Erkrankungen“, und v. Pfaundler als Pädiater über „Die exsudative Diathese“ berichten. Schon die Namen dieser Mitarbeiter lassen erwarten, daß hier nicht nur referiert wird, sondern auf Grund langer Erfahrungen und Forschungen eigene Synthesen und Formulierungen vorgelegt werden. Die zahlreichen Kriterien in der Einteilung der Dispositionen von Siemens, die auch Hanhart übernimmt, geben bereits einen Hinweis, welche große Schwierigkeiten während der letzten Dezennien der Begriff der Bereitschaft auf der klinischen Seite bereitet hat. Sein Verhältnis zur Konstitution kann aber jetzt, wo man letztere nicht mehr in Partialkonstitutionen aufzulösen sucht, wohl als geklärt gelten. „Die dispositionelle Bedeutung der sog. Entartungszeichen“ hat durch Hanhart eine neue Würdigung erfahren, wobei der Begriff des Stigmas allerdings „so weit gefaßt wurde, daß eine Abgrenzung gegenüber den einzelnen Symptomen vieler klinischer Krankheitseinheiten kaum mehr möglich erscheint“. Auch der status degenerativus erfährt wieder eine Auferstehung, als heuristischer Begriff i. S. v. Pfaunders unbeschwert von Konstruktionen und Widersprüchen. So gibt denn Hanharts umfangreicher Streifzug durch die Entartungszeichen neue Aspekte zu manchen Merkmalen, denen seit Naecke kaum mehr medizinisches Interesse entgegengebracht wurde. Man kann vielleicht der Meinung sein, daß H. die „alarmierende“ Bedeutung des einen oder anderen Zeichens, etwa der Faltenzunge oder der Vierfingerfurche überschätzt, die Zukunft wird uns sicher noch weitere Erfahrung von der „mehrfältigen Wirkung“ der Gene bringen, wenn wir auch heute noch am Anfang stehen. Recht unklar ist, warum nach Verf. „das Menschengesicht“ heute „nicht mehr die Kraft“ haben soll, das Böse „in sich bildhaft zu gestalten, da es aufgelockert und gewissermaßen durchlässig geworden ist“. An den großen Kreis der Entartungszeichen reiht Hanhart als reichstes funktionelles Stigma die allergische Diathese in der Vielfalt der Idiosynkrasien, deren buntes Bild der Manifestation er an einem großen eigenen Material

von Stammbäumen erläutert. In diesem wie im folgenden Kapitel, welches sich mit der, in erster Linie auf Hangarter gestützten „genotypischen Bereitschaft zur Gruppe der rheumatischen Krankheiten“ beschäftigt, bauen die genetischen Folgerungen fast ausschließlich auf einem umfangreichen Material von Sippen- tafeln. „Der Erbgang der allergischen Bereitschaft ist dominant und zwar um so regelmäßiger, je genauer nach Idiosynkrasien gefahndet wird“. Da der Kreis der „fakultativ allergiebedingten Erkrankungen“ ein sehr großer ist, kann man auch „dominante Familieneigentümlichkeiten herausheben“. In gewissem Sinne ähnlich, wenn auch in der Spezifität vom Alter stärker abhängig, sind „sämtliche rheumatische Erkrankungen erbbedingt und vor allem weitgehend genetisch einheitlich“. Wenn aber die „arthritische Erbanlage“ Hangarters als „zentrale Säule“ . . . „von der exsudativen und allergischen Diathese sowie den übrigen zusätzlichen Bereitschaften wie durch Strebepfeiler gestützt“ werden sollen, dann entsteht allerdings eine Konstruktion, die mit zunehmender Reichhaltigkeit und Verflechtung sich der genetischen Einsicht mehr und mehr verschließt. Darum wird es notwendig sein, daß die auch vom Verf. geforderten Zwillings- untersuchungen sowie Zählungen an auslesefreiem Material und Verarbeitungen der Familienforschung mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Erbstatistik zu den Wurzeln der großen Kreise, den pleiotropen oder polyphänen „Hauptgenen“ vordringen. Hanhart selbst hat dazu gute Wege geschaffen.

Die exsudative Diathese erscheint, wiewohl aus zahlreichen charakteristischen Teilbereitschaften kombiniert, in noch stärkerem Maße genetisch verflochten, so daß v. Pfaundler zur Annahme heterophäner Vorgänge gelangt. Aus dem Erbgang im „Diathesenblock“ (graphisch sehr instruktiv dargestellt) entwickelt er, ausgehend von den durch Timoféeff-Ressovsky nachgewiesenen Modifi- kationsgenen, eine Theorie, nach der ein im Chromosomenapparat lokalisierter Verstärker (Aktivator, Sensibilisator) in einem bestimmten Bereich auf die nor- malen bzw. allgemein-pathologischen Reaktionen aus dem Cytoplasma einwirkt und damit einen bestimmten Bereitschaftstyp hervorruft. Die Hypothese eines übergeordneten diathesenfördernden Gens ist damit in den Vordergrund gerückt, es fragt sich aber, ob die Fiktion der plasmatischen Vererbung, für die bei Mensch und Tier bisher noch keine bestimmten Anhaltspunkte vorliegen, zu einer sol- chen Erklärung überhaupt notwendig ist. Die chromosomale Gengesellschaft Timoféeff-Ressovskys könnte wohl an und für sich auch mechanistische Er- klärungsmöglichkeiten liefern. Letzten Endes werden aber Fragen des Manifesta- tionsmechanismus wohl kaum vom Kliniker und Erbpathologen, sondern nur vom experimentellen Genetiker und Zytologen gelöst werden können. Sollte es für erstere darum vorläufig nicht aussichtsreicher sein, nach den Teilanlagen zu forschen, die den Aktivatoren Widerstand entgegenzusetzen und so zur „unvoll- ständigen Dominanz“ führen? Es ist schließlich v. Pfaundler absolut beizupflich- ten, daß bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung im Erbkreis der exsudativen Diathese (wie auch bei den vorgenannten Diathesen) einschneidende rassen- hygienische Maßnahmen noch nicht in Betracht kommen. Daß man aber in Fa- milien, die eine große Häufigkeit schwerer Erkrankungen dieser Diathesenkreise aufweisen, heute schon die Fortpflanzung bremsen und vor Einkreuzen in ge- sunde Erbstämme warnen muß, sollte noch mehr unterstrichen werden.

Der Beitrag über „Eignung“ von Th. Fürst enthält im wesentlichen Richtlinien für allgemeine Konstitutionsuntersuchungen bei Jugendlichen und gesundheitliche und funktionelle Prüfungen für bestimmte Berufsauslese. Er ist daher insofern eine gute Ergänzung zu den im Anfang des Buches besprochenen Untersuchungsmethoden. Über Erblichkeitsverhältnisse finden sich nur einige Hinweise.

Den Schluß des Bandes bilden kurze Abrisse von Kretschmer und Enke über „Körperbau und Charakter“, die eine gedrängte, oft schlagwortartige Übersicht zur bekannten Konstitutionstypenlehre Kretschmers liefern. Für die Erbbiologie am bedeutsamsten sind dabei die Ausführungen Kretschmers über Konstitution und Rasse. Wie schon in den zahlreichen früheren Arbeiten betont der Verf., daß Konstitution dem endokrin gesteuerten Bauplan entspricht, während Rasse durch Auslesevorgänge eines bestimmten Lebensraumes herausgezüchtet wird. Beiden kommt das Kriterium der Erblichkeit zu. Bei der Analyse der beiden Begriffe, die in „verschiedenen Ebenen“ liegen, ergeben sich allerdings im Einzelfall nicht geringe Schwierigkeiten, wenn die jeweiligen Typologien zu detailliert gefaßt werden, denn die Konstitutionstypen gehen ja durch den „Bauplan der gesamten höheren Tierreihe“ und die Auslese bei der Rasseentstehung und -entwicklung macht wohl auch vor den Elementen dieses Bauplanes nicht halt. Erscheinen nun solche Fragen in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, für einen bestimmten „heimatlichen Wurzelboden“ bereits geklärt, so tauchen unter fremden Rassen und Umweltsverhältnissen dieselben Probleme wieder auf. Inwieweit Analogieschlüsse in Bezug auf einzelne Merkmale schon jetzt berechtigt sind, muß die künftige Forschung erweisen.

Eine ungeheure Fülle von Material, dargestellt von fachlich führenden Autoren, liegt in diesem Band vor uns. Wenn auch bei manchen Beiträgen noch kleine Ergänzungen zweckmäßig erscheinen und wenn der subjektive Standpunkt einzelner Mitarbeiter vielleicht besonders in den Vordergrund getreten ist, so beeinträchtigt dies doch nicht den Gesamtcharakter eines Standardwerkes, das in seiner Einzigartigkeit noch für lange Zeit richtunggebend sein wird. A. Harrasser.

Günther, Hans F. K., Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung. J. F. Lehmann, München-Berlin 1941. Kart. RM 2.80, Lwd. RM 3.80.

Von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß eine verkehrte Gattenwahl schon viel Unglück für die Ehegatten, für die Kinder, für deren Nachkommen, für die Sippen und für die Völker gebracht hat, gibt Verf. in diesem Werk, das als eine logische Fortsetzung seiner 1940 erschienenen „Formen und Urgeschichte der Ehe“ angesehen werden kann, eine tieferschürfende Anleitung zur rechten Gattenwahl. Da unglückliche Ehen nicht nur eine schwere Last für die Betroffenen sind, sondern auch die Lebensordnung des Volkes in bedenklichem Grade stören, gewinnen seine Ausführungen insofern ein größeres Gewicht, als wir nach Überwinden einer liberalen Ordnung uns wieder der allgemeinen Erkenntnis zuwenden, daß Ehe und Familie die einzige Grundlage für das Leben von Volk und Staat sind.

Verf. führt im einzelnen aus, daß die verkehrte Gattenwahl als eine der Hauptursachen der neuzeitlichen Ehezerüttungen angesehen werden muß. Auf Grund

verkehrter Gattenwahl kam und kommt es zu Erscheinungen wie „Ehekrise“, „Sexualnot“, „Abtreibungsseuche“, „freie Liebe“, „Freundschaften“, „Probe-ehen“, „Scheidungshochfluten“ usw. In Vorlesungen über geschlechtliche Lebensführung, Gattenwahl und Familie versucht Verf. außerdem zu einer Entwirrung der Vorstellungen beizutragen. Gründe der Ehescheidungen werden eingangs bereits besprochen, desgleichen wie die Gattenwahl als Vorgang der Siebung und Auslese wirkt. Von den verschiedensten Wunschbildern der Gattenwahl ausgehend, betont Verf. eine möglichst frühzeitige Ausrichtung der jungen Menschen in Richtung auf das zu erstrebende Vorbild eines tüchtigen, edlen und schönen Menschen (*mens sana in corpore sano*).

Die weiteren Ausführungen werden unterteilt in zwei große Gruppen: 1. Gattenwahl zu ehelichem Glück, 2. Gattenwahl zu erblicher Ertüchtigung.

Im ersten Teil geht Verf. im einzelnen auf das Heiratsalter und den Altersunterschied ein, befürwortet die Frühheirat und zeichnet Grenzwerte für den richtigen Altersunterschied auf. Volksschicht und Stand, Lebenshöhe und Ebenburt werden weiter behandelt. „An ihren Frauen sollt ihr sie erkennen!“ Die Standesunterschiede sind für die Gattenwahl ebensowichtig, wie in ihnen Vererbung, Siebung und Auslese mitwirken, ebenso unwichtig, wie in ihnen Umwelt einwirkt. Ein jeder solle sich bemühen, möglichst hinaufzuheiraten, zumindestens ebenbürtig, wobei Verf. betont, daß der Stand der Seitenverwandtschaften sicher mehr über ererbte Anlagen aussagt als der Stand des Einzelnen. Männer neigen mehr als Frauen dazu, hinabzuheiraten. In einem weiteren Kapitel geht Verf. auf die Leibesschönheit ein. „Die Zukunft des Deutschtums wird davon abhängen, ob es der deutschen Jugend gelingen wird, einen völkischen Wert wie den der hellenischen *kalok' agathia*, der ‚Schöntüchtigkeit‘, in deutscher Entsprechung zu erfassen und danach Einzelleben wie Gattenwahl auszurichten.“ Die Beziehungen zwischen leiblichen und seelischen Zügen werden besprochen. Weckung und Schulung eines Sinnes für Leibesschönheit möchte Verf. durch eine vertiefte Auffassung der Leibesübungen erreichen. Der bewegte und ruhende Körper als Ausdruck der seelischen Haltung möchte bei der Jugend eine größere Beachtung finden. Junge Menschen sollen sich in ihrem natürlichen Niveau kennen lernen, miterleben, wie Freude und Leid, Arbeit und Entspannung auf den anderen Menschen wirken. Am naturnahsten lernt der Bauer des Nachbars Tochter kennen, verwirrende Einflüsse wirken sich in der Großstadt am meisten aus. „Romantische Liebe“, „Liebe auf den ersten Blick“ werden der überlegten Gattenwahl des Bauern gegenübergestellt. Störende Erinnerung ans Elternhaus, Zwiespalt im geschlechtlichen Empfinden, Widerspruch zweier Wunschbilder (Geliebte, Gattin), Glaubensverschiedenheit als verwirrende Einflüsse auf die rechte Gattenwahl werden behandelt.

Im Anschluß findet die gegenseitige Ergänzung von Mann und Frau ihre gebührende Beachtung, wobei Verf. die Ergänzungslehren von Weininger, Fließ und B. Schultze-Naumburg (unter Einbeziehung auch der Graphologie) nicht umgehen kann. Ebenburt und Ergänzungsausgleich werden als Grundlage einer glücklichen und stabilen Ehe bezeichnet. Das Auslesebild vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen soll durch Unterricht, Dichtung und bildende Kunst dem jungen Menschen möglichst früh gezeigt werden. Shakespeares Frauengestal-

ten werden als Idealgestalten der Jugend viel zu sagen haben und ihnen ein Bild gesunder und glücklicher Liebe zeigen.

Im weiteren wird gegenübergestellt: Menschen, die nicht heiraten sollen, und Menschen, die man nicht heiraten soll. Zur ersten Gruppe zählt Verf. Geschlechtskranke, Gleichgeschlechtlich-Veranlagte, solche Menschen, die in der Ehe ein Heilmittel suchen, Menschen, deren geschlechtliche Neigungen einen Zwiespalt zeigen, grobsinnlich veranlagte Menschen, unmütterliche Frauen, seelische Landstreicher, Stubengelehrte, Weltverbesserer, Sonderlinge, Hysterische und Unverträgliche, Überfeinerte und Überempfindliche und erblich Minderwertige. Nicht heiraten sollte man: Kranke wie Geschlechtskranke, rhachitisch erkrankte Frauen, Zuckerkrankte, Kranke mit schweren Stoffwechselkrankheiten, leidenschaftliche Frauenrechtlerinnen, unweibliche Frauen, stark eigenbezügliche Menschen, gewisse Künstler und Künstlerinnen, Emporkömmlinge, seelisch Abwegige aller Art, „geborene Junggesellen“, Entschlußlose, geistige Hochstapler usw.

Im zweiten Teil seiner Ausführungen „Gattenwahl zur erblichen Ertüchtigung“ bespricht Verf. die Anwendung der Erblehre auf Siebung und Auslese der Menschen, um zu zeigen, wie von diesem Gesichtspunkt aus die Gattenwahl zu lenken sei, damit sie nach Möglichkeit aufartend, hinaufzüchtend wirke. Die bereits bestehenden Gesetze und Anordnungen wie: Erbgesundheitsgesetz, Ehegesundheitsgesetz, Gesundheitszeugnisse usw. werden besprochen, wobei der Wert der Klugheit, der Begabung der Partner für die Nachkommenschaft betont wird. Die Einwirkungen rezessiver und dominanter Erbfaktoren auf die Nachkommenschaft wird gezeigt, ebenso wie die Schwierigkeiten der Stellung einer sicheren Erbprognose. Rüdins empirische Erbprognose findet ihre Würdigung. Der Erbwert des Einzelnen und der Erbwert der Sippe wird gegeneinander abgesetzt, und das Für und Wider bei Verwandtenehen herausgearbeitet.

Insgesamt bringt Verf. seine Ausführungen vom Standpunkte der Erbgesundheitslehre aus auf die Formel, daß nach Möglichkeit erbgesunde Menschen sich mit Erbgesunden verheiraten und mit ihnen in kinderreichen Ehen leben, hingegen erbkrankte Menschen oder auch erbelastete Menschen sich mit erbkranken und mit erbelasteten Menschen verheiraten und mit ihnen in kinderlosen (oder kinderarmen) Ehen leben sollten. Auf die Wichtigkeit des Austausches von Gesundheitszeugnissen vor der Verlobung und nach Möglichkeit eine gegenseitige Beibringung von Sippengesundheitstafeln weist Verf. ausdrücklich hin. Die Gattenwahl der Menschen entscheidet, ob die Beschaffenheit eines Volkes sich bessern oder verschlechtern wird. – Hinblickend auf die Tatsache, daß das vorgeschilderte Werk gerade in der heutigen Zeit von allergrößter Bedeutung ist, ist es verständlich, daß das ausgezeichnet geschriebene Buch sich nicht nur an den Fachmann und Forscher, an den Bevölkerungspolitiker und Erzieher, den Arzt und Volksführer wendet, sondern ebenso an die jungen Männer und Mädchen, die heiraten wollen, wie an ihre Eltern, denen das Glück ihrer Kinder am Herzen liegt.

Grobig, München.

Notizen.

Bulgariens Judenbestimmungen verschärft. Während bisher bulgarische Staatsbürger nur dann als Jude betrachtet werden sollten, wenn ihr Vater Jude war, sollen künftig nach einer Neufassung des Gesetzentwurfes auch jene zu den Juden gerechnet werden, deren Mutter Jüdin ist.

Gewährung von Kinderbeihilfen. Die neue Kinderbeihilfeverordnung ist nunmehr im Wortlaut bekannt gegeben worden. Sie bringt ab 1. Januar 1941 statt wie bisher 3 Millionen viereinhalb Millionen Kindern laufend Beihilfen bis zum 21. Lebensjahr. Die Verordnung bestimmt, daß das Reich dem unbeschränkt einkommensteuerepflichtigen Haushaltsvorstand für das 3. und jedes weitere minderjährige Kind, das zu seinem Haushalt gehört, eine Kinderbeihilfe gewährt, wenn der Haushaltsvorstand deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger ist. Die fundamentalen Neuerungen sind: Erweiterung der Kinderbeihilfe bis zum 21. Lebensjahr und Gewährung dieser Beihilfe ohne Rücksicht auf das Einkommen oder den Stand der Eltern. Kinder im Sinne der Verordnung sind außer den Abkömmlingen des Haushaltvorstandes seine Stiefkinder, seine Adoptivkinder, seine Pflegekinder und die Abkömmlinge dieser Personen, wenn sie deutschen oder artverwandten Blutes sind. Die Kinderbeihilfe beträgt 10 RM für jeden vollen Kalendermonat, in dem die Voraussetzungen für ihre Gewährung erfüllt sind, und ist erstmalig für den Monat Januar 1941 zu gewähren.

Das Oberkommando der Wehrmacht hat die erste Rundfrage erlassen, welche **Soldaten** sich für die **Ansiedelung in den neuen Ostgebieten** interessieren. Bekanntlich soll die endgültige Besiedlung dieser Gebiete erst nach Abschluß des Krieges durchgeführt werden, weil die Kriegsteilnehmer dabei zu bevorzugen sind. Auf diese erste Rundfrage des OKW. haben sich sehr zahlreiche Ostsiedlungswillige gemeldet. Es handelt sich sowohl um Bauernsöhne als auch um Städter, die zurück auf das Land wollen. Durch den Garnisonsdienst in diesen Gebieten ist bei vielen erst das richtige Interesse erwacht. Teilweise haben sich auch im Dienst stehende Soldaten zusammengeschlossen, um nach dem Krieg gemeinsam ein größeres Stück Land zu bearbeiten.

Die polnischen Geburtenziffern sind gestiegen. Nach einer Veröffentlichung der Abteilung Innere Verwaltung im Amt des Distrikthefts Warschau über die Bevölkerungsentwicklung im Distrikt während des ersten Jahres deutscher Verwaltung ergab sich für die Zeit vom 1. November 1939 bis 13. Oktober 1940 eine Geburtenziffer von 21,9 je 1000 Einwohner, der eine Sterbeziffer von 18 je 1000 Einwohner gegenübersteht. Der festgestellte reine Geburtenüberschuß von 3,9 je Tausend widerlegt die Greuelmärchen deutschfeindlicher Kreise, wonach die deutsche Verwaltung die polnische Bevölkerung des Generalgouvernements systematisch ausrotte.

Die Kinderzahl tschechischer Familien. Wie die tschechische Presse mitteilt, leben in Prag-Stadt nur 240 tschechische Familien mit mehr als 3 und insgesamt 1853 Kindern, in Prag-Land 99 mit zusammen 816 Kindern. In ganz Böhmen gibt es 3689 tschechische Familien mit mehr als 3 und insgesamt 29429 Kindern, in Mähren hingegen 3491 mit zusammen 28015 Kindern.

In Schweden werden an **kinderreiche Familien** besondere **Gutscheine** ausgegeben, die zum Erwerb von Häusern dienen. Mit jeder weiteren Geburt verringert sich die Schuld.

Science Library
1941

JAN 19 1948

Heft 4

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELL- SCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene und des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst

Gegründet von

Prof., Dr. med., Dr. phil. h. c. ALFRED PLOETZ

Herausgeber

Dr. med. AGNES BLUHM, Prof. der Anthropologie Dr. E. FISCHER, Prof. Dr. W. GROSS, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP, Staatssekretär a. D. ~~44~~ Brigadeführer Dr. A. GÜTT, Prof. für Allgemeine Biologie u. menschliche Abstammungslehre Dr. G. HEBERER, Prof. der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Prof. der Anthropologie Dr. TH. MOLLISON, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Hygiene Dr. E. RODENWALDT, Prof. der Psychiatrie und der Rassenhygiene Dr. E. RÜDIN, Oberregierungsrat Dozent Dr. F. RUTTKE, Prof. der Dermatologie Dr. H. W. SIEMENS, Prof. für arische Kultur und Sprachwissenschaft Dr. WALTHER WÜST

Schriftleitung

Prof. Dr. ERNST RÜDIN in München

1941, 35. Band, 4. Heft



J. F. LEHMANN'S VERLAG · MÜNCHEN / BERLIN

Ausgegeben am 4. Dezember 1941

Digitized by Google

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie

Das Archiv wendet sich an alle, die für das biologische Schicksal unseres Volkes Interesse haben, ganz besonders an die zur geistigen Führung berufenen Kreise, an Ärzte, Biologen, höhere Beamte, Pädagogen, Politiker, Geistliche, Volkswirtschaftler.

Es ist der menschlichen **Rassenbiologie**, einschließlich **Fortpflanzungsbiologie** und ihrer praktischen Anwendung, der **Rassenhygiene**, gewidmet. Die **allgemeine Biologie (Erblichkeit, Mutabilität und Variabilität, Auslese und Ausmerze, Anpassung)** wird soweit berücksichtigt, als sie für die **menschliche Rassenbiologie** von wesentlicher Bedeutung ist. Dies gilt auch für die **anthropologischen Systemrassen**.

Die **erbliche Bedingtheit menschlicher Anlagen** einschließlich der krankhaften wird eingehend behandelt.

Im Mittelpunkt des praktischen Interesses stehen die Fragen der **Gesellschaftsbiologie (Vermehrung und Abnahme der Individuen, soziale Auslese und Ausmerze, Aufstieg und Verfall der Völker und Kulturen)** mit der **Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik**.

Das Archiv sucht alle Kräfte zu wecken, die geeignet sind, dem biologischen Niedergang entgegenzuarbeiten und die Erbmasse, das höchste Gut der Nation, zu ertüchtigen und zu veredeln.

Jeder Band umfaßt 6 Hefte. Bezugspreis halbjährlich RM 12.- zuzüglich RM -.20 Postgebühren. Einzelheft RM 4.- zuzüglich RM -.15 Postgeld.

Geeignete Beiträge in deutlicher Schrift werden an Prof. Dr. Rüd in, München, Kraepelinstraße 2, erbeten. Besprechungsstücke bitten wir ebenfalls an Prof. Rüd in zu senden.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

INHALTSVERZEICHNIS

Abhandlungen

- Büscher, Karl Georg, Wandel der Gesichtspunkte bei der Gattenwahl im Spiegel der Heiratsanzeige 265
- Schwabe, Karl-Heinz, Rassenbiologische Erhebungen in Hennickendorf, einem Dorfe der Mark Brandenburg 293
- Idelberger, Karlheinz, Zur Frage der exogenen Entstehung der angeborenen Hüftverrenkung. 314

Referate

- Gütt, A. Handbuch der Erbkrankheiten 1940. (Dr. med. A. Idelberger München) 325
- Idelberger, Annemarie und Karlheinz, Serienmäßige Zwillingsuntersuchungen zur Erbpathologie der Lippen-Kiefer-Gaumenspalten. 1940. (A. Idelberger, München) 326
- Mittmann, Otfried, Dr. phil., Erbbiologische Fragen in mathematischer Behandlung. 1940. (Prof. Dr. med. K. Thums, Prag) 329
- Burgdörfer, F., Krieg und Bevölkerungsentwicklung. 1940. (Dozent Dr. med. Grobig, München) 330
- Tumlirz, Otto, Anthropologische Psychologie. 1939. (Dr. med. H. Schröder, München) 332
- Hermann, P., Maladie de Leber. 1939/40. (Dr. med. habil. K. Lisch, München) 333
- Paul, Alexander, Jüdisch-Deutsche Blut-

- mischung, eine sozialbiologische Untersuchung. 1940. (Assessor Dr. Lemme). 334
- Ruttko, Falk, Geld ersetzt nicht Blut. Britische Bevölkerungssorgen. 1940. (Lemme) 336
- Danzner, Dr. Paul, Der Wille zum Kind. 1938. (Studienprofessor Scharold, München) 336
- Hoffmann, Reg.-Med.-Rat Dr. Ferd., Sittliche Entartung und Geburten-schwund. 1940. (Oberarzt Dr. med. Leppin, Lörchingen) 337
- Hermannsen, Walter und Blome, K., Warum hat man uns das nicht früher gesagt? Ein Bekenntnis deutscher Jugend zu geschlechtlicher Sauberkeit. 1940. (Grobig, München) 338
- Rapp, Alfred, Die Habsburger. 1940. (Scharold, München) 341
- v. Baer, K. E., De morbis inter Esthono endemicis. 1938. (Scharold) 341
- Jennebach, N., Die leiblich-seelische Geschlechtsentwicklung des Kindes u. Jugendlichen und ihre Stellung in Familie, Schule und Gericht. 1937. (Grobig, München) 341
- Jungels, Otto, Deutsche Bevölkerungspolitik seit dem Zeitalter des Merkantilismus. 1931. (Scharold, München) 343
- Müller, Josef, Ein deutsches Bauern-dorf im Umbruch der Zeit - Sulzthal in Mainfranken. 1939. (Scharold) 343
- Notizen** 343

Wandel der Gesichtspunkte bei der Gattenwahl im Spiegel der privaten Heiratsanzeige.¹

Von Karl Georg Büscher.

Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem (Prof. Dr. Eugen Fischer) und dem Institut für Rassenhygiene der Universität Berlin (Prof. Dr. F. Lenz).

Mit der wissenschaftlichen Erforschung der Ehevermittlung soll sich (nach Mataja) als erster ein gewisser Werner schon vor dem Weltkriege beschäftigt haben. Im Jahre 1920 hat dann Mataja eine Arbeit „Heiratsvermittlung und Heiratsanzeigen“ veröffentlicht, und in der Monatsschrift „Öffentliche Gesundheitspflege“ erschien von Fetscher ein Aufsatz „Über geschäftsmäßige und amtliche Ehevermittlung“. Als vierter schrieb im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ Heft über „Das Problem der Ehevermittlung“ im Jahre 1934. Diese Verfasser schöpfen ihre Ergebnisse zum größten Teil aus Heiratsanzeigen von Privatleuten und geschäftsmäßigen Ehevermittlern.

Tempora mutantur. Darum ist die Untersuchung der in jenen Arbeiten angeschnittenen Fragen nicht nur immer wieder einmal berechtigt, sondern notwendig. Mataja und Fetscher behandeln die Zustände der Nachweltkriegs- und Inflationszeit, Heft vornehmlich die der Systemzeit, denn im Verlauf eines Jahres konnte sich der Einfluß des Nationalsozialismus wohl noch nicht geltend machen. Nachdem aber nunmehr das deutsche Volk sieben Jahre hindurch nationalsozialistisch erzogen worden ist, dürfte es angebracht sein, die Fragen aufs neue aufzugreifen und in ihrem augenblicklichen Stande zu erörtern. Im Gegensatz zu meinen Vorgängern beschränke ich mich auf die private Heiratsanzeige, habe dafür aber eine um so größere Zahl (über 8000) bearbeitet. Die amtliche Ehevermittlung, mit der sich außer den Genannten noch Harmsen, Kuhn und Pfothenhauer beschäftigt haben und die jetzt neu eingerichtet wird, zunächst als Ehevermittlung für Erbkranke in der „Reichsstelle für Eheberatung und Ehevermittlung beim Hauptgesundheitsamt der Reichshauptstadt“ und in der Ehevermittlungsstelle bei der Gauleitung Sachsen der NSDAP in Dresden, in erster Linie für Körperbehinderte, ferner die geschäftsmäßige Ehevermittlung lasse ich unberücksichtigt. Einer Anregung von Herrn Prof. F. Lenz entsprechend, sehe ich meine Aufgabe darin, den Wandel in der Bewertung der Gesichtspunkte, unter denen die Gattenwahl getroffen wird, zwischen früher und heute anhand von Heiratsanzeigen zu verfolgen.

Ich nenne zunächst die benutzten Zeitschriften und Tagesblätter und die Zahl der bearbeiteten Anzeigen in folgender Übersicht:

¹) Doktordissertation.

		Gesamtzahl	davon ♂	%	davon ♀	%	
A	Die Grüne Post	2057	1138	56	919	44	
B	Daheim	1000	310	31	690	69	
C	Die Neue Gartenlaube	1000	399	40	601	60	
D	Berliner Lokal-Anzeiger	1000	447	45	553	55	
E	Berliner Morgenpost	1000	667	67	333	33	
F	Spandauer Zeitung	430	249	58	181	42	
G	Deutsche Allgemeine Zeitung ...	551	253	46	298	54	
H	Völkischer Beobachter	579	156	27	423	73	
J	{	Kurhessische Landeszeitung	57	29	60	28	40
		Kasseler Post	50	25		25	
		Kasseler Neueste Nachrichten ..	322	202		120	
		8046	3875	48	4171	52	

Jede Anzeige ist in der Regel von einer Person aufgegeben. Jedoch kommt es ab und zu vor, daß mehrere Personen eine gemeinsame Anzeige veröffentlichen (nach meiner Sammlung fast 2%) und andererseits ein und dieselbe Person ihr Gesuch in kurzen Abständen und eventuell mehrmals wiederholt (in etwa 2%).

I.

Der erste Hauptteil meiner Arbeit umschließt die benutzten Zeitungen A bis J. Ich halte es für nötig, die verarbeitete Stoffmasse zunächst einmal vor dem Leser auszubreiten und ihm damit die Möglichkeit zu geben, meine Zusammenfassung im zweiten Hauptteil leichter nachzuprüfen und selbständig zu ergänzen. Weiter will ich dartun, daß jede Zeitung ihren eigenen Leserkreis hat, der ihr das Gesicht gibt, oder mit anderen Worten, wie verschieden je nach der Zeitung die einzelnen Punkte erscheinen und ihre Einzelwerte oft noch beträchtlich vom Durchschnittswert in allen Zeitungen abweichen.

A. „Die Grüne Post“ stelle ich an die Spitze, weil auch „Die Braune Post“ dieselben Anzeigen bringt und ihre „Heiratswünsche aus ganz Deutschland“ dadurch sicherlich die weiteste Verbreitung haben. Sie ist offenbar bei den Ehesuchenden sehr beliebt, enthält sie doch in jeder Nummer rund 150 Anzeigen. „Aus ganz Deutschland“ freilich bedeutet nicht, wie sich bei näherer Prüfung ergibt, daß alle Gaue gleichmäßig vertreten seien. Die meisten „Heiratswünsche“ stammen aus Nord- und Mitteldeutschland. Die Provinz Brandenburg führt, es folgen Sachsen, Schlesien, Rheinland und Thüringen. Wenn wir bedenken, daß bei dieser Art des Sichkennens weniger Leidenschaft als nüchterne Überlegung vorherrscht, so werden wir uns nicht wundern, daß wirtschaftliche Zwecke oft in dem Ehwunsche eigens genannt werden; dies geschieht in 419 Fällen, das sind 20%.

Die meisten, wie ja zu erwarten ist, suchen das Eheglück zum erstenmal; verwitwet sind 13% (149 Männer und 122 Frauen), geschieden 6% (65 Männer und 57 Frauen). Von 214 verwitweten und geschiedenen Männern bezeichnen sich 113 als Väter mit Kindern im Alter von 2 Monaten bis zu 26 Jahren; von 179 Frauen 50 als Mütter mit Kindern von 1 bis zu 19 Jahren. Die Kinderzahl dieser vorzeitig beendeten Ehen ergibt sich aus

Tafel 1 A.

Kinder	0		1		2		3		4	5	6	7	
Von 214 ♂ ..	101	47%	60	28%	27	13%	17	8%	4	2	2	1	4,2%
Von 179 ♀ ..	129	72%	30	17%	19	11%	1	0,6%	—	—	—	—	

59% dieser Ehen sind kinderlos geblieben.

Aber von den ledigen Frauen, die den ersten Mann suchen, haben 44 schon ein Kind, d. h. 6%.

Über die äußere Erscheinung, und zwar die Größe der Bewerber(innen) unterrichtet

Tafel 2 A.

Größe in cm	unter 150	150-154	155-159	160-164	165-169	170-174	175-179	180-184	185-190
Von 782 ♂	—	11	20	83	229	228	128	68	15
Von 398 ♀	1	12	45	102	155	72	9	2	—

Gebrechen und gesundheitliche Schäden gestehen 89 Personen (Männer und Frauen zusammen) ein, d. s. 4,3%.

Wenn wir nun nach dem Alter der Heiratswilligen fragen, so haben es 1967 von 2057 angegeben. Die Verteilung auf die Altersstufen zeigt

Tafel 3 A.¹⁾

Alter	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64	65-70
Von 1098 ♂	—	40	266	812	214	106	68	34	34	18	6
Von 869 ♀	6	66	186	169	190	100	103	29	18	2	—

Tafel 4 A.²⁾

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Arbeiter	218	22	20	9	7	3,2
Handwerker	180	19	22	12	4	2,2
Dentisten	3		—	—	—	
Rentner	6		—	—	—	
Bauern	39	4	4	10	—	
Angestellte	196	22	26	13	3	1,5
Leitende Angestellte ...	31		5	16	—	
Kaufleute	191	19	37	19	1	0,5
Beamte und Lehrer	105	10	13	12	1	1,0
Fabrikanten	14	1,4	1	7	—	
Künstler	7	0,7	1	14	—	
Akademiker	25	2,5	8	32	—	
	1015		137		16	

¹⁾ Bei ungenauen Altersangaben erscheinen „30-jähriger“, „Anfang 30 (oder) 30er Jahre“ unter 30-34 J.; „Dreißiger“, „Mitte 30“, „Mittdreißiger“ unter 35-39 J. Entsprechend für die anderen Jahrzehnte.

²⁾ Unter den Berufsbezeichnungen sind zu verstehen:

Arbeiter: ungelernte und gelernte, Hilfs-, Fach- und Vorarbeiter.

weibl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Hausangestellte	17	40	—	11	2	7
Büroangestellte	52		6		5	
Sekretärinnen	12		1		2	
Techn. Assistentinnen ..	4		2		—	
Leitende Angestellte ...	4		2		—	
Sonstige Angestellte	46	4	1			
Handwerkerinnen	12	12	—	—	—	
Heilpraktikerinnen	1		1			
Geschäftsinhaberinnen .	27		5			19
Schwestern	38	11	4	11	2	5
Beamt. u. Lehrerinnen .	18	5,4	6	33	1	6
Akademikerinnen	3	0,9	—	—	—	
Berufstätige ohne nähere Angabe	100	30	7	7	7	7
	334		38		21	

Die angeführten 334 berufstätigen Frauen machen 36% der Gesamtzahl der Bewerberinnen aus.

Für unsere rassenhygienische Untersuchung besonders wichtig sind aber die Angaben über Erbgesundheit, Gesundheit und Kinderliebe. Erbgesundheit betonen 31, Gesundheit 213 Personen, beide zusammen machen 12%; Kinderliebe versprechen oder verlangen 61 Personen oder 3%. Ihre Verteilung auf die verschiedenen Berufe gibt die vorstehende Übersicht. (Tafel 4 A)

Die Abfassung der Anzeigen gehört zwar nicht unmittelbar zu meinem Thema, doch scheint es mir bemerkenswert zu sein, daß die eine oder andere für viele

Handwerker: im Reichs- oder Staatsbetrieb, selbständige H., Meister.

Bauern: Bauern, Erbhofbauern, Landwirte, Gutsbesitzer.

Angestellte: Reichs-, Staats-, städtische, Privatangestellte, kaufmännische, technische Angestellte, Ingenieure im Angestelltenverhältnis.

Leitende Angestellte: Abteilungs-, Betriebsleiter, Obergeringiere, Generalvertreter, Direktoren.

Kaufleute: Händler, Geschäftsinhaber, Unternehmer, Schiffseigner, technische, Industrie- und Großkaufleute.

Beamte und Lehrer: untere, mittlere Beamte und Lehrer, die noch nicht Akademiker sind; Ingenieure im Beamtenverhältnis.

Fabrikanten: Fabrikbesitzer und Industrielle.

Akademiker: s. Taf. 4 G, außerdem Pharmazeuten, Architekten und die Angehörigen eines Berufes mit Diplom, höhere Beamte.

Hausangestellte: Hausgehilfin, Haushaltsstütze, Wirtschafterin.

Büroangestellte: Stenotypistin, Kontoristin, Buchhalterin.

Sonstige Angestellte: Staats-, Behörden-, Bank-, Sozial-, kaufmännische Angestellte.

Schwestern: Krankenschwester, Hebamme, Kindergärtnerin.

Beamtinnen und Lehrerinnen: Schul-, Fach-, Gewerbe-, Werk-, Hauswirtschaft-, Sportlehrerin, Erzieherin.

Rentnerinnen führe ich in der Tafel nicht auf, weil sie nicht mehr berufstätig sind und ihre Rente vielleicht nicht durch eigene Arbeit erworben haben.

Vorbild gewesen ist. So erklärt sich das wiederholte Vorkommen gewisser Ausdrücke wie „mit einwandfreier (oder) tadelloser (oder) reiner (oder) guter Vergangenheit“, „mit Herzensbildung“, „liebes, nettes (oder) hübsches Mädels“.

B. Als zweite Wochenschrift schließe ich das „Daheim“ an, das gleichfalls wohl für ganz Deutschland gedacht ist, aber auch meist von Nord- und Mitteldeutschen gelesen wird. Von den 1000 „Heiratsanzeigen“, die ich aus ihm gesammelt habe, stammen, soweit angegeben, die meisten aus Berlin, es folgen das Land Sachsen, die Rheinprovinz, Schlesien, Westfalen, Hannover. In jeder Nummer finden sich rund 70 Gesuche.

Wirtschaftliche Forderungen werden in 168 Fällen, d. s. 17%, erhoben.

Von denen, die nach der ersten unvollendeten Ehe eine zweite eingehen wollen, sind vertreten Verwitwete mit 13% (31 Männer und 99 Frauen), Geschiedene mit 7% (19 Männer und 47 Frauen). Von allen zusammen haben 27 Männer Kinder im Alter von $\frac{1}{2}$ bis zu 20 Jahren, 37 Frauen Kinder im Alter von 2 bis 18 Jahren. Die Kinderzahl dieser Ersten stellt dar

Tafel 1 B.

Kinder	0		1		2		3		4	
Von 50 ♂	23	46%	13	26%	9	18%	4	8%	1	2%
Von 146 ♀	109	75%	29	20%	8	5,5%	—	—	—	—

Von ihnen blieben 67% ohne Nachwuchs.

In dieser Wochenschrift haben nur 2% der Ledigen ein Kind.

Indem ich mich nun denen zuwende, die zum erstenmal zu heiraten gedenken, greife ich zunächst wieder die Angaben über Körpergröße und leibliche Mängel heraus.

Tafel 2 B.

Größe in cm	150-154	155-159	160-164	165-169	170-174	175-179	180-184	185-190	über 190
Von 193 ♂	—	—	4	29	67	51	34	7	1
Von 285 ♀	1	9	60	118	90	11	1	—	—

Leibliche Mängel bekennen 15 Personen, 1,5%.

Ihr Alter haben 902 Heiratslustige angegeben. Die Verteilung auf die Altersstufen ergibt sich aus

Tafel 3 B a.

Alter	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64	65-70	über 70
Von 271 ♂	—	4	27	60	71	37	34	21	6	8	2	1
Von 631 ♀	6	55	104	124	181	80	84	24	21	2	—	—

Wichtiger aber erscheint mir das Verhältnis von Alter und Beruf. Hierfür kommen nur die Männer in Betracht. Die Witwer und Geschiedenen rechne ich nicht mit, da ich das Verhältnis nur für die erste Ehe zeigen will. Arbeiter und Handwerker, die nur ein- bzw. zweimal vertreten sind, darf ich sparen.

Tafel 3 B b.

Berufe	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64	65-70	ohne Alters- angabe
Bauern	1		1	1	1		2		1		1
Angestellte	1	1	7	5	6		1		1		2
Leitende Angestellte			4				3				
Kaufleute		7	14	15	6	10	5		1	1	3
Beamte und Lehrer .		2	4	8	2	3	2	2			1
Fabrikanten			3	7		2	1				2
Akademiker	1	12	16	21	10	6	3		1	1	13

Rassenhygienisch ebenso wertvoll ist die Einschätzung von Erbgesundheit, Gesundheit und Kinderliebe in den einzelnen Berufen. „Erbgesund“ begegnet uns 35mal, „gesund“ 183mal, das sind zusammen 22%; „kinderlieb“ 87mal, 9%.

Tafel 4 B.

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Arbeiter	2	0,7	1	—	—	—
Handwerker	3	1,8	1	—	1	—
Dentisten	1		—	—	—	—
Heilpraktiker	1		1	—	—	—
Bauern	8	3	3	38	—	—
Angestellte	26	10	8	31	—	—
Leitende Angestellte ...	8	3	4	50	—	—
Kaufleute	77	28	14	18	4	5
Beamte und Lehrer	30	11	9	30	2	7
Fabrikanten	16	6	4	25	—	—
Künstler	3	1	—	—	—	—
Akademiker	96	35	33	34	5	5
	271		78		12	
weibl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Büroangestellte	5	25	1	15	—	21
Sekretärinnen	14		3		2	
Techn. Assistentinnen ..	10		1		2	
Leitende Angestellte ...	6		3		2	
Sonstige Angestellte ...	26		1		7	
Handwerkerinnen	1	4	—	22	—	13
Geschäftsinhaberinnen .	9		2		—	
Schwestern	56	23	6	11	7	
Beamt. u. Lehrerinnen .	21	8	6	29	2	10
Fabrikbesitzerinnen	4	1,6	—	—	—	—
Akademikerinnen	16	6,4	2	13	—	—
Berufstätige ohne nähere Angabe	81	33	23	28	11	14
	249		48		33	

Die Berufstätigen machen 36% der Frauen aus.

Besondere Merkmale der Anzeigen dieser Wochenschrift sind, daß meistens zunächst „Briefwechsel zwecks späterer Heirat“ und „Amateuraufnahme“ ge-

wünscht werden. Das gesuchte Ideal soll sein: frohernst, ernstheiter, schlichtfein, einfachvornehm; ein liebes, treues Mädcl, liebenswert, anmutig. Viele berufstätige Frauen versichern, mit der Eheschließung „keine Versorgung“ zu erstreben.

C. Ich gehe zu der „Neuen Gartenlaube“ über, die ebenfalls eine Wochenschrift ist und auch in anderen Beziehungen mit dem „Daheim“ manche Ähnlichkeit hat, z. B. mit der Verbreitung über ganz Deutschland. Die Anzeigen „Möchten Sie heiraten?“ aus Norddeutschland haben auch in ihr unbestritten den Vorrang, ganz besonders die aus Berlin, Brandenburg, Hamburg. Aber das ist bemerkenswert, daß Süddeutschland in der gleichen Stärke wie Mitteldeutschland in unsern Gesichtskreis tritt. Jede Nummer bringt im Durchschnitt 50 Anzeigen.

150 Bewerber(innen) = 15% kommen offen mit wirtschaftlichen Wünschen heraus.

Eine zweite Ehe wollen 8% Verwitwete (37 Männer und 43 Frauen), 3,8% Geschiedene (12 Männer und 26 Frauen) eingehen. Von beiden Gruppen zusammen haben 33 Männer Kinder im Alter von 1 bis 23 Jahren, 20 Frauen Kinder im Alter von 2 bis 16 Jahren. Die Kinderzahl wird deutlich aus

Tafel 1 C.

Kinder	0		1		2		3		4		5	
Von 49 ♂	16	24%	17	44%	7	14%	8	16%	—	1	2%	
Von 69 ♀	49	71%	15	22%	5	7%	—	—	—	—	—	

Als kinderlos ergeben sich 55% der Erstehen.

In fast gleicher Zahl wie im „Daheim“ sind Ledige mit unehelichen Kindern vertreten.

Die Tafel 2 C (über Körpergröße) kann ich auslassen, da sie gegenüber 2 B kaum Unterschiede aufweist. Dasselbe gilt für die körperlichen Gebrechen.

Näher eingehen muß ich aber wieder auf die Altersstufen, die von 509 Personen angegeben sind:

Tafel 3 C a.

Alter	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64
Von 351 ♂	1	9	65	90	92	37	32	11	11	3
Von 554 ♀	9	71	145	104	106	66	39	7	6	1

Das Verhältnis von Alter und Beruf läßt sich in dieser, wie in der vorigen Wochenschrift gut für Akademiker erläutern, weil diese mit verhältnismäßig hoher Zahl in beiden vertreten sind. Darum die besondere

Tafel 3 C b.

Berufe	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	ohne Altersang.
Akademiker ...	1	23	27	28	10	6	1	1	13

Für die nichtakademischen Berufe folgt später eine entsprechende Übersicht, da hier wie im „Daheim“ für Arbeiter und Handwerker der Fehler der kleinen Zahl ein falsches Bild geben würde.

Über die Einstellung der einzelnen Berufe zu den Forderungen der Erbgesundheit, Gesundheit und Kinderliebe gibt die folgende Tafel Auskunft. Die absoluten Zahlen hierfür sind: „erbgesund“ 33, „gesund“ 163 oder zusammen 20%; „kinderlieb“ 59 oder 6%.

Tafel 4 C.

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Arbeiter	3	0,8	—		—	
Handwerker	15	4,7	3	24	—	
Dentisten	2		1		—	
Bauern	12	3,3	6	50	—	
Angestellte	58	16	18	31	2	3,4
Leitende Angestellte ...	22	6	4	18	—	
Kaufleute	69	19	13	19	2	2,9
Beamte und Lehrer	47	13	9	19	1	2,1
Fabrikanten	18	5	7	39	—	
Künstler	3	0,8	—		—	
Akademiker	115	32	28	34	2	1,7
	364		89		7	
weibl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Hausangestellte	2	18	—	21	—	17
Büroangestellte	7		—			
Sekretärinnen	7		2			
Techn. Assistentinnen ..	15		4			
Leitende Angestellte ...	3		1			
Sonstige Angestellte ...	8	2	2			
Dentistinnen	1	4,7	1	27	—	
Geschäftsinhaberinnen .	10		2			
Schwestern	38	16	5	14	3	8
Beamt. u. Lehrerinnen .	29	13	7	24	2	7
Künstlerinnen	2	0,9	—		—	
Akademikerinnen	17	7	2	12	—	
Berufstätige ohne nähere Angabe	93	40	10	11	5	5,4
	232		36		17	

Diese 232 berufstätigen Frauen stellen 39% der Gesamtzahl dar.

In dem Wortschatz dieser Wochenschrift herrschen vor die Ausdrücke „Hausmütterchen“, „friedlich“ und „froherntst“; auch wird oft zunächst nur „Briefwechsel zwecks späterer Heirat“ gewünscht. Die Anzeigen, in denen von Briefwechsel allein die Rede ist, habe ich unberücksichtigt gelassen, obgleich sie zwischen den anderen Heiratswünschen eingestreut stehen.

D. Von den Wochenschriften mit ihrer Verbreitung über den ganzen deutschen Raum kommen wir nun zu den Tageszeitungen, deren Bereich begrenzt ist. Die meisten bringen ihre Heiratsanzeigen in den Sonntagsausgaben. Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ enthält im Durchschnitt etwa 200 „Heiraten“.

Wirtschaftliche Forderungen werden auch hier in 15% der Anzeigen gestellt.

Zu einer zweiten Ehe wollen 39 Männer und 124 Frauen = 16% Verwitwete und 26 Männer und 47 Frauen = 7% Geschiedene schreiten. „Verwaiste“ Kinder im Alter von 5 bis 32 Jahren haben 16 Männer, im Alter von 1 bis 18 Jahren 29 Frauen. Der Kindersegen verteilt sich gemäß folgender

Tafel 1 D.

Kinder	0		1		2		3		4	
Von 65 ♂	49	75%	9	14%	6	9%	—		1	1,6%
Von 171 ♀	142	83%	24	14%	4	2,3%	—		1	0,7%

Der Rest der Erstenen (81%) hatte keine Kinder. Dagegen haben 3% der ledigen Frauen, die zum erstenmal eine Familie mit gründen wollen, je 1 Kind.

Die Körpergrößen zeigen im Vergleich zu denen der „Neuen Gartenlaube“ und des „Daheim“ fast dieselben Maße (s. Taf. 2 B), ebenso die Gebrechen dieselbe Zahl (1,4%).

Das Lebensalter der Personen, die es angegeben haben, erläutert

Tafel 3 D.

Alter	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64	65-70	über 70
Von 408 ♂	5	53	100	94	38	48	30	21	12	4	3
Von 515 ♀	30	63	81	108	67	86	44	33	5	3	—

Wie verhalten sich die Bewerber(innen) zu den Fragen der Erbgesundheit, Gesundheit und Kinderliebe? Es bejahen die erste 7, die zweite 62, mithin zusammen 7%, die dritte 6, mithin 0,6%. Über die Verteilung der beiden ersten auf die einzelnen Berufe – die dritte lasse ich wegen der kleinen Zahl unberücksichtigt – belehrt

Tafel 4 D.

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%
Arbeiter	8	2,2	—	
Handwerker	31	9	6	21
Dentisten	2		1	
Rentner	2		—	
Bauern	2	0,5	—	
Angestellte	95	27	5	6
Leitende Angestellte	7		1	
Kaufleute	119	31	10	8
Beamte und Lehrer	38	10	3	8
Fabrikanten	4	1	—	
Künstler	3	0,8	—	
Akademiker	62	17	7	11
	373		33	

weibl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%
Hausangestellte	23	27	—	
Büroangestellte	7		—	
Sekretärinnen	10		—	
Technische Assistentinnen	1		—	
Sonstige Angestellte	10		—	
Handwerkerinnen	10	20	—	3,6
Geschäftsinhaberinnen	28		1	
Schwestern	9	5	—	13
Beamtinnen und Lehrerinnen	15	8	2	
Fabrikbesitzerinnen	1	0,5	—	
Akademikerinnen	4	2	—	6
Berufstätige ohne nähere Angabe	69	37	4	
	187		7	

Von den Frauen haben 34% einen Beruf.

Im „Berliner Lokal-Anzeiger“ als einziger Zeitung treten zwei Mischlinge 1. Grades und ein Mischling 2. Grades auf, alles Frauen.

Für die Abfassung der Anzeigen lagen hier andere Muster vor. Die Bewerber (innen) schwelgen in Fremdwörtern: seriös, kultiviert, scharmant, sympathisch, elegant. Dagegen wird die „Korpulenz“ der anderen Zeitungen durch „Vollfigur“ übersetzt. Außerdem wird um ein „naturgetreues“, ein „Ganz- und Brustbild“ gebeten.

E. Die „Berliner Morgenpost“ mit 1000 Anzeigen möge sich an den „Berliner Lokal-Anzeiger“ anreihen. Sie enthält in ihren Sonntagsausgaben jeweils rund 250 „Heirats-Gesuche“. Wohl aus Gründen der Sparsamkeit sind sie so knapp gefaßt, daß in vielen Fällen nicht zu entscheiden ist, ob der Wunsch nach einer zweiten Ehe von Verwitweten oder Geschiedenen geäußert wird. Wo von „Wiederheirat“ die Rede ist, wissen wir wenigstens, daß es sich um eine zweite Heirat handelt; wo aber nur „Kinder“ genannt werden, bleibt die Frage bei Frauen unentschieden, weil auch uneheliche gemeint sein können. Aber 28% für beide Geschlechter zusammen ist in Anbetracht der erwähnten Sparsamkeit vielleicht zu niedrig. Die Kinder der verwitweten und geschiedenen Männer stehen im Alter von 1 bis 25 Jahren, der verwitweten, geschiedenen und möglicherweise ledigen Frauen im Alter von 1 bis 14 Jahren. Ein Witwer hat Zwillingknaben im Alter von 2 Jahren.

Die wirtschaftliche Seite wird in 12% der Gesuche angeschlagen.

Die folgende Tafel veranschaulicht wieder das Verhältnis von Vätern, Müttern und Kindern.

Tafel 1 E.

Kinder	0		1		2		3	
Von 141 ♂	90	64%	37	26%	9	6,4%	5	3,5%
Von 141 ♀	115	82%	19	14%	5	3,5%	2	1,4%

Ohne Nachkommen waren demnach 73% dieser Ehen. Doch sind die Zahlen der Tafel 1 E mit den entsprechenden der vorigen Zeitungen wegen der erwähnten unsicheren Angaben, streng genommen, nicht vergleichbar.

Die Körpergröße ist im allgemeinen etwas niedriger als bisher, wie hervor-
geht aus

Tafel 2 E.

Größe in cm	unter 150	150-154	155-159	160-164	165-169	170-174	175-179	180-184	185-190
Von 330 ♂	1	3	10	54	97	88	50	22	5
Von 93 ♀	—	4	11	18	40	18	2	—	—

Körperliche Fehler hat eine hohe Zahl, nämlich 3%.

Zu den Altersstufen, die wir aus 973 Anzeigen kennen, vergleiche

Tafel 3 E a.

Alter	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64	65-70	über 70
Von 646 ♂	1	32	142	148	126	48	38	34	26	29	19	3
Von 327 ♀	2	12	23	52	35	44	71	42	30	14	2	—

Hier scheint es mir am Platze zu sein, einen Blick auf das Verhältnis von Alter
und Beruf der Nichtakademiker, insbesondere der Arbeiter und Handwerker, zu
werfen.

Tafel 3 E b.

Berufe	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64	65-70	ohne Altersang.
Arbeiter		6	33	41	29	3	2	2	1	2		3
Handwerker	1	4	32	23	17	10	2	4	4	2	1	4
Angestellte		3	9	12	7	4	2	3				12
Leitende Angestellte				2								
Kaufleute		2	6	7	9	9	4	2	2	2	1	2
Beamte und Lehrer		1	8	2	2	8	1	1	1	7	5	3
Fabrikanten								1				

Wie oft sprechen die einzelnen Berufe von Erbgesundheit, Gesundheit und
Kinderliebe? Von der letzten nur 5mal = 0,5%, weswegen ich sie in der Über-
sicht übergehe, von den ersten beiden 4- bzw. 23mal = 2,7%.

Tafel 4 E.

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%
Arbeiter	152	32	5	3,3
Handwerker	135	33	1	0,7
Dentisten	1			
Rentner	19			
Bauern	1	0,2	—	
Angestellte	63	14	5	8
Leitende Angestellte	4			
Kaufleute	58	12	4	7
Beamte und Lehrer	36	7,6	2	6
Fabrikanten	1	0,2	—	
Künstler	1	0,2	—	
Akademiker	2	0,4	—	
	473		17	

weibl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%
Hausangestellte	30	53	1	—
Büroangestellte	13		—	—
Sonstige Angestellte	8		—	—
Handwerkerinnen	9	21	—	18
Geschäftsinhaberinnen	11		2	
Schwestern	3	3	—	
Beamtinnen und Lehrerinnen	2	2	—	
Berufstätige ohne nähere Angabe	21	22	—	
	97		3	

Somit üben 29% der Frauen einen Beruf aus.

Ob sich die Kinderliebe auch in dem Wunsche nach einem „Witwe(r) mit Kind“ äußert, darüber Näheres im II. Hauptteil. Es fiel mir aber in diesem wie im folgenden Blatte auf, daß auch ausdrücklich „Fräulein (oder) Mädcl mit Kind angenehm“ vorkommt, in diesem in etwa einem Viertel, im nächsten in einem Drittel der Fälle.

Im Gegensatz zu dem verhältnismäßig reichen Wortschatz der andern Blätter ist hier die Armut bemerkenswert, die sich mit den zwölf Wörtern: reell denkend, wirtschaftlich, häuslich, solide, charaktervoll, anständig, aufrichtig, ehrlich, einfach, lieb, nett und ansehnlich bescheidet. Man dringt auf „sofortige (oder) schnelle (oder) baldige Heirat“.

F. Wie dem „Daheim“ die „Neue Gartenlaube“, so ähnelt in mancher Beziehung der „Berliner Morgenpost“ die „Spandauer Zeitung“. In dem Berliner Bezirk Spandau, der sich ein gewisses Eigenleben bewahrt hat, wohnt ein tüchtiger, nicht allzu wohlhabender bürgerlicher Mittelstand und infolge mannigfaltiger Industrie eine starke Arbeiterbevölkerung. Dies kommt auch in den 430 Heiratsanzeigen zum Ausdruck, die ich seiner Heimatzeitung entnommen habe, in der solche unter „Verschiedenes“ nur vereinzelt erscheinen.

In 21% der Anzeigen werden wirtschaftliche Ansprüche mit laut.

Bezüglich der Unterscheidung von Verwitweten, Geschiedenen und unehe-lichen Müttern stoße ich auf dieselbe Schwierigkeit wie in der „Berliner Morgenpost“. Ich kann nur die Gesamtzahl der Männer nennen, nämlich 53, und die der Frauen, nämlich 85. Die folgende Tafel teilt ihre Kinderzahl mit.

Tafel 1 F.

Kinder	0	1	2	3	4
Von 53 ♂	44 83%	4 7,5%	3 6%	1 2%	1 2%
Von 85 ♀	69 81%	16 19%	—	—	—

Diese Tafel ist nur mit Tafel 1 E zu vergleichen.

Die Annahme von rund 80% Kinderlosigkeit dürfte etwa das Richtige treffen.

Es schließt sich die Übersicht über Körpergröße an:

Tafel 2 F.

Größe in cm	unter 150	150-154	155-159	160-164	165-169	170-174	175-179	180-184	185-190
Von 79 ♂	1	1	7	8	23	27	8	3	1
Von 40 ♀	—	1	—	15	16	7	1	—	—

Mit Körpergebrecben, soweit bekannt, sind 5 = 1,2% belastet.

Zu den Altersstufen, über die 368 Angaben vorliegen, siehe

Tafel 3 F.

Alter	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64	65-70	über 70
Von 204 ♂	—	14	29	33	86	19	28	16	10	19	3	2
Von 164 ♀	2	6	8	19	13	23	41	24	13	15	—	—

Die nächste Tafel, die, der Gliederung meiner Arbeit entsprechend, über die Volkstümlichkeit des Gedankens der Erbgesundheit, Gesundheit und Kinderliebe Auskunft geben müßte, schrumpft zu einem bloßen Überblick über Berufszugehörigkeit ein, weil das Wort Gesundheit nur 7mal = in 1,6% fällt, die andern beiden überhaupt nicht.

Tafel 4 F.

männl. Berufe	Zahl	%	gesund	%	weibl. Berufe	Zahl	%
Arbeiter	26	21	2	8	Büroangestellte	1	33
Handwerker	37	42	1	2,7	Sonstige Angestellte ...	6	
Rentner	14		—		Handwerkerinnen	1	19
Bauern	3	2,4	—	Geschäftsinhaberinnen ..	3		
Angestellte	19	16	—	Berufstätige o. näh. Ang.	10	48	
Kaufleute	9	7	—				
Beamte u. Lehrer.	14	12	1	7		21	
	122		4				

12% der Frauen stehen im Beruf.

Der Wortvorrat ist auch in dieser Zeitung dürftig. „Häuslich“ und „nett“ werden am meisten gebraucht, häufig Geselligkeit mit dem Ziele späterer Heirat gesucht.

G. Ein ganz anderes gesellschaftliches Bild enthüllt sich vor uns, wenn wir ein Blatt wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ betrachten. Unter den 551 Anzeigen ist der Prozentsatz der Akademiker auffallend hoch; Arbeiter, Handwerker und Beamte fallen aus. Es erscheinen durchschnittlich in jeder Sonntagsnummer 20 „Heirats-Anzeigen“.

Wirtschaftliche Belange werden schärfer als anderswo vertreten oder abgelehnt; vertreten in 19%.

Hier lassen sich Verwitwete und Geschiedene wieder trennen. Jene (16 Männer und 42 Frauen) machen 11% aus, diese (20 Männer und 27 Frauen) 9%. Die Verteilung der vorhandenen Kinder zeigt

Tafel 1 G.

Kinder	0	1	2	3
Von 36 ♂	27	75%	5	14%
Von 69 ♀	58	84%	10	15%
			3	8%
			1	1,4%
			—	2,8%

Ohne Nachkommenschaft blieben 81% der gelösten Erstehen.

Die Frauen dieser Zeitung, die den Ehebund zum ersten Male schließen wollen (das will ich unterstreichen), bringen kein uneheliches Kind mit und wären andernfalls nicht begehrt.

Nun wieder zur Körpergröße :

Tafel 2 G.

Größe in cm	155-159	160-164	165-169	170-174	175-179	180-184	185-190
Von 136 ♂ ...	—	3	9	38	34	38	14
Von 96 ♀ ...	2	10	42	37	3	2	—

Körperfehler treten in der geringen Zahl von 0,5% auf.

Das Alter der Bewerber(innen) zeigt

Tafel 3 G.

Alter	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64
Von 209 ♂	—	—	19	49	57	34	30	12	7	1
Von 236 ♀	2	11	27	54	65	30	34	11	2	—

Der rassenhygienische Gedanke hat in diesen Kreisen am meisten Eingang gefunden; das äußert sich darin, daß auf Erbgesundheit 51mal, auf Gesundheit 94mal, zusammen in 26%, auf Kinderliebe 27mal, in 4,5%, Wert gelegt wird. In der folgenden Tafel ziehe ich bei den berufstätigen Frauen die Kinderliebe nicht mit in Betracht, weil wieder der Fehler der kleinen Zahl zu befürchten wäre. Aber bei den Männern bietet sich infolge der hohen Zahl der Akademiker die Gelegenheit, diese Gesichtspunkte einmal auf die verschiedenen Fakultäten zu verteilen:

Tafel 4 G.

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Bauern	4	1,7	1	—	1	—
Angestellte	10	4,3	4	40	—	—
Leitende Angestellte ...	13	5,5	4	31	—	—
Kaufleute	41	17	11	27	1	2,4
Beamte und Lehrer	1	0,4	—	—	—	—
Fabrikanten	18	8	5	28	—	—
Künstler	4	1,7	2	—	—	—
Akademiker	144	61	55	38	4	2,8
<hr/>						
Theol.	1	0,7	—	—	—	—
Jur.	29	20	7	24	—	—
Med.	10	7	7	70	1	10
Phil.	12	8	5	42	—	—
Dipl.-Ing.	17	12	5	29	1	6
Ohne Angabe der Fakultät	75	52	31	41	2	2,7
<hr/>						
	235		82		6	

weibl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesaud	%
Sekretärinnen	3	5,6	1	—
Technische Assistentinnen	2	—	—	—
Geschäftsinhaberinnen	2	2,3	—	—
Schwestern	3	3,4	—	—
Beamtinnen und Lehrerinnen	3	3,4	—	—
Fabrikbesitzerinnen	1	1	—	—
Künstlerinnen	5	5,6	—	—
Akademikerinnen	20	22	8	40
Berufstätige ohne nähere Angabe	50	56	8	16
	89		17	

Es stehen 30% der Frauen im Erwerbsleben.

Wer nun in Ausdruck und Inhalt besonders ansprechende Heiratsanzeigen aus diesem Kreise erwartet, sieht sich doch einigermaßen enttäuscht. Sie ähneln denen des „Berliner Lokal-Anzeiger“ insofern, als trotz ihres verhältnismäßig großen Umfanges dieselben (Fremd-) Wörter immer wiederkehren (s. „Berliner Lokal-Anzeiger“), z. B. „kultiviert“ in etwa jeder zehnten Anzeige. Eigens für die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ scheinen aber geprägt zu sein: intelligent, repräsentativ, gut gewachsen, sportlich, gepflegt, gebildet, warmherzig, großzügig; „Sinn für (gepflegte) Häuslichkeit“ in jeder vierten Anzeige. Wie schon in anderen Blättern bevorzugten die Akademiker auch hier, wo sie einen breiten Raum einnehmen, „Eltern-, Angehörigen- (oder) Verwandtenvermittlung“.

H. Mit einer gewissen Spannung wird man die „Ehewünsche“ im „Völkischen Beobachter“ lesen, ob in ihnen die Wirkung nationalsozialistischer Erziehung auf diesem Gebiete stärker zum Ausdruck kommt als anderswo. Als am 14. Januar 1940 die ersten Anzeigen dieser Art erschienen, gab ihnen die Schriftleitung ein Geleitwort mit, in dem sie ihre Grundsätze für die Aufnahme veröffentlichte. Zu den fünf Bedingungen, die sie stellt, gehört, daß sie sich das Recht vorbehält, „den Anzeigentext bzw. einige Worte zu ändern“ und „gegebenenfalls eingehende Zuschriften einsehen zu lassen“. Der Zweck dieser Maßnahme ist, „auch in diesem Anzeigenteil auf unbedingte Sauberkeit im nationalsozialistischen Sinne zu achten“. Vielleicht ist es den Grundsätzen der Schriftleitung auch zu verdanken, daß unter meinen 579 Anzeigen keine mit wirtschaftlichem Nebenzweck zu finden ist.

Die Sonntagsnummern (ich habe die Norddeutsche Ausgabe eingesehen) enthalten durchschnittlich 15 „Ehewünsche“. — Es gab 10% (11 Männer und 49 Frauen) Verwitwete, 9% (12 Männer und 39 Frauen) Geschiedene. Von beiden Gruppen hatten 9 Männer Kinder im Alter von 2 bis 19 Jahren, 20 Frauen Kinder im Alter von 4 bis 18 Jahren. Die Kinderzahl der Ehen zeigt

Tafel 1 H.

Kinder	0		1		2		3		4		5		6	
Von 23 ♂	14	61%	4	17%	4	17%	—	—	1	—	—	—	—	4,3%
Von 88 ♀	68	77%	12	14%	6	7%	1	1%	—	—	—	—	1	1%

Somit bleibt ein kinderloser Rest von 74%.

Von den Mädchen, die zum ersten Male heiraten wollen, haben 3,3% ein uneheliches Kind.

Die Tafel 2 H über die Körpergröße spare ich, da sie der Tafel 2 A außerordentlich ähnlich ist, mit dem Gipfel für Männer zwischen 165 und 174 cm, für Frauen zwischen 165 und 169 cm, wie auch im Anstieg und Abfall der Kurven. — Mit körperlichen Gebrechen behaftet sind 1,9%.

Weiter zu den Altersstufen:

Tafel 3 H.

Alter	unter 20	20-24	25-29	30-34	35-39	40-44	45-49	50-54	55-59	60-64
Von 138 ♂	—	5	30	85	88	20	4	4	7	—
Von 400 ♀	2	21	58	69	99	50	55	22	23	1

Ähnlich günstig wie in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ liegen die Verhältnisse im „Völkischen Beobachter“ für Erbgesundheit, die ich in 48 Fällen, für Gesundheit in 80 Fällen, zusammen in 22%, für Kinderliebe in 45 Fällen = 8% erwähnt fand. Auf die einzelnen Berufe verteilt ergibt sich folgende Übersicht:

Tafel 4 H.

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Arbeiter	9	7	3	33	1	11
Handwerker	17	13	3	18	—	
Bauern	5	3,7	1	20	—	
Angestellte	42	32	13	3	1	2,4
Leitende Angestellte ...	1		—	—	—	
Kaufleute	22	16	3	14	—	
Beamte und Lehrer	15	13	4	27	3	20
R.A.D.-Führer	2		—	—	—	
Künstler	1	0,7	—	—	—	
Akademiker	21	16	7	33	—	
	135		34		5	
welbl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	kinderlieb	%
Hausangestellte	5	25	—	21	—	—
Büroangestellte	9		1			
Sekretärinnen	5		1			
Techn. Assistentinnen ..	7		4			
Sonstige Angestellte ...	26	4,4	5	22	1	—
Handwerkerinnen	4		1			
Geschäftsinhaberinnen .	5	1	41	38	—	22
Schwestern	17	8			7	
Beamt. u. Lehrerinnen .	22	12	8	38	6	27
R.A.D.-Führerinnen....	2		1		—	
Akademikerinnen	9	4,4	4	44	2	22
Berufstätige ohne nähere Angabe	95	46	20	21	13	14
	206		53		25	

Erwerbstätig sind demnach 49% der Frauen.

Der Wunsch steht nach einem lebensfrischen, -frohen, -bejahenden, -tüchtigen Menschen, der außerdem gleichgesinnt, feinsinnig, sensibel ist und „Sinn und Liebe für Häuslichkeit“ besitzt. – Vielfach schreiben Frauen „gern Kriegsbeschädigter“ oder „Kriegsverletzter bevorzugt“.

J. Nach den Wochenschriften, die für ganz Deutschland gedacht sind, und den Zeitungen der Reichshauptstadt lege ich noch drei Provinzblätter, und zwar Kasseler, einer gemeinsamen Betrachtung zugrunde: „Die Kurhessische Landeszeitung“, „Kasseler Post“ und „Kasseler Neueste Nachrichten“. Es sind insgesamt 429 „Heiratsgesuche“.

Wirtschaftliche Sicherheit erstreben 15% der Bewerber(innen).

Von der Gesamtzahl sind 21% (54 Männer und 34 Frauen) verwitwet und 6% (11 Männer und 15 Frauen) geschieden. 16 Männer beider Gruppen suchen für ihre Kinder im Alter von 5 bis 20 Jahren eine neue Mutter, 12 Frauen für ihre Kinder im Alter von 4 bis 16 Jahren einen zweiten Vater. Die Verteilung des Nachwuchses dieser Familien nach der Anzahl bringt

Tafel 1 J.

Kinder	0		1		2		3		4	
Von 65 ♂	49	75%	5	8%	3	4,6%	7	11%	1	1,5%
Von 49 ♀	37	76%	10	20%	2	4%	—	—	—	—

75% der Erstehen waren kinderlos.

Von den ledigen Frauen, die den Heiratswunsch haben, sind 4% schon Mutter.

Die Angaben über Körpergröße können wir wohl vernachlässigen. – Leibliche Schäden haben 2,6% zu beklagen. – Die Altersstufen bietet

Tafel 3 J.

Alter	20–24	25–29	30–34	35–39	40–44	45–49	50–54	55–59	60–64	65–70
Von 189 ♂	6	19	37	21	26	17	20	20	21	2
Von 148 ♀	7	9	23	24	21	40	18	6	—	—

Da von Kinderliebe überhaupt nur 4mal, in 0,9%, von Erbgesundheit 3mal, von Gesundheit 17mal, von beiden gemeinsam in 4,7% die Rede ist, erübrigt es sich, die erste in der folgenden Tafel bei beiden Geschlechtern aufzuführen; die beiden anderen kommen nur für die Männerseite in Betracht, da sie von berufstätigen Frauen nicht erwähnt werden.

Tafel 4 J.

männl. Berufe	Zahl	%	(erb)gesund	%	weibl. Berufe	Zahl	%
Arbeiter	18	17	2	11	Hausangestellte	3	29
Handwerker	26	27	—	17	Büroangestellte	3	
Rentner	3		—		Sonstige Angestellte	1	
Bauern	3	2,8	—		Geschäftsinhaberinnen	2	8
Angestellte	24	23	4	7	Schwestern	1	4,2
Leitende Angestellte	1		—		—	Berufstätige o. näh. Ang.	14
Kaufleute	18	17	—			24	
Beamte und Lehrer	15	14	1				
Akademiker	1	0,9	—				
	109		7				

Die Zahl der Frauen, die einen Beruf haben, beläuft sich auf 20%.

Es ist eine Besonderheit dieser drei Zeitungen, daß vor der Ehe, in einer Probezeit sozusagen, „gemeinsame Wanderungen (oder) Freizeitgestaltung“ oder eine „Haushaltsführung“ gewünscht und sehr oft „bei Verstehen spätere Heirat“ in Aussicht gestellt wird.

II.

Ich betrachte im zweiten Hauptteil die verschiedenen Gesichtspunkte, die, nach den Heiratsanzeigen zu urteilen, für die Gattenwahl als wichtig angesehen werden, in mehr systematischer Weise.

Wenn in dieser Kriegszeit der größte Teil der heiratsfähigen Männer an der Front steht, ist die Zahl der Heiratsanzeigen natürlich relativ geringer als im Frieden. Ihre immer noch erhebliche Menge umfaßt mithin hauptsächlich die in der Heimat Zurückgebliebenen, wie sich denn auch ganz selten der Zusatz „z. Zt. Soldat“ findet.

Es ist kein Geheimnis, daß auch in Friedenszeiten Ehehemmnisse bestanden haben, und auf solche stieß ich auch in diesen Gesuchen, die ich hauptsächlich in der Kriegspause zwischen dem polnischen und französischen Feldzuge gesammelt habe. Die Hemmnisse sind mannigfacher Art: Verstümmelungen durch Krieg oder Unfall, durch Krankheit erworbene Körperfehler, Erbleiden. Es kann weiter ausgesprochene Häßlichkeit oder Entstellung vorliegen oder – ich entnehme die folgenden Ausdrücke wörtlich den Zeitungen – mangelnde Gelegenheit, Bekanntschaften anzubahnen infolge zurückgezogenen Lebens im engsten Familienkreise, auf einsamem Gute, in Dorf oder Kleinstadt; starke berufliche Inanspruchnahme. Erschwerend oder hinderlich kann der Charakter sein: schlichtes, stilles, bescheidenes, schüchternes Wesen, Weltfremdheit, Einsiedlertum, Besinnlichkeit und tiefe Veranlagung, eine verschlossene, nüchterne, ungesellige oder eigenwillige Natur, allzu wählerischer Geschmack; einige, selbst Frauen, wollen nicht einmal tanzen; schwer wird auch ein überzeugter Vegetarier und geschworener Lebensreformer eine gleichdenkende Frau finden. Wie sehr solche Leute z. T. ihre Ansprüche zurückstecken, davon macht sich nur der einen rechten Begriff, der ihre Gesuche gelesen hat. Der Weg durch die Zeitung bietet ihnen vielfach die letzte Aussicht, zur Ehe zu kommen. Schließlich steht dieser Weg noch denen offen, die durch plötzliche Veränderung ihres Familienkreises seelisch und gesellschaftlich vereinsamt sind (sie setzen hinzu, mit welchem Zögern, Mißtrauen und Widerwillen sie in das Licht der Öffentlichkeit treten), berufsmüde Frauen und Mädchen mit Kind.

Die Frage, wie viele solcher Heiratswünsche Erfolg haben, ist gewiß schon oft gestellt worden. Wenn die Heiratslustigen ihre Anzeigen wiederholen, nicht allein in der Weise, die ich oben (S. 265) erwähnt habe, sondern in längeren Abständen, in verschiedenen Zeitungen, mit anderem Wortlaut (somit als Wiederholungen nicht erkennbar); und wenn wir dazu bedenken, daß die übliche Art, sich kennenzulernen, doch eine andere ist, so müssen wir im Gegensatz zu Fettscher annehmen, daß eine Anzeige meist nicht zum Erfolg führt. Daraus läßt sich auch vielleicht die hohe Zahl der Heiratsanzeigen erklären.

Ich habe – den Fingerzeig verdanke ich Herrn Prof. Lenz – den Versuch unternommen, das Verhältnis der Zahl der Zeitungsanzeigen und der gleichzeitig wirklich geschlossenen Ehen abzuschätzen. Die in der mittelgroßen Universitäts-

stadt Marburg erscheinende „Oberhessische Zeitung“ brachte in den Monaten Mai und Juni 1940 nur zwei Heiratsanzeigen, die Zahl der Eheschließungen in Marburg selbst belief sich in der gleichen Zeit auf 32. Dazu aber müßten wir zum mindesten noch die des ganzen Kreises hinzuwählen, für den und über den hinaus die „Oberhessische Zeitung“ das einzige Blatt ist. Auch wenn man annimmt, daß ein Teil der Heiratswilligen nicht die lokalen Zeitungen, sondern allgemein verbreitete Blätter wählt (vgl. „Grüne Post“, „Daheim“, „Neue Gartenlaube“), spielen in der vorwiegend ländlichen Bevölkerung die Heiratsanzeigen keine wesentliche Rolle. – Kassel als Provinzial- und Regierungsbezirkshauptstadt ist eine Stadt des Bürgertums mit zahlreicher Beamtenschaft, durch eine umfangreiche Industrie zugleich Arbeiterstadt; sie hat durch die große Eingemeindung im Jahre 1936 einen starken Zuwachs von ländlicher Bevölkerung erhalten. Wegen dieses Gleichgewichts der verschiedenen Gruppen habe ich sie gewählt. Alle drei Kasseler Zeitungen zusammen brachten in den Monaten Mai und Juni 1940 428 Anzeigen; im gleichen Zeitraum wurden nach Auskunft des Statistischen Amtes dort 386 Ehen geschlossen. Wir erhalten also ein Verhältnis von ungefähr 1 : 1. Ich möchte aus den Ergebnissen beider Orte schließen, daß in einer Weltstadt wie Berlin die Zahl der gedruckten Heiratswünsche die der tatsächlich geschlossenen Ehen bei weitem übersteigt.

Was die Verteilung der Heiratsanzeigen auf die Geschlechter betrifft, so hat Werner festgestellt, daß vor dem Weltkriege die Männer überwogen (61,4% : 38,6%), Fetscher nach dem Weltkriege, daß sich das Verhältnis verschoben hatte wie 56,3% : 43,7%. Damals, zur Zeit beider Untersuchungen, bestand „ein beträchtlicher Überschuß von Frauen im heiratsfähigen Alter“ (Fetscher). Heft fand 1934 ein Überwiegen der Frauen (44,8% : 55,2%) und bemerkt dazu, daß der Frauenüberschuß als „Auswirkung des Weltkrieges zweifelsfrei noch größer geworden“ sei. In meiner Eingangsübersicht (S. 265) zeigen die „Grüne Post“, „Berliner Morgenpost“, „Spandauer Zeitung“ und die Kasseler Zeitungen eine größere Zahl der Männer, die anderen, „Daheim“, „Neue Gartenlaube“, „Berliner Lokal-Anzeiger“, „Deutsche Allgemeine Zeitung“, „Völkischer Beobachter“, eine größere Zahl der Frauen, und zwar in sehr verschiedenem Grade. Daraus folgt insgesamt das Verhältnis der Männer und Frauen wie 48% : 52%. Die Statistik zeigt, daß das Alter der Männer z. Zt. der ersten Eheschließung um etwa 5 Jahre höher als das der Frauen ist. Wenn man das berücksichtigt, haben wir gegenwärtig eher einen Überschuß an Männern; dieser wirkt sich jedoch z. Zt. meiner Erhebung nicht aus, da die Männer unter den Waffen, wie schon (S. 282) berührt, für Heiratsanzeigen selten in Betracht kommen dürften. Der Schluß Fetschers, daß damals Männer eher als Frauen den Weg durch die Zeitung wählten, und die Erklärung Hefts, daß sich das umgekehrte Verhältnis zu seiner Zeit aus der allmählich gewonnenen freieren Anschauung der Frauen ergebe, sind einleuchtend. Ich habe aber noch eine andere Deutung: Das Verhältnis ist allgemein vielleicht nur abhängig von der Art der ausgewählten Zeitungen; so könnte auch das Verhältnis, das ich gefunden habe, dadurch zustande gekommen sein, daß ich zufällig eine Zeitung mit Frauenüberschuß mehr habe.

Ich gelange nun zu der wirtschaftlichen Seite. Je nach der gesellschaftlichen Stellung der Suchenden, die eine entsprechende Zeitung wählen, lauten (zu glei-

chen Teilen) die Forderungen und Angebote: Ersparnisse, Aussteuer, Wohnung (mit Bad), Grundstück mit Häuschen (in der „Spandauer Zeitung“ und „Berliner Morgenpost“); durchaus gesicherte Lebensstellung erforderlich, Barvermögen und komplette Aussteuer, gehobene und gesicherte Position erwünscht oder Bedingung (in der „Grünen Post“, dem „Daheim“, der „Neuen Gartenlaube“ und dem „Berliner Lokal-Anzeiger“); zur Auszahlung der Erben des verstorbenen Sozios größerer Kapitalzuwachs erwünscht, Mitgift von etwa 100000,- RM verlangt (in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“); Einheirat, Geld zur Erweiterung des Geschäfts u. ä. in allen. Ehwünsche dieser Art machen 17% aus. Einen Vergleich mit früheren Jahren muß ich mir versagen, da meine Vorgänger keine Zahlen berechnet haben.

Einige Anzeigen mit bezeichnendem Inhalt gebe ich im Wortlaut wieder:

(1) „Einheirat wird tüchtigem Kaufmann (Ehrenmann), einfachem, gebildetem, gütigem Menschen, bis zu 52 Jahren, geboten. Gemischtwarengeschäft auf dem Lande. Mitteldeutschland . . .“

(2) „Wasch- und Plättanstalt in Sa. sucht eine gebild. tücht. Plätterin od. Geschäftstochter f. ihren Sohn, Alt. 21 J., Sprachfehl., etw. Vermög. erw., jedoch nicht Bedg., zw. spät. Heirat k. z. l. . . .“

In beiden Anzeigen wird Versorgung angestrebt, da die Besitzerin als Frau (in Beisp. 1) oder der Erbe wegen eines Körperfehlers (in 2) nicht geschäftstüchtig genug zu sein scheint.

(3) „Witwe, Mitte 50er, m. Kleinvieh, möchte Herrn entspr. Alters mit Eigenheim und Garten kennenl. zw. spät. Heirat . . .“

(4) „Dichter, anerkannt . . ., 28 J., gutes Äußere, guter Charakter, sehr musik- und naturliebend, sucht geb. Dame zwecks Neigungsehe. Da Planung größerer, literarischer Arbeiten erbitte ich Bildzusr. von Damen mit nur größ. Vermög. . . .“

Hier handelt es sich offenbar um einen jungen Mann, der ein großer Dichter zu sein glaubt und der meint, eine Frau mit größerem Vermögen selbstverständlich beanspruchen zu können.

Doch werden wirtschaftliche Vorteile durch Heirat oft auch ausdrücklich abgelehnt.

Von den Personen, die eine Heirat suchen, befasse ich mich zuerst mit denen, die in einer zweiten Ehe das verlorene Glück erneuern oder ein besseres finden wollen: Es sind 13% Verwitwete, 7% Geschiedene von allen Heiratslustigen. Ein Vergleich mit Heft zeigt, daß die Zahl der ersten dieselbe geblieben, aber die der letzten um 6% gewachsen ist; ein Vergleich mit Fetscher, der beide zusammengefaßt hat, daß ihre Gesamtzahl um 16% gestiegen ist (beides wieder der Hundertsatz von allen Suchenden), und zwar überwogen damals nur die verwitweten Frauen, heute tun es die verwitweten und geschiedenen.

Diese Ehen sind uns auch deshalb wichtig, weil sie die Möglichkeiten bieten, etwas über ihren Kindersegen zu erfahren. Da Heft hierüber zu wenig mitteilt, halte ich mich nur an Fetscher. Aus seinen Angaben errechne ich, daß zu seiner Zeit 17% von denen, die nach vorzeitig beendeter Ehe eine zweite suchten, kinderlos waren. Dem steht heute ein Durchschnitt von 72% gegenüber. Es ist wohl

sicher, daß die geschiedenen Ehen häufiger kinderlos geblieben sind als die durch Tod gelösten, da eben die Kinderlosigkeit zur Scheidung mit beigetragen haben mag. Zwei Beispiele:

(5) „Wiederheirat. Ich bin weitgereister Ingenieur, 41 Jahre alt, 1,72 m groß, von sympathischem Äußern, geistig sehr vielseitig interessiert . . ., möchte mich nach nutzloser, kinderloser Ehe wiederverheiraten und suche eine gesunde, durchaus feine Frau zwischen 28 und 35 Jahren, die, innerlich frei und stolz, nicht nur gut aussieht, sondern auch ein Herz hat, gläubig und groß im Menschlichen, die ihren Kindern die große Mutter und ihrem Mann auch in ungewöhnlicher Lage der treue und tapfere Kamerad ist. Vermögen Nebensache, Gesundheit, Liebe zu Natur und Land und Wille zum Kind Bedingung . . .“

(6) „Wo fehlt gute Mutti? Bin schuldlos geschieden (Ehe blieb kinderlos), 27 Jahre, schlank, 1,60, mittelblond, sehr häuslich . . .“

Im 5. Beispiel scheint die Kinderlosigkeit wirklich der Hauptscheidungsgrund gewesen zu sein. Eine kinderlose Ehe wird als nutzlos angesehen. Im 6. Beispiel haben wohl andere Gründe die Scheidung verursacht; sie werden natürlich verschwiegen. Es stützt aber meine obige Behauptung.

Die Kinderzahl der Ehen mit Nachwuchs hat sich nach meinen Anzeigen nicht geändert, jetzt 1,6 statt 1,5 früher. Doch ist die errechnete Zahl insofern wohl zu niedrig, als verstorbene und daher nicht mit genannte Kinder auch nicht mit gezählt werden konnten, und insofern, als bei längerer Dauer der Ehen auch eine größere Anzahl von Kindern möglich gewesen wäre, was auch für die kinderlosen Ehen gilt.

Aus meinen Tafeln 1 A–J ergibt sich, daß die Frauen in überwiegender Zahl nur ein Kind, ausnahmsweise mehr, aber die Männer etwa zwei mit in die neue Ehe bringen wollen.

Wenn Fetscher und Heft uneheliche Kinder nicht erwähnen, so ist daraus gewiß nicht zu schließen, daß solche in ihren Anzeigen nicht vorhanden waren. Aus meinen geht hervor, daß die Zahl erheblich schwankt (0% in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ bis 6% in der „Grünen Post“) und im Mittel bei 3% liegt.

Im I. Hauptteil habe ich die Tafeln 2 (über Körpergröße) einmal deshalb aufgeführt, weil sie die bekannte Tatsache erhärten, daß die Vertreter der sozial höheren Schichten im allgemeinen auch größer sind. Dies beweist die Tafel 2 G aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ unmittelbar, wo der zweite Gipfel der Größenkurve zwischen 180 und 184 cm liegt, mittelbar jede andere Tafel 2, in denen die Größen der letzten Spalten eben diese Schichten bezeichnen. Zum anderen, weil Körpergröße auch ein Rassenmerkmal ist. Dazu ein Beispiel (das einzige, das ich gefunden habe), das sich über den gewünschten Größenunterschied äußert, an den ja auch in den anderen Anzeigen mit einseitiger Größenangabe stillschweigend gedacht ist:

(7) „Lebensgefährte gesucht. Bin 29 Jahre, 1,69 groß, . . . erbgesund, geistig sehr rege, hauswirtschaftlich erzogen, wünsche Heirat mit Nationalsozialisten . . ., 1,70–1,80 groß, 30–40 Jahre . . .“

Von Gestalt und Augenfarbe ist nur selten die Rede, ziemlich oft jedoch von der Haarfarbe. Über zwei Drittel der Bewerber(innen), die ihre Haarfarbe an-

geben, sind blond, mit einem Schwanken zwischen 55% in der „Berliner Morgenpost“ und 76% im „Völkischen Beobachter“; diesem kommt die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ mit 73% sehr nahe. Das übrige knappe Drittel umfaßt die Dunkelhaarigen, von denen 1,3% schwarz sind. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß unter denen, die ihre Haarfarbe nicht angeben, der Hundertsatz der Dunklen größer ist.

(8) „Ingenieur, Akademiker, 37, 1,75, blond, nordisch; sportliche, sehr gute Erscheinung, feste Stellung, sucht hübsche, blonde, schlanke, gebildete Lebenskameradin mit viel Sinn für Sport und Natur . . .“

(9) „Herr . . ., 35/1,69, dkl., schlank, wünscht nur Hell- oder Goldblondine (nicht gebleicht) zur sofortigen Ehe . . .“

(10) „Handwerksmeisterin, 35, dunkel, 1,70 groß, Langschädel, schuldl. gesch., lebensfroh, strebsam, neuer Haushalt vorhanden, möchte zwecks Wiederheirat Herrn passenden Alters, blond, blaue Augen, kennenlernen . . .“

(11) „Einzig Sohn, Akademiker, Erbe Hof, 200 Morgen, bei Magdeburg, blond, sucht schwarze oder dunkelblonde Dame mit braunen Augen, 163 cm groß, mit Vermögen zwecks Heirat . . .“

(12) „Bauerntochter, 22 Jahre, blond, vollschlank . . ., wünscht Heirat mit nettem, dunklem Herrn . . .“

In den Beispielen 8, 9 und 10 ist der künftige Ehegatte blond gedacht, vermutlich, weil die nordische Rasse, für die blond ein Merkmal ist, das Ideal darstellt. Die Beispiele 11 und 12 beweisen aber, daß auch heute viel häufiger, als man gemeinhin annimmt, dunkle Haare als schön empfunden werden.

Die folgenden Anzeigen, wie auch schon die 8. und 10., gestatten Schlüsse auf das Rassenbewußtsein und die Vorstellung von Rasse bei den Suchenden:

(13) „Junge Dame, Witwe, sucht auf diesem Wege neuen Menschen kennenzulernen, zwecks Heirat. 1,75 groß, blond, blauäugig, 32 Jahre, aus erbgesunder norddeutscher Familie . . .“

(14) „Dipl.-Ingenieur, 38, jünger wirkend, 1,78, schlank, mittelblond, ritterlich ideal, sucht Bekanntschaft geistig regsamer Dame bis 30, groß, blond, blauäugig, schmalgesicht., nordisches Profil, aus Familie gleichartiger Geschwister . . .“

(15) „Höherer Beamter, Ostpreußen, 48, 1,68, mittelblond, nordischer, feinknochiger Typ, gemütvoll . . .“

(16) „Reichsarbeitsdienstführerin, Pgn., 21 Jahre, 1,67 cm, blond, blauäugig, fälisch, möchte einen erbgesunden Bauernsohn oder Lehrer auf dem Lande aus Westfalen od. Norddeutschland kennenlernen . . .“

(17) „Techn. Assistentin möchte prakt. Arzt, Süddeutscher bevorzugt, treue Lebens- und Berufskameradin werden. 30/1,64, nordisch-dinar., schuldl. geschieden, künstlerisches Heim . . .“

(18) „Erzieher an Wirtschaftsoberschule in Alpenstadt, ledig, 46, 1,63, gute Figur und Erscheinung, langschädelig, dunkelblond, graue Augen, gesund, innerlich lebendige Natur, zurückgezogen, kein Sonderling, möchte erbgesunde deutsche Frau bis Mitte 30 kennenlernen, anmutige, in sich geschlossene Erscheinung, schlank bis vollschlank, nicht untersetzt, nicht breitgesichtig, breitschädlig oder tiefschwarz; doch verinnerlicht,

großzügig und weltanschaulich aufgeschlossen, vor allem aber bereit, eine gute Mutter und ein verstehender Kamerad zu werden; Aussteuer erwünscht, Geld aber ist bedeutungslos . . . Ich selbst möchte durch die Mutter meiner Kinder meinem Leben den tieferen Gehalt geben . . .“

Rassenbezeichnungen wie arisch (in 29), nordisch, fälisch und dinarisch kamen vor zwanzig und noch vor sieben Jahren in den Heiratsanzeigen wohl nicht vor. Von ihnen, natürlich wieder soweit sich die Heiratswilligen darüber äußern, steht heute nordisch an erster Stelle, fälisch folgt dicht auf, dinarisch ist schon sehr selten; westisch und ostisch kommen bezeichnenderweise gar nicht vor. An Rassenmerkmalen werden außer den schon behandelten genannt: langschädlig, breit-schädlig, schmalgesichtig, breitgesichtig, feinknochig.

Außer den körperlichen Rassenmerkmalen erfüllen wir natürlich auch gern etwas über charakterliche. Doch sind die Angaben darüber nur spärlich.

Mit leiblichen Gebrechen und gesundheitlichen Schäden, sichtbaren oder unsichtbaren, sind 2% behaftet, häufiger die sozial schlechter Gestellten, von denen in erster Linie der „Rückenfehler“ genannt wird, der an Tuberkulose denken läßt. Beispiel:

(19) „Angestellter, 33 Jahre alt, 1,54 gr. . . ., erbggesund, durch Krankheit in jungen Jahren Rückgratfehler, gut ausgewachsen, gesicherte Position, sucht aufrichtiges Mädcl zw. bald. Heirat . . .“

Andere Krankheiten sind auf Erbleiden verdächtig. Lesen wir z. B. von „Brillenträgern“ und „Schwerhörigen“, von „Bein- (oder) Fußfehlern“, so ist an (erbliche) Kurzsichtigkeit, Otosklerose, Pes varus u. ä. zu denken.

Außerdem noch zwei Anzeigen im vollständigen Wortlaut:

(20) „Für 24jährige junge Dame mit geheiltem Nervenleiden (adlige Akademikerfamilie, Primareife, Arbeitsdienst, gut aussehend, 1,64, schlank, dunkelblond, finanziell unabhängig, gute Ausstattung, später Vermögen und Grundbesitz) wird Ehepartner in entsprechender gesundheitlicher, gesellschaftlicher und finanzieller Lage gesucht . . .“

Können wir hier einen schizophrenen Schub oder eine cyklophrene Phase vermuten?

(21) „Diabetikerin, 22 Jahre, aus gutem Hause, berufstätig, mit Sinn für Hauswirtschaft sucht passenden Lebenskameraden in ansprechender Stellung . . .“

Es ist wohl sicher, daß ein Diabetes in diesem Alter erblicher Art ist.

Den Menschen, die noch nichts von der Erblichkeit ihrer Leiden zu wissen scheinen, stelle ich solche gegenüber, die gelernt haben, welche Bedeutung die Vererbung für das Wohl ihrer Familie hat.

(22) „Berliner Kaufmann, mit hohem Gehalt, in sicherer und leitender Stellung, 25 Jahre alt, 172, Abitur, Brillenträger, zurückgezogen lebend, möchte Mädcl aus Berlin und Umgebung (keine Brillenträgerin) zw. Heirat kennenlernen . . .“

(23) „Junge Lehrerin sucht Briefwechsel, am liebsten mit $\#$ -Mann im Alter von 30 bis 35 Jahren zwecks späterer Ehe. Bedingung ist geistig und charakterlich wertvolles Erbgut und Freude an Kindern . . .“

Der Kaufmann ist bestrebt, normalsichtige Kinder zu bekommen, die Lehrerin, sich möglichst kluger und hochwertiger Kinder zu erfreuen; und, wenn ich an

das Beispiel 14 erinnere, sucht der Diplom-Ingenieur ein möglichst reinrassiges Mädchen.

Aber es ist ja nicht so, daß materielle und leibliche Belange allein die Anzeigen beherrschen, mehrfach denken die Heiratswilligen auch an geistig-seelische. Da, wo der künftige Gatte „aus sehr gutem Hause“, „aus erster Familie“ stammen soll, müssen wir annehmen, daß nicht nur wirtschaftliche Zwecke verfolgt werden, sondern Forderungen bezüglich Tradition, Ansehen, Gesundheit, Begabung, Charakter, Bildung, Erziehung im Vordergrund stehen, dazu vielfach nach „einwandfreier (oder) tadelloser (oder) reiner (oder) guter Vergangenheit“ (vgl. Beisp. 30). Als eigenes Erbgut werden Verstand und Liebe zu Kunst und Literatur nicht selten genannt; auffallend hoch ist die Zahl der „Musikliebenden“. „Sinn für Malerei (oder) Architektur“ spielt kaum eine Rolle.

In mehr als einer Beziehung ist das Alter der Heiratswilligen bedeutungsvoll. Wir müssen, worauf Fetscher schon aufmerksam gemacht hat, zwischen dem Lebensalter der Bewerber(innen) und dem Heiratsalter unterscheiden. Darum nenne ich das Lebensalter lieber Zeitungswerbealter und müßte, wenn ich genau sein wollte, das Hauptzeitungswerbealter, worunter ich das Lebensalter der meisten Bewerber(innen) verstehe, von dem durchschnittlichen trennen. Während meine Vorgänger das durchschnittliche Zeitungswerbealter anführen, halte ich das Hauptzeitungswerbealter für das wichtigere. Dennoch ist ein Vergleich zwischen ihren und meinen Zahlen insofern möglich, als bei mir beide Alter praktisch ungefähr zusammenfallen. Das Hauptzeitungswerbealter beträgt nach meinen Unterlagen (Taf. 3 A, B a, C a, D, E a, F-J) 35 Jahre für Männer und 37 Jahre für Frauen. Doch weise ich noch auf die Tafeln hin, die eine zweite Erhebung um das 60. Jahr aufzeigen. Mit Heft verglichen, bedeutet das für die Männer eine um 4 Jahre frühere, für die Frauen eine um 2 Jahre verzögerte Heiratsaussicht, die für sie um so stärker ins Gewicht fällt, als die Wahrscheinlichkeit, noch Kinder zu gebären, in diesem Alter sich rasch dem Nullpunkt nähert.

Wie im allgemeinen der Mann größer sein soll als die Frau, was schon aus meinem Beispiel⁷ hervorgeht, so soll er auch „entsprechenden Alters“, d. h. älter sein, im Durchschnitt 5 Jahre.

(24) „Ingenieur, ev., 25/1,73, möchte lb. Mädcl. (Frohnatur) im Alter von 18–22 Jahren kennenlernen zwecks späterer Heirat . . .“

Aber es gibt auch Ausnahmen. Manche Männer suchen eine sehr viel jüngere Frau, andere bescheiden sich mit einer älteren:

(25) „Akademiker und Künstler, Sportler, Maler usw. (Wien), stattliche Erscheinung, 39 Jahre alt, sehr vielseitig, gutes Gemüt, sucht auf diesem Wege zwecks baldiger Ehe Dame mit großem Naturempfinden, von hübschem, interessantem Äußeren . . ., schlank, beste Figur . . ., mögl. Sportlerin. Alter 18–25 Jahre . . .“

(26) „Handwerker, 26 Jahre, 170, mit kleinem Fußfehler, wünscht solide Damenbekanntschaft, Alter bis 35, zwecks Heirat . . .“

Für die Männer bestätigen die neun bisher besprochenen Tafeln 3 (a), was 3 B b, C b und E b noch genauer aussagen. Ich habe darin eine andere Berufseinteilung vorgenommen als Fetscher, dessen Zusammenfassung größerer Be-

rufsgruppen mir bei meinem Stoffreichtum für eine so wichtige Untersuchung unzulänglich erscheint. Das Hauptzeitungswerbealter der Akademiker ist das 37. Lebensjahr, der Fabrikanten, Kaufleute, Beamten und Lehrer (wenn ich von der auffälligen Eigenart der Taf. 3 E b absehe) das 38., der Angestellten (einschließlich der leitenden) das 33., der Handwerker das 28., der Arbeiter das 33.

Es wäre nun darzulegen, ob und wie weit sich das Hauptzeitungswerbealter der einzelnen Berufe im Laufe der Zeit verschoben hat. Da Heft in diesem Punkte leider versagt, käme für einen Vergleich nur Fetscher in Betracht. Aber dieser arbeitet ja mit dem Durchschnittsalter und außerdem mit einer Gliederung der Berufe, die ich, wie schon gesagt, nicht übernehmen kann. Darum empfiehlt es sich nicht, den Vergleich durchzuführen.

Das hohe Alter der Heiratsuchenden auf dem Zeitungswege darf nicht zu der Ansicht verführen, daß damit das Werbealter überhaupt gegeben sei. Bei unsern Männern und Frauen handelt es sich meist darum, nach mannigfachen erfolglosen Versuchen dennoch den Hafen der Ehe zu erreichen. Den jüngeren Jahrgängen bieten sich andere Mittel und Gelegenheiten des Sichfindens: persönliche Bekanntschaft als der immer noch natürlichere Weg oder vorheriger längerer Briefwechsel, wie er z. B. in den Zeitschriften „Marie Luise“, „Filmwoche“, „Deutsche Modenzeitung“, „Daheim“ u. a. m. neuerdings von einer großen Zahl etwa Zwanzigjähriger gewünscht wird.

Die andere Frage, bei welchen Berufen die Schwierigkeit, einen geeigneten Gatten zu bekommen, die nach Ansicht von Werner, Fetscher und Heft mit der Beteiligung an den Zeitungsanzeigen im gleichen Verhältnis stehen soll, am größten sei, muß m. E. offen bleiben. Wie dieser oder jener Einzelmensch, so ist auch dieser oder jener Beruf mehr oder minder geneigt, sich der Zeitung zu bedienen. Wenn z. B. der Kaufmann dies in besonderem Grade zur Werbung für seine Ware tut, so wäre denkbar, daß er diese Gewohnheit auch auf die Gattenwahl ausdehnt. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Offiziersstand auf diese Art der Werbung verzichtet; keine einzige Anzeige.

Von den Frauen meiner Heiratsanzeigen üben 32% (je nach Zeitung zwischen 12% und 49% schwankend) einen Beruf aus. Dieser Hundertsatz ist erstaunlich gering, da doch heutzutage die meisten Frauen vor der Ehe im Beruf stehen, und ist nur so zu erklären, daß viele Heiratslustige bei der Suche nach einem Ehegatten ihre Berufstätigkeit nicht als wesentlich ansehen.

Ich komme nun zu Gesundheit und Kinderliebe, die für das Leben der künftigen Geschlechter von größter Bedeutung sind. Während Heft in Anzeigen aus der Zeit vor dem Weltkriege „nicht ein einziges Mal“ das Wort Gesundheit und noch 1934 rassenhygienische Gesichtspunkte nur „in den seltensten Fällen“ gefunden hat; und während Fetscher (1920) nur einmal auf das „Verlangen nach Kindern“ gestoßen ist (von Gesundheit spricht er in seinen Ausführungen gar nicht, doch enthalten das Wort die beiden von ihm aus Heiratszeitungen mitgeteilten Anzeigen), zeigen sich in meiner Sammlung neue Anschauungen. Erbgesundheit oder Gesundheit wird in 13% der Fälle mit dem großen Unterschied von 1,6% in der „Spandauer Zeitung“ und 26% in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ gefordert oder zugesichert, auf Kinderliebe in 3,5% der Fälle zwischen den Grenzen von 0% in der „Spandauer Zeitung“ und 9% im „Daheim“ geachtet.

Zunächst mögen Beispiele folgen, eine Auswahl aus vielen, in denen die Gesundheit als wertvolle Mitgift angeführt wird und die auch sonst anerkennenswert hübsch sind:

(27) „Höherer Reichsbeamter (Dir.), 1,75, evgl., Dreißiger, schlank, gesund, gute Erschein., geist. viels. int., wünscht hübsche, gebildete, erbges. u. lebensfrohe Dame bis zu 28 zw. sp. Heirat k. z. l. Vermög. erwünscht, nicht Beding. . . .“

(28) „Betriebsleiter größeren Ritterguts Mecklenburgs, 33 J. alt, erbggesund, 1,78 m gr., evgl., . . . sucht hübsches gesund. Mäd. aus guter Familie, das ihm frohe Lebenskameradin u. tüchtige Hausfrau sein will . . .“

(29) „Junger Akademiker, Reichsbeamter, 34 J., dunkelblond, . . . erbggesund, 1,75 m, wünscht auf diesem Wege hübsche junge Dame, 20–24 Jahre, aus gutem Hause, arisch, erbggesund, mindest. 1,72 m, kinderlieb, hauswirtschaftlich und tief veranlagt, mit Herzensbild., zwecks baldiger Heirat kennenzulernen . . .“

(30) „Akademiker, Dr. phil., Westdeutscher, evangelisch, 29, blau, blond, schlank, 172, nahe Berlin berufstätig, ruhiger, ausgeglichener Charakter, gesund, vielseitiger Sportler, Natur- und Kunstfreund, sucht als treue Lebenskameradin blondes, anmutiges Mäd. von natürlich-frischem Aussehen, 20–27, gebildet und begabt, aus guter, erbgesunder Familie, sportlich, von warmherzig fraulichem Wesen, die sich nach Familienglück mit Kindern sehnt und sowohl Sinn für solide Häuslichkeit mit guten hausfraulichen Eigenschaften verbindet als auch geistig vielseitig interessiert ist. Bedingung tadellose Vergangenheit . . .“

In diesen Beispielen erkennen wir, daß Aufklärung und Belehrung schon Früchte getragen haben, die wir früher vermißten.

Aber die Regierung versucht auch durch Gesetze, die wirtschaftliche Vorteile versprechen, die Gesunderhaltung des Volkes zu erzielen, so z. B. durch die Bestimmungen über den Neubauerschein:

(31) „Bauernsohn, 37 Jahre, mittlere Reife sucht zwecks Übernahme einer Siedlung im Osten eine erbgesunde Lebensgefährtin . . .“

In welchem Maße nun dieses rassenhygienische Gedankengut in die einzelnen Berufskreise bisher eingedrungen ist, dafür geben die Tafeln 4 A–J Anhaltspunkte. Die Reihenfolge derer, die auf „Gesundheit“ bedacht sind, ist folgende: Arbeiter (33) mit 8%, Handwerker (39) mit 8%, Kaufleute (92) mit 13%, Angestellte (83) mit 14%, Beamte und Lehrer (42) mit 15%, leitende Angestellte (18) mit 22%, Fabrikanten (17) mit 25%, Akademiker (138) mit 31% und Bauern (15) mit 33%. Bei den letzten ist aber mit dem Fehler der kleinen Zahl zu rechnen. Für die Frauen ändert sich die Reihe nur wenig: Angestellte mit 10%, Geschäftsinhaberinnen mit 19%, Schwestern mit 19%, Akademikerinnen mit 27%, Beamtinnen und Lehrerinnen mit 27%.

„Kinderliebe“, gefordert oder zugesichert, tritt hinter „Gesundheit“ erheblich zurück. Es lohnt sich nur, für die erwerbstätigen Frauen eine wenn auch lückenhafte Reihe aufzustellen, die nun freilich eine andere Ordnung aufweist: Akademikerinnen mit 5,6%, Angestellte mit 6,5%, Beamtinnen und Lehrerinnen mit 10% und Schwestern mit 11%. Die kinderlieben Leute mögen sein: erstens solche, wie wirklich aus eigener Ehe Kinder haben möchten:

(32) „Gebild. Landwirtstochter aus gut. Fam., 36 J., 1,78 m groß, schlk., dkbl., evgl., m. viel Liebe zu Kind. u. großem, häusl. Interesse, sehnt sich n. Eigenheim u. sehr lieb. Menschen . . .“

(33) „Staatsbeamter, Eigenheimbesitzer, 27/1,72, gottgl., Sportler, wünscht gebildetes, hübsches, wirtschaftl., naturblondes, nachwuchsfreudiges Mädcl. zw. bald. Heirat kennenzulernen. Beding. Garteninteresse . . .“

(34) „Ich suche eine hochwertige Frau im Alter von etwa 26–32 Jahren, die meinen Kindern die Mutter ersetzt, mir eine tapfere, verstehende und von mir verstandene Lebenskameradin sein möchte und sich mit mir eine Reihe gesunder, erbtüchtiger Kinder aus hochbegabten Sippen wünscht. Ich selbst bin verwitw. Arzt, 44 J., 1,84 m gr., schlank, vorw. nordisch, geistig vielseitig interessiert, aufgeschlossen besonders für Weltanschauungsfragen, Natur, Kunst und Musik und möchte meinem Leben in einer 2. Ehe einen neuen Sinn geben. Am liebsten wäre mir, wenn mir durch Verwandte oder Bekannte Gelegenheit gegeben würde, eine solche Frau – unbefangen für sie – kennenzulernen . . .“

Es mögen zweitens solche sein, die für ihre verwaisten Kinder einen gütigen Vater oder eine liebe Mutter suchen:

(35) „Anges. Handwerksmeister, ev., 45/1,72, gut ausseh., selbständ., nicht unvermög., mit sehr gut. Einkomm., sucht geb. Dame, gut ausseh., 30–38 J. alt, mit gut. Schulbildung, aus ähnl. Kreis. kennenzul. Es muß ein wertv. u. lieb. Mensch sein von aufricht. u. ehrlichem Char., eine gesunde Frau von Gemüt u. Kultur, die absol. Herzenswärme besitzt, sehr kinderlieb ist u. mein. prächt. Kind. v. 7 bis 11 J. ein gut. Kamerad u. Mutter sein kann . . .“

Auch die Abfassung dieser Anzeigen ist bemerkenswert schön.

Außer einem „kinderlieben“ Ehegatten wird vielfach ausdrücklich ein(e) „Witwe(r) mit Kind(ern)“ gewünscht. Auffällig ist, daß den letzten Wunsch überwiegend Ledige äußern. Es sind dies z. B. im „Daheim“ 49 gegenüber 3 Geschiedenen und 5 Verwitweten. Erklären läßt sich diese Tatsache vielleicht damit, daß viele dieser Ledigen schon „im gesetzten Alter“ stehen und an eigenen Kindersegen nicht mehr glauben; daß die jüngeren aber teils überhaupt keine Kinder zu gebären wünschen, teils wissen, daß sie es nicht können. Bei diesen letzten und den gesetzten Älteren mögen sich beide Ausdrücke decken. Ist dagegen ausdrücklich „Witwe(r) ohne Anhang“ angenehm, so darf ich wohl folgern, daß diese Menschen überhaupt keine Kinder oder nur eigene haben wollen.

Gibt es auch für die Reihenfolge der Berufsangehörigen, die den Wert der Gesundheit erkannt haben (s. S. 289), eine einleuchtende Erklärung? Ich glaube sie in drei Gründen sehen zu können: Erstens in einem äußerlichen. Da die Länge einer Zeitungsanzeige die Kosten bestimmt, so können die wirtschaftlich besser gestellten Kreise sich eine ausführlichere leisten und in solcher nun auch ideelle Forderungen zur Sprache bringen, denen Ausdruck zu verleihen sie auch vermöge ihrer besseren Bildung fähig sind. Zweitens: Während die politische Propaganda sich hauptsächlich des gesprochenen Wortes bedient, benutzt die rassenhygienische Aufklärung Zeitschrift und Buch. Lesen aber ist vorwiegend Sache der Gebildeten, d. h. in diesem Falle der sozial höheren Schichten. Drittens: Diese haben ein wertvolleres Erbgut überkommen, sind sich dessen bewußt und

wünschen es zu erhalten. Wie denn sie sich vornehmlich auch mit rassischem Denken vertraut gemacht haben. Und dieses weckt das Gefühl für rassische Verpflichtung nicht nur zu eigenem Gewinn, sondern zum Segen der gesamten Volksgemeinschaft.

Als Ergebnis meiner Untersuchung kann ich zusammenfassend sagen: Zu den alten Gesichtspunkten, die immer schon in Heiratsanzeigen genannt worden sind, treten drei neue und nun auch stark betonte, Gesundheit, Kinderwunsch, Rasse. Und diese sind von unserem Standpunkte aus die wertvollsten. Wir dürfen in diesem Wandel der Gesichtspunkte bei der Gattenwahl einen Erfolg der Aufklärung und Erziehung sehen, die der Nationalsozialismus bis heute geleistet hat. Vornehmlich die höheren Schichten des deutschen Volkes, die sich auch in dieser Beziehung als die führenden erweisen, sind von rassenhygienischem Gedankengut erfüllt. Aber daß es Gemeingut aller wird, daran zweifeln wir nicht.

Schrifttum.

- Mataja, V.:** Heiratsvermittlung und Heiratsanzeigen. München 1920. Verlag Duncker & Humblot.
- Fetscher:** Über geschäftsmäßige und amtliche Ehevermittlung. Monatsschrift „Öffentliche Gesundheitspflege“ S. 109 f. Braunschweig 1920. Verlag Vieweg & Sohn.
- Heft, G.:** Das Problem der Ehevermittlung. Arch. Rassenbiol. 28, 178 f.
- Baur-Fischer-Lenz:** II. Menschliche Auslese und Rassenhygiene S. 464 f., 4. Aufl. München 1932. J. F. Lehmanns Verlag.

Rassenbiologische Erhebungen in Hennickendorf, einem Dorfe der Mark Brandenburg.

Von Karl-Heinz Schwabe aus Hennickendorf bei Berlin.

(Aus dem Institut für Rassenhygiene der Universität Berlin [Prof. Dr. F. Lenz] und dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem [Prof. Dr. E. Fischer].)

Einleitung.

Die vorliegende Arbeit befaßt sich mit den sozialbiologischen Vorgängen in der Bevölkerung eines Dorfes der Mark Brandenburg vor den Toren Groß-Berlins während der letzten 130 Jahre.

In Hennickendorf lebten die Vorfahren meiner Mutter als Bauern, hier lehrte mein Vater in der Volksschule seit 30 Jahren, hier bin ich geboren und aufgewachsen.

Schon bevor ich mich mit Bevölkerungsbiologie befaßte, ist mir aufgefallen, daß an der Bevölkerungszunahme meines Heimatdorfes nur bestimmte Berufsgruppen beteiligt waren. Die Zuwanderer waren, abgesehen von den Beamten, fast ausschließlich Handarbeiter, die in der sich immer mehr ausbreitenden Industrie Arbeit und Brot suchten und fanden. Selten kamen neue Handwerker und Kaufleute nach Hennickendorf. Einige ansässige Bauernfamilien dagegen verkauften ihr Besitztum und wanderten ab, soweit sie nicht in die Reihen der hiesigen Industriearbeiter eintraten.

Darum habe ich den Versuch unternommen, die Ursachen und Folgen des Bevölkerungswechsels von Hennickendorf näher zu untersuchen. Es ergeben sich Veränderungen, die bis zu einem gewissen Grade für das ganze deutsche Vaterland typisch sein dürften. Das Schicksal eines Volkes wird, auf lange Zeit gesehen, bestimmt durch die Änderung der Zahl und vor allem der Erbqualität der Volksgenossen. Ich habe daher versucht, diese beiden Seiten der Bevölkerungsbewegung von Hennickendorf zu erfassen, die quantitative Entwicklung an Hand der Kinderzahlen, die qualitative auf Grund der unterschiedlichen Fortpflanzung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen.

Die Darstellung soll, auch wenn Nachteiliges gesagt wird, weder eine Kritik des einzelnen noch des ganzen Dorfes sein; dazu bin ich viel zu sehr verbunden und verwachsen mit meinem Heimatort Hennickendorf.

Lage und geschichtliche Entwicklung von Hennickendorf.

Hennickendorf liegt zwischen dem großen und kleinen Stienitzsee, in einer landschaftlich reizvollen Gegend, eingebettet in ein von Hügeln umgebenes Tal, etwa 30 km östlich von Berlin im Kreise Niederbarnim. Es ist Bahnstation an der Nebenstrecke der Strausberg-Herzfelder Kleinbahn und ist damit dem Vorortnetz Berlins angeschlossen.

Die Zeit der Gründung des Ortes ist nicht sicher zu ermitteln. Hennickendorf wird zum ersten Male als Kolonistendorf des Klosters Zinna erwähnt, das um das Jahr 1250 von Markgraf Otto III. mit Ländereien des südlichen Barnim belehnt wurde. Außer Hennickendorf hat das Kloster auch andere Nachbarorte mit deutschen Bauern besiedelt. Der älteste Teil der Dorfkirche ist vermutlich in dieser Zeit als Wehrkirche erbaut worden. Die schmalen, hochgelegenen Fenster sind wie Schießscharten in die dicken, aus behauenen Granitsteinen bestehenden Mauern eingelassen und legen die Vorstellung nahe, daß hier die Bauern bei Überfällen ihr Leben verteidigten. Die langgestreckte Anlage des alten Dorfes deutet auf eine deutsche Siedlung hin, während andere umliegende

Orte ausgesprochene Rundlinge sind und damit die wendische Dorfform zeigen. Hennickendorf wird 1308 zum ersten Male in einer Urkunde genannt. Die Bewohner waren Bauern und Büdner, die dem sandigen Boden mühsam ihr kärgliches Brot abrangen und ein ärmliches Leben führten. (Unter Büdner verstand man landwirtschaftliche Arbeiter, die bei den Bauern im Dienst standen, die aber selbst einige Morgen Land und einen kleinen Viehbestand, meistens eine Kuh, zwei Schweine und einige Hühner, besaßen.) Zudem sind manche Verwüstungen über das Dorf und seine Umgebung hinweggegangen. In der Raubritterzeit wurde Hennickendorf wie auch die Nachbarstadt Strausberg namentlich durch die Raubzüge der Quitzows ausgeplündert. In solchen Notzeiten flüchteten die Bewohner mit ihrem Vieh und ihrer Habe in die umliegenden Sümpfe und Heiden. Im 30jährigen Krieg waren es abwechselnd die kaiserlichen Horden unter Junker von Wiens und die Schweden, die das Land verwüsteten. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Hennickendorf ein sehr kleines Dorf, das nach dem Bericht des Chronisten nur 7 Bauern-, 6 Kossätengüter und 5 Büdnerstellen zählte. (Unter Kossäten verstand man in Hennickendorf Kleinbauern, deren Landbesitz meist nicht zur Ernährung der Familie ausreichte und die deshalb Pachtland der Pfarre oder der anderen Bauern mit bewirtschafteten.) Die Einwohner lebten in dürftigen Verhältnissen, wie aus einem Bericht des Predigers Ulrici aus dem Jahre 1808 hervorgeht: „War schon vor etlichen Jahren, als der Bau eines Schulhauses, welches gänzlich fehlte, verlangt wurde, die Gemeinde zu arm, da sie doch noch einigen Verdienst mit Fahren in den Kalkgebirgen hatte, so ist sie gegenwärtig völlig arm, da dieser Erwerbszweig durch neuere Einrichtungen beim Kalksteinbetrieb gänzlich aufgehört hat und überdies der Ort durch den Krieg auch noch so vieles ausgestanden.“ An einer anderen Stelle desselben Berichts steht: „Wenigstens bringen auch die Armen noch so ziemlich das Schulgeld, obzwar der größte Teil, selbst auch von den Unterthanen (d. h. von den Grundbesitzern) sich häufig mit vom Wollspinnen nähren muß.“ Ein anschauliches Bild von der Ärmlichkeit des Dorfes geben uns die Schulverhältnisse: Als Schulstube für 24 Kinder diente das arg zerfallene Hirtenhäuschen, das seit Jahrzehnten baufällig war. Vom Lehrer heißt es in einer alten Schulchronik: „Er ist leider bei seiner so beschränkten Stellung gezwungen, seine Mußstunden vom Schulunterrichte der Nähadel weihen zu müssen, um sich und seine Frau zu ernähren; er verdient seiner Angabe nach 25 bis 30 Taler im Jahr.“

Eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse trat erst ein, als auf dem Versuchsgut der Familie Thaer eine Ziegelei entstand, und der Besitzer, Ökonomierat Dr. Thaer, 1858 den großen Stienitzsee durch einen Kanal mit der Seenkette verband, so daß eine Wasserstraße durch die Spree bis Berlin entstand. Der Wasserspiegel des großen Stienitzsees sank um 3 m, und am Nordrande des Sees wurden große Wiesenflächen gewonnen. Neben der dadurch ermöglichten vermehrten Viehhaltung lieferte die Austorfung der Moorwiesen den Hauptverdienst, denn der Torf wurde in der benachbarten Stadt Strausberg als Brennmaterial gern gekauft. Als die Lupinendüngung aufkam, wurde es möglich, auch den mageren sandigen Hennickendorfer Acker ertragreicher zu machen.

Die künstliche Düngung wurde vor dem Kriege von den Hennickendorfer Bauern nur in bescheidenem Maße verwendet.

Die Kanalverbindung machte den Bau von Ziegeleien lohnend, da jetzt die Ziegelsteine billig und bequem nach Berlin gebracht werden konnten. In kurzer Zeit entstanden 4 neue Ziegeleien. Damit waren den Bewohnern neue und bessere Arbeitsbedingungen und Verdienstquellen erschlossen. Alle Büdner, auch manche Kossäten und Bauern wurden nun Fabrikarbeiter. Zudem lockten die Ziegeleien viele neue Arbeiter, vorerst aus der Umgebung, bald aber auch aus Schlesien und Lippe an, so daß schon 1889 nur noch 5 Bauern- und 6 Kossätenwirtschaften bestanden, da 2 Bauernhöfe von Fabrikbesitzern aufgekauft und parzelliert worden waren, während schon 65 Büdner- und 60

Arbeiterfamilien vorhanden waren. Diese fanden ihren Verdienst ausschließlich auf den Ziegeleien. Im Laufe von 80 Jahren hat sich das Gesicht des Dorfes von Grund aus verändert. 1891 gab es nur noch 3 Bauerngüter, heute bestehen noch 2 von den ursprünglich 7 großen Wirtschaften. Um die Jahrhundertwende wurde es immer deutlicher, daß nicht nur deutsche Familien, sondern in ständig wachsendem Maße auch polnische, russische und litauische zuwanderten, die zuerst nur den Sommer über als Wanderarbeiter dablieben, dann aber teilweise in Hennickendorf seßhaft wurden.

Der Weltkrieg brachte neue große Veränderungen im Leben des Dorfes. Fast alle Männer zogen ins Feld, die Fabriken standen still, nur einige konnten mit Verwendung russischer und französischer Kriegsgefangener wieder in Betrieb gesetzt werden.

In der Nachkriegszeit offenbarte sich das neue Gesicht der Dorfbevölkerung in krassester Weise: Der bodenständig gebliebene Bauer bestellte fleißig wie früher seine Felder und erntete das Korn, der Arbeiter aber, der die Verbindung mit der Scholle aufgegeben hatte, wurde arbeits- und brotlos. Dem besitzenden Bauern stand der besitzlose Proletarier gegenüber. Terrorakte und Streiks waren jetzt an der Tagesordnung, Hennickendorf mit seinen Nachbarorten wurde zu einer Hochburg der marxistischen Parteien. In den stillstehenden Fabriken lungerten Hunderte von Arbeitslosen umher, die von der kümmerlichen Unterstützung lebten. Die trostlose wirtschaftliche Lage brachte die Gemeinde an den Rand des finanziellen Zusammenbruchs.

Erst mit der Machtübernahme durch den Führer nahm auch Hennickendorf wieder einen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Fabriken liefen bald wieder auf Hochtouren, in Tag- und Nachtschichten schafften die Arbeiter wieder, um den gesteigerten Bedürfnissen an Baumaterialien zu entsprechen.

Den schlagendsten Beweis des industriellen Aufstieges des Dorfes bildet der Jahresetat der Gemeinde Hennickendorf von 1938 im Gegensatz zu dem von 1855:

Gemeindeetat 1855	40 Taler
Gemeindeetat 1938	509 000,— RM.

Durch die Erbhofgesetzgebung des nationalsozialistischen Staates sind aber mehrere Kossätenwirtschaften in Erbhöfe umgewandelt worden. Gegenwärtig hat Hennickendorf 13 landwirtschaftliche Betriebe, die alle Erbhöfe geworden sind:

- Zu 6 Erbhöfen gehört ein Landbesitz von 10 bis 25 ha,
- zu 4 Erbhöfen gehört ein Landbesitz von 25 bis 40 ha,
- zu 3 Erbhöfen gehört ein Landbesitz von 40 bis 60 ha.

Um ein übersichtliches Bild zu erhalten, habe ich zuerst die unterschiedliche Entwicklung der verschiedenen heimischen Berufsgruppen, der Bauern, Arbeiter, Handwerker, Beamten, untersucht und sie dann mit den vom Osten Deutschlands zugewanderten Arbeitern verglichen. Die unterschiedliche wirtschaftliche Entwicklung der verschiedenen Volks- und Berufsgruppen habe ich nur soweit berücksichtigt, als es zum Verständnis der biologischen Entwicklung nötig war.

Die Materialbeschaffung.

Ich bin zu jeder einzelnen Bauernfamilie hingegangen und habe die Sippen tafeln bis zur Großelterngeneration aufgestellt. Von den Eltern, Geschwistern und Kindern der ansässigen 13 Bauernfamilien habe ich den Beruf, ihr Heiratsalter und ihre Schulleistungen erfragt. Um die wirtschaftliche Entwicklung überblicken zu können, habe ich die Hofgröße und den Viehbestand jetzt und unter dem Vater des Bauern, das Maschineninventar und die Wirtschaftlichkeit des Bauernhofes ermittelt. Für die Erfassung der zweiten und dritten Gruppe, die der

einheimischen und der zugewanderten Arbeiter, Kaufleute, Handwerker und Beamten, standen mir das Meldeamt der Gemeinde Hennickendorf und die Zuwandererlisten der hiesigen Ziegeleien zur Verfügung, aus denen ich die von 1900 bis 1930 zugezogenen Personen festgestellt habe. Durch Fragebogen und mündliche Feststellung gelang es mir, die Unterlagen (Geburtsort, Beruf, Heiratsalter und die Kinderzahl der betreffenden Personen, deren Eltern und Geschwister) zu ermitteln. Von den in dieser Zeitspanne zugewanderten 274 erfaßten Personen konnten 268 untersucht werden, 3 verweigerten die Angaben, 3 Fragebogen waren unvollständig ausgefüllt. Von den 268 Zugewanderten waren 110 verheiratet, haben sich in Hennickendorf verheiratet: 115, sind heute noch ledig: 3. Die geringe Zahl der Ledigen erklärt sich daraus, daß die meisten unverheirateten Männer zum Wehrdienst oder zum Arbeitseinsatz nach außerhalb einberufen waren und daher nicht erfaßt werden konnten. Die Ergebnisse meiner Arbeit sind dadurch aber nicht wesentlich beeinflußt worden.

Für die Erfassung der Schulleistungen und der weiteren geistigen Entwicklung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen standen mir die Einschulungs-, Entlassungs- und Zeugnislisten der Hennickendorfer Gemeindeschule zur Verfügung. Die Unterlagen für die körperliche und gesundheitliche Beschaffenheit der Hennickendorfer Jugend habe ich den Wertungslisten der Reichsjugendwettkämpfe der Hitler-Jugend und den Gesundheitspässen der Hitler-Jugend entnommen, die auf Grund der ärztlichen Reihenuntersuchungen ausgestellt werden.

Die sozialbiologischen Vorgänge in der Hennickendorfer Bevölkerung.

Hennickendorf hatte um das Jahr 1801:120 Einwohner, 1851:272, 1871:578. In der Zeit von 1871 bis 1885 schwankte die Bewohnerzahl um 600. Als dann die neuerbauten Ziegeleien in Betrieb genommen wurden, stieg die Einwohnerzahl steil an: 1890:856, 1900:968, 1905:1146, 1910:1338, 1919:1487, 1925:1787, 1933:2190, 1938:2718. Seit der Industrialisierung des Ortes um 1885 hat die Bevölkerung sich in den folgenden 20 Jahren nahezu verdoppelt, in vierzig Jahren verdreifacht und in fünfzig Jahren vervierfacht.

Dieser enorme Anstieg ist nur zum kleinen Teil aus dem Geburtenüberschuß der Bevölkerung zu erklären. Es waren besonders zugewanderte Industriearbeiter, die den Ort vergrößern halfen.

Bevölkerung bis zur Bauernbefreiung.

Um die unterschiedliche Entwicklung der einzelnen Berufsschichten in Hennickendorf zu beleuchten, genügt es, die Einwohnerschaft seit der Bauernbefreiung näher zu betrachten. Bis zu dieser Zeit bestand die Dorfbevölkerung nur aus Bauern, Kossäten und Büdnern, die sich von dem kärglichen Brot ernährten, das sie in harter Feldarbeit auf der festumrissenen Dorfflur dem mageren Boden abgewannen. Ihre Zahl blieb darum durch die Jahrhunderte ziemlich gleich. Bis zur Bauernbefreiung bildete die Dorfbevölkerung eine Gemeinschaft, ja eine Blutgemeinschaft, weil die Bauern- und Arbeiterfamilien durch Heirat untereinander verwandt waren, wie Stella Seeberg in ihrer Untersuchung über die Bauern von Kuhbier gezeigt hat. Daß die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen der damaligen Dörfer gering waren, zeigt die

Tatsache, daß die überzähligen Bauernkinder, die auf dem elterlichen Hof keinen Platz hatten, zum Teil als landwirtschaftliche Arbeiter auf andere Bauernhöfe gingen, und umgekehrt besonders tüchtige Landarbeiter sich durch Fleiß und Umsicht emporarbeiten und von dem Grundherren mit einem Hof belehnt werden konnten. Die Bezeichnung „Lehngut“ ist heute noch in Hennickendorf für derartige Bauernhöfe üblich.

Wirkungen der Bauernbefreiung.

Die Bauernbefreiung hatte in der Hennickendorfer Bevölkerung soziale, wirtschaftliche und biologische Unterschiede zur Folge: Der Bauer wurde durch die Dekrete des Freiherrn vom Stein plötzlich Besitzer, der nicht nur die Früchte seiner Arbeit sein eigen nannte, sondern der auch im Notfall noch sein Besitztum veräußern und damit zu Geld machen konnte. Dem Arbeiter dagegen stand nur der Ertrag seiner Arbeitskraft zur Verfügung. Dieser soziale Unterschied machte sich bald auch in der Kinderzahl der Familien geltend. In Hennickendorf konnte ich 12 Bauern-Familien ermitteln, deren Eltern und Großeltern in Hennickendorf um 1850 als Büdner ansässig waren. Die ledigen Personen, die meist auf dem elterlichen Hof blieben oder sich als landwirtschaftliche Arbeiter bei benachbarten Bauern verdingten, konnten in den Zahlen nicht berücksichtigt werden. Die durchschnittliche Kinderzahl der Großelterngeneration um 1850 habe ich aus der Zahl der Geschwister in der Elterngeneration festgestellt, die Kinderzahl der Elterngeneration aus der Zahl der Geschwister der gegenwärtigen Bauern- und Bäuerinnen ermittelt. Die 12 Bauernfamilien um 1850 hatten 78 Kinder:

Kinderzahl	3	4	5	6	7	8	9	10
Familienzahl	—	1	1	6	—	3	1	—

Die 1850 in Hennickendorf ansässigen 10 Büdnerfamilien hatten zusammen 42 Kinder:

Kinderzahl	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Familienzahl	—	1	1	3	1	2	1	—	—	—	1.

Eine Bauernfamilie hatte im Durchschnitt $6,5 \pm 0,38$, eine Büdnerfamilie $4,2 \pm 0,76$ Kinder.

Beim Vergleich der beiden Generationen muß berücksichtigt werden, daß bei Feststellung der Kinderzahl von den Kindern aus ledige Personen und kinderlose Ehepaare nicht miteinbegriffen werden und daß kinderreiche Familien mit größerer Wahrscheinlichkeit erfaßt werden. Man kann indessen die wahre Kinderzahl durch eine von Lenz angegebene Reduktionsrechnung erhalten. Man dividiert die Zahl der Familien mit mehr als einem Kind durch die Zahl der Kinder, da z. B. Familien mit 3 Kindern 3mal so oft in der Erhebung erscheinen würden als solche mit nur einem Kind, und errechnet dann aus der Summe die durchschnittliche Kinderzahl je Familie. Die Zahl der Kinder je Ehe überhaupt (einschließlich der Kinderlosen) ergibt sich nach einem Abzug von 10 %, wenn man mit 10 % kinderlosen Ehen rechnet. Die reduzierten Kinderzahlen für die 12 Bauernfamilien betragen im Durchschnitt $6,0 \pm 0,29$, für die 10 Büdnerfamilien im Durchschnitt $3,7 \pm 0,86$. Ich habe nur lebende Kinder berücksichtigt, die mindestens

18 Jahre alt geworden sind, da die Angaben über frühzeitig Gestorbene in den älteren Generationen ungenau sind, und das Kirchenbuch gestorbene Kinder, die nicht mehr getauft worden sind, nicht aufführt. Die reduzierten Zahlen ergeben bei Berücksichtigung des mittleren Fehlers keinen gesicherten Unterschied im Vergleich der Kinderzahlen der beiden Generationen; doch ist ein solcher natürlich wahrscheinlich.

Aufstiegsbestrebungen und ihre Folgen.

Die Benachteiligung der besitzlosen Familien ließ sich nur durch Übergang in andere Berufe, in andere Dörfer oder Städte überwinden. Das führte einerseits zur Abwanderung der aufstrebenden Familien, andererseits aber zur Beschränkung der Kinderzahl. Die wirtschaftliche Benachteiligung der landwirtschaftlichen Arbeiter ist mit einer wesentlichen Ursache dafür, daß wir seit der Bauernbefreiung keine Landarbeiterfamilien mehr auf den Bauerngütern in Hennickendorf haben. Nach dem Weltkrieg waren unsere Bauern gezwungen, ihre Arbeitskräfte zum größten Teil aus den Fürsorgeanstalten der Umgebung zu holen. Es waren Jugendliche zwischen 16 und 21 Jahren, die irgendwann straffällig geworden waren, und die versuchten, nach dieser Bewährungsfrist aus der Landarbeit so schnell wie möglich in die Stadt zu kommen. Da diese landwirtschaftlichen Arbeiter nur in den seltensten Fällen in ihrer Stellung heiraten, so gibt es heute in Hennickendorf praktisch keine Landarbeiterfamilien. Die Aufstiegsbestrebungen wurden in Hennickendorf durch die Industrialisierung des Ortes begünstigt. In der Zeit von 1880 bis 1890 treten stärkere Unterschiede der Kinderzahl und vermehrte Wanderung auf. Um zu zeigen, wie sich die Kinderzahl in Hennickendorf von Generation zu Generation geändert hat, habe ich folgende zeitliche Abgrenzung angenommen:

Geburtsjahrgänge 1840–1860 = Großelterngeneration,
 Geburtsjahrgänge 1860–1890 = Elterngeneration,
 Geburtsjahrgänge 1890–1920 = gegenwärtige Generation.

a) Für die Großelterngeneration habe ich eine durchschnittliche Kinderzahl von $6,5 \pm 0,38$ gefunden. (Aufgliederung S. 297.)

b) Die Zahl der Kinder der Elterngeneration (sie wurde ermittelt aus der Zahl der Geschwister der gegenwärtigen Bauern zuzüglich der 13 Bauern und Bäuerinnen selbst) beträgt 118, die durchschnittliche Kinderzahl der Elterngeneration war $4,6 \pm 0,96$.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
—	5	7	3	4	3	1	—	2	—	—	1.

c) Die gegenwärtigen 13 Bauernfamilien haben 25 Kinder

0	1	2	3	4	5	6
1	4	4	3	1	—	—

im Durchschnitt $1,9 \pm 0,27$.

Zu berücksichtigen ist, daß in 2 von den gegenwärtigen 13 Bauernehen die Fortpflanzung möglicherweise noch nicht abgeschlossen ist; es wird aber (nach persönlicher Rücksprache zu urteilen) praktisch zu keinem weiteren Zuwachs kom-

men. Die reduzierten Kinderzahlen einschließlich der kinderlosen Ehen sind für a) $5,4 \pm 0,29$, b) $3,2 \pm 0,92$. Beim Vergleich mit der letzten Generation ($1,9 \pm 0,27$) hat sich die Kinderzahl der Hennickendorfer Bauern innerhalb von 3 Generationen fast auf ein Drittel verringert. Wenn man den Hennickendorfer Bauern diese verhängnisvolle Entwicklung vor Augen führt, so wollen sie die Ursache nur in der schlechten wirtschaftlichen Entwicklung des Landvolkes begründet sehen. Sie sagten mir während der Unterhaltung immer wieder: „Die Arbeitermädchen gehen in Seide, Handwerker und Kaufleute bauen sich große Häuser, die Beamten lassen ihre Kinder studieren, was aber können wir uns leisten? Wenn wir noch dazu so viele Kinder hätten wie unsere Eltern, da kämen wir ja zu gar nichts mehr!“

Unterschiedliche Kinderzahlen bei der übrigen einheimischen Bevölkerung.

Die untersuchten 268 Familien und Einzelpersonen habe ich in Berufsgruppen aufgeteilt und von ihnen die Zahl der Kinder der Eltern des Mannes, die Zahl der Kinder der Eltern der Frau und die Kinderzahl ermittelt. Die 1. und 2. Zahl ergibt mit Einschluß der Ehegatten die Kinderzahl der Elterngeneration, die 3. ist die Kinderzahl der gegenwärtigen Generation. Von den 34 ungelerten Arbeitern, die in Hennickendorf oder seiner Umgebung gebürtig sind, sind alle verheiratet. Sie gliedern sich folgendermaßen:

1. Kinderzahl der Eltern des Mannes zusammen 163.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	1	5	6	6	5	4	4	1	2	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $5,0 \pm 0,35$.

2. Kinderzahl der Eltern der Frau zusammen 169.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	2	1	4	8	6	4	2	4	1	1	1

durchschnittliche Kinderzahl $5,0 \pm 0,40$.

Die reduzierte Kinderzahl, einschließlich der Kinderlosen aus dem Mittel von 1 und 2 errechnet, beträgt $3,3 \pm 0,31$.

3. Kinder der gegenwärtigen Generation. Sämtliche 34 Familien haben Kinder, zusammen 96.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	7	10	7	5	4	—	—	1	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $2,8 \pm 0,41$.

b) Von den 65 gelernten Arbeitern sind 64 verheiratet, 1 unverheiratet.

1. Kinderzahl der Eltern des Mannes zusammen 299.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	4	7	13	9	9	8	3	10	—	—	1

durchschnittliche Kinderzahl $4,7 \pm 0,28$.

2. Kinderzahl der Eltern der Frau zusammen 281.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	4	7	12	12	10	6	7	3	—	2	—

durchschnittliche Kinderzahl $4,5 \pm 0,25$.

Die reduzierte Kinderzahl, einschließlich der Kinderlosen aus dem Mittel von 1 und 2 errechnet, beträgt $3,1 \pm 0,21$.

3. Kinderzahl der gegenwärtigen Generation. 60 Familien haben Kinder, zusammen 141, 5 sind kinderlos.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
5	21	15	12	6	5	1	—	—	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $2,3 \pm 0,18$.

c) Von den 25 Angestellten sind 23 verheiratet, 2 unverheiratet.

1. Kinderzahl der Eltern des Mannes zusammen 108.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	—	2	4	4	5	3	2	—	2	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $4,9 \pm 0,41$.

2. Kinderzahl der Eltern der Frau zusammen 86.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	5	1	3	9	4	2	—	—	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $3,6 \pm 0,31$.

Die reduzierte Kinderzahl, einschließlich der Kinderlosen aus dem Mittel von 1 und 2 errechnet, beträgt $2,7 \pm 0,35$.

3. Kinder der gegenwärtigen Generation zusammen 53.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
5	8	2	5	2	2	—	—	1	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $2,1 \pm 0,39$.

d) Von den 28 Gewerbetreibenden sind alle verheiratet.

1. Kinderzahl der Eltern des Mannes zusammen 118.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	3	6	4	5	1	4	1	2	1	1	—

durchschnittliche Kinderzahl $4,2 \pm 0,35$.

2. Kinderzahl der Eltern der Frau zusammen 113.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	2	4	6	4	1	1	6	1	2	1	—

durchschnittliche Kinderzahl $4,7 \pm 0,52$.

Die reduzierte Kinderzahl, einschließlich der Kinderlosen aus dem Mittel von 1 und 2 errechnet, beträgt $2,8 \pm 0,56$.

3. Kinder der gegenwärtigen Generation zusammen 63.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
1	10	8	4	3	—	1	1	—	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $2,3 \pm 0,24$.

e) Von den 10 Beamten sind alle verheiratet.

1. Kinderzahl der Eltern des Mannes zusammen 40.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	—	2	3	1	2	1	1	—	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $4,0 \pm 0,50$.

2. Kinderzahl der Eltern der Frau zusammen 38.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
—	2	1	2	2	1	—	1	1	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $3,8 \pm 0,69$.

Die reduzierte Kinderzahl, einschließlich der Kinderlosen aus dem Mittel von 1 und 2 errechnet, beträgt $2,4 \pm 0,37$.

3. Kinder der gegenwärtigen Generation, zusammen 19.

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
1	3	4	1	—	1	—	—	—	—	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $1,9 \pm 0,53$.

Die Kinderzahl der zugewanderten Industriearbeiter.

Zu den meist aus dem Ort oder seiner Umgegend hervorgegangenen deutschen Bauern, Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten und Beamten trat um 1900 eine neue Gruppe: die der Industriearbeiter aus dem deutschen Osten (Ostpommern, Pommern, Neumark, Oberschlesien), aber auch aus dem benachbarten Ausland (Polen, Rußland, Litauen, Böhmen). Die Männer kamen zuerst als „Saisonarbeiter“ während des Sommers in unsere aufblühenden Fabriken und verdienten durch Akkordarbeit in den Ziegeleien für ihre Verhältnisse viel. Sie lebten sehr genügsam in Baracken zusammen und kehrten im Spätherbst mit ihren Ersparnissen wieder in die Heimat zurück. Die Frauen und Mädchen gingen als Dienstmädchen zu den Bauern oder in bürgerliche Haushalte.

Aus den Zuwanderungslisten für Industriearbeiter habe ich folgende Zahlen für die Jahre 1902 bis 1912 ermittelt: 1902: 359 Saisonarbeiter, 1903: 475, 1904: 520, 1907: 561, 1908: 643, 1909: 582, 1910: 589, 1911: 588, 1912: 457.

Um festzustellen, woher die Zuwanderer gekommen sind, und wie viele von ihnen sich in Hennickendorf für immer angesiedelt haben, habe ich das Jahr 1907 als Beispiel herausgenommen: Von im Jahre 1907 zugewanderten 561 Industriearbeitern waren 372 deutscher Staatsangehörigkeit, 189 Ausländer. Letztere setzten sich zusammen aus 186 Polen, 2 Russen, 1 Tschechen. Von diesen 561 1907 zugewanderten Industriearbeitern sind 18 in Hennickendorf geblieben und haben eine Familie gegründet, das sind rund 3 % der Zugewanderten.

Es ist an Hand der Zu- und Abwanderungsvermerke genau zu verfolgen, wie einzelne Namen im nächsten Jahre wieder auftauchen, meist schon von einer ganzen Anzahl von Verwandten begleitet. In einem Jahre fehlt aber plötzlich der Vermerk über ihre Abwanderung. Die Arbeiter haben sich in Hennickendorf angesiedelt, meist geheiratet und sind dann dageblieben. Im ganzen sind in den von 1902 bis 1912 nach Hennickendorf zugewanderten Industriearbeitern 106 hier geblieben, davon haben 57 (54%) Mädchen geheiratet, die aus ihrer Heimat stammten, 49 (46 %) Mädchen aus Hennickendorf, seiner Umgebung oder aus dem übrigen Reich.

Von diesen aus dem Osten kommenden Arbeitern, die sich in Hennickendorf ansiedelten, kamen 84 (79 %) aus den deutschen Ostgebieten, 22 (21 %) aus dem im Osten angrenzenden Ausland. Diese Zahlen habe ich aus den Geburtsorten ermittelt. Noch heute erinnern viele Namen an die ursprüngliche Heimat ihrer Träger. Um zu zeigen, wie sich die Kinderzahl bei den vom Osten zugewanderten Arbeitern innerhalb von 2 Generationen verändert hat, habe ich wie im vorigen Abschnitt die Kinderzahl der Eltern und die eigene Kinderzahl ermittelt. Von den 106 ungelerten Arbeitern aus dem Osten sind alle verheiratet.

	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1. Kinder der Eltern des Mannes	—	3	6	20	16	11	14	12	11	6	2	—	2
2. Kinder der Eltern der Frau —	4	7	14	20	17	16	8	9	3	—	—	—	—
3. Kinder der gegenw. Gen. . .	3	18	27	24	16	9	5	2	1	—	1	—	—
durchschnittliche reduzierte Kinderzahlen einschließlich der Kinderlosen 1).													
3,7 ± 0,21, 2). 3,4 ± 0,20,													
durchschnittliche Kinderzahl ausschließlich der kinderlosen Ehen 3). 3,0 ± 0,17.													

Ich stelle jetzt die Ergebnisse der einzelnen Gruppen zusammen und vergleiche die Kinderzahlen der abgeschlossenen Ehen in den verschiedenen Berufsgruppen miteinander bis in die Gegenwart.

Die durchschnittliche Kinderzahl der Elterngeneration habe ich als Mittel der Kinderzahlen der Eltern beider Eheleute berechnet.

In diesem Material sind 26 Ehen enthalten, deren Fortpflanzung noch nicht sicher abgeschlossen ist, weil die Frau noch nicht 45 Jahre alt ist. Jedoch sind sie (nach persönlicher Rücksprache mit den Eltern zu urteilen) als praktisch abgeschlossen zu zählen, da nach Angabe der Eheleute keine Kinder mehr folgen werden.

Die reduzierten Kinderzahlen bzw. die durchschnittlichen Kinderzahlen einschließlich der Kinderlosen sind:

	Elterngenerat.	Gegenwärtige Generation
a) ungelernete Arbeiter, aus dem Osten zugewandert	3,5 ± 0,21	3,0 ± 0,17
b) ungelernete Arbeiter aus Hdf. und Umgebung	3,3 ± 0,31	2,8 ± 0,41
c) gelernete Arbeiter	3,1 ± 0,21	2,2 ± 0,18
d) Angestellte	2,7 ± 0,35	2,1 ± 0,39
e) selbständige Gewerbetreibende	2,8 ± 0,56	2,3 ± 0,24
f) Beamte	2,4 ± 0,37	1,9 ± 0,53
g) Bauern	3,3 ± 0,92	1,9 ± 0,27

Die Kinderzahlen der 268 Elternpaare gliedern sich folgendermaßen:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
—	30	49	91	95	71	63	67	42	17	7	2	2

durchschnittliche Kinderzahl $4,7 \pm 0,14$.

Durchschnittliche reduzierte Kinderzahl einschließlich der kinderlosen Ehen $3,2 \pm 0,12$.

Für die Kinderzahl der gegenwärtigen Generation:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
15	67	66	53	32	21	7	3	3	—	1	—	—

durchschnittliche Kinderzahl $2,6 \pm 0,10$.

Beim Vergleich der Berufsgruppen ergeben sich bei den reduzierten Zahlen, unter Berücksichtigung des mittleren Fehlers, zwar keine gesicherten Unterschiede, worauf schon früher hingewiesen worden ist, sie stellen aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit das richtige Verhältnis der Kinderzahlen der beiden Generationen wie auch der einzelnen Berufsgruppen dar. Es zeigt, daß zwar bei allen die Kinderzahlen von einer Generation zur folgenden zurückgegangen sind, daß aber die Bauern den relativ größten Rückgang von $3,3 \pm 0,92$ auf $1,9 \pm 0,27$ aufweisen. Es zeigt sich weiter, daß der Arbeiter, besonders der aus dem Osten mit $3,0 \pm 0,17$, heute noch durchschnittlich mehr Kinder hat als alle anderen.

Ich habe die 265 verheirateten Personen nach Heiratsjahrgängen geordnet und ihre durchschnittliche Kinderzahl ermittelt. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die zwischen 1930 bis 1935 geschlossenen Ehen zumeist noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden können und deshalb hier nicht aufgeführt werden.

a) Von den 101 ungelerten Arbeitern aus dem Osten (bei 5 konnte der Heiratsjahrgang nicht ermittelt werden) haben zwischen

	Gesamt-Kinderzahl	Durchschnittl. Kinderzahl
1880 und 1899 12 geheiratet	60	$5,0 \pm 0,49$
1900 und 1909 26 geheiratet	84	$3,2 \pm 0,32$
1910 und 1919 20 geheiratet	52	$2,6 \pm 0,29$
1920 und 1929 29 geheiratet	68	$2,3 \pm 0,18$

b) Bei den 34 ungelerten Arbeitern aus Hennickendorf und Umgebung würde diese Aufgliederung zu wenige in den einzelnen Zeitspannen erfassen, wodurch sich Zufallswerte ergeben könnten. Die Zahlen sind jedoch in der nachfolgenden Zusammenfassung miteinbegriffen.

c) Von den 64 gelernten Arbeitern (1 Heiratsalter konnte nicht ermittelt werden) haben zwischen

	Gesamt-Kinderzahl	Durchschnittl. Kinderzahl
1880 und 1899 4 geheiratet	20	$5,0 \pm 0,71$
1900 und 1909 12 geheiratet	33	$2,7 \pm 0,26$
1910 und 1919 14 geheiratet	32	$2,3 \pm 0,29$
1920 und 1929 26 geheiratet	43	$1,6 \pm 0,21$

d) Von den 61 Gewerbetreibenden, Angestellten und Beamten (2 Heiratsjahrgänge konnten nicht ermittelt werden) haben zwischen

	Gesamt-Kinderzahl	Durchschnittl. Kinderzahl
1880 und 1899 5 geheiratet	23	4,6 ± 0,74
1900 und 1909 11 geheiratet	31	2,8 ± 0,52
1910 und 1919 18 geheiratet	35	1,9 ± 0,38
1920 und 1929 25 geheiratet	44	1,8 ± 0,20

Es zeigt sich, daß bei der Zusammenfassung aller Berufe die reduzierten Kinderzahlen in den von 1880 bis 1929 in Hennickendorf geschlossenen Ehen dauernd abgenommen haben:

in der Zeitspanne von 1880 bis 1899	4,3 ± 0,37
in der Zeitspanne von 1900 bis 1909	2,7 ± 0,19
in der Zeitspanne von 1910 bis 1919	1,9 ± 0,20
in der Zeitspanne von 1920 bis 1929	1,8 ± 0,11

Beziehung des Heiratsalters zur Kinderzahl.

Für die verschiedenen Berufe habe ich für beide Geschlechter der Eltern- generation das durchschnittliche Heiratsalter ermittelt:

	Durchschnittliches Heiratsalter	
	des Mannes	der Frau
a) Von 101 ungelerten Arbeitern, aus dem Osten zugewandert	25,7	23,0
b) Von 33 ungelerten Arbeitern, aus Hennickendorf und Umgebung	25,4	22,3
c) Von 64 gelernten Arbeitern	25,3	23,6
d) Von 23 Angestellten	26,3	23,0
e) Von 28 selbständigen Gewerbetreibenden	27,7	24,2
f) Von 10 Beamten	27,0	24,9
g) Von 12 Bauern	29,0	24,0

Es zeigt sich, daß das durchschnittliche Heiratsalter bei den Männern wie bei den Frauen von der Gruppe der gelernten und ungelerten Arbeiter über die der Angestellten, Beamten und selbständigen Gewerbetreibenden bis zu der der Bauern, die das höchste Heiratsalter haben, ansteigt. Ich habe in den einzelnen Berufsgruppen die Ehefrauen der gegenwärtigen Generation und ihre Kinderzahl nach Heiratsaltersgruppen zusammengefaßt.

a) Von den 101 ungelerten Arbeitern aus dem Osten haben

	Gesamt-Kinderzahl	Durchschnittl. Kinderzahl
26 Frauen unter 21 Jahren geheiratet	92	3,5 ± 0,38
57 Frauen von 21 bis 25 Jahren geheiratet	159	2,8 ± 0,21
13 Frauen von 26 bis 30 Jahren geheiratet	45	3,2 ± 0,43
4 Frauen über 30 Jahren geheiratet	5	1,25 ± 0,45

b) Von den 33 ungelernten Arbeitern aus Hennickendorf und Umgebung haben

	Gesamt-Kinderzahl	Durchschnittl. Kinderzahl
10 Frauen unter 21 Jahren geheiratet	37	3,7 ± 0,58
19 Frauen von 21 bis 25 Jahren geheiratet	45	2,4 ± 0,22
4 Frauen von 26 bis 30 Jahren geheiratet	9	2,3 ± 0,82

Mit einem Alter über 30 Jahren hat keine Frau in dieser Gruppe geheiratet.

c) Von den 64 gelernten Arbeitern haben

	Gesamt-Kinderzahl	Durchschnittl. Kinderzahl
12 Frauen unter 21 Jahren geheiratet	35	2,9 ± 0,46
37 Frauen von 21 bis 25 Jahren geheiratet	77	2,1 ± 0,21
11 Frauen von 26 bis 30 Jahren geheiratet	23	2,1 ± 0,40

d) Von den 61 Gewerbetreibenden, Beamten, Angestellten haben

	Gesamt-Kinderzahl	Durchschnittl. Kinderzahl
13 Frauen unter 21 Jahren geheiratet	43	3,3 ± 0,53
28 Frauen von 21 bis 25 Jahren geheiratet	48	1,7 ± 0,22
16 Frauen von 26 bis 30 Jahren geheiratet	39	2,4 ± 0,29
4 Frauen über 30 Jahren geheiratet	5	1,25 ± 0,55

Bei der Zusammenstellung aller Berufe zeigt sich, daß von 258 Frauen folgende Kinderzahlen erreicht wurden:

60 Frauen, die bis zu 20 Jahren geheiratet, haben	3,4 ± 0,42
142 Frauen, die zwischen 21 und 25 Jahren geheiratet, haben	2,3 ± 0,22
44 Frauen, die zwischen 26 und 30 Jahren geheiratet, haben	2,4 ± 0,53
12 Frauen, die mit über 30 Jahren geheiratet, haben	1,0 ± 0,47

Es ergibt sich also, daß die Frauen, die bis zu 20 Jahren heiraten, eine wesentlich höhere Kinderzahl haben als die später heiratenden, und daß die, die erst mit 30 Jahren und darüber heiraten, die wenigsten Kinder haben. Die Berufsgruppen, die erst spät zum Heiraten kommen, haben die kleinste Kinderzahl. Ein Hennickendorfer Bauernsohn heiratet durchschnittlich erst mit 29 Jahren; da wir annehmen müssen, daß die Abnahme der Kinderzahl mit eine Folge des späten Heiratsalters ist, so ist sie damit die Folge der wirtschaftlichen Verhältnisse: Während die Eltern im rüstigen Alter die Wirtschaft noch nicht abgeben möchten, wollen die Söhne keine Familie gründen, bevor sie nicht Besitzer des Hofes sind. Früher waren die Bauern und Landarbeiter mit ihren vielen Kindern der Blutquell der Nation. Auch Hennickendorf gab seine überschüssige Bevölkerung an das übrige Reich ab. Die Kinderzahl ging zurück, als dann mit der Zeit der Industrialisierung viele landwirtschaftliche Arbeiter Industriearbeiter wurden und manche Bauern ebenfalls in andere Berufe gingen, die einen sozialen Aufstieg versprachen. Man konnte eben nicht mehr bei dem Streben nach sozialem Aufstieg so viele Kinder brauchen, denen man eine teure Ausbildung hätte angedeihen lassen können.

Die allgemeine Ansicht von heute ist: „Statt sechs oder acht lieber ein oder höchstens zwei Kinder; aber diese sollen dann auch studieren können, damit sie es einmal besser haben als wir.“ Zuerst begann diese Anschauung beim Städter Platz zu greifen, ging dann aber sehr schnell auf die Kleinstadt und das Dorf über. Denn wie sich auch in meiner Arbeit zeigte, hat sich die verheerende Kinderbeschränkung auf die sonst so traditionsgebundene einheimische Bauernbevölkerung übertragen. Durch diese absichtliche Beschränkung der Kinderzahl unserer einheimischen Menschen verringerte sich der Gegendruck gegen die von Osten drängenden Menschen mit ihrem zahlreichen Nachwuchs. Ich habe für Hennickendorfs ansässige Familien $2,2 \pm 0,13$, für die aus dem Osten zugewanderten Familien $2,7 \pm 0,11$ Kinder im Durchschnitt errechnet. Aus diesen Unterschieden läßt sich, im allgemeinen betrachtet, folgendes feststellen: Während die ansässige Bevölkerung weniger Kinder zeugt, als der aus dem Osten zuziehende Arbeiter, und ihre wertvollsten Menschen, wie noch später gezeigt wird, wegen des sozialen Aufstiegs in die Großstädte und nach dem Westen Deutschlands abwandern, dadurch also noch die Zahl der einheimischen Menschen verringern, haben die zuziehenden Industriearbeiter mehr Kinder je Ehe und auch durch den andauernden Zuzug aus dem Osten eine wachsende Vermehrung ihres Blutes zu verzeichnen. Jeder kann sich also bei diesen Ergebnissen sehr leicht ausrechnen, wann die einheimische von der zugewanderten Bevölkerung verdrängt sein wird.

Zu- und Abwanderung.

Im vorigen Abschnitt habe ich ausgeführt, daß das Streben nach sozialem Aufstieg bei der nichtbäuerlichen Bevölkerung die Abwanderung begünstigt. Aber auch die ansässigen Bauern begannen, aus ihrem Heimatdorf abzuwandern, als die Bauernbefreiung ihnen das Recht zubilligte, den Hof zu verkaufen. Von den zurückgebliebenen Bauernfamilien verließen die bei der Erbfolge nicht berücksichtigten Kinder ihr Heimatdorf. Der noch zur Verfügung stehende magere Sandboden lohnte bei der damaligen Feldbewirtschaftung nicht die Arbeit, da die Lupinendüngung noch unbekannt war. Ein großer Teil der abwandernden Bauern siedelte sich in der Umgegend wieder als Bauern an. Andere erlernten ein Handwerk und zogen in die umliegenden Städte und Dörfer. Von den 78 Kindern der 12 Bauernfamilien in Hennickendorf um 1850 wurden 32 ($41 \pm 5,5$ %) Bauern, 18 ($23 \pm 4,8$ %) Handwerker, 19 ($24 \pm 4,8$ %) landwirtschaftliche Arbeiter, 7 ($9 \pm 3,9$ %) Händler, 2 ($3 \pm 1,9$ %) Beamte.

Von diesen 78 Kindern blieben in Hennickendorf 46 ($59 \pm 5,5$ %), zogen in die Umgegend 18 ($23 \pm 4,8$ %), zogen nach Berlin 12 ($15 \pm 4,0$ %), zogen ins übrige Reich 2 ($3 \pm 1,9$ %).

Für die 110 Kinder der 20 Bauernfamilien in der Umgegend Hennickendorfs, die ich untersucht habe, habe ich ähnliche Resultate erhalten. Am Ort blieben 56 ($51 \pm 4,7$ %), es zogen in die Umgegend 36 ($33 \pm 4,5$ %), es zogen nach Berlin 14 ($13 \pm 3,3$ %), es zogen ins übrige Reich 4 ($3 \pm 1,9$ %). Von den 42 Kindern der 10 Bädnerfamilien in Hennickendorf um 1850 wurden wieder Bädner oder Arbeiter 13 ($32 \pm 7,5$ %), wurden Handwerker 12 ($28 \pm 6,9$ %), wurden Bauern 6 ($14 \pm 5,4$ %), wurden Krämer und Händler 6 ($14 \pm 5,4$ %), wurden Angestellte und Beamte 5 ($12 \pm 4,9$ %). Im Orte blieben 18 ($43 \pm 7,6$ %), nach Berlin

zogen 13 ($32 \pm 7,2$ %), in die Umgegend zogen 10 ($23 \pm 6,5$ %), ins übrige Reich zog 1 ($2 \pm 2,2$ %). Es zeigt sich also, wenn man von Ausnahmefällen absieht, bei denen sich unter Berücksichtigung des mittleren Fehlers die Zahlen überschneiden würden, daß die Kinder der Büdner mehr in die handwerklichen und anderen selbständigen Berufe gehen mußten als die der Bauern, und daß ein höherer Prozentsatz von ihnen in die Stadt abwanderte.

Auswanderung nach Übersee.

Die Auswanderung nach Amerika hat für Hennickendorf keine Rolle gespielt. Die einzigen, die über den Ozean fuhren, entstammten zugewanderten Familien aus Schlesien.

Zuwanderung der Industriearbeiter.

Etwa seit 1890 wanderten die überzähligen Kinder der Dorfbevölkerung, auch die, die von den Aufstiegsbestrebungen erfaßt waren, meist nicht mehr ab, sondern gingen mit der zunehmenden Industrialisierung unseres Dorfes und seiner Umgebung in die neu entstandenen Fabriken. Aus Bauern und Landarbeitern wurden Industriearbeiter. Ihre Zahl wuchs in dem Maße, wie neue Ziegelfabriken in Hennickendorf aus der Erde schossen. Bald kamen auch Leute aus der Umgebung und siedelten sich in Hennickendorf an, weil sie hier in den Fabriken Lohn und Arbeit fanden. Zu diesen Zuwanderern kamen aus dem Osten Deutschlands, aus Polen, Litauen, aus Böhmen und Mähren fremde Arbeiter, die zuerst nur als „Saisonarbeiter“ hier waren, wie schon auf Seite 301 ausgeführt wurde, die sich aber dann zum Teil in Hennickendorf für immer ansiedelten. In der vorliegenden Untersuchung an 268 Hennickendorfer Familien, die in den Jahren 1900 bis 1930 nach Hennickendorf zuzogen und bis zum heutigen Tage hier geblieben sind, waren folgende Berufsgruppen beteiligt:

Ungelernte Arbeiter 140, davon aus der Umgegend 34, aus dem Osten Deutschlands 68, aus Polen, Litauen, Böhmen 38; gelernte Arbeiter 65, davon aus der Umgegend 36, aus dem Osten Deutschlands 29; selbständige Gewerbetreibende 28, davon aus der Umgegend 16, aus dem Osten Deutschlands 12; Angestellte 25, davon aus der Umgegend 14, aus dem Osten Deutschlands 11; Beamte 10, davon aus der Umgegend 6, aus dem Osten Deutschlands 4. Von 268 Zugewanderten sind 162 aus dem Osten, 106 aus der Umgegend Hennickendorfs und aus dem übrigen Reich gekommen. Von der 1900 bis 1930 zugewanderten Bevölkerung sind fast zwei Drittel aus dem Osten gekommen, davon aus dem Ausland 55 Familien.

Pendelwanderung.

Mit der Entwicklung der Eisenbahn und dem Ausbau des Vorortverkehrs von Berlin nach Strausberg ist auch unser Dorf in den Kreis der Vorortsiedlungen mit Pendelwanderung einbezogen worden. Von Pendelwanderung spricht man, wenn Erwerbstätige außerhalb ihres Wohnortes ihrer Beschäftigung nachgehen, also ständig zwischen Wohn- und Betriebsort hin und her pendeln. Hennickendorf hatte im Jahre 1938 364 Pendelwanderer, die täglich zur Arbeitsstätte nach Berlin fuhren und 337 Pendelzuwanderer, die in der Umgebung wohnten und jeden Tag in Hennickendorfs Fabriken zur Arbeit gingen. Im Vergleich zu den anderen Vor-

orten Berlins zählt Hennickendorf zu denen mit schwacher Pendelwanderung, weil die Ziegel- und Kalkindustrie am Ort einen großen Teil der Bevölkerung bindet und die Fahrt nach Berlin großen Zeit- und Fahrgeldverlust verursacht. Pendelwanderer sind in erster Linie gelernte Arbeiter, wie Maurer und Zimmerleute, die in Berlin mehr verdienen, und die deshalb die Strapazen der alltäglichen vierstündigen Bahnfahrt auf sich nehmen. Ein kleiner Teil besteht aus Beamten, Angestellten und Geschäftsleuten, die diesen langen Weg täglich machen müssen, weil ihre Arbeitsstätten nur in der Stadt liegen können.

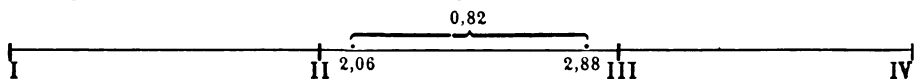
Beziehung zwischen Abwanderung und Begabung.

Keiter hat für zwei Orte in der Steiermark gefunden, daß weit mehr Begabte als Unbegabte abwanderten, und nur eine kleine Zahl gut Begabter, der größte Teil der Schlechtbegabten aber am Orte blieb. H. Koch und H. Quehl haben ähnliche Ergebnisse gehabt, Ilse Schmidt hat in einem märkischen Dorf gefunden, daß im Laufe einer Generation (30 Jahre) „von den begabten Schülern fast $1\frac{1}{2}$ mal so viel in die Stadt gezogen sind, wie von den genügenden und 10mal so viele wie von den mangelhaften“. Um die Frage einer Korrelation der Abwanderung mit der Begabung auch für Hennickendorf zu klären, habe ich von 67 Bauernkindern (geb. 1890–1910) die Abgangszensuren aus den Zeugnislisten der Gemeindeschule Hennickendorf entnommen. Aus den Hauptfächern (Deutsch, Rechnen, Geschichte, Naturkunde) habe ich den mittleren Notendurchschnitt errechnet. Alle Werte von 1 bis 1,9 habe ich als „sehr gut“, von 2,0 bis 2,9 als „gut“, von 3,0 bis 3,9 als „genügend“, von 4,0 bis 5,0 als „ungenügend“ gerechnet.

a) Von den 67 Bauernkindern sind 32 in Hennickendorf geblieben mit einem Notendurchschnitt von $2,88 \pm 0,15$. In Hennickendorf geblieben sind:

Mit der Zensur „sehr gut“	2 von 8	($25 \pm 7,6$ %)
mit der Zensur „gut“	8 von 30	($27 \pm 8,4$ %)
mit der Zensur „genügend“	14 von 20	($70 \pm 8,7$ %)
mit der Zensur „ungenügend“	8 von 9	($89 \pm 5,2$ %)

35 sind abgewandert, die einen Notendurchschnitt von $2,06 \pm 0,11$ hatten. Es sind also rund 3mal so viel sehr gute Schüler abgewandert als dageblieben, 2mal so viel genügende in Hennickendorf geblieben als abgewandert, 8mal so viel nichtgenügende in Hennickendorf geblieben als abgewandert. Die von den 67 Bauernkindern in Hennickendorf gebliebenen 32 hatten einen Notendurchschnitt von 2,88, die 35 abgewanderten 2,06. Die Differenz von 0,82 Noteneinheiten macht von dem gesamten Notenspielraum, der von I bis IV geht, also 3 Noteneinheiten beträgt, mehr als ein Viertel aus, eine gewiß erschreckende Tatsache.



Einer Anregung von Herrn Prof. Lenz folgend, habe ich die Differenz zwischen dem Notendurchschnitt der abgewanderten und der dagebliebenen Bauernkinder auch mit der durchschnittlichen Notendifferenz je zweier Bauernkinder verglichen. Man erhält diese, indem man die mittlere Abweichung vom Notendurchschnitt (e) mit $\sqrt{2}$ multipliziert. Der Notendurchschnitt ist 2,45, die mittlere Abweichung davon 0,75, die Differenz zwischen den Noten je zweier Bauernkinder also 0,75

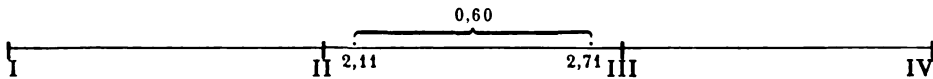
$\sqrt{2} = 1,06$. Die Differenz zuungunsten der am Ort Gebliebenen ist also nicht viel kleiner als die durchschnittliche Differenz zwischen zwei Bauernkindern. Mit anderen Worten: Die Bauernkinder mit guten Schulnoten wandern in der Regel ab, die mit schlechten Noten bleiben am Ort.

b) Von 178 Kindern der übrigen Berufsgruppen, die von 1890 bis 1900 in Hennickendorf geboren und hier bis zum 14. Lebensjahre zur Schule gegangen sind, habe ich die Abgangszensuren ermittelt und wie oben ausgewertet. 97 Kinder sind davon in Hennickendorf geblieben mit einem Notendurchschnitt von $2,68 \pm 0,067$. 81 sind abgewandert, diese hatten einen Notendurchschnitt von $2,14 \pm 0,10$. In Hennickendorf sind geblieben:

mit der Note „sehr gut“	5 von 24	($21 \pm 4,0$ %)
mit der Note „gut“	32 von 70	($45 \pm 5,0$ %)
mit der Note „genügend“	49 von 67	($73 \pm 4,5$ %)
mit der Note „ungenügend“	11 von 17	($65 \pm 4,9$ %)

Von den begabten Schülern wanderten rund 3mal so viel ab wie von den genügenden und 9mal so viel wie von den mangelhaften. Die 178 Arbeiterkinder hatten zusammen einen Notendurchschnitt von $2,43 \pm 0,82$. Die 97 in Hennickendorf gebliebenen hatten einen Durchschnitt von $2,68$, die 81 abgewanderten einen solchen von $2,14$. Die Differenz im Betrage von $0,54$ macht von dem gesamten Notenspielraum fast ein Fünftel aus. Sie beträgt ungefähr die Hälfte von der mittleren Differenz zweier Kinder, nämlich $0,54$ von $1,02$.

Die 245 Bauern- und Arbeiterkinder zusammen haben einen Notendurchschnitt von $2,44 \pm 0,73$, die in Hennickendorf gebliebenen $2,71$, die abgewanderten $2,11$. Die Differenz beträgt $0,60$ oder ein Fünftel des gesamten Notenspielraums. Von der durchschnittlichen Differenz je zweier Hennickendorfer Kinder macht sie rund 60 % aus, nämlich $0,60$ von $1,04$.



Es hat sich also auch hier bestätigt, daß die geistig regsamen und begabten Menschen mehr zur Landflucht neigen als die schwerfälligen und minderbegabten. Die Folge davon ist ein dauernder Verlust an guter Erbmasse, da in jeder Generation ein erheblicher Teil der Begabten abwandert, während der größere Teil der Minderbegabten im Dorfe zurückbleibt. Das sind zumeist weniger bewegliche und lebensmutige Menschen. Aus diesem Grunde fehlte es im Laufe der Zeit innerhalb der alteingesessenen Bevölkerung immer merklicher an Führernaturen. Es ist bezeichnend, daß die Familien, deren Mitglieder früher im Orte in der Dorfverwaltung, in Vereinen und Verbänden führend waren, heute kaum noch in solchen Stellen des Dorfes zu finden sind. Ihre Ämter werden jetzt fast ausschließlich von Zugewanderten verwaltet.

Zu der Auslese durch Abwanderung kommt noch die Herabzüchtung durch unterschiedliche Kinderzahl, da die Begabten im allgemeinen weniger Kinder haben als die Minderbegabten. Ich habe für die oben untersuchten 67 Bauern und 178 Arbeiter je eine Korrelationstabelle aufgestellt, die das Verhältnis von Kinderzahl und Notendurchschnitt der Eltern veranschaulicht.

Korrelationstabelle für die Bauern.

Zensur	Kinderzahl							Durchschnittl. Kinderzahl
	0	1	2	3	4	5	6	
I	2	2	3	—	1	—	—	1,50 ± 0,38
II	3	6	15	4	2	—	—	1,89 ± 0,19
III	3	4	6	5	1	1	—	2,00 ± 0,23
IV	1	1	1	2	2	1	1	3,11 ± 0,57

Korrelationstabelle für die Arbeiter.

Zensur	Kinderzahl							Durchschnittl. Kinderzahl
	0	1	2	3	4	5	6	
I	2	4	13	3	1	1	—	2,00 ± 0,26
II	5	9	21	23	4	6	2	2,54 ± 0,17
III	5	6	17	21	12	5	1	2,72 ± 0,12
IV	—	1	1	7	6	—	2	3,57 ± 0,25

Bei der Zusammenstellung von Bauern und Arbeitern ergibt sich folgende Aufstellung:

Zensur	Kinderzahl							Durchschnittl. Kinderzahl
	0	1	2	3	4	5	6	
I	4	6	16	3	2	1	—	1,87 ± 0,19
II	8	15	36	27	6	6	2	2,24 ± 0,13
III	8	10	23	36	13	6	1	2,59 ± 0,12
IV	1	2	2	9	8	1	3	3,38 ± 0,27

Eltern, die in der Schule sehr gute Leistungen gezeigt haben, haben, wie oben ersichtlich, fast nur halb so viele Kinder als Eltern mit mangelhaften Schulleistungen. Diese Tatsachen können nicht oft genug betont werden. Verfolgen wir das Schicksal der Abwanderer in ihren neuen Wohngebieten, so kommen wir zu dem Schluß, daß die Landflucht eine bedenkliche Gegenauslese für das gesamte Volk bedeutet: denn die Landbevölkerung verliert vorzugsweise ihre intelligenten, aufgeweckten Menschen, die in die Stadt ziehen und dort der Kinderarmut verfallen, also praktisch auch dem Volksganzen verloren gehen. Außerdem wird schon heute deutlich, daß die ländliche Bevölkerung in der Zukunft nicht mehr einen ähnlich hochwertigen Nachwuchs für die Städte liefern kann, wie in der Vergangenheit. Die Gegenauslese durch die Landflucht ist, worauf Lenz und Ilse Schmidt hinweisen, bei den Bauern insofern geringer geworden, als diese wie in Hennickendorf nur noch 1,9 Kinder besitzen. Wenn überhaupt ein Junge in einer gegenwärtigen Bauernfamilie vorhanden ist, so muß er den Hof übernehmen, ob er nun begabt ist oder nicht.

Betrachten wir nun die andere Gruppe, die zugezogenen Industriearbeiter, so ergibt sich folgendes Bild: Die meisten Fabrikarbeiter haben ihre Frauen aus der Heimat mitgebracht und in Hennickendorf einen neuen Haushalt gegründet (54 %). Der andere Teil hat in Hennickendorf ein einheimisches oder aus der Umgebung stammendes Mädchen (46 %) geheiratet. Die Eheleute, die zum Teil aus Westpreußen, aus dem Warthegau, aus Ostoberschlesien, Polen,

Rußland, aus Böhmen und Mähren stammen, haben ihre Muttersprache beibehalten. In einigen Familien sprechen die Eltern noch heute polnisch, diese können sich nur gebrochen deutsch unterhalten.

Die Kinder dagegen werden in deutschen Schulen im deutschen Geiste erzogen, sprechen nur deutsch und unterscheiden sich eigentlich nur dadurch von den einheimischen Kindern, daß sie in Hennickendorf nicht am evangelischen Religionsunterricht teilnehmen, da sie katholisch sind. Ich habe die Schulleistungen in zwei Klassen der hiesigen Volksschule ermittelt und die Leistungen der Kinder aus den Zuwandererfamilien mit denen der Einheimischen verglichen. Im 6. Schuljahr (Geburtsjahr der Kinder 1929) waren von 43 Kindern 20 aus Familien, die aus dem Osten zugewandert sind. Sie hatten einen Notendurchschnitt von $2,73 \pm 0,17$, 23 aus einheimischen Familien mit einem Notendurchschnitt von $2,60 \pm 0,19$. Im 3. Schuljahr (Geburtsjahr der Kinder 1932) stammten von 35 Kindern 21 aus Familien, die aus dem Osten kamen mit einem Notendurchschnitt von $2,33 \pm 0,15$, 14 aus einheimischen Familien mit einem Notendurchschnitt von $2,35 \pm 0,19$. Von diesen 78 Kindern stammen 6 aus polnischen Familien. Sie haben einen Notendurchschnitt von $2,54 \pm 0,40$. Es zeigt sich also kein deutlicher Unterschied zwischen den Kindern aus einheimischen und den aus dem Osten zugewanderten Familien. Die Schulleistungen der gegenwärtigen Bauern- und Arbeiterkinder lassen sich nicht vergleichen, da sich unter den 340 Schulkindern nur 2 Bauernkinder von 6 bis 7 Jahren befinden.

Um die weitere Entwicklung zu beleuchten, habe ich die Berufe, die die erwachsenen Kinder beider Gruppen erwählt und erlernt haben, miteinander verglichen:

- a) Von 168 Kindern der aus dem Osten zugewanderten ungelerten Arbeiter sind
- 67 ($40 \pm 3,8 \%$) ungelerte Arbeiter geworden,
 - 68 ($40 \pm 3,8 \%$) gelernte Arbeiter geworden,
 - 25 ($15 \pm 2,7 \%$) Angestellte geworden,
 - 5 ($3 \pm 1,3 \%$) Beamte geworden,
 - 2 ($1 \pm 0,8 \%$) Gewerbetreibende geworden,
 - 1 ($1 \pm 0,8 \%$) Bauern geworden.
- b) Von den 42 Kindern der einheimischen ungelerten Arbeiter sind
- 22 ($52 \pm 7,7 \%$) ungelerte Arbeiter geworden,
 - 15 ($36 \pm 7,4 \%$) gelernte Arbeiter geworden,
 - 5 ($12 \pm 4,9 \%$) Angestellte geworden.

Es zeigt sich, daß ein großer Teil der Kinder ungelerner Arbeiter sozial aufsteigt, von den zugewanderten eher mehr. Die körperliche und geistige Beschaffenheit der Hennickendorfer Jugend habe ich seit sieben Jahren in der Hitler-Jugend beim Sport, im Geländedienst und auf Fahrten beobachten können. Die Kinder der Industriearbeiter haben nie versagt, ja, sie sind oft mit wahrer Hingabe bei der Sache gewesen. Sie waren besonders im Sport und in der Ausgestaltung der Heimabende der weniger beweglichen bäuerlichen Jugend überlegen. Bei den Reichsjugendwettkämpfen 1938 der Gefolgschaft Hennickendorf der HJ traten 84 Teilnehmer zum Dreikampf (100-m-Lauf, Weitsprung, Keulenwurf) an. Die geforderten 180 Punkte erreichten 35 Jungen. Darunter waren

- 21 von 52 Arbeiterkindern ($40 \pm 8,3 \%$),
- 2 von 12 Kindern von Bauern und landwirtschaftl. Arbeitern ($17 \pm 6,1\%$),
- 3 von 6 Kindern von Angestellten ($50 \pm 8,4 \%$),
- 5 von 9 Kindern von Gewerbetreibenden ($55 \pm 8,3 \%$),
- 4 von 5 Kindern von Beamten ($80 \pm 6,7 \%$).

Wenn die Arbeiterjugend zu Bauernsportfesten eingeladen war, konnte sie nur außer Konkurrenz an den sportlichen Kämpfen teilnehmen, weil sie der bäuerlichen Jugend in allem Sport überlegen war.

Der Grund der Unterlegenheit der alteingesessenen Bevölkerung in körperlicher und vor allem geistiger Beziehung mag in der negativen Wanderungsauslese der Hennickendorfer Bauern liegen. Wie unsere Untersuchung gezeigt hat, verliert eine Bevölkerung, die seit Generationen auf kärglichem Boden in ärmlichen Verhältnissen lebt, schneller ihre besten und begabtesten Menschen durch Abwanderung als die Bevölkerung, die fruchtbare Landstriche besitzt. Auf der anderen Seite kann man bei den zugewanderten Arbeitern aus dem Osten von einer positiven Wanderungsauslese sprechen. Sie bilden die Auslese, sind die lebensmutigsten und begabtesten Menschen ihrer heimatlichen Bevölkerung. Daher haben sie auch in Hennickendorf die Führung in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht übernommen. Bei Reihenuntersuchungen in meinem HJ-Bereich habe ich immer wieder feststellen können, daß der gesundheitliche Zustand der Kinder aus Industriearbeiterfamilien gut war und nie hinter dem der bäuerlichen Bevölkerung zurückblieb. Den besten Beweis dafür geben die Jungen unserer Arbeiter im augenblicklichen Krieg, wo sie als Soldaten, schon zum Teil mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, an allen Fronten ihren Mann stellen.

Diese sozialbiologische Entwicklung dürfte typisch sein für die ländliche Bevölkerung der Mark Brandenburg überhaupt und für das ganze deutsche Volk.

Zusammenfassung.

Bevölkerungsbiologische Erhebungen in Hennickendorf, einem märkischen Dorf östlich von Berlin, hatten u. a. folgende Ergebnisse:

Das Heiratsalter der Bauern betrug im Durchschnitt 29,0 Jahre im männlichen und 24,0 Jahre im weiblichen Geschlecht, das Heiratsalter der Arbeiter (meist Ziegelarbeiter) 25,5 Jahre im männlichen und 23,0 Jahre im weiblichen Geschlecht.

Frauen, die bis zu 20 Jahren heirateten, hatten 3,0 Kinder,

Frauen, die zwischen 20 und 25 Jahren heirateten, hatten 2,1 Kinder,

Frauen, die zwischen 26 und 30 Jahren heirateten, hatten 2,1 Kinder,

Frauen, die mit über 30 Jahren heirateten, hatten 0,8 Kinder.

Die im Dorf bleibenden Bauernkinder hatten in der Schule einen Notendurchschnitt von 2,88, die abwandernden einen solchen von 2,06. Die Differenz zu ungunsten der im Dorf Bleibenden beträgt also 0,82 Noteneinheiten; das ist mehr als ein Viertel der gesamten Notenspanne von I bis IV. Die durchschnittliche Notendifferenz zwischen zwei beliebigen Bauernkindern war 1,06. Die Differenz zwischen den Noten der abwandernden und der dableibenden Bauernkinder ist also nicht viel kleiner als die durchschnittliche Differenz zwischen zwei Bauernkindern. Mit anderen Worten: Die Bauernkinder mit guten Schulnoten wandern in der Regel ab, die mit schlechten Noten bleiben am Ort.

Zu dieser Gegenauslese durch Abwanderung kommt noch die durch geringere Kinderzahl der Begabten. 67 Bauern und 178 Arbeiter hatten, nach ihren Schulleistungen geordnet, folgende durchschnittliche Kinderzahlen:

Note I	1,87
Note II	2,24
Note III	2,59
Note IV	3,38

Diese doppelte Gegenauslese hat zu einer Verdrängung der eingesessenen Familien aus den führenden Stellungen der Gemeinde geführt. Die Kinder der Ziegelarbeiter, die zum großen Teil slawischer Herkunft sind und die ihrerseits eine positive Wanderungsauslese darstellen, sind auch körperlich den Bauernkindern eher überlegen. An sportlichen Wettkämpfen konnten sie nur außer Konkurrenz teilnehmen, weil sie den Bauernkindern in allen Sportarten überlegen waren.

Es ist leider anzunehmen, daß der für Hennickendorf belegte rassische Niedergang des bäuerlichen Nachwuchses mehr oder weniger auch für andere Gegenden gilt.

Verzeichnis der benutzten Literatur.

- Gottong, Heinrich, Die Bevölkerung von Hoyerswerda-Land. Würzburg 1940.
- Müller, Josef, Ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit. Sulztal in Mainfranken. Würzburg 1939.
- Seeberg, Stella, Dorfgemeinschaft in dreihundert Jahren. Gemeinsam mit den Bewohnern des Bauerndorfes Kuhbier erarbeitet. Z. Agrarpolit. u. Landw. Berlin 1938.
- Stengel von Rutkowski, Lothar, Die unterschiedliche Fortpflanzung. Untersuchung über die Fortpflanzung der 20000 thüringischen Bauern. München 1939. Lehmanns Verlag.
- Hubele, O., Familienbiologische Untersuchungen in der Nordmark. Leipzig 1939.
- Simonis, A., Sippen- und bevölkerungskundliche Untersuchungen eines Eifeldorfes. Arch. Bevölkerungswiss. 1936, Heft 1.
- Schmidt, Ilse, Über die Beziehungen von Landflucht und Intelligenz. Arch. Rassenbiol. 82, 358 (1938).
- Mauersberg, H., Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Niedersachsens. Hannover 1938.
- Noack, Kurt, Vorortsiedlung und Pendelwanderung im Kreise Niederbarnim. Konrad Triltsch-Verlag, Würzburg-Aumühle.

Zur Frage der exogenen Entstehung der angeborenen Hüftverrenkung. (Zwillingshäufigkeit und Geschlechtsverhältnis.)

Von Dr. Karlheinz Idelberger.

(Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Genealogie und Demographie der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie [Direktor: Prof. Dr. Rüdin] und der Orthopädischen Universitäts-Poliklinik [Direktor: Prof. Dr. Bragard] München.)

Storck hat im Vorjahr, als die Frage der Entstehung der sogenannten angeborenen Hüftverrenkung (HV) wenigstens in dem Sinne für geklärt galt, daß es sich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle um ein erbliches Merkmal handle, unter dem Titel „Die angeborene Hüftverrenkung als ein orthopädisch-geburtshilfliches Problem“ [14] eine Arbeit veröffentlicht, die ganz neue ätiologische Möglichkeiten in Erwägung zieht. Seine Überlegungen sind kurz folgende:

Kinder mit HV werden nachgewiesenermaßen in 10 bis 20% (Isigkeit [8], Storck) in Steißlage geboren. Das ist der 5- bis 10fache Satz der Durchschnittsbevölkerung mit einem Anteil der Steißlagen von 2 bis 3% (Pankow). Eine ähnliche, nur noch stärkere Häufung von Steißlagen findet sich beim muskulären Schiefhals (50% nach Isigkeit). Schiefhals und HV kommen außerdem relativ oft kombiniert vor. Hilgenreiner [5] sah bei 450 hüftverrenkten Kindern 24, bei denen gleichzeitig ein Schiefhals bestand (5%). Storck schließt daraus, daß anscheinend beide Merkmale irgendwie mit dem die Steißlage bewirkenden abnormen Schwangerschaftsgeschehen in Beziehung stehen. Durch Familienuntersuchungen, ausgehend von 20 Probanden, die in Steißlage zur Welt kamen, konnte Johannsmeyer [10] in seiner Dissertation „in 15 Fällen in der Verwandtschaft Steißlagen und Zwillinge“ nachweisen. Der Verfasser meint dazu: „Es scheint also tatsächlich auch ein Zusammenhang hereditärer Natur zwischen Steißlage und Zwillingsschwangerschaft zu bestehen.“ Storck geht sogar so weit, zu vermuten, „daß die Steißlage überhaupt, soweit ihr erbliches Vorkommen feststellbar ist, eine rudimentäre Zwillingsschwangerschaft ist“. „In diesem Falle würden bei der Annahme des frühzeitigen Absterbens und völliger Resorption des abgestorbenen Zwillings Raumanpassungserscheinungen des übrigbleibenden Zwillings eine Rolle spielen, unter denen die Einnahme oder Innehaltung einer normalen Fruchtlage erschwert wäre. Der übrigbleibende würde also vielleicht eine Schiefhalslage einnehmen, später aber doch durch die Wehentätigkeit des Uterus in die normale Lage gedrängt und in solcher dann geboren werden. Die Steißlage ist also anscheinend nur die häufigst erkennbare, aber nicht ausschließliche Folge einer ‚rudimentären‘ Zwillingsschwangerschaft.“

Alles in allem stellt sich Storck die Entstehung der HV so vor, daß in Familien mit der erblichen Anlage zu Steißgeburten oder Zwillingsschwangerschaften eine erhöhte Disposition für das Auftreten von Kindern mit HV besteht. Die kausale Brücke zwischen Steißlage und HV sieht Storck in den zwangsläufig

mit der abnormen Lage verbundenen ungünstigen mechanischen Bedingungen im Uterus, die bei der Frucht durch Überstreckung im Kniegelenk bei gleichzeitiger maximaler Beugung und Außendrehung im Hüftgelenk auf dem Wege über eine Entwicklungshemmung „eine Luxation herbeiführen oder vorbereiten“.

Daß die Steißlage tatsächlich ein wesentlich raumbeengendes Moment darstellt, glaubt Storck unter Berufung auf Gauß [4] beweisen zu können, der sowohl bei Kindern, die in Beckenendlage geboren wurden, wie auch bei Zwillingkindern eine Häufung von Schädelasymmetrien fand und zwar überwiegend in einem erheblich stärkeren Ausprägungsgrad, als sie bei in Schädellage geborenen Kindern vorkommen.

Storck lehnt demnach zwar keineswegs die Erbllichkeit der HV schlechthin ab, seine Hypothese verschiebt jedoch den Akzent, in dem sie die primäre Ursache in der erblichen Disposition zu Steißgeburten oder Zwillingsschwangerschaften – wobei es sich möglicherweise um die gleiche Anlage handeln soll – gegeben sieht. Die HV ist also nur eine mehr oder minder zwangsläufige Folgeerscheinung der durch die primäre Ursache bewirkten ungünstigen mechanischen Verhältnisse im Uterus. Diese Akzentverschiebung ist allerdings von ausschlaggebender Bedeutung, denn sie führt letzten Endes zu dem Schluß, daß die HV auf Grund nicht eigentlich abnormer oder kranker Anlagen entsteht, sondern durch Faktoren bedingt wird, die noch in den Variationsbereich der Norm fallen. Die Richtigkeit der Gedankengänge des Verfassers vorausgesetzt, müßte diese Lehre auch unsere erbpflegerische Einstellung gegenüber der HV völlig verändern.

Die Hypothese Storcks ist – mögen auch seine Analogieschlüsse bisweilen kühn anmuten – zweifellos interessant, indem sie unsere Blickrichtung auf ein Problem lenkt, das bisher gewöhnlich übersehen oder doch als nebensächlich behandelt wurde, nämlich auf die Zusammenhänge zwischen HV, Geburtslage und Zwillingshäufigkeit.

Hier sollen nur die letzteren besprochen werden.

Wenn, wie Storck meint, die (erbliche) Anlage zu Zwillingsschwangerschaft tatsächlich eine so bedeutungsvolle Rolle für die Entstehung der HV spielt, dann werden wir aber nicht nur – wofür Johannsmeyer den Nachweis erbracht zu haben glaubt – eine Erhöhung der Zwillingshäufigkeit in der Familie der hüftverrenkten Probanden finden müssen, sondern auch diese selbst werden – und zwar in erster Linie! – überdurchschnittlich oft einer Mehrlingsgeburt entstammen. Analog werden wir unter allen aus Mehrlingsgeburten hervorgegangenen Kindern mehr hüftverrenkte zu erwarten haben als unter der gleichen Anzahl einzeln geborener.

Eine brauchbare Unterlage zur Überprüfung dieser Verhältnisse bietet uns unser für die Zwillingforschung bei der HV gesammeltes Untersuchungsgut. Wir sind dabei wie üblich in der Weise vorgegangen, daß wir uns von den dafür in Frage kommenden deutschen Kliniken sowie von den mit der Krüppelfürsorge beauftragten amtlichen Stellen sämtliche mit HV behafteten Personen aus den letzten 10 bis 15 Jahren melden ließen. Um Mehrfachmeldungen zu vermeiden, haben wir alle Anzeigen in eine Kartei eingetragen. Sodann wurde in jedem einzelnen Falle mit besonderem Formular über das Reichsgesundheitsamt die standes-

bzw. pfarramtliche Auskunft darüber eingeholt, ob der Betreffende aus einer Mehrlingsgeburt stammt oder nicht.

Auf diese Weise erhielten wir unter insgesamt 22004 Fällen von HV 233 Mehrlingsgeburten, mit einer Zwillingshäufigkeit von $h = 94,4$ (1,06 %). Dazu ist zu bemerken, daß in der Zahl von 233 auch die Paare mit einem oder zwei verstorbenen Paarlingen enthalten sind. Einzelheiten sind aus Tabelle 1 ersichtlich.

Tab. 1. Verteilung des Gesamtmaterials.

Ausgangsmaterial	Gesamtzahl der Mehrlinge: 233 Paare; davon				Geschlecht fraglich
	mit 2 lebenden Paarlingen gg*)		mit 1 oder 2 verstorbenen Paarlingen		
22004 Fälle von HV	gg**)	vg**)	gg	vg	
			● ○***) 4	♂ ♀ 1	
	85	60	○ ● 45	♂ ♀ 33	1
			● ● 1	♂ ♀ 3	
Summe	85	60	50	37	1

*) gg = gleichgeschlechtliche Paare.

***) vg = verschiedengeschlechtliche Paare.

***) Die 1. Stelle bedeutet Proband, die 2. Partner (● = ♀).

Da die Vergleichswerte der statistischen Jahrbücher von Geborenen ausgehen, wir es aber bei unserem Untersuchungsgut immerhin schon mit älteren Kindern und Jugendlichen zu tun haben, ist es notwendig, die Ziffern durch Umrechnung vergleichbar zu machen.

Von 100 zur Welt gekommenen Einlingen erreichen nach Weinberg [15] nur 70 (0,7) ein Alter von etwa 20 Jahren. Die Erlebenswahrscheinlichkeit von Zwillingen ist noch geringer. Wenn 100 Einlinge ein Alter von 20 Jahren erreichen, so erleben es nur 70 Paarlinge (0,7). Die Erlebenswahrscheinlichkeit von Zwillingen für ein Alter von 20 Jahren beträgt demnach $0,7 \cdot 0,7 = 0,49$, d. h. von 100 geborenen Paarlingen erleben praktisch nur die Hälfte ein mittleres Alter. Erfahrungsgemäß ist in unseren Breiten durchschnittlich unter 80 Geborenen 1 Zwillingspaar zu finden. Diese 80 Geborenen bestehen mithin aus 78 Einlingen und 2 Paarlingen, 40 Geborene aus 39 Einlingen und 1 Paarling. Nach dem oben Gesagten lautet das Verhältnis nach 20 Jahren: 0,5 Paarling auf $39 \cdot 0,7$ Einlinge + $1 \cdot 0,5$ Paarling oder, was dasselbe ist: 1 Paarling auf $2 \cdot (39 \cdot 0,7 + 1 \cdot 0,5) = 55,6$ Geborene (1,8%). Bei der von uns früher bearbeiteten Klumpfußzwillingsserie betrug das Durchschnittsalter der Probanden rund 11 Jahre. Da wir bei der HV mit ähnlichen Bedingungen rechnen dürfen, so liegt die erwartungsgemäße Zwillingshäufigkeit vermutlich eher noch höher, also näher an $H = 50$ (2 %). Der Erfahrungswert von $h = 94,4$ zeigt demnach, daß in unserem Ausgangsmaterial Zwillinge mit HV ganz wesentlich seltener sind, als man erwarten sollte.

Wollen wir die Berechtigung unseres Wertes durch die Bestimmung der Grenzen des dreifachen mittleren Fehlers (m) überprüfen, so gilt die Formel

$$m = \pm \sqrt{\frac{p \cdot q}{n}}$$

wobei $p + q = 1$ ist. In unserem Falle wird $p = 1,06$, $q = 98,94$ und $n = 22004$. In obige Formel eingesetzt erhalten wir

$$m = \pm \sqrt{\frac{1,06 \cdot 98,94}{22004}} = \pm \sqrt{0,004766} = \pm 0,0682,$$

folglich $3m = \pm 0,2046$. Die Fehlergrenzen des dreifachen mittleren Fehlers liegen mithin bei $h = 1,06 \pm 0,2046$, d. h. zwischen 1,26% und 0,86%. Da der Vergleichswert der Durchschnittsbevölkerung zwischen 1,8% und 2% angenommen werden darf, so sind Zwillinge in unserem Ausgangsmaterial nahezu doppelt so selten wie in der Durchschnittsbevölkerung. Mathematisch betrachtet ist dabei der Erfahrungswert von 1,06% durch den „dreifachen mittleren Fehler“ hinreichend gesichert, und es besteht demnach eigentlich kein Grund an der Richtigkeit der Ergebnisse zu zweifeln.

Wir haben jedoch schon in einer früheren Arbeit [6] an Hand einer Reihe von Tabellen darauf aufmerksam gemacht, wie stark die für verschiedene Ausgangsmaterialien gefundenen Häufigkeitswerte voneinander abweichen. Selbst in unserem eigenen zu gleicher Zeit und nach völlig übereinstimmenden Gesichtspunkten bearbeiteten Untersuchungsgut schwanken die Ziffern zwischen $h = 32$ (für den angeborenen Klumpfuß) und $h = 94,4$ (für die HV).

Tab. 2. Berechnung der Zwillingshäufigkeit in verschiedenen Ausgangsmaterialien.

Art des Untersuchungsgutes	Größe des Ausgangsmaterials*)	Zahl der Zw-Probanden	Auf Fälle entfällt 1 Mehrling	
			i. A. M.	i. d. D. B.
Ang. Klumpfuß	9941	311	32,0	
Lippen-Kiefer-Gaumen-Spalten	7002	102	69,0	
Hüftverrenkung	22004	233	94,4	55,6**)
musk. Schiefhals	7112	144	49,4	
Summe	46059	790	58,3	55,6

*) Stand vom 1. 10. 40.

**) Für ein mittleres Lebensalter berechnet.

Die Tatsache, daß der Summenwert sehr nahe an den Wert für die Durchschnittsbevölkerung heranreicht, hat uns schon damals den Gedanken an die maßgebliche Bedeutung der Materialgröße nahegelegt. Dafür spricht auch, daß bei einem Vergleich der Ziffern anderer Untersucher, deren Materialsammlung in der gleichen Weise vorgenommen wurde wie unsere eigene, die Einzelwerte die gleichen Schwankungen zeigen wie bei uns, während ihr Summenwert wiederum mit dem Durchschnittswert übereinstimmt. Wir sind uns bewußt, daß die Verfechter des Dogmas vom dreifachen mittleren Fehler uns nicht ohne weiteres glauben werden. Selbst so kritische Beurteiler ihrer eigenen Ergebnisse wie Conrad [1] oder Juda [11] haben die Abweichungen ihrer empirischen Werte von den Durchschnittsziffern als real betrachtet. Da Conrad in seiner Epileptikerzwillingsserie außerdem eine isolierte Vermehrung der PZ fand, die die Erhöhung der Zwillingsrate zu erklären schien, so schloß er auf eine Kopplung der Epilepsieanlage mit der erblichen Anlage zur Polyovulation. Etwas Derartiges ist selbstverständlich möglich. Es fällt jedoch auf, daß in den damals von uns aufgestellten Sammelstatistiken auch die relativen und absoluten ZZ- und EZ-Häufigkeiten außerordentlichen Schwankungen unterliegen, während ihre Sum-

menwerte mit den entsprechenden Erwartungsziffern gut übereinstimmen. Wir haben deshalb auch hier auf den meist unterschätzten Einfluß der Materialgröße hingewiesen.

An und für sich kann – wie das eben angeführte Beispiel Conrads zeigt – die Klärung der Frage, ob eine allgemeine Erhöhung oder Erniedrigung der Zwillingingsrate durch eine Vermehrung oder Verminderung einer bestimmten Zwillingingsgruppe bedingt ist, von erheblicher Bedeutung sein. Eine gleichmäßige Vermehrung oder Verminderung der beiden Zwillingingsgruppen wird auf äußere Ursachen schließen lassen; bei auswahlweisem Betroffensein (lediglich der ZZ oder EZ) wird man dagegen vornehmlich an endogene Ursachen denken. Das gilt allerdings nur unter der Voraussetzung, daß die gefundenen Werte als real angesprochen werden können. Die rechnerische Durchführung scheiterte bisher an der Unzulänglichkeit der Weinbergschen Differenzmethode, die nur für sehr große Materialien, wie sie dem einzelnen Forscher kaum je zur Verfügung stehen, eine zutreffende Schätzung des EZ-Anteils zuläßt. Neuerdings hat nun Schelling eine Korrektur der Differenzmethode angegeben, die es ermöglicht den durch die Materialgröße bedingten Unsicherheitsfaktor sichtbar zu machen.

Weinberg [16] geht bekanntlich von der Annahme aus, daß in einem genügend großen unausgelesenen Zwillingingskollektiv die Zahl der gleich- und verschiedengeschlechtlichen ZZ annähernd gleich ist. Die in einer solchen Serie zu erwartende Anzahl der EZ läßt sich dann in einfacher Weise dadurch schätzen, daß man von der Zahl der gleichgeschlechtlichen Zwillinge die Zahl der verschiedengeschlechtlichen Paare subtrahiert. In einer Formel ausgedrückt heißt das: $e = g - v$. Daraus wird nach der von Schelling [13] vorgenommenen Ergänzung: $e = g - v \pm \sqrt{2v}$, wobei der richtige Wert eher etwas näher der unteren Grenze liegen soll. Die ausführliche mathematische Entwicklung der Formel muß in der Originalarbeit nachgelesen werden.

Da wir in unserer HV-Serie, außer 1 Paar, bei dem das Geschlecht der Paarlinge unbekannt ist, 135 gleichgeschlechtliche und 97 verschiedengeschlechtliche Paare fanden, so wird $e = 135 - 97 \pm \sqrt{2 \cdot 97} = 38 \pm 13,93$. Die obere und untere Grenze der Erwartung lautet demnach abgerundet $e_1 = 52$ bzw. $e_2 = 24$. In einem Zwillingingskollektiv mit einem Durchschnittsalter von etwa 20 Jahren sind normalerweise 20–25% aller Zwillinge EZ. Rechnen wir die oben genannten Zahlen in Prozente um, so erhalten wir $e_1 = 22,4\%$ bzw. $e_2 = 10,3\%$. Da der richtige Wert nach Schelling gewöhnlich an der unteren Grenze liegt, so wäre die Zahl der EZ in unserem Untersuchungsgut eher vermindert.

Abweichungen vom normalen Zahlenverhältnis der EZ und ZZ müssen selbstverständlich auch bei der Bestimmung der absoluten Gruppenhäufigkeit zum Ausdruck kommen. An Hand der Angaben der statistischen Jahrbücher läßt sich die absolute PZ-Häufigkeit für das 20. Lebensjahr mit 0,63 % berechnen. Der entsprechende Wert für unser Ausgangsmaterial lautet 0,44 %. Der Quotient beider Ziffern ist 0,7 statt 1. Danach wären auch die verschiedengeschlechtlichen Paare in unserem Ausgangsmaterial seltener als in der Durchschnittsbevölkerung.

Auch wenn wir diese Werte nicht als unbedingt gesichert ansehen, so geht doch die Tendenz bei der HV in beiden Zwillingingsgruppen eindeutig in Richtung einer

Verminderung. Ohne uns an die offenbar stark von der Materialgröße abhängigen Einzelwerte zu binden, können wir dennoch feststellen, daß die erhebliche Verringerung der Zwillingshäufigkeit in unserem Ausgangsmaterial weder durch eine isolierte Verringerung des EZ- noch des ZZ-Anteils erklärt wird, vielmehr sind beide Gruppen in gleicher Weise betroffen. Dieser Befund spricht nach dem früher Mitgeteilten vorzugsweise für äußere Ursachen, die wir im Einfluß der Materialgröße sehen.

Es fragt sich jedoch, ob nicht andere Ursachen den gleichen Effekt haben können. Dafür kommen theoretisch 2 Möglichkeiten in Betracht:

1. Ungenauigkeiten bei der Beantwortung unserer Fragebogen durch die Standesämter.
2. Das Vorhandensein von Letalfaktoren.

Ad 1. Der erste der beiden Punkte kann wohl mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Die Auslese unseres Ausgangsmaterials auf Zwillinge hat bereits 1935 zusammen mit unseren anderen Serien begonnen. Sie ist zu keinem Zeitpunkt gesondert betrieben worden. Während jedoch das HV-Material sowie das Lippen-Kiefer-Gaumen-Spalten-Krankengut mit $h = 69$ eine Verminderung der Zwillingshäufigkeit aufweisen, zeigt das Klumpfußmaterial mit $h = 32$ im Gegenteil eine beträchtliche Erhöhung. Auch das Schiefhalsmaterial weist mit $h = 49,4$ noch eine mäßige Erhöhung der Zwillingsrate auf. Hätten die Standesämter tatsächlich bei unseren Erhebungen, die wir aus psychologischen Gründen noch dazu über das Reichsgesundheitsamt anstellen ließen, ausnahmsweise ihre bewährte Genauigkeit vermissen lassen, so hätte unbedingt die Tendenz zur Verminderung der Zwillingshäufigkeit in allen 4 gleichzeitig bearbeiteten Materialien auftreten müssen. Da diese gleichgerichtete Tendenz aber fehlt, darf mit Recht angenommen werden, daß Ungenauigkeiten der Bearbeitung keine Rolle spielen.

Ad 2. Bleibt die Möglichkeit einer prä- oder postnatalen Letalauslese. In einem solchen Falle müßte die Anlage zur HV selbst oder ein mit dieser Anlage vergesellschafteter zweiter Faktor in homozygotem Zustand die Lebensfähigkeit der Zygoten so sehr beeinträchtigen, daß sie entweder schon im Beginn der Schwangerschaft absterben und resorbiert bzw. in späteren Fetalmonaten abortiert werden oder doch kurz nach der Geburt zugrunde gehen. Sichere Beispiele für das Vorkommen letaler Faktoren fehlen beim Menschen zwar noch, doch ist grundsätzlich wohl kaum daran zu zweifeln. Verdacht auf Letalfaktoren besteht bei der Chondrodystrophie, der Osteogenesis imperfecta, der Ichthyosis congenita und der Albers-Schönbergschen Erkrankung.

Im Pflanzen- und Tierreich — auch bei Säugetieren — sind letal wirkende Gene heute schon in großer Zahl bekannt. So haben sich bestimmt gefärbte Sippen des Gartenlöwenmäulchens als lebensunfähig erwiesen. Auch die Sterilität gewisser Maissorten gehört hierher. Ein besonders schönes Beispiel bietet das von Grünberg bei der Hausmaus beschriebene autosomale rezessive Gen „grau-letal“, das bei homozygoten Früchten zu einer eigenartigen der Dysostosis cleidocranialis des Menschen nahestehenden Erkrankung führt. Der überwiegende Teil der Homozygoten stirbt allerdings erst nach der Geburt. Pränatales Absterben der Feten wurde bei einem Brachyurie bewirkenden Faktor der Hausmaus beobachtet (Chesley, Dunn). Bekannt ist das Vorkommen lebensunfähiger, sogenannter „Bulldogkälber“ beim Telemarken- und Dexterrind, die gleichfalls kurz nach der Geburt zugrundegehen.

Weinberg [17] hat eine Methode angegeben, mit der es möglich ist, die Frage des Vorkommens pränataler letaler (oder subletaler) Gene beim Menschen zu überprüfen. Ohne auf die mathematische Begründung näher einzugehen sei gesagt, daß bei Vorliegen pränataler Letalfaktoren zweieiige Zwillinge seltener sind, als zu erwarten wäre. Das ist in unserer Serie offenbar der Fall. Andererseits sind in unserem Kollektiv jedoch auch die EZ vermindert, ein Befund, der nach Luxemburger [12] u. U. für eine postnatale Letalauslese spricht. Da EZ in bezug auf ihr gesamtes Anlagegut identisch sind, müssen Letalfaktoren bei Fehlen von Manifestationsverlusten notwendigerweise zum vorzeitigen Tode beider Paarlinge führen. In einer genügend großen unausgelesenen Serie wird ihre Zahl bei Vorliegen von letalen Anlagen daher hinter der Erwartung zurückbleiben. Eine Letalauslese wäre bei der HV mithin grundsätzlich möglich.

Dennoch spricht gerade die Verminderung der Zwillingshäufigkeit in beiden Zwillingsgruppen (bei EZ und ZZ) gegen die Annahme von Letalfaktoren. Die Beispiele der experimentellen Genetik haben gezeigt, daß zwar gelegentlich eine prä- und postnatale Letalauslese nebeneinander vorkommt, doch ist gewöhnlich der Manifestationszeitraum eng begrenzt, d. h. entweder auf die Entwicklungsabschnitte vor oder kurz nach der Geburt beschränkt. Wir dürfen daher mit einiger Berechtigung die Unwahrscheinlichkeit einer Letalauslese feststellen. Sie ist aber auch deshalb unwahrscheinlich, weil – wie wir zeigen konnten – die Verminderung der Zwillingshäufigkeit im Ausgangsmaterial voraussichtlich nur vorgetäuscht ist. Die Verringerung der allgemeinen Zwillingshäufigkeit war ja die Ursache für die Verringerung der Gruppenhäufigkeit und nur dadurch konnte der Verdacht auf eine Letalauslese erst auftauchen. Jeder Zweifel in die Realität der erstgenannten Größe bedingt folglich die gleichen Zweifel hinsichtlich der Annahme von Letalfaktoren.

An dieser Stelle sei noch auf einen Befund hingewiesen, der leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Wie Tabelle 1 zeigt, stehen 5 Paare, in denen der Proband bei der Erfassung nicht mehr lebte, 78 Paaren mit verstorbenen Partnern gegenüber. (Die Paare mit 2 verstorbenen Paarlingen bleiben hier außer Betracht). Dieser Befund erklärt sich zum größeren Teil daher, daß bei den relativ späten Diagnoseterminen – gewöhnlich erst jenseits der ersten 6 Lebensmonate, häufig noch erheblich später, im 2. oder 3. Lebensjahr – uns nur solche Paare gemeldet werden, bei denen der Proband zu diesem Zeitpunkt noch lebt, ohne Rücksicht darauf, welches Schicksal der Partner erfahren hat. Es handelt sich somit um eine, allerdings unvermeidbare einseitige Auslese nach lebenden Probanden. Zwischen klinischer und standesamtlicher Erfassung der Zwillinge sterben dann zwar auch noch eine Reihe von Probanden, aber ihre Zahl bleibt erklärlicherweise hinter der Zahl der vorwiegend in den ersten Lebensmonaten – der Zeit der größten Säuglingssterblichkeit – gestorbenen Partner stark zurück. Außerdem dürfte die fast immer längere Zeit in Anspruch nehmende klinische Behandlung der Probanden eine Reihe von Kindern über gefährliche Perioden hinwegbringen, abgesehen davon, daß die hüftkranken Kinder auch von den Eltern erfahrungsgemäß mit mehr Liebe und Sorgfalt gepflegt werden als ihre überwiegend gesunden Geschwister. Daß diese „Umkehrung der Verhältnisse“ das Gegenteil eines gesunden rassenhygienischen Denkens bedeutet, steht auf einem anderen Blatt. Die auf-

fallende Diskrepanz zwischen Probanden- und Partnersterblichkeit ist folglich im wesentlichen eine scheinbare.

Wir können demnach feststellen: Die auf Grund der Storckschen Hypothese zu erwartende starke Erhöhung der Zwillingshäufigkeit bei den Trägern einer HV ist ausgeblieben. Es fand sich im Gegenteil eine beträchtliche Verringerung der Zwillingshäufigkeit um nahezu die Hälfte gegenüber der Durchschnittsbevölkerung. Der empirische Wert von 1,06 % (Durchschnittswert 1,8 %) wurde durch die Bestimmung der Grenzen des dreifachen mittleren Fehlers bestätigt. Trotzdem ließ die eingehende Analyse die Realität dieser Verringerung zweifelhaft erscheinen. Es zeigte sich vielmehr, daß eine starke Abhängigkeit der Häufigkeitswerte von der Materialgröße bestand: Die Häufigkeitswerte konsolidieren sich mit zunehmender Materialgröße. Eine anderweitige Erklärung der verringerten Zwillingshäufigkeit durch Bearbeitungsmängel oder Letalfaktoren konnte im ersten Falle ausgeschlossen, im zweiten Falle als unwahrscheinlich nachgewiesen werden. Aus der Übereinstimmung des Summenwertes der Erfahrung in Tabelle 2 mit der Erwartung geht mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Einzelabweichungen nach oben oder unten lediglich scheinbare sind, auch wenn die Bestimmung des dreifachen mittleren Fehlers das Gegenteil zu beweisen scheint. Die Bestimmung der Grenzen des dreifachen mittleren Fehlers verleiht derartigen Häufigkeitsberechnungen eine Realität, die sie in Wirklichkeit nicht besitzen.

Auf keinen Fall aber läßt sich aus den mitgeteilten Ziffern eine Erhöhung der Zwillingshäufigkeit herauslesen. Damit entfällt das mit wichtigste Beweisstück der Hypothese Storcks. Wenn überhaupt, dann ist tatsächlich die Entstehung der HV auf Grund der durch die Mehrlingsschwangerschaft bedingten ungünstigen Verhältnisse im schwangeren Uterus am ehesten vorstellbar. Die unabweisliche Folge dieses Entstehungsmechanismus hätte jedoch eine besondere Häufung von HV bei Zwillingen sein müssen. Das können wir, wie wir gesehen haben, keineswegs feststellen. Damit entfallen praktisch alle weiteren von Storck gezogenen Konsequenzen, die die HV neuerdings zu einem wesentlich exogen bedingten Merkmal stempeln möchten. Daß gelegentlich HV auch rein mechanische Ursachen haben, soll dennoch nicht durchaus abgelehnt werden. Wir dürfen aber schon heute auf Grund der vorliegenden Arbeiten mit Fug bestreiten, daß derartige mechanisch verursachte HV eine nennenswerte Rolle spielen. Am ehesten annehmbar scheint die Bezeichnung noch für jene Fälle zu sein, bei denen die Verrenkung schon bei der Geburt manifest ist. Aber auch hier bleibt es zunächst unklar, ob der mechanische Faktor die unmittelbare, mittelbare oder nur auslösende Ursache darstellt. In welchem Verhältnis Anlage und Umwelt am Zustandekommen des Merkmals beteiligt sind, wird die weitere Fortführung unserer Zwillingsforschung lehren. Es erübrigt sich daher, zu diesen Fragen schon heute Stellung zu nehmen.

Storck beruft sich, wie schon kurz erwähnt, zum Beweis dafür, daß abnorme Fruchtlagen und Mehrlingsschwangerschaften ungünstige mechanische Verhältnisse im Uterus schaffen, auf Angaben von Gauß, der bei derartigen Kindern eine erhöhte Zahl von Schädelasymmetrien sah. An diesen Befunden ist bei einem so guten Beobachter wie Gauß sicher nicht zu zweifeln. Die von Gauß gegebenen

Erklärungen sind außerdem völlig überzeugend. Der daraus von Storck gezogene Analogieschluß einer erhöhten Luxationsgefährdung, hat sich jedoch – zumindest für die Zwillingsschwangerschaft – nicht bestätigt.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht unsere Absicht auf die zahlreichen anderen von Storck gegebenen Anregungen und Vermutungen einzugehen, solange wir keine handfesten Beweise für oder gegen ihre Richtigkeit besitzen. Es kam uns vielmehr darauf an, an einem großen Material zu zeigen, daß das Kernstück der neuen Lehre von der Entstehung der HV falsch ist. Welches die Ursache für die Häufung von Steißgeburten bei den Trägern einer HV ist, bleibt zunächst fraglich. Vielleicht handelt es sich um eine nicht nur das Becken der Kinder betreffende allgemeine Entwicklungsverzögerung, derzufolge in einem Teil der Fälle die normalerweise eintretende terminale Fruchtdrehung ausbleibt¹⁾. Auch das ist nur eine Hypothese. Sie zeigt jedoch, daß auch andere Erklärungsmöglichkeiten bestehen als die von Johannsmeyer auf Grund eines viel zu kleinen Materials angenommene „Vererbung der Steißlage“. Nichts bringt die erbpathologische Forschung mehr in Verruf als die voreilige Veröffentlichung von Ergebnissen, die statistisch nicht hinreichend gesichert sind. Es sei hierbei erinnert, daß selbst eine an so großem Material untersuchte Frage wie die der Erblichkeit der Mehrlingsschwangerschaft auch heute noch nicht eindeutig entschieden ist, wengleich manches dafür spricht, daß zumindest die zweieiigen Paare ihre Entstehung einem erblichen Faktor verdanken. Die Ergebnisse von Johannsmeyer können demgegenüber nicht mehr beanspruchen, als eine Anregung für eine demnächst vorzunehmende Nachprüfung an einem großen Untersuchungsgut zu sein.

Es ist Storck gegenüber auch mit Recht darauf hingewiesen worden, daß seine Hypothese in keiner Weise dem atypischen Geschlechtsverhältnis bei der HV gerecht wird, ein Problem, das lange Zeit im Vordergrund des Interesses gestanden hat und das zunächst eines der wesentlichsten Argumente für die Erblichkeit der HV bildete.

In den zahlreichen Angaben, die über die Sexualproportion der Manifest-Luxierten im Schrifttum vorliegen, schwanken die Werte zwischen 1:2,4 und 1:9,2 zugunsten des weiblichen Geschlechts. An Hand unseres eigenen Materials von 22004²⁾ Fällen fanden wir ein Verhältnis von 1:5,2, das sich bei Hinzunahme der in der Literatur veröffentlichten Zahlen noch ein wenig auf 1:5,4 erhöht (Tab. 3). Danach sind unter den Trägern einer HV Mädchen rund $5\frac{1}{2}$ mal so häufig wie Knaben.

Eine Erklärung dieses eigenartigen Verhaltens schien zunächst nur durch die Annahme komplizierter Mendelformeln möglich (Isigkeit [8] u. a.). Allerdings wurde schon sehr früh die Vermutung einer Manifestationsbegünstigung durch die besonderen anatomischen Verhältnisse des weiblichen Beckens geäußert. Die Untersuchungen Fabers [3] scheinen diese Vermutung, wenn auch in etwas abgewandelter Form, zu bestätigen. Faber fand bekanntlich in den Sippen angeb-

¹⁾ Gegen eine Abhängigkeit des Faktors „HV“ von dem Faktor „Steißlage“ spricht nicht zuletzt die von uns nachgewiesene Tatsache, daß die von Storck angenommenen, zur HV führenden „Raumanpassungserscheinungen“ bei Zwillingen offenbar fehlen, obwohl sie bei diesen sehr viel eher denkbar wären.

²⁾ Doppelmeldungen wurden ausgeschlossen.

Tab. 8. Geschlechtsverhältnis der Hüftverrenkten.
(Schrifttum und eigene Untersuchungen)

Untersucher	Zahl der Fälle	davon		Geschlechts- verhältnis
		♂	♀	
Adams	1056	116	940	1:8,1
Bettziehe	401	71	330	1:4,6
Blencke	105	17	88	1:5,2
Boston Children Hospital . . .	24	—	24	0:24
Brodhurst	52	11	41	1:3,7
Drachmann	77	10	67	1:6,7
Drehmann	104	16	88	1:5,5
Eckhardt	5066	792	4274	1:5,4
Ehebald	152	20	132	1:6,6
Faber	25	4	21	1:5,2
Francillon	196	22	174	1:7,9
Gastreich	321	47	274	1:5,8
Haglund	330	41	289	1:7,0
Hiromoto	73	10	63	1:6,3
Hoffa	714	97	617	1:6,4
Hoof	932	132	800	1:6,1
Isigkeit	5040	809	4231	1:5,2
Kirmisson	82	9	73	1:8,1
Krönlein	85	14	71	1:5,1
Lorenz-Reiner	3008	431	2577	1:6,0
New York Orthop. Hospital . .	20	2	18	1:9,0
Pravaz jr.	107	11	96	1:8,7
Roch	189	29	160	1:5,5
Rosenfeld	155	20	135	1:6,8
Scaglietti	3216	495	2721	1:5,5
Schanz und Mayer	33	6	27	1:6,5
Schwarz	427	42	385	1:9,2
Simrock	142	42	100	1,2,4
Summe	22132	3316	18816	1:5,7
Idelberger	22004	3567	18437	1:5,2
Gesamtsumme	44136	6883	37253	1:5,4

licher Solitärfälle bei seinen Röntgenstudien nicht nur zahlreiche weitere Luxationsträger, sondern auch eine größere Anzahl von Vorstufen der HV, sogenannter Dysplasien. Bei Berechnung des Geschlechtsverhältnisses an der Gesamtzahl der genannten Hüftveränderungen ergab sich in seinem Material eine nahezu paritätische Einstellung der Werte. Das Fabersche Untersuchungsgut ist jedoch sehr klein. Dönges [2] sah außerdem bei ähnlichem Vorgehen bedeutend weniger angeborene Dysplasien. Die Frage, ob eine Erklärung auf diesem Wege möglich ist, ist also noch nicht spruchreif. Das atypische Geschlechtsverhältnis ist aber in jedem Falle nur dann verständlich, wenn das Erscheinungsbild auf endogene Faktoren zurückgeführt werden kann, die für die Ausbildung und Funktion der Becken-Hüftgelenks-Einheit maßgebend sind, gleichgültig ob man an eine Form der ge-

schlechtsgebundenen oder geschlechtskontrollierten Vererbung denkt, niemals jedoch bei Annahme von Faktoren, die mit dem Erfolgsorgan unmittelbar nichts zu tun haben. Auch dieser Vorwurf ist durch die Lehre Storcks nicht zu entkräften.

Zusammenfassung.

1. Gegenüber der sich auf Analogieschlüsse stützenden Hypothese Storcks, die die angeborene Hüftverrenkung (HV) als Folgezustand durch Steißlage oder Zwillingschwangerschaft geschaffener ungünstiger Raumverhältnisse im schwangeren Uterus auffaßt, konnte an Hand eines unausgelesenen Ausgangsmaterials von 22004 Fällen von HV gezeigt werden, daß die Zwillingschwangerschaft keinen Einfluß auf die Entstehung der HV hat.

2. Die bei der Berechnung der Zwillingshäufigkeit in verschiedenen Ausgangsmaterialien auftretenden Abweichungen vom Durchschnittswert konnten als abhängig von der Materialgröße nachgewiesen werden.

3. Die an einem Untersuchungsgut von über 44000 Fällen von HV angestellte Berechnung des Geschlechtsverhältnisses ergab eine Proportion von ♂:♀ = 1:5,4.

Schrifttum.

1. Conrad K., Erbanlage u. Epilepsie, Z. Neur. **158**, 271 (1935).
2. Dönges K., Fragen zur erblichen Bedingtheit d. sog. Luxatio coxae congenita (Röntgenolog. Sippenuntersuchungen in einem Inzuchtdorf). Dissertation. Frankfurt 1939.
3. Faber A., Röntgenstambäume der angeborenen Hüftverrenkung. Verh. dtsch. orthop. Ges., 31. Kongr. 1936.
4. Gauss, zit. nach Storck.
5. Hilgenreiner H., Zum angeborenen Charakter der „sogenannten“ angeborenen Hüftverrenkung, Z. orth. Chir., **65**, 58 (1936).
6. Idelberger K., Die Zwillingspathologie des angeborenen Klumpfußes. Beilageh. z. Z. orth. Chir. **69** (1939).
7. Ders., Zur Frage der anlagemäßigen Entstehung des angeborenen Klumpfußes und seiner Beziehungen zu intellektuellen Störungen. Arch Rassenbiol. **33**, H. 4 (1939).
8. Isigkeit E., Die angeborene Hüftverrenkung, Arch. orthop. Chir. **26** H. 4 (1928).
9. Jaschke u. Pankow, Lehrbuch d. Geburtshilfe, Berlin 1936.
10. Johannesmeyer, zit. nach Storck.
11. Juda A., Zur Aetiologie des Schwachsinn. Neue Untersuchungen an Hilfsschulzwillingen. Z. Neur., **165** (1939).
12. Luxenburger H., Die Zwillingsforschung als Methode der Erbforschung beim Menschen. Im Handbuch d. Erbbiologie d. Menschen. G. Just, Springer 1940.
13. Schelling H. v., Zur Schätzung der Anzahl der eineiigen Zwillinge. Z. f. menschl. Vererb. u. Konst. Lehre, **24**, 566 (1940).
14. Storck, Die angeborene Hüftverrenkung als ein orthopädisch-geburtshilfliches Problem. Beilageh. z. Z. orthop. Chir. **70** (1940).
15. Weinberg W., Beiträge zur Physiologie u. Pathologie der Mehrlingsgeburten beim Menschen. Pflügers Arch. **88**, 348 (1901).
16. Ders., Differenzmethode und Geburtenfolge bei Zwillingen. Genetica **16**, 382 (1934).
17. Ders., Praenatale Letalauslese, zit. nach Luxenburger. Handb. d. Erbbiol. d. M. G. Just. Springer 1940.

Referate.

Handbuch der Erbkrankheiten. Herausgegeben von A. Gütt, Bd. 6. Die erbliche Taubheit und ihre Diagnostik von M. Schwarz; Körperliche Mißbildungen von H. Eckhardt. Mit 222 Abb., Verlag Thieme, Leipzig 1940. Preis RM 24.—, in Ganzleinen RM 26.—.

Schwarz bringt zunächst einen allgemeinen Überblick über Entwicklungsgeschichte, vergleichende Anatomie, Aufbau und Funktion des Gehörorgans sowie über die Gehörprüfung. Didaktisch geschickt stellt er im speziellen Teil der erblichen Schwerhörigkeit bzw. Taubheit die erworbene Taubheit gegenüber. Zur ersten Gruppe rechnet er die sporadische Taubstummheit, Innenohrschwerhörigkeit, die Gehörgangsatresie und Otosklerose, zur letzteren die verschiedenen Formen der Ertaubung. Die Differentialdiagnose innerhalb der erblichen Gruppe ist im Einzelfall nicht immer ganz einfach. Zwar ist die sporadische Taubstummheit, deren Charakteristikum die „Stummheit“ ist, ein offenbar rezessiv mendelndes Merkmal mit besonderer Häufung in Inzuchtgebieten, die Innenohrschwerhörigkeit dagegen dominant, doch läßt sich bei negativem Sippenbefund eine Zuordnung oft nicht treffen, da sich in beiden Fällen das pathologische Geschehen im Bereich der Schnecke abspielt. Dieser Umstand ist auch schuld daran, daß eine Trennung der beiden Erkrankungen noch nicht durchweg anerkannt wird. Der Erbgang der Otosklerose ist nach Schwarz ebenfalls dominant mit starken Manifestationsschwankungen, für die die Lokalisation der „osteodystrophischen“ Herde maßgebend ist. Die wahrscheinlich rezessiv mendelnde Gehörgangsatresie besitzt wegen ihrer Seltenheit nur geringe praktische Bedeutung.

In rassenhygienischer Hinsicht steht Schwarz in Übereinstimmung mit dem Kommentar zum Erbgesundheitsgesetz auf dem Standpunkt, daß nur die praktisch Taubheit gleichkommenden Fälle erblicher Schwerhörigkeit sterilisiert werden sollen unter Berücksichtigung des allgemeinen Erbwertes der betreffenden Familie. Diese Formel möchte Schwarz auch auf die Otosklerose angewendet wissen, die manche Autoren von der Unfruchtbarmachung ausnehmen wollen, da es sich nicht um eine „reine Erbkrankheit“ handle – eine Ansicht, die Schwarz mit Recht zurückweist. Wesentlich erscheint, daß der Verf. nicht nur die Frage der Unfruchtbarmachung eingehend erörtert, sondern auch die Eheberatung, deren praktische Bedeutung mindestens ebenso groß ist.

Unsere ätiologischen Anschauungen von den angeborenen Mißbildungen haben sich in den letzten beiden Jahrzehnten von Grund auf gewandelt. Fast überall, wo die erbpathologische Forschung den Hebel ansetzte, zeigte sich, daß die „mechanische“ Hypothese der Mißbildungsentstehung durch Raummangel im Uterus usw. unrecht hatte. Immerhin gibt es auch heute noch, selbst in bezug auf so relativ gut durchforschte Mißbildungen wie den angeborenen Klumpfuß und die Hüftverrenkung, Anhänger dieser Lehre. Leider sind wir noch weit entfernt von einer systematischen Durchforschung auch nur der wichtigsten angeborenen Körperfehler, ebensosehr wie von einer Kenntnis der Zusammenhänge der verschiedenen Mißbildungen unter sich und mit geistigen Anomalien.

Bei dieser Sachlage war die Arbeit Eckhardts ganz besonders schwierig, nicht zuletzt auch hinsichtlich der erbpflegerischen Beurteilung. Eckhardt hat es mit Erfolg unternommen, die Systematik der in der Fülle ihrer Erscheinungen nur schwer einzuordnenden Deformitäten auszubauen. – Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht die Klinik. Es liegt Eckhardt sichtlich daran, den Rat Suchenden ein klares Bild zu vermitteln. Auch die pathologische Anatomie findet gebührende Berücksichtigung. Soviel ich sehe, sind tatsächlich alle wichtigen Arbeiten des in den letzten Jahren stark angeschwollenen Schrifttums berücksichtigt.

Eckhardts rassenhygienische Einstellung ist im allgemeinen betont zurückhaltend, und zwar mit Recht, solange die Lage noch so ungeklärt ist wie heute. Seine Forderung des Nachweises von mindestens zwei weiteren familiären Merkmalsträgern als Grundlage der Sterilisation der Träger einer Hüftverrenkung, angeborener Klumpfüße und Lippen-Kiefer-Gaumenspalten kann man, glaube ich, zustimmen. Damit wird zunächst einmal die Weitergabe von Anlagen mit besonders starker Manifestationstendenz zu unterbunden. Demgegenüber erscheint der (zwar in Übereinstimmung mit dem Kommentar zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses stehende) Vorschlag, symmetrische Ektrodaktylien auch ohne besonderen Nachweis der Vererbung oder Träger angeborener Skoliosen, in deren Sippen lediglich gehäuftes Auftreten von Symptomen des Status dysraphicus beobachtet wurde, unfruchtbar zu machen, etwas zu streng. – Schließlich würde man sich für eine Neuauflage auch noch ein stärkeres Eingehen auf die Erfordernisse der Eheberatung wünschen.

Im ganzen kommt auch dieser Band wieder in hervorragender Weise den Wünschen der Praxis nach einer vollständigen und sicheren Unterrichtung über unseren heutigen Wissensstand entgegen. Er wird überdies hoffentlich zu einer leider sehr notwendigen Vereinheitlichung der Begutachtung beitragen.

A. Idelberger, München.

Idelberger, Annemarie und Karlheinz, Serienmäßige Zwillingsuntersuchungen zur Erbpathologie der Lippen-Kiefer-Gaumenspalten (Bericht über eine unausgelesene Serie von 41 Paaren) aus: Zeitschrift für Menschliche Vererbungs- und Konstitutionslehre. Bd. 24, H. 4, 1940.

Die Aetiologie der Lippen-Kiefer-Gaumenspalten ist trotz zahlreicher Arbeiten der letzten Jahre noch keineswegs geklärt. Die bisherigen Ergebnisse der Familienuntersuchungen stützen sich auf ein recht uneinheitlich gewonnenes und ausgewertetes Material, so daß sie zu mehreren Deutungen des Erbgangs führen mußten. So schwanken schon die Angaben verschiedener Autoren über die Höhe der Erkrankungshäufigkeit der Geschwister zwischen 20–42 %. Bei Nachprüfung der Zahlen an Hand des jeweiligen Materials stellen sich jedoch methodische Fehler heraus, die vor allem dadurch zustande kamen, daß die Geschwisterschaften ohne Merkmalsträger unberücksichtigt blieben. So ergab die Nachrechnung des Sandersschen Materials durch B. Schulz eine Erkrankungswahrscheinlichkeit der Probandengeschwister gesunder Eltern von 2,2 %, ebenso ergab die Korrektur des Schröderschen Materials mit der Probandenmethode wesentlich niedrigere Geschwisterprozente (8,9%). Eine weitere Fehlerquelle liegt in der

Nichtberücksichtigung der sogenannten Solitärfälle. Auch dadurch müssen die Geschwisterbelastungen zu hoch ausfallen. Neben diesen Familienuntersuchungen finden sich im Schrifttum lediglich noch einige kasuistische Mitteilungen über insgesamt 33 EZ-Paare (13 Doppelmißbildungen miteingeschlossen), von denen sich 18 konkordant und 15 diskordant verhielten, sowie über 16 zweieiige Paare, unter denen sich nur ein konkordantes Paar befand. Da aber Zwillingskasuistiken durchwegs eine einseitige Auslese nach Konkordanz und damit auch zumeist nach Eineiigkeit darstellen, so verführen ihre Ergebnisse gewöhnlich zu falschen Schlußfolgerungen, wie sich das auch hier gezeigt hat. Wirklich brauchbare Ergebnisse in der Zwillingsforschung liefert nur die unausgelesene Serie. Diese muß aus einem Urmaterial, das ausschließlich nach dem Gesichtspunkt „angeborene Gesichtspalte“, ohne Rücksicht darauf, ob die Ausgangsfälle aus einer Einlings- oder Mehrlingsgeburt stammen, durch Erkundigung bei den Standes- bzw. Pfarrämtern ausgelesen werden.

Auf diesem Wege erhielten wir aus 7600 Ausgangsfällen 114 Zwillingspaare, von denen 41 Paare bis zum Kriegsausbruch genauer untersucht werden konnten. Nach brieflicher Fühlungnahme mit den Eltern zwecks Auskunft über Geburtsverlauf, Ähnlichkeit im Aussehen und Charakter und über Art und Ausprägung der Mißbildung, begann die eigentliche körperliche und geistige Untersuchung an Ort und Stelle mit anschließender Blutgruppenbestimmung bzw. Eiigkeitsbestimmung nach Siemens und v. Verschuer. Unter den insgesamt 29 lebenden Paaren fanden sich 4 EZ, 12 ZZ und 13 PZ. Die übrigen 12 Paare konnten nur mit Einschränkung verwertet werden, da ein Paarling verstorben war. Unter den 4 EZ fand sich ein konkordantes Paar (= 25%), unter 28 ZZ nur 2 (= 7,1%). Obwohl diese Ziffern bei dem kleinen Material noch nichts Endgültiges sagen, zeigen sie doch einen beträchtlichen Unterschied zwischen der EZ- und ZZ-Konkordanz, ein Befund, der die Annahme einer anlagemäßigen Entstehung der typischen Lippen-Kiefer-Gaumenspalten bestätigt. Der Umstand, daß die EZ-Konkordanz nur 25 % beträgt, deutet gleichzeitig darauf hin, daß wir hier, wie beim angeborenen Klumpfuß, voraussichtlich mit starken Manifestationschwankungen zu rechnen haben. Das Geschlechtsverhältnis unter den 102 Probanden unseres Gesamtzwillingsmaterials war mit 62 ♂ : 40 ♀, zugunsten der Knaben verschoben. Eine Nachprüfung an unserem Ausgangsmaterial ergab gleichfalls ein Verhältnis von 59,7% ♂ : 40,3% ♀ (4570 ♂ : 3083 ♀). Während man bisher bei den Lippen-Kiefer-Gaumenspalten ähnlich wie beim angeborenen Klumpfuß eine Sexualproportion von ♂ : ♀ = 2 : 1 annahm, zeigen unsere Untersuchungen, daß das Verhältnis ziemlich genau ♂ : ♀ = 3 : 2 beträgt. Die Erklärung dafür steht allerdings noch aus.

Vorherrschend fanden wir in unserem Zwillingsmaterial komplizierte Lippen-Kiefer-Gaumenspalten, erst an zweiter Stelle die einfachen Lippenspalten, unter denen wieder die unvollständigen Spalten am häufigsten waren. Die Seitenverteilung war bei beiden Geschlechtern dieselbe. Überwiegend war die linke Seite betroffen, es folgten die doppelseitigen, zuletzt die rechtsseitigen Spalten. Neben den eigentlichen Spalten bezogen wir die sogenannten Mikromanifestationen, auf die bereits Stobwasser und Mengele aufmerksam machten, in unsere Betrachtungsweise ein. Es handelt sich um den hohen, spitzbogigen, nach vorne

eng zulaufenden Gaumen, die meist als schmale Rinne unter der Schleimhaut tastbare submucöse Spalte des harten Gaumens und um Zahnstellungsanomalien, d. h. unregelmäßige, „zerworfene“ einseitige und doppelseitige Zahnreihen, auffallend kleine und spitze zweite Schneidezähne, sowie Fehlen oder Überzahl der zweiten Schneidezähne oder Eckzähne. Wenn auch einige dieser Merkmale offenbar auch selbständig, ohne Bindung an die Lippen-Kiefer-Gaumenspalte vorkommen, so ist doch ein enger Zusammenhang derselben mit den Lippen-Kiefer-Gaumenspalten nicht von der Hand zu weisen. Eine submucöse Spalte im harten Gaumen fand sich nur einmal neben einer medianen Spalte des weichen Gaumens. Bei 60 % der Probanden, bei denen sich sonst keine Gaumenspalte fand, war ein spitzbogiger Gaumen nachzuweisen. Weit häufiger waren die Zahnstellungsanomalien, die sich gehäuft bei den komplizierten Lippen-Kiefer-Gaumenspalten vorfanden, während leichte Gesichtsspalten teilweise einen normalen Zahnbefund aufwiesen. Auffallend ist, daß die Zahnstellungs- und Zahnanomalien die gleichen relativen Häufigkeiten in der Seitenverteilung zeigen wie die Gesichtsspalten, d. h. die linke Seite ist am häufigsten, die rechte am wenigsten betroffen. Die doppelseitigen Befunde halten etwa die Mitte ein. Die Partner weisen im allgemeinen weniger Gebißveränderungen auf als die Probanden, immerhin hatten auch hier 44 % Zahnstellungs- oder Gaumenanomalien.

Die Untersuchung der Sippen unserer Zwillinge bestätigte diese Befunde. Fast die Hälfte ihrer Geschwister, nämlich 45,5%, weist derartige Veränderungen auf, während die Eltern wesentlich seltener betroffen sind. Gesichtsspalten unter den Geschwistern fanden sich nur in 2,04%, eine Ziffer, die der aus dem Sandersschen Material von B. Schulz errechneten von 2,2% entspricht. Blutsverwandtschaft konnten wir in unserem Material in 2,4% nachweisen.

Um auch die intellektuellen Störungen, von denen im Zusammenhang mit den Lippen-Kiefer-Gaumenspalten öfters die Rede ist, kurz anzuführen, so waren unter 35 Probanden, bei denen dem Alter nach eine Beurteilung möglich war, 5 = 14,3% eindeutig schwachsinnig, von 36 Partnern dagegen nur 1 = 2,8%.

Wenn wir versuchen wollen, in vorsichtiger Weise einige Schlußfolgerungen aus unseren Befunden zu ziehen, so kann man vielleicht folgendes sagen:

1. Die Erkrankung der Geschwisterschaften an Lippen-Kiefer-Gaumenspalten (bei phänotypisch gesunden Eltern) scheint wesentlich geringer zu sein als man bisher annahm. Der richtige Wert dürfte etwa bei 2% liegen.

2. Die Konkordanz-Diskordanzverhältnisse deuten auf den wesentlichen Einfluß hin, der dem Erbfaktor bei der Entstehung der typisch angeborenen Gesichtsspalten zukommt; allerdings scheinen hier auch noch andere nicht erbliche Momente von nicht geringer Bedeutung zu sein.

3. Die Vermutung, daß gewisse Gaumen- und Zahnstellungsanomalien im Erbkreis der Lippen-Kiefer-Gaumenspalten eine Rolle spielen, konnte an Hand unserer Befunde bestätigt werden. Ob wir hier „Mikroformen“ der angeborenen Gesichtsspalten, d. h. Manifestationsformen geringerer Expressivität vor uns haben, bleibt abzuwarten. Hier liegt zweifellos eine der Hauptaufgaben der weiteren Zwillingsforschung.

4. In unserem Zwillingsmaterial fand sich ferner eine auffallend hohe Zahl schwachsinniger Probanden (14,3%). Die Zahl der schwachsinnigen Partner ist

mit 2,8 % ganz wesentlich niedriger. Dieser Befund steht im Gegensatz zu unseren Ergebnissen beim angeborenem Klumpfuß, bei dem sich hinsichtlich der Häufigkeit intellektueller Störungen bei Probanden und Partnern weitgehende Übereinstimmung zeigte. Gerade darum darf man vielleicht daran denken, daß zwischen angeborenem Gesichtsspalten und Schwachsinn ein engerer Zusammenhang besteht als zwischen angeborenem Klumpfuß und Schwachsinn.

Die Schlußfolgerungen sind selbstverständlich einstweilen lediglich als Arbeitshypothesen aufzufassen. Sie sind als Wegweiser für die weitere Forschung gedacht und sollten daher nicht überwertet werden. Idelberger, München.

Mittmann, Otfried, Dr. phil., Erbbiologische Fragen in mathematischer Behandlung. Oktav XI, 265 S. mit 46 Fig. Verlag Walter de Gruyter Co., Berlin 1940. Geb. RM 22.-.

In den letzten Jahren sind mehrere ausgezeichnete Werke über die Anwendung mathematisch-statistischer Methoden in Erbbiologie und Bevölkerungswissenschaft erschienen, so die „Methodik der menschlichen Erbforschung“ von B. Schulz, die „Variations- und Erblichkeitsstatistik“ von E. Weber und die „Erbbiologie“ von H. Geppert und S. Koller, nicht zu vergessen die einschlägigen Kapitel von S. Koller und von H. Luxenburger im II. Bande des Justschen Handbuchs der Erbbiologie des Menschen. Trotz dieses reichhaltigen Schrifttums ist auch das Erscheinen des vorliegenden schmalen, doch sehr inhaltsreichen Bandes wärmstens zu begrüßen, beweist es doch nur, wie A. Kühn im Geleitwort ausführt, daß die Erbbiologie in steigendem Maße einer mathematischen Fassung ihrer Ergebnisse bedarf; diente das mathematisch-statistische Rüstzeug früher dem Erbbiologen zur Bearbeitung der beiden getrennten Arbeitsgebiete der Variations- und Korrelationsprobleme einerseits und der zahlenkritischen Prüfung von Mendel'schen Spaltzahlen andererseits, so dringt neuerdings die Behandlung der Variationserscheinungen in die Beurteilung von Kreuzungsergebnissen ein. Aber auch andere Fragen, wie etwa jene der praktischen Bevölkerungspolitik, verlangen eine Vertiefung und Erweiterung der mathematisch-statistischen Grundlagen. Kühn betont mit Recht, daß es dem Erbbiologen nur selten möglich ist, selbst zweckmäßige neue mathematisch-statistische Methoden zu entwickeln und daß er daher auf den Fachmathematiker angewiesen ist, der sich in die erbbiologischen Fragestellungen einarbeitet und ein entsprechendes Handwerkszeug liefert.

O. Mittmann hat schon durch einige Originalarbeiten, darunter auch eine in diesem Archiv, den Beweis erbracht, daß er zu jenen Mathematikern gehört, denen erbbiologische Problemlagen vertraut sind. Nunmehr legt er eine abgerundete Darstellung erbbiologisch-mathematischer Methoden vor, welche die neueren Erfordernisse der Wissenschaft berücksichtigt. Das Buch gliedert sich in vier Kapitel: Grundtatsachen (Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen Verwandten; Einfluß der äußeren Umgebung; Einfluß der Gene, Erscheinungsbild und Erbgefüge; Veränderung der Gene), Bevölkerungstheorie (eine Bevölkerung, die sich aus zwei getrennt nebeneinander lebenden Bestandteilen zusammensetzt; Bevölkerungszusammensetzung hinsichtlich eines einfach mendelnden Merkmals-

unterschiedes; Bevölkerungszusammensetzung hinsichtlich zweier Genpaare; Bevölkerungszusammensetzung hinsichtlich eines X-Chromosomengekoppelten Genpaares; Verwandtschaftsgemäße Erbbehaltung des Einzelwesens), Erbstatistik (Prüfung von Erbgangshypothesen, Prüfung der Koppelung zweier Merkmale, Anteil der Umwelt an der Merkmalsausbildung), mathematisches Rüstzeug. Beim Aufbau des Buches blieb dem biologischen Stoff die primäre Stellung vorbehalten, gemäß einem Leitwort Johannsens, daß die Erblichkeitslehre zwar mit Mathematik, nicht aber als Mathematik betrieben werden müsse.

Von Besonderheiten der Darstellung sei noch angeführt, daß dem Zusammenwirken von Erbe und Umwelt auf die Merkmalsausprägung eine besondere Beachtung geschenkt wird; eine eingehende Behandlung erfährt die Frage nach der Bedeutung der Gattenwahl. Die im Vorwort ausgesprochene Absicht des Verfassers, einerseits der Erbbiologie einen Dienst erwiesen und andererseits einen anregenden Beitrag für weitere Zusammenarbeit von Biologen und Mathematikern geliefert zu haben, ist jedenfalls als vollkommen gelungen zu bezeichnen und das Buch bestens zu empfehlen.

K. Thums, Prag.

Burgdörfer, F., Krieg und Bevölkerungsentwicklung. Politische Biologie
Heft 12. J. F. Lehmann, München-Berlin 1940. 68 S. Preis kart. 3,— RM.

Vorliegende Arbeit Burgdörfers ist eine Erweiterung seiner in „Jahreskurse für ärztliche Fortbildung“ gebrachten Abhandlung „Bevölkerungstatistische und bevölkerungspolitische Rundschau“. Die Arbeit ist zugleich eine Ergänzung und Fortführung seiner als Heft 1 in der gleichen Reihe erschienenen Schrift „Völker am Abgrund“. Sie liefert einen wertvollen Beitrag zu der heute besonders brennenden Frage der Auswirkungen des Krieges auf die Bevölkerungsentwicklung und ist ein Gegenstück zu der Arbeit von v. Kitzell. Verf. stellt diese Auswirkungen für die fruchtbaren und jungen Völker und für die Feindstaaten einander gegenüber. Churchill erklärte am 13. Mai 1940 seinem Kriegskabinet: „Ich kann nichts weiter in Aussicht stellen als Blut, Tränen, Mühen und Schweiß.“ Wie recht er (hier einmal) sprach, zeigt die bisherige Entwicklung des Krieges. Dazu führt Verf. aus, wie der Krieg gerade das im Schrumpfen befindliche und überalterte englische und besonders auch das französische Volk treffen muß. Demgegenüber steht, daß diese Belastungsprobe unser Volk auch biologisch unter grundsätzlich anderen, besseren Voraussichten trifft. Der uns aufgezwungene Krieg wird auch für uns eine Stockung, auch wohl einen Rückschlag der angebahnten bevölkerungspolitischen Aufwärtsbewegung haben, aber mehr nicht. Von entscheidender Wichtigkeit ist es, die diesbezüglichen Gefahren eines Krieges – die aus der Betrachtung der volksbiologischen Auswirkung des Weltkrieges ganz offen zutage traten – auch jetzt rechtzeitig in Betracht zu ziehen und alles zu tun, um den unvermeidlichen Schäden so schnell wie möglich energisch zu begegnen, und alles zu tun, um sie zu beheben. Wenn auch zur Zeit der Sieg der Waffen das beherrschende Ziel ist, so ist doch zugleich „die Erhaltung des Volksbestandes, die Erhaltung und Mehrung unserer Volkskraft“ unsere hehrste Aufgabe. Im einzelnen führt Verf. – indem er zugleich die Menschenverluste im Welt-

krieg 1914–18 und die Menschenverluste im Kriege 1939–40 gegenüberstellt – aus, wie sich bevölkerungs- und rassenpolitisch der Weltkrieg 1914–18 auswirkte. Die Zahl der unmittelbaren Kriegstodesfälle für alle am Weltkrieg 1914–18 beteiligten Völker beträgt insgesamt rund 10 Millionen, rechnet man jedoch noch die Verluste durch die durch den Krieg bedingten Verhältnisse (Hungerblockade, Geburtenausfall usw.) hinzu, so müssen die gesamten Verluste der am Weltkrieg beteiligten Völker auf rund 30 Millionen Menschen beziffert werden. Die eigenen und Feindverluste werden einander tabellarisch gegenübergestellt. Am Ende all dieser Opfer stand vorerst ein „schamloser Friedensvertrag“. Die Verluste des Krieges 1939/40 werden nun mit den Verlusten des Weltkrieges 1914–18 verglichen. Es wird dabei festgestellt, daß z. B. die Verluste an Toten und Verwundeten nach dem Polenfeldzug nicht den zwanzigsten Teil dessen ausmachten, was bei Beginn des Krieges befürchtet werden mußte. Die überlegene Heeresführung in Verbindung mit den hervorragenden Leistungen der Wehrmacht und der Unübertrefflichkeit der deutschen Waffen sicherten unserem Führer die Einhaltung seines Grundsatzes auf der Basis eines wahrhaft biologischen Denkens „grundsätzlich jeden Angriff und jede Operation zu vermeiden, die nicht im Sinne einer wirklichen Vernichtung des Gegners notwendig sind, sondern nur einem vermeintlichen Prestige zuliebe getan werden sollten“. Der Norwegenfeldzug, Holland, Belgien, Frankreich (und nun zuletzt die Zahlen des Balkankrieges) zeigen, wie strikt diese Linie weiter innegehalten wurde. Über die bevölkerungs- und rassenpolitischen Auswirkungen des Weltkrieges 1914–18 – auch früherer und besonders des jetzigen Krieges – faßt Verf. zusammen: „Die Männer, die unmittelbar im Kampf gefallen sind, stellten wohl zu allen Zeiten – und in diesem Kriege erst recht – eine Auslese dar, die jedenfalls hinsichtlich der kriegerischen Tugenden wie körperlicher Tüchtigkeit, persönlicher Tapferkeit und Kühnheit sowie an Opfermut über den Durchschnitt ihrer Altersgenossen hinausragten. Ihr Tod brachte immer hinsichtlich der genannten Eigenschaften eine rassische Gegenauslese mit sich. Diese Gegenauslese war aber bei früheren Kriegen (vor 1870) fast regelmäßig mit einer rassischen günstigen Ausmerze verbunden, insofern nämlich, als jene Kriege meist Seuchen und Krankheiten im Gefolge hatten, durch die in erster Linie der Bestand an schwächlichen, kranken, körperlich weniger tüchtigen Elementen meist noch mehr dezimiert wurde als der Bestand an Tüchtigen durch die Blutopfer des Kampfes“. Blockadeopfer und Geburtenausfall werden besprochen. Betont wird, daß die Tatsache der rassischen Gegenauslese in jedem Krieg besteht. Auch jetzt werden, zumal gerade die Spezialwaffen (Luftwaffe, Fallschirmjäger, Panzer usw.) die Besten und Tüchtigsten erfordern, diese in erster Linie an der Weitergabe ihres wertvollen Erbgutes be- oder verhindert.

Im weiteren geht Verf. auf den schon vor diesem Kriege drohenden Volkstod Frankreichs ein. „Seit 1935 hat Frankreich regelmäßig mehr Sterbefälle als Geburten aufzuweisen.“ „Nur durch fortgesetzte und stärkste Unterwanderung und wahllose Einvolkung volk- und auch rassefremder Elemente konnte Frankreich seine Bevölkerungszahl auf dem bisherigen Stand erhalten.“ An Hand zahlreicher eindrucksvoller und aufschlußreicher Tabellen zeigt Verf. die voraussichtliche Entwicklung der Zahl der Geburten und Sterbefälle in Frankreich von 1935–85 und die zunehmende Vergreisung des französischen Volkes, woraus zuerst

eine biologische Inferiorität Frankreichs gegenüber dem (kleindeutschen) Altreich und später eine volksbiologische Inferiorität Frankreichs gegenüber Italien resultierte. Ähnlich behandelt Verf. die drohende Schrumpfung und Überalterung des englischen Volkskörpers. Eine Vorausberechnung über die deutsche Bevölkerungsentwicklung und eine Gegenüberstellung der neuesten Bevölkerungsentwicklung in Deutschland und im Auslande ergänzt das Bild. Verf., welcher als ernster Mahner immer wieder seine Stimme erhob (auch vor verfrühtem Optimismus warnte), zeigt hier in eindringlicher und leicht faßlicher Darstellung mit reichem Tabellenmaterial, wie gerade auch der Krieg unseren bevölkerungspolitischen Vorsprung, welcher sich seit 1933 anbahnte, nur weiter vergrößert im Verhältnis zu unseren Feindstaaten. „Nur in der biologischen Vollfamilie, nur in einer ausreichenden Zahl von erbgesunden, kinderreichen und kinderfrohen Familien liegt die Gewähr für die dauernde Behauptung und Sicherung unseres Lebensrechts, ja mehr: für die Erhaltung unseres Volkes.“ Grobig, München.

Tumlirz, Otto, Anthropologische Psychologie. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1939. 539 S. Geb. RM 14.—, brosch. RM 12.—.

Tumlirz stellt an den Anfang seines Werkes über anthropologische Psychologie die Erkenntnis, daß die Psychologie mehr als manche andere Wissenschaft weltanschaulich, rassisch und völkisch gebunden ist. Das ist gegenüber der großen Vielzahl unserer bisherigen psychologischen Systeme bereits ein großer Vorzug hinsichtlich der Voraussetzungen. Der Inhalt selbst legt im wesentlichen auch Zeugnis davon ab, daß es dem Verfasser mit dieser grundlegenden Voraussetzung tatsächlich ernst ist. Er sieht die Psychologie nicht als eine beziehungslose oder voraussetzungslose, objektive Wissenschaft an, sondern bemüht sich, das seelische Erleben sowohl des Einzelnen als auch der Gemeinschaft nach Form und Inhalt in ihrer Abhängigkeitsbeziehung von Um- und Außenwelt und von Vorwelt oder Vererbung darzustellen. Das ist aber bei weitem nicht die einzige Forderung, die eine moderne Psychologie als Voraussetzung erfüllt sehen muß: eine anthropologische Psychologie kann nur – das Wort sei hier einmal gestattet – eine „Ganzheitspsychologie“ sein im Sinne einer lebensgesetzlichen Einheitlichkeit allen körperlichen und seelischen Geschehens. Leider wird Verf. gerade dieser Voraussetzung nicht gerecht. Die Anerkennung der totalen Leib-Seele-Einheit ist immer noch für viele Menschen nicht eine Frage exakter wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern persönlicher Weltanschauung und religiöser Sym- und Antipathien. Solange sich ein Psychologe von diesen Bindungen und Hemmungen nicht freimacht und bei sich selbst eine totale Übereinstimmung zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis, Weltanschauung und religiösem Glauben erzielt, wird sein System immer unbefriedigend, unbeständig und unvollkommen sein.

Zunächst gibt Tumlirz eine kurze historische Übersicht über die Entwicklung der Problemstellung in der Psychologie und läßt daran anschließend eine eigene entwicklungsgemäße Aufgliederung des Seelenlebens folgen. Er erörtert die Bedeutung der Anlagen, und zwar sowohl der einzelpersönlichen als auch der rassischen Erbgrundlagen für die Psychologie und schildert im eigentlichen Hauptteil die Arten seelischen Erlebens in der Eigenwelt, der Triebwelt, Mitwelt, Außen-

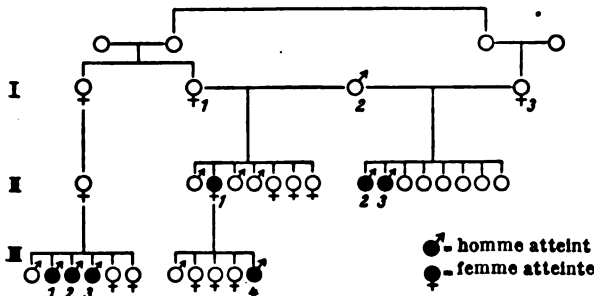
welt und Umwelt. Dabei unterscheidet er stets zwei Grundformen des menschlichen Seins, die ihren Ursprung in der Verschiedenheit der Geschlechter einerseits und der Rassen andererseits haben. Diese einzelnen Erlebnisarten verfolgt er durch die Entwicklungsstufen des menschlichen Lebens von der frühkindlichen Entfaltung bis zum vollendeten und abgeschlossenen Aufbau der Persönlichkeit. Zum Teil schließt er sich dabei sehr eng an von rassenpsychologischer Seite bereits bekannte Anschauungen an. In einzelnen Dingen wird man dem Verfasser wiederholt kritisch widersprechen müssen, zumal er des öfteren sein eigenes System durchlöchert, wenn er z. B. ohne die Begriffe der Zweckgerichtetheit oder gar der aristotelischen „Entelechie“ in der modernen Biologie nicht auszukommen glaubt oder an einer anderen Stelle davon spricht, daß „jede Forschung, die die Zusammenhänge zwischen der Eigenwelt und den Fremdwelten klarlegen will, letzten Endes in metaphysischen Erörterungen einmünden muß“ und „jede Theorie der Persönlichkeit die Grenzen des Erfahrbaren überschreitet“. Man fragt sich da mit Recht, wozu er dann überhaupt von „anthropologischer Psychologie“ spricht. Wenn er darüber hinaus noch mit „Natur- und Geistesgesetzen“ operiert, scheint ihm persönlich doch die letzte lebensgesetzliche Einheitlichkeit allen menschlichen Geschehens und Erlebens, sei es nun körperlicher, geistiger oder seelischer Natur, noch nicht unumwunden festzustehen. Der Versuch des Verf., eine anthropologische Psychologie zu geben, ist nur ein Versuch geblieben, wie er sich selbst der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit durchaus bewußt ist. Eine anthropologische Psychologie erschöpft sich nicht in der Einbeziehung bestimmter rassenpsychologischer Tatsachen in ein wissenschaftliches System, sondern sie muß sehr viel umfassender und tieferschürfender sein und kann insbesondere nicht auf die Methoden und Ergebnisse der Erbpsychologie, die gerade bei uns in den letzten Jahren zu sehr bedeutenden und grundlegenden Erkenntnissen geführt hat, Verzicht leisten.

H. Schröder, München.

Hermann, P., Maladie de Leber (Archiv d'ophthalm. 1939/40 No 9).

Es wird über eine Familie berichtet, in der bis jetzt 7 Fälle von Leberscher Erkrankung manifest wurden. Bei den Patienten trat im Alter von 17 bis 20 Jahren innerhalb weniger Tage beiderseits ein Zentralskotom bei erhaltenem peripheren Gesichtsfeld und starkem Verfall des Sehvermögens auf.

Stammbaum Cousins germains



Aus dem Stammbaum ist ersichtlich, daß die Kranke II/1 und ihre beiden Halbbrüder II 2 und II 3 befallen sind. Die beiden Frauen des Vaters, die blutsverwandt waren, waren Überträgerinnen. Bei II 1 ist interessant, daß sie als Frau erkrankt und Überträgerin ist. Verf. nimmt an, daß es sich um eine Änderung der Dominanz handelt. – Bei III 4 trat die Erkrankung mit leichtem Ödem der Papillen und leichter Stauung der Venen und Stirnkopfschmerz auf. Es wurde eine Operation vorgenommen und dabei eine Arachnitis opto-chiasmatica festgestellt. Eine Besserung wurde durch den Eingriff nicht erzielt. An Hand dieses Falles wird erwogen, ob es sich bei der Leberschen Erkrankung nur um eine hereditäre Schwäche des Nervus opticus und seines papillomaculären Bündels handelt und erst ein zweiter Faktor – wie früher schon endokrine Störungen, Intoxikation, Autointoxikation, Störungen in der Ossifikation des Os sphenoidale usw. angenommen wurden – diese Schwäche zur Offenbarung bringt. K. Lisch, München.

Paul, Alexander, Jüdisch-Deutsche Blutmischung, eine sozialbiologische Untersuchung, 470. Heft der Veröffentl. aus d. Gebiet des Volksgesundhd., Berlin 1940, Verl. Rich. Schoetz. 161 S.

Die Arbeit untersucht nach ihrer sozialen und erbbiologischen Herkunft und nach ihrer Lebensleistung die Juden und Deutschen, die miteinander geschlechtliche Verbindungen eingingen, die daraus hervorgegangenen Mischlinge und die Deutschen, die sich mit diesen nach 1935 in solche Verbindungen einließen. Das Ausgangsmaterial bildeten 1803 erwachsene Judenmischlinge. Von diesen und von Deutschen, die nach 1935 mit ihnen in einer sexuellen Verbindung standen, lagen zur Auswertung Ahnentafel, Sippschaftstafel, Erbgesundheitsgutachten eines staatlichen Gesundheitsamts, Lichtbilder, selbstgeschr. Lebenslauf, Polizeiauskünfte u. v. m. vor, so daß die Unterlagen für die Beurteilung in einer seltenen Reichhaltigkeit zur Verfügung standen. Sie wurden dem Verf. vom Reichsausschuß für Volksgesundhd. zur Verfügung gestellt. Die Auswertung erfolgte offenbar sehr sorgfältig und gewissenhaft. Die Bewertung einzelner Tatbestände mag hin und wieder zweifelhaft sein, einen Einfluß auf das Gesamtergebnis der Arbeit haben diese Zweifel nicht. Die Ergebnisse sind in vieler Hinsicht sehr aufschlußreich. Über Mischlinge kommt Verf. zu dem Urteil (S. 15), sie seien unausgeglichen und zerfahren; schwankendes, widerspruchsvolles Verhalten in wichtigen Lebenslagen sei für sie geradezu kennzeichnend; ebenso das „schränkenlose Mitsichselbstbeschäftigtsein“, bei dem außerhalb der eigenen Wünsche und Begierden jedes Verständnis für überindividuelle Notwendigkeiten aufhöre. Hinsichtlich der Beteiligung der unehelichen Fortpflanzung ergibt sich, daß sie überdurchschnittlich ist: 1187 oder 66,5% der Mischlinge 1. Gr. ehelich, 598 oder 33,5% unehelich (S. 18). Von den Mischl. hatten 489 oder 27,4 % unehelichen Nachwuchs, und zwar die unehelich geborenen mehr als die ehel. geb.; von 1187 ehel. geb. hatten 272 oder 22,9%, von 598 unehel. geb. hatten 217 oder 36,3% unehel. Nachwuchs (S. 19). Von den an der Blutmischung beteiligten Juden gilt, daß es nach sozialer und erblicher Beschaffenheit ein günstiger Ausschnitt der jüdischen Männerschaft ist. Das gleiche gilt für die Jüdinnen (S. 35, 41 f.). Sie stammen zu 77,8 % aus wirtschaftlich günstig gestellten, sozial mittleren und oberen Schichten.

Die erbliche Belastung beträgt nur 8 % der beteiligten Sippen. Von den deutschen Männern, die sich mit Jüdinnen verbanden, gilt, daß die soziale Schichtung erheblich anders ist als die der Juden.

Die Sippen der gelernten Arbeiter und Handwerker bilden mit 52,8% den Hauptanteil (S. 47). Erblich belastet waren 9,1% der beteiligten Sippen. Für die deutschen Frauen gilt in sozialer Hinsicht ähnliches wie für die deutschen Männer (S. 55). Bedeutend stärker ist dagegen die erbliche Belastung; 17,13%! (S. 61). Für die Gattenwahl ergibt sich, daß die Juden überwiegend Frauen aus sozial tiefer stehenden Schichten wählten (62,8%) (S. 67). Umgekehrt wählten die Deutschen meist nach oben (58,9%) (S. 75). Aufschlußreicherweise sind die jüdischen Männer häufig erheblich älter als die deutschen Frauen. Verf. kommt zum Schluß, daß die Juden ihre Gattenwahl von den Sinnen leiten ließen, die deutschen Mädchen nach dem Geldbeutel wählten (S. 83). Anders liegt es bei der vom Verf. so genannten Partnerwahl, d. h. der Wahl von Partnern zum außerehelichen Geschlechtsverkehr. Hier bekamen die Juden in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle Partnerinnen nur aus niederen sozialen Schichten (87,3%) (S. 86). Ref. möchte hierin einen deutlichen Hinweis auf die Ausbeutung sozialer Abhängigkeit von Juden für die geschlechtliche Gefügigmachung sehen. Die Deutschen bekamen Jüdinnen aus allen Schichten. Die Partnerwahl ist hier richtungslos (S. 90). In erblicher Hinsicht wählten die Juden ungünstig. Sehr viele der deutschen Frauen sind erblich belastet. Verf. hebt zusammenfassend mit Recht hervor, daß es zwar erfreulich sei, daß die Juden bei der Partnerwahl zum großen Teil auf erblich minderwertige deutsche Frauen angewiesen gewesen seien, daß dies aber bei der bevölkerungspolitischen Behandlung unehelich geborener Judenmischlinge nicht übersehen werden dürfe (S. 94). Die Mischlingsgruppe selbst liegt im Durchschnitt unter dem Durchschnitt beider Elterngruppen. Der Anteil an erblich Minderwertigen betrug 22,13% (S. 118). Bei dieser Gelegenheit fiel dem Verf. als Nebenergebnis eine recht aufschlußreiche Beobachtung zu: 22 weibliche Mischlinge, die von Dirnen geboren wurden, wurden adoptiert, wuchsen in geordneten Verhältnissen auf, sahen ihre Mütter bis ins Erwachsenenalter nicht wieder; von diesen wurden 12 wieder Dirnen wie ihre Mütter, 3 standen im Verdacht der gewerbsmäßigen Unzucht und hatten erwiesenermaßen Mehrverkehr, 4 hatten uneheliche Kinder von mehreren Männern und waren geschlechtskrank, nur 3 waren unauffällig, eine davon aber erst 18 Jahre alt! (S. 123). Was nun die deutschen Partner (innen) der Judenmischlinge angeht, so ergeben sich für diese ganz außerordentlich ungünstige Verhältnisse in sozialer und erblicher Hinsicht. Die sehr ausführlichen Angaben des Verf. hierzu können im einzelnen nicht referiert werden. Erwähnt sei aber, daß von 100 erblich durchschnittswertigen Mischlingen 107,7 uneheliche Kinder, aber von 100 erblich geringwertigen Mischlingen 122,1 uneheliche Kinder kamen! (S. 158).

Verf. schließt mit der Feststellung, daß neben dem unerwünschten und für das deutsche Volk schädlichen Rasseerteil ein überdurchschnittlicher Anteil der Mischlinge auch erbliche Minderwertigkeiten zeigte. Bei den nach 1935 geborenen Mischlingen ergebe sich eine sich steigende Häufung ungünstiger Erbanlagen. Da der Staat zwar Eheschließungen, nicht aber unerwünschte Fortpflanzung vollkommen unterbinden könne (außer durch Unfruchtbarmachung), werde die

Schicht der Unehelichen künftig noch mehr als bisher das allgemeine Auffangbecken solchen erbbiologischen und rassischen Bodensatzes sein. Da die Mischlinge 1. Gr. die ihnen verwehrt eheliche Fortpflanzung durch uneheliche mit erblich minderwertigen deutschen Partnern ersetzen, fordert Verf. für die nach 1935 geborenen Mischlinge 2. Gr. besondere Ehehindernisse zum Schutze des deutschen Blutes.

Die Arbeit des Verf. ist eine eindringliche Begründung dieser Forderung, die ihr Recht gibt. Sie ist darüber hinaus ein außerordentlich wertvoller Beitrag für die wissenschaftliche Erkenntnis des Problems der Rassenmischung und für die praktische Rassenpolitik. Sie begründet die Einstellung des nationalsozialistischen Reiches zur Judenfrage, wie es überzeugender kaum geschehen konnte. Es wäre sehr zu wünschen, daß die in der Arbeit enthaltene Fülle von Anregungen zu weiteren Untersuchungen weitgehend genutzt würde. Lemme.

Rutke, Falk, Geld ersetzt nicht Blut, Britische Bevölkerungssorgen.
Schriftenreihe der NSDAP, Gruppe V: Das ist England, Heft 11, Berlin 1940, Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf.

Der Titel der Schrift kennzeichnet treffend ihren Inhalt. Sie stellt dar, wie in England eine Lebensauffassung herrschend wird, die artwidrig, in ihrer äußerlichen Buchstabengläubigkeit dem Judentum verwandt, zum biologischen Niedbruch führen muß. Die starke Verjudung Englands findet darin seine Erklärung. Die gleichzeitig die Ursache für die Unfähigkeit Englands wird, sich doch noch lebensgesetzlichem Denken zuwenden zu können. Nirgendwo haben die Gedankengänge Malthus' solche Verbreitung gefunden und sind die Methoden der Empfängnisverhütung so propagiert worden wie gerade in England. Das Ergebnis zeigt das dritte Kapitel des Heftes „Bevölkerungsstatistische Angaben über das britische Weltreich“. Die Arbeit schließt mit der Feststellung, daß Großbritannien in der entscheidenden Stunde Europas versagt habe, weil es nichts dazu getan habe, um die seine rassische Grundlage gefährdenden Gedankengänge orientalischo-vorderasiatischer Herkunft auszuschalten, durch Übernahme jüdischer Ideologien dem Einströmen des Judentums Tür und Tor öffnete und schließlich seine eigene Volkskraft verfallen ließ. Das Heft gibt einen guten Einblick in die englische Geistesverfassung vom Rassengedanken aus und macht den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem jetzigen England und Deutschland klar. Lemme.

Danzer, Paul, Dr., Der Wille zum Kind. Politische Biologie, Heft 6. 56 Seiten.
J. F. Lehmann, München 1938. Geh. RM 1,40.

Führte die historische Geburtenpolitik zu einer biologischen Proletarisierung, d. h. zu einem zunehmenden Übergewicht der Halb- und Minderwertigen, so setzt sich die Geburtenpolitik des Dritten Reiches zum Ziel eine Aufartung, eine biologisch höchstwertige Nachkommenschaft. Die günstige Entwicklung der Geburtenzahlen seit dem Jahre 1933 ist zurückzuführen auf einen Umschwung in der Einstellung zum Kinde. Diese Wendung zu festigen und zu verstärken ist der Zweck der vorliegenden Schrift, die sich aufklärend und eindringlich mahnd an Wille

und Verstand jedes einzelnen Volksgenossen wendet, um in ihm den Willen zum Kinde zu wecken, ihm die Pflichten gegen sein Volk zum Bewußtsein zu bringen und ihm zugleich das persönliche Glück, das mit einer zahlreichen Kinderschar verknüpft ist, zu schildern. Danzer widerlegt überzeugend all die Einwände, die gegen die kinderreiche Familie vorgebracht werden, und will den Weg zeigen, auf dem die Menschen den Willen zum Kinde wieder finden. Dabei betont er immer wieder nachdrücklich die Notwendigkeit erbgesunden Nachwuchses. Mögen die aufschlußreichen, warmherzigen Ausführungen einen weiten Leserkreis finden; sie werden ihre Wirkung nicht verfehlen.

Scharold, München.

Hoffmann, Reg.-Med.-Rat Dr. Ferd., Sittliche Entartung und Geburten-
schwund. 7. Aufl. 1940. Kart. RM 2,- (Polit. Biologie, Heft 4). J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin.

Alle Rassenhygiene nützt nichts, wenn sich nicht der Geist von Grund auf nach den erstrebten Zielen ausrichtet. Die sittliche Haltung jedes einzelnen entscheidet letzten Endes mehr über die Geburtenziffer als alle Maßnahmen des Staates, die unternommen werden, um dem drohenden Geburtenchwund entgegenzuwirken und zwar weil alles davon abhängt ob und wie „der Wille zum Kinde“ da ist!

Der Verf., der „als Werkstudent, als Heizer auf Lokomotiven, als Fabrikarbeiter, als Bodenschrubber in einem Spital, nicht zuletzt als Motorradfahrer auf fast allen Rennstrecken Deutschlands und schließlich als Arzt die Augen und Ohren offen gehalten hat“, entwickelt aus eigener unmittelbarer Anschauung ein Bild vom Stand der heutigen Erotik mit all ihrer Verflachung und ihren einem gesunden Fortpflanzungswillen zuwiderlaufenden Tendenzen. Sein in der Schriftenreihe „Politische Biologie“ bereits in 7. Auflage erschienenenes Buch ist eine flammende Kampfschrift für die sittliche Erneuerung in der Beziehung der Geschlechter untereinander und gegen die Entsittlichung des heute landläufigen, gar nicht mehr im Natürlichen wurzelnden Liebeslebens, namentlich vor der Ehe. Ist aber vor der Ehe bereits die Sexualethik unterhöhlt, worauf soll dann die Ehe und die Erziehung der Kinder basieren?

Nach einem einleitenden Überblick über unsere bevölkerungspolitische Situation wird unter Wiedergabe zahlreicher eigener Beobachtungen das gegenwärtige „erotische Zustandsbild“ entworfen: statt Keuschheit – Snobismus, statt natürlichen Wachsens im Liebesleben – Vorwegnahme aller Steigerungsmöglichkeiten, statt Verpflichtung – flache Unverbindlichkeit mit Wechsel nach Belieben, und alles darauf hinauslaufend, nur der Triebbefriedigung zu dienen und der Fortpflanzung abträglich zu sein.

In Film, Kabarett und Schlager drückt es sich noch heute aus als Erbteil einer fast ausschließlich jüdischen Zersetzungsarbeit, infolge deren es förmlich, wie Verf. es nennt, zu einer Inflation der Liebe gekommen ist. Und wollte man davon absehen und hoffen, daß hier die staatliche Kontrolle mehr und mehr Wandel schaffen wird, so ist immer noch die Frage, welche Verbreitung die Zote hat, in der Verf. – ohne prude zu sein – einen Gradmesser für die Entsittlichung eines Volkes erblickt.

So deckt Hoffmann rücksichtslos wichtige psychologische Hintergründe des Geburtenschwundes und die leider so erschreckend häufig tönernen Fundamente der Ehen auf. Seiner hinreißend verfaßten Schrift ist größte Verbreitung zu wünschen und, da ihr alles Pastorale und Moraltriefende abgeht, ist sie u. E. auch dazu angetan, ihre Wirkung selbst in jenen Kreisen nicht zu verfehlen, in denen man sich moralischen Vorhaltungen gewöhnlich gern verschließt.

Leppien, Lörchingen, Lothr.

Hermannsen, Walter, und Blome, Karl, Warum hat man uns das nicht früher gesagt? Ein Bekenntnis deutscher Jugend zu geschlechtlicher Sauberkeit. Politische Biologie Heft 14. J. F. Lehmann Verlag, München-Berlin 1940.

Anknüpfend an die in derselben Reihe erschienene Schrift von Hoffmann, „Sittliche Entartung und Geburtenschwund“, gibt Verf. hier eine Erweiterung des dort Gesagten, um an Hand eines inzwischen gesammelten umfangreichen Materials einen Beitrag zur Klärung des herrschenden Zustandes und zur Beseitigung der Unsicherheit und Verwirrung auf geschlechtlichem Gebiet zu liefern. Die Ergebnisse waren das Resultat langjähriger Beobachtungen, die schließlich von mehr als hundert jungen Menschen zu einem schriftlichen Bericht über die Entwicklung ihrer Auffassung vom Geschlechtsleben fixiert wurden. Es handelt sich hier um etwa hundert Berichte, deren Schreiber 16 bis über 20 Jahre alt waren. Die Stadtjugend ist in stärkerem Maße vertreten als die des Landes. Mit Ausnahme des Südens stammen die Berichte aus allen deutschen Gauen und aus allen möglichen Ständen. Schüler, Lehrlinge, Studenten, Formationsführer usw. berichteten. Die weibliche Seite wurde nicht erfaßt. Neben dem ungeheueren Vertrauen geht aus den Berichten dieser jungen Menschen im wesentlichen folgendes hervor: „1. daß die Zustände in geschlechtlicher Beziehung unter der Jugend erschütternd sind und ein Eingreifen erfordern, 2. daß, sofern überhaupt von einer geschlechtlichen Erziehung in Elternhaus, Schule und Kirche gesprochen werden konnte, diese bisher fast völlig versagt hat, 3. daß aber bei bewußt geleiteter geschlechtlicher Erziehung die Jugend sich von sich aus zur Sauberkeit bekennt und zu späterem Einsatz in der gleichen Richtung drängt, 4. daß die Jugend aus diesem Erleben heraus ein sicheres Wissen über geschlechtliche Lebensvorgänge und eine festbegründete Haltung ihnen gegenüber bekommt.“ Fragebogen und ähnliches wurden nicht verwandt. Trotzdem alle Berichte vollkommen unabhängig voneinander abgefaßt wurden, spiegeln sich in ihnen überall die gleichen Erfahrungen und Erkenntnisse wieder. Die Verf. hatten in jahrelanger Arbeit und Kameradschaft mit den jungen Menschen zusammengelebt und konnten auf Grund dieses unbedingten Vertrauensverhältnisses dieses Wagnis „an diese Dinge zu rühren“ mit gutem Gewissen unternehmen. Das Buch gliedert sich in zwei Teile, wobei im ersten Teil der herrschende Zustand in geschlechtlicher Beziehung in den Knabenh Jahren geschildert wird, woraus hervorgeht, daß ohne Führung das Gute vom Schlechten verdrängt wird. Im zweiten Teil wird gezeigt, wie bei zielklarer Führung das Gute siegen muß. Das Buch bezweckt u. a., daß auch die, die aus Unkenntnis oder aus oberflächlicher Kenntnis Gegner einer solchen geplanten

Aufklärung waren, Mitkämpfer werden. Das Buch wendet sich an alle, die Verantwortung für die Jugend in sich tragen. Auch an die Jugend selbst wendet sich das Buch, obwohl es vielleicht recht nur von denen verstanden werden kann, die bereits aus dem Jugendalter herauswachsen, die schon eine Familie gründeten und Kinder ihr eigen nennen. Es wendet sich vor allen Dingen an die Kämpfer und Führer auf dem Gebiet der Politik und Erziehung. Jede Zeile des Buches kommt aus dem Gewissen. Es soll nicht niederdrücken, sondern emporreißen, wobei energisch darauf hingewiesen wird, daß der Mißerfolg in der geschlechtlichen Erziehung nicht verheimlicht und vertuscht werden darf, sondern daß man mit offenen Augen die Schäden sehen muß, um die ganze Gefahr zu erkennen, und um Mittel und Wege zu suchen und zu finden, diese Gefahr zu beheben. Das geschilderte Zustandsbild zeigt trübe und trübste Bilder aus der Verfallszeit und bittere Anklagen gegen Eltern und Lehrer. Das Erwachen der sexuellen Neugier, gefährliche Einflüsse und Enttäuschungen in der Schule, Mißtrauen, das Märchen vom Klapperstorch, die Straßenaufklärung, bewitzelte und verspottete Schwangerschaft, begehrte Bücher, Zeitschriften, unkontrollierbare Wege, Dirnenkomplex, Lumpen-Kameradschaft und Bandentum, Schul- und Internatseuchen, die Schuld der Erzieher, das Versagen der Eltern, das Versagen der Lehrer und der Kirche werden im einzelnen geschildert.

Zusammenfassend stellt Verf. heraus: „1. Die Jungen haben eine grundfalsche, ungesunde Einstellung zu den geschlechtlichen Dingen wie Zeugung, Schwangerschaft, Geburt, Verhältnis der Geschlechter zueinander. 2. Die berufenen Erzieher, die Eltern und Lehrer lassen es an einer planmäßigen Führung des erwachenden Geschlechtslebens fehlen. 3. Die normale kindliche Neugier hat meist schon am Ende des Grundschulalters die Richtung auf eine starke, ungesunde Befriedigung eingeschlagen, die für die seelische wie körperliche Entwicklung höchst gefährlich ist. 4. Dunkles Treiben, verschmutztes Phantasieleben, die Kunst der Heuchelei, Mißtrauen gegen Erwachsene sind die Folgen. 5. Die schlechtesten Elemente geben den Ton an. 6. Schmutzige Witze, Zeichnungen usw. sind eine alltägliche Erscheinung. 7. Mädels gelten als „Freiwild“ – wenigstens im Phantasieleben. Die Jugend, die auf geschlechtlichem Gebiet in die Irre geht, fühlt sich selbst nicht wohl dabei, nicht die schlechte Erbmasse, sondern die Umwelteinflüsse tragen die Schuld, wobei es sich besonders verderblich auswirkte, daß in bezug auf die rechte Aufklärung sich die Eltern auf die Schule und die Schule auf die Eltern verlassen, so daß schließlich nichts geschieht. Es gilt ein neues, vom Unvermögen befreites und über Prüderie erhabenes Elterngeschlecht heranzuziehen. Auf die vielen Möglichkeiten der Schule (Biologieunterricht, Vererbungslehre, Familienkunde, Geschichtsunterricht, Deutschunterricht, Turnunterricht, Kunsterziehung usw.) wird verwiesen. Aus den Berichten der Jungen ging hervor, daß die Kirche in ihrer heutigen Gestalt nicht berufen ist, einen wesentlichen Beitrag zu diesen bedeutungsvollen Erziehungsfragen zu leisten.

Im zweiten Teil, der zeigt, wie bei zielklarer Führung das Gute siegt, wird über die Erfahrungen und Erfolge in der Jugendarbeit berichtet. Von dem Ge-

sichtspunkt ausgehend, daß die geschlechtliche Erziehung aus rassepolitischen Gründen unbedingt notwendig ist, werden die Erfahrungen im einzelnen besprochen, und zwar zuerst die Jugenderziehung am Einzelnen, dann an kleineren und später an größeren Gruppen (Lagern). Verf. kommt hier zu der berechtigten Auffassung, daß, nachdem Elternhaus, Schule und Kirche versagten, gerade die Jugendführung berufen ist, heute unseren Jungen zu helfen. Alle Einwände werden leicht entkräftet, Möglichkeiten der Erziehung zur geschlechtlichen Sauberkeit in Jugendlagern und die Auswirkungen dieser Erziehung durch die Jugendführer wird gezeigt. Aussprüche zeugen davon wie: „Da wurde man völlig ungeschmissen – jetzt betrachtet man das alles als etwas Heiliges – es war das erste mal, daß ein Älterer so zu uns sprach – er verstand es einfach, uns alles in einem solchen Tone beizubringen, daß kein Mensch darüber lachen konnte – da bekam ich ein ungeheures Vertrauen – nie werde ich das vergessen – die größte Erkenntnis meines Lebens usw.“ Am Schluß faßt Verf. seine Vorschläge für den weiteren Ausbau der Jugenderziehungsarbeit zusammen: I. Die bisherige geschlechtliche Jugenderziehung war völlig unzureichend, und zwar 1. Es macht sich eine Propaganda der Unsittlichkeit und des Volksverfalls unter der Jugend breit. 2. In fast allen Fällen versagen die zuständigen Erzieher in der geschlechtlichen Erziehung der Jugend im Kindesalter. 3. Wohlgemeinte Versuche einzelner sind wegen der überwältigenden Flut des die Jugend umgebenden Schmutzes und des irregeleiteten Ehrgefühls weiter Kreise der Jugend zur Erfolglosigkeit verurteilt bzw. erreichen gerade das Gegenteil von dem, was sie anstreben. 4. Infolge fehlender Offenheit in geschlechtlichen Dingen wird das Vertrauen zwischen Erziehern und Jugend untergraben und der Unaufrichtigkeit in jeder Hinsicht der Weg bereitet. II. Es gibt praktische Wege, diesen unhaltbaren Zustand zu beseitigen, und zwar 1. Die Jugend ist für die Fragen der rassistischen Aufartung und für die Fragen einer verantwortungsbewußten Lebensführung nachhaltig zu begeistern. 2. Es läßt sich heute unter den jungen Führern und Erziehern eine Schicht heranbilden, die in der Lage ist, die im Anfang besonders schwierige Aufgabe der geschlechtlichen Erziehung erfolgreich anzugreifen. 3. Ein wenn notwendig unvermittelter, eindringlicher Appell muß die irrigen Anschauungen unter der Jugend restlos beseitigen, bevor die geschlechtliche Erziehung als organischer Teil der Gesamterziehung ohne die Gefahr eines Mißbrauches beginnen kann. 4. Wenn die geschlechtliche Erziehung ein Teil der Gesamterziehung ist und in sie einmündet, bietet sie bei sauberer Grundeinstellung der Jugend ungeahnte Erziehungsmöglichkeiten. III. Das Idealbild einer geschlechtlichen Erziehung liegt heute noch in weiter Ferne, und zwar 1. Die geschlechtliche Erziehung muß als praktische Seite der Schulung in Rassenkunde und Vererbungslehre und als ein unbedingt notwendiges Stück der Verwirklichung nationalsozialistischer Weltanschauung gewertet werden. 2. Die geschlechtliche Erziehung muß von Elternhaus, Schule und politischer Jugendbewegung als den berufenen Trägern der gesamten Erziehungsarbeit je nach ihrer Eigenart mit ihren besonderen Mitteln und Möglichkeiten und unter Berücksichtigung der jeweiligen Altersstufe in die Hand genommen werden. Als Wesentliches unterstreicht Verf. jedoch, daß das mühsame Werk einer geschlechtlichen Erziehung der Jugend sofort in Angriff genommen werden muß.

Grobig, München

Rapp Alfred, Die Habsburger. Die Tragödie eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte. 4. Aufl. 282 S. Mit 32 Kunstdrucktafeln u. 5 Karten. Stuttgart, o. J. Franckh. Leinen RM 6,50.

Es ist das unbestrittene Verdienst dieses Buches, die verhängnisvolle Rolle, die das Haus Habsburg während eines halben Jahrtausends in der deutschen Geschichte gespielt hat, im Zusammenhange und erschöpfend darzustellen und das Problem „Deutschland-Habsburg“ sowie den Gegensatz „Dynastie-Nation“ klar herauszustellen. Bei dieser Behandlung der habsburgischen Politik von deutschem Standpunkt aus wird uns deutlich zum Bewußtsein gebracht, wie die habsburgischen Kaiser von Anfang an die sich immer wieder bietenden Möglichkeiten und Versuche einer deutschen Einigung verhinderten, wie selbst Joseph II., „der Habsburger, der dem nationalen Gedanken am nächsten kommt, und zugleich der Habsburger, der sich auch Deutschland am meisten nähert“, dieser Tragik erliegt. Neben dem Hauptthema behandelt der Verf. der immer wieder die geschichtlichen Quellen sprechen läßt, zahlreiche andere Fragen der deutschen Geschichte. Trefflich sind seine Charakteristiken, objektiv ist sein Urteil. Mit Recht weist er auf die Tatsache hin, daß sich der Wahnsinn der Stammutter, Johanna von Spanien, ebenso schädlich auswirkte wie die Inzucht innerhalb der Familie Habsburg. Das Buch verbindet mit wissenschaftlicher Gründlichkeit eine sehr lebendige und klare Darstellung all der Fragen, die uns gerade heute interessieren.

Scharold, München.

v. Baer, K. E., De morbis inter Esthonos endemicis. Herausgeg. von Heinz Zeis. Berlin-Stuttgart 1938. Ferd. Enke.

Der Neudruck von v. Baers Dissertation vom Jahre 1814 ist der 95. Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte in Stuttgart gewidmet. Dazu schrieb der Herausgeber ein Vorwort, das v. Baers Arbeit als „das erste zuverlässige, von einem Arzt verfaßte medizinisch-topographische und -geographische Dokument des gesamten Ostraums“ würdigt. Diese Erstlingsarbeit verrät bereits den forschenden und kritisch sichtenden Geist des großen Mediziners; sie läßt uns zugleich einen Blick tun in die geographischen und sozialen Verhältnisse des Baltikums und in den Stand der Medizin vor mehr als 100 Jahren.

Scharold, München.

Jennebach, N., Die leiblich-seelische Geschlechtsentwicklung des Kindes und Jugendlichen und ihre Stellung in Familie, Schule und Gericht. 1937. Teubner, Leipzig-Berlin.

„So wie die schaffende und formgebende Hand des Künstlers genau den Stoff kennen muß, den sie bearbeiten und gestalten will, so muß erst recht der Erzieher, der Menschenjugend gestalten will, das Wesen der Jugend verstehen.“ Von diesen Gesichtspunkten aus gibt Verf. einen Einblick in die leiblich-seelische Geschlechtsentwicklung des Kindes und der Jugendlichen. Das Buch soll mithelfen, in diesem schwierigen Fragenkreis zum Verstehen der Jugend zu führen, wobei das gegenseitige Vertrauen als Grundbedingung Voraussetzung ist. Es wendet sich nicht an die Jugend direkt, sondern an Eltern und Erzieher.

Biologisch denkend baut Verf. sein Buch auf. Entwicklung und Reifung der Geschlechtlichkeit werden in vier verschiedene Zeiten und Stufen unterteilt: 1. Die Stufe der unbewußten – noch unverstandenen Geschlechtlichkeit (bis zum 9. oder 10. Lebensjahr), 2. die Stufe der bewußten – nun verstehenden Geschlechtlichkeit (vom 9. oder 10. bis zum 12. oder 13. Lebensjahr), 3. die Stufe der reifenden – nur körperlich empfundenen Geschlechtlichkeit (vom 12. oder 13. bis zum 16. oder 17. Lebensjahr): Körper und Seele klingen geschlechtlich noch schroff auseinander, 4. die Stufe der reifen – nun auch seelisch empfundenen Geschlechtlichkeit (vom 16. oder 17. Jahre ab): Körper und Seele klingen nunmehr geschlechtlich harmonisch zusammen. Der Mensch wird geschlechtsreif. Durch diese einzelnen Stufen hindurch wird die körperlich-seelische Grundkraft der Geschlechtlichkeit verfolgt. Der Wert der psychoanalytischen Forschung wird herausgearbeitet, gegen ihre Überspitzung energisch Stellung genommen.

Verf. stellt an den Anfang die Kindesneugier und den Wissensdrang. Dieser Wissensdrang muß und soll befriedigt werden. Wie, wird im einzelnen ausgeführt und Beispiele für geschlechtliche Aufklärung gegeben. Fort mit dem Storchmännchen! Auf dem Wege der Aufzeichnung der leiblich-seelischen Geschlechtsentwicklung des Kindes finden wir: Das Verhalten der beiden Geschlechter untereinander, das Sexualtrauma, kindliche Liebesneigungen (Goethe – Hebbel – Byron – Ganghofer – Kügelgen), Geschlechtsbeziehungen unter Geschwistern, Einstellung des Kindes zu Familie und Lehrer, veränderter Spielcharakter, Wollustgefühl, Selbstbefriedigung, körperliche Entwicklung des Kindes, körperliches und geistiges Kraftmeiertum, Geschlechtscharakter des Mädchens – des Knaben, Zwiespältigkeit der Reifezeit, Tag und Nachträume, Geschlechtskrankheiten (mit dem Spiethhoffschen Merkblatt für Jungmänner und Mädchen) das Erwachen der Erotik usw. Auf die Unterscheidung der aus dem Körperlichen erwachenden Sexualität und der seelisch bedingten Erotik legt Verf. großen Wert. Die verschiedenen Reifungsmöglichkeiten (auch in geschlechtlicher Beziehung) werden behandelt: Notreife, Frühreife, Spätreife, verspätete Reife. An Beispielen aus der Tier- und Pflanzenzucht wird das ganze biologische Geschehen untermauert. Kindliche Geschlechtskonflikte werden behandelt und darauf hingewiesen, welche Kinder und Jugendliche am meisten solchen seelischen Konflikten ausgesetzt sind. Bei der Behandlung der krankhaften geschlechtlichen Veranlagung des Kindes werden angeborene und erworbene geschlechtliche Abweichungen gegeneinander abgesetzt.

Zusammenfassend wird ein Urteil über die sittliche und geschlechtliche Haltung der Nachkriegsjugend (1914–18) abgegeben, wie es auch Hermannsen W. und Blome Karl in „Warum hat man uns das nicht früher gesagt“ berichten, wobei gleichzeitig die neue Ausrichtung der Jugend behandelt wird. Die Familie als sittliche Pflanzstätte und die Bedeutung der Schule für die sexuelle Erziehung der Jugendlichen wird in zwei Kapiteln eingehend behandelt. In einem Schlußkapitel beleuchtet Verf. die Stellung des Kindes vor Gericht im Rahmen von Sexualprozessen und weist eindringlich auf die Notwendigkeit der Kenntnis der leiblich-seelischen Geschlechtsentwicklung des Kindes und der Jugendlichen für die Richter hin. Er betont dabei, daß das Kind von Natur aus polymorph-pervers veranlagt sei. Bei normalem Ablauf der Entwicklung überwindet der Jugendliche diese Anlagen und steht als Erwachsener auf normalem Geschlechtswege. Bleibt

aber der Reifende in seiner Geschlechtsentwicklung bei einer (oder auch mehreren) regelwidrigen Kindanlage stehen (Phasenerstarrung), so zeigt er als Erwachsener eine (oder mehrere) der anormalen Erscheinungen die bekannt sind unter den Namen: Sadismus, Masochismus, Fetischismus, Exhibitionismus, Homosexualität u. a. Das Buch bringt in umfassender Weise alle Dinge, die der Erzieher über dieses Problem wissen muß. Es gewinnt auch dadurch eine besondere Bedeutung, daß es gleichzeitig die leiblich-seelische Geschlechtsentwicklung der männlichen und weiblichen Jugend und ihre gegenseitige Beeinflussung bringt. Es ist Eltern und Erziehern warm zu empfehlen. Grobig, München.

Jungels, Otto, Deutsche Bevölkerungspolitik seit dem Zeitalter des Merkantilismus. Schriften der Gesellschaft für Sozialwissenschaft I. 111 S. Frankfurt am Main 1931. Vittorio Klostermann.

In anregender Darstellung zeigt J. unter Beschränkung auf Preußen-Deutschland die Ziele der Bevölkerungspolitik im merkantilistisch absolutistischen, im konstitutionellen, liberalen und im totalen nationalsozialistischen Staate auf und begründet den Wandel der Zielsetzungen mit den wechselnden sozial- und geistesgeschichtlichen Bedingungen. Das besondere Verdienst der Arbeit ist es, daß sie den jeweiligen „inneren Zusammenhang“ zwischen den bevölkerungspolitischen Bestrebungen und der herrschenden Weltanschauung jeden Zeitalters klar herausstellt. Mit Recht ist betont, wie erst in der Gegenwart die Bevölkerungspolitik die Forderung nach rassischer Reinhaltung aufstellt. Eine umfangreiche Literatur ist sachlich und kritisch verarbeitet. Scharold, München.

Müller, Josef, Ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit - Sulzthal in Mainfranken. Eine bevölkerungspolitische, soziologische und kulturelle Untersuchung. 150 S. Würzburg 1939. H. Stürz. Geh. RM 4.50.

Mit scharfer Beobachtung schildert M. den Umwandlungsprozeß eines fränkischen Dorfes in den letzten hundert Jahren, wobei der Einzelfall schon beinahe als typisches Beispiel gelten darf. Bevölkerungspolitisch ist von besonderem Interesse die Frage des Geburtenrückganges und der Siebungsvorgang durch Abwanderung der Bestbegabten und damit der Leistungsfähigsten. Eingehend und liebevoll sind die soziologischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse der Gegenwart behandelt; freimütig weist Verf. auf die zutage tretenden Mängel und Schäden hin. Immer wieder ist die geschichtliche Entwicklung zum Verstehen der Gegenwart herangezogen. Scharold, München.

Notizen.

In Berlin verschied, 77 Jahre alt, Dr. jur. und Dr. med. h. c. Carl von **Behr-Pinnow**. Schon in jungen Jahren interessierte er sich für Vererbung und Rassenpflege. Als einem Vorkämpfer der Erbbiologie wurde ihm 1909 der Dr.-med.-h.-c.-Titel verliehen.

Der **Einfluß des Krieges** drückt sich in den **Geburtenziffern** aus. Sie gingen im Januar d. J. um 19,1 %, im Februar um 26,7 %, im März um 27,6 % zurück im Vergleich zu den gleichen Monaten des Vorjahres. Im ganzen wurden im 1. Vierteljahr 1941 = 111 059 = 24,5 % weniger Kinder geboren als im Vorjahr. An Sterbefällen wurden im gleichen Zeitraum 300 637 gezählt.

Ausstattungsbeihilfe für Hausgehilfinnen in kinderreichen Haushaltungen. Um den Einsatz der Hausgehilfinnen in kinderreichen Familien zu fördern, erhalten eine Aus-

stattungsbeihilfe Hausgehilfinnen deutscher Volkszugehörigkeit, wenn sie in Haushaltungen deutscher Staatsangehöriger mit mindestens drei Kindern unter 14 Jahren wenigstens vier Jahre tätig sind. Es werden hierbei Beschäftigungs- oder Lehrzeiten im kinderreichen Haushalt seit dem 1. I. 1939 berücksichtigt. Die Beihilfe beträgt nach vierjähriger Tätigkeit 600,- RM und erhöht sich für jedes weitere Jahr um 150,- RM. Der Höchstbetrag der Beihilfe, der nach zehnjähriger Tätigkeit erreicht wird, beträgt 1500 RM. Die Ausstattungsbeihilfe wird der Hausgehilfin bei ihrer Heirat oder nach der Vollendung des 30. Lebensjahres ausgezahlt. Hat die Hausgehilfin die Anwartschaft schon früher erworben, so wird die Ausstattungsbeihilfe bis dahin auf einem verzinslichen Sperrguthaben bei einer Sparkasse angelegt.

Auf der 2. Tagung der schweizerischen Bevölkerungs- und Familienschutz-Konferenz wurde einstimmig beschlossen, die Schaffung von Kassen für Familienzulagen ins Auge zu fassen und die Frage zu prüfen, ob und in welcher Weise die für Wehrmänner eingeführte Lohn- und Verdienstersatzordnung als Familienzulageordnung der Familie als solcher dienstbar gemacht werden könnte, ferner die Arbeitgeberschaft einzuladen, der wachsenden Teuerung auch in Form von Kinderzulagen zu begegnen und bei Teuerungszulagen die Familienlasten zu berücksichtigen. Besondere Maßnahmen zugunsten kinderreicher Familien seien namentlich für die Land- und Gebirgsbevölkerung in Aussicht zu nehmen. Außerdem empfahl die Konferenz die Schaffung eines Sekretariats für Familienschutz und wünschte, daß die kommunalen, kantonalen und eidgenössischen Gesetze, insbesondere die Steuergesetze, im Sinne eines vermehrten Familienschutzes aus gestattet und angewendet würden.

Im französischen Amtsblatt wurde ein Gesetz veröffentlicht, nach dem Familienväter mit 2 Kindern eine Gehaltszulage von 10 %, mit 3 Kindern eine Gehaltszulage von 30 % und mit 4 Kindern eine von 60 % zu beanspruchen haben. Jedes weitere Kind über das 4. hinaus gibt das Recht auf eine 30%ige Zulage. Die Kinderzulagen werden bis zum 17. Lebensjahr des Kindes ausbezahlt, und wenn dieses in der Ausbildung ist, bis zum 20. Lebensjahr.

„Kinderreich erst mit 10 Kindern“. In Japan wird in einer Regierungsbekanntmachung ein System von Stipendien für Söhne und Töchter kinderreicher Familien angekündigt. Danach werden solche Kinder, die zur Mittelschule gehen, einen Zuschuß von jährlich 200 Yen, solche, die studieren, einen Zuschuß von 500 Yen im Jahre erhalten. Unter kinderreichen Familien versteht das Ministerium – wie übrigens allgemein das japanische Volk – solche mit 10 und mehr Kindern.

Entjudung in Paris. Paris steht im Zeichen der Entjudungsmaßnahmen, die in Wirtschaft und Handel durchgeführt werden. In dieser Stadt sind rund 11 000 jüdische Geschäftsunternehmen angemeldet worden, die inzwischen zum Teil schon in nichtjüdischen Besitz übergeführt oder unter kommissarische Leitung gestellt wurden. Diese Maßnahmen, die zunächst nur für den besetzten Teil Frankreichs Geltung haben, werden in engster Zusammenarbeit zwischen deutschen und französischen Behörden durchgeführt. Man rechnet damit, daß schließlich auch die Regierung Pétain entsprechende Anordnungen erlassen wird.

In Ungarn wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, wonach nur 6 % der Mitglieder der Ärztekammer Juden sein dürfen.

Das neue ungarische Ehegesetz ist in Kraft getreten. Auf Grund dieses Gesetzes sind Eheschließungen zwischen Ariern und Juden verboten. Alle Eheschließenden sind verpflichtet, sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen.

1942

JAN 19 1946

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELL- SCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene und des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst

Gegründet von

Prof., Dr. med., Dr. phil. h. c. ALFRED PLOETZ

Herausgeber

Dr. med. AGNES BLUHM, Prof. der Anthropologie Dr. E. FISCHER, Prof. Dr. W. GROSS, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP, Staatssekretär a. D. ~~4~~Brigadeführer Dr. A. GÜTT, Prof. für Allgemeine Biologie u. menschliche Abstammungslehre Dr. G. HEBERER, Prof. der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Prof. der Anthropologie Dr. TH. MOLLISON, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Hygiene Dr. E. RODENWALDT, Prof. der Psychiatrie und der Rassenhygiene Dr. E. RÜDIN, Oberregierungsrat Dozent Dr. F. RUTTKE, Prof. der Dermatologie Dr. H. W. SIEMENS, Prof. für arische Kultur und Sprachwissenschaft Dr. WALTHER WÜST

Schriftleitung

Prof. Dr. ERNST RÜDIN in München

1942, 35. Band, 6. Heft



J. F. LEHMANNS VERLAG · MÜNCHEN / BERLIN

Ausgegeben am 3. Juni 1942

Digitized by Google

Gen- und Gesellschaftsbiologie

... an alle, die für das biologische Schicksal unseres Volkes besonders an die zur geistigen Führung berufenen Kreise, an höhere Beamte, Pädagogen, Politiker, Geistliche, Volkswirtschaftler. ... der menschlichen **Rassenbiologie**, einschließlich **Fortpflanzungsbiologie** und ihrer praktischen Anwendung, der **Rassenhygiene**, gewidmet. Die **allgemeine Biologie** (**Erblichkeit, Mutabilität und Variabilität, Auslese und Ausmerze, Anpassung**) wird soweit berücksichtigt, als sie für die **menschliche Rassenbiologie** von wesentlicher Bedeutung ist. Dies gilt auch für die **anthropologischen Systemrassen**.

Die **erbliche Bedingtheit menschlicher Anlagen** einschließlich der krankhaften wird eingehend behandelt.

Im Mittelpunkt des praktischen Interesses stehen die Fragen der **Gesellschaftsbiologie** (**Vermehrung und Abnahme der Individuen, soziale Auslese und Ausmerze, Aufstieg und Verfall der Völker und Kulturen**) mit der **Bevölkerungswissenschaft** und **Bevölkerungspolitik**.

Das Archiv sucht alle Kräfte zu wecken, die geeignet sind, dem biologischen Niedergang entgegenzuarbeiten und die Erbmasse, das höchste Gut der Nation, zu ertüchtigen und zu veredeln.

Jeder Band umfaßt 6 Hefte. Bezugspreis halbjährlich RM 12.- zuzüglich RM -.20 Postgebühren. Einzelheft RM 4.- zuzüglich RM -.15 Postgeld.

Geeignete Beiträge in deutlicher Schrift werden an Prof. Dr. Rüd in, München, Kraepelinstraße 2, erbeten. Besprechungsstücke bitten wir ebenfalls an Prof. Rüd in zu senden.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

INHALTSVERZEICHNIS

Ernst Rüd in, Dr. Agnes Blum zum 80. Geburtstag	433	... an der sudetendeutschen „Grenze“ 1939. (Scharold, München)	493
Abhandlungen		Bescherer, J., Das Kirchspiel Stünzheim. 1940. (Scharold, München)	493
Blum, A., Über erworbene Immunität, Giftüberempfindlichkeit und Vererbung. III	435	Haufe, H., Die Wandlung der Volksordnung im rumänischen Altreich. 1939. (Scharold, München)	493
Hornmann, F. v., Albinismus und Hellfärbigkeit bei den Negern der Kamerunküste	442	Penkuhn, E., Die Bevölkerung in den wichtigsten britischen Überseegebieten. 1940. (Scharold, München)	494
Heier, F., Über Zusammenhänge von Begabung, Schulleistung und Geschwisterzahl in einem märkischen Landkreis	468	Holm-Fischer-Kaerger-Nawrat, Welche Wechselbeziehungen bestehen zwischen dem ärztlich-biologischen sowie kulturellen Wert der Menschen und der materiellen Wirtschaft eines Volkes? 1940. (Scharold, München)	495
Referate		Harten, Dr. H., Die völkische Gemeinschaft. 1941. (A. Harrasser)	495
v. Verschuer, O., Leitfaden der Rassenhygiene. 1941. (A. Harrasser)	477	Tatár, J., Über vererbte Aplasiefälle des inneren Lidbandes. 1941. (K. Lisch, München)	497
Lutz, Prof. Dr. Karl, Biologisches Quellen- und Lesebuch. 1941. (Prof. Dr. Ernst Rüd in)	481	Kayaer, B., Über die vermuteten Beziehungen der Macrocornua zu Hydrophthalmus und über das Fehlen ihrer Nachweisbarkeit. 1941. (K. Lisch, München)	498
Astel, Prof. Dr. Karl u. Weber, Dr. Erna, Die unterschiedliche Fortpflanzung (Hirt, München)	482	Ernst Rüd in, Reichsminister Dr. Wilhelm Frick 85 Jahre alt	499
Burkhardt, H., Die seelischen Anlagen des nordischen Menschen. 1941. (Grobig, München)	485	Notizen 501	
Hauer, W., Religion und Rasse. 1937-39. (A. Harrasser)	488	Aufruf (Ernst-Haeckel-Gesellschaft)	503
Hammer, D., Wilhelm Heinrich Riehl und seine Betrachtungen über die deutsche Familie als Ausgang zu einer Neugestaltung des deutschen Familienlebens. 1940. (Grobig, München)	490	Namenverzeichnis	505
Pratje, A., Lebensgeschichte eines Dor-		Sachverzeichnis	509

Dr. Agnes Blum zum 80. Geburtstag.

Als Prof. Dr. Alfred Ploetz, der Begründer der deutschen Rassenhygiene, im Jahre 1905 die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene – als erste derartige deutsche Gesellschaft überhaupt – gründete, gehörte zu ihren frühesten Mitgliedern Agnes Blum. Der Grund zu ihren rassenhygienischen Anschauungen wurde gelegt schon in ihrer Züricher Universitätszeit, Mitte der achtziger Jahre, als diese damals noch kaum geborene Wissenschaft im Ploetzschen Freundeskreis ein häufiges Thema erregter Diskussionen war. Die Erkenntnis der Wichtigkeit einer gediegenen, systematischen Rassenhygiene befestigte sich immer mehr in Agnes Blum und trug ihre Früchte in Veröffentlichungen wertvoller Arbeiten auf diesem und dem erbbiologischen Gebiet, zum Teil auch in der von Alfred Ploetz 1904 gegründeten Fachzeitschrift „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, deren Herausgeberkreis sie seit 1924 angehört.

Im Jahre 1908 erschien darin aus ihrer Feder: „Familiärer Alkoholismus und Stillfähigkeit.“ 1912: „Zur Frage nach der generativen Tüchtigkeit der deutschen Frauen und der rassenhygienischen Bedeutung der ärztlichen Geburtshilfe.“ 1916: „Die soziale Versicherung im Lichte der Rassenhygiene.“ 1918: „Zur Kenntnis der Gattungsleistungen der Industriearbeiterinnen im Kriege.“ 1922: „Zur Erblichkeitsfrage des Kropfes. Ein kasuistischer Beitrag.“ 1924: „Über einige Versuche, bei Säugetieren das Zahlenverhältnis der Geschlechter zu beeinflussen.“ 1926: „Zur Erblichkeit der Unfruchtbarkeit.“ 1933: „Über erworbene, auf die Nachkommenschaft übertragbare, spezifische Giftüberempfindlichkeit.“ (I) 1937: „Ist Alkoholisierung des Männchens der weißen Maus imstande, die Männchenziffern zu steigern? Eine Erwiderung.“ 1938: „Über erworbene Immunität, Giftüberempfindlichkeit und Vererbung.“ (II)

Aber auch in vielen anderen Zeitschriften kämpfte und warb Agnes Blum für den rassenhygienischen Gedanken. Wie tief er in ihr Wurzel gefaßt hatte und wie früh, geht daraus hervor, daß sie schon 1912 schrieb: „Wo die wiederholte Schwangerschaft die Folge erheblicher angeborener Intelligenz- und Moralddefekte ist, sollte die gesetzliche Möglichkeit bestehen, die Erzeugung weiterer Nachkommenschaft zu verhindern.“ Ebenso trat Agnes Blum schon 1914 für die lebenslängliche Anstaltsbewahrung bzw. für die Kastration von Sittlichkeitsverbrechern ein.

Wie Alfred Ploetz bereits anläßlich ihres 70. Geburtstages in unserem Archiv im 26. Band von 1932 S. 63 hervorhob, hat Agnes Blum auch in der Frauenbewegung stets eine führende Rolle gespielt, und zwar im Sinne der Behandlung rassenhygienischer und sozialhygienischer Probleme. Aus dieser Einstellung heraus erschien 1936 ihr vielgelesenes Buch: „Die rassenhygienischen Aufgaben des weiblichen Arztes.“

Es hieße der Persönlichkeit unserer hochverehrten Mitherausgeberin nicht gerecht werden, wollten wir an diesem ihrem Festtag die Tatsache unerwähnt lassen, wie viel eiserne Willenskraft dazu gehörte, bis Agnes Blum die Höhe ihrer jetzigen geistigen und wissenschaftlichen Leistung erreichte. Sie mußte in

Zürich Medizin studieren, da dies in damaliger Zeit in Deutschland noch nicht möglich war. Sie gehörte, als sie sich 1890 in Berlin niederließ, um zuerst in der Allgemeinpraxis, später aber fast ausschließlich als Frauenärztin zu wirken, zu den ersten deutschen Ärztinnen, und zwar war sie die dritte deutsche Ärztin überhaupt, die in Berlin praktizierte. Leider mußte sie 1905 wegen eines Ohrenleidens ihre Praxis aufgeben.

Seit 1919 begann Agnes Blum ihre experimentellen Arbeiten im Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin-Dahlem. Hier widmete sie sich namentlich der Mutationsforschung auf Grund von Alkoholversuchen bei weißen Mäusen, und 1930 erschien ihre aufsehenerregende Arbeit: „Über den Einfluß des Alkohols auf die Nachkommenschaft.“ In diesen Mutationsversuchen bei Mäusen ist sie zu dem Ergebnis gekommen, daß durch Alkoholmißbrauch der Eltern eine bis in die 7. Generation nachwirkende Verschlechterung des Erbgutes besonders in Form einer erblich fixierten abnormen jugendlichen Sterblichkeit hervorgerufen wird. Mit auf Grund dieser Forschung kam sie zu dem Ergebnis, daß die Kinder, namentlich Söhne von schweren Trinkern, auf besondere Weise erzogen und erzüchtet werden sollten.

Auch sonst hat sie in ihren Alkoholversuchen die Vererbung von Giftüberempfindlichkeit (Vererbung von Giftüberempfindlichkeit) die gesamte hier einschlägige Gelehrtenwelt fruchtbar zu Stellungnahme und Neuforschung angeregt.

Agnes Blum erfreute sich in ihrem Leben einer Reihe wohlverdienter Ehrungen. 1940 verlieh ihr der Führer als erster deutschen Frau die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft; aber noch zahlreiche andere Auszeichnungen sind dieser höchsten vorausgegangen, wie z. B. 1931 die Überreichung der Silbernen Leibniz-Medaille durch die Preußische Akademie der Wissenschaften.

Die Mitherausgeber des Archivs wünschen der unentwegten Vorkämpferin für rassenhygienische Gedankengänge noch Jahre froher Schaffensfreude. Insbesondere möge es ihr vergönnt sein, die Neuordnung Europas mitzuerleben, die wir alle so sehnlichst erhoffen und von der wir einen Aufschwung der Pflege der Rassenhygiene erwarten, zu der ja auch im Sinne und Geiste von Agnes Blum das Wohl der deutschen Frauenwelt gehört, für das sie unablässig gekämpft hat.

Ernst Rüdin.

Über erworbene Immunität, Giftüberempfindlichkeit und Vererbung. III.

(Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin-Dahlem [Leitender Direktor:
Prof. Dr. F. v. Wettstein].)

Von Agnes Bluhm.

Im Jahr 1933 habe ich in diesem Archiv (Bd. 27 H. 4) eine Untersuchung „Über erworbene, auf die Nachkommenschaft übertragbare spezifische Gift-empfindlichkeit“ (I.) veröffentlicht, deren Ergebnis die Erkenntnis war, daß sehr starke Immunisierung des Männchens (M.) der weißen Hausmaus gegen das pflanzliche Toxalbumin Ricin bei der Nachkommenschaft keine Immunität, sondern im Gegenteil eine erbliche spezifische Giftüberempfindlichkeit im Vergleich zu den unbehandelten Kontrollen (K) auslöst. Während bei Inzucht (Geschwisterpaarung) diese Überempfindlichkeit im Laufe der Generationen abklang, zeigte sich, daß die Kinder aus der Kreuzung eines M. immuner Abstammung (J) mit einem normalen W. (k) – wir bezeichnen sie kJ – beträchtlich giftempfindlicher waren als diejenigen aus der reziproken Kreuzung eines W. immuner Abstammung (i) mit einem normalen M. (K) = iK, und zwar auch dann noch, wenn die Kreuzung in einer Generation vorgenommen wurde, in welcher die Giftüberempfindlichkeit bereits abgeklungen zu sein schien. Das Abklingen war also nur ein scheinbares gewesen. Die Keimzellen des immunisierten M. hatten offenbar eine Schädigung erfahren, die durch irgendeine, vermutlich beim W. liegende Ursache an der Manifestierung gehindert wurde¹⁾. Ich hatte 1930 gelegentlich einer experimentellen Untersuchung „Zum Problem ‚Alkohol und Nachkommenschaft‘“²⁾, bei der sich ebenfalls ein Abklingen der Schädigung (vermehrte Säuglingssterblichkeit) bei Inzucht und dasselbe verschiedene Verhalten der reziproken Kreuzungen gezeigt hatte, die Hypothese aufgestellt, daß das Eiplasma infolge der Befruchtung durch eine giftgeschädigte Samenzelle Abwehrstoffe bildet, die nicht nur von Generation zu Generation weitergegeben, sondern, immer wieder neu erzeugt, sich im Eiplasma anreichern und die vom M. stammende Giftüberempfindlichkeit paralisieren. Der Ricinversuch sprach gleichfalls dafür.

1938 konnte ich in diesem Archiv (Bd. 32 H. 2) einen weiteren Versuch „Über erworbene Immunität, Giftüberempfindlichkeit und Vererbung“ (II.) mitteilen, bei welchem ich an Stelle des M. das W. immunisiert hatte mit dem Erfolg, daß die erste kindliche Generation (F₁) eine hundertprozentige Immunität gegenüber dem Ricin zeigte. Die F₂ war dann wieder giftüberempfindlich, und wie beim M.-Versuch klang diese Überempfindlichkeit bei Inzucht im Laufe der Gene-

¹⁾ Die Giftempfindlichkeit der Nachkommenschaft wurde, wenn diese ein Gewicht von 10 g erreicht hatte, mittels einer an der Grenze der Tödlichkeit liegenden Dosis von 0,001 mg Ricin in wässriger, mit Glycerin versetzter Lösung (nach R. Otto), die unter die Rückenhaut gespritzt wurde, geprüft.

²⁾ J. E. Lehmann, München 1930.

rationen, wenn auch nicht ganz regelmäßig, ab, um in den reziproken Kreuzungen von neuem zum Ausdruck zu kommen. Die kJ waren wiederum deutlich giftempfindlicher als die iK. Die erworbene Immunität hatte sich also nicht vererbt und beruhte bei der F₁ offenbar auf einem rein-plasmatischen Vorgang, der Übertragung der von der Mutter gebildeten Abwehrstoffe auf dem Blutwege auf die Frucht. Sobald diese ausgeschieden waren, trat die durch die Immunisierung hervorgerufene Schädigung des mütterlichen Eikernes bei den Enkeln wieder in Erscheinung.

Es erschien nun erwünscht, das Verhalten der Nachkommenschaft eines beiderseitig immunisierten Elternpaares zu prüfen. War es doch nicht ausgeschlossen, daß die Immunisierung des einen Geschlechtes die Auswirkung derjenigen des anderen beeinflusste. Das Ergebnis dieses M.- und W.-Versuches wird im folgenden mitgeteilt. Leider hat der Versuch, namentlich unter den klimatischen Verhältnissen der letzten Jahre, stark gelitten. Die langanhaltenden Winter, das mehrmalige Fortfallen eines eigentlichen Frühlings, die z. T. jähen Temperaturwechsel während des Sommers haben äußerst nachteilig auf die Vermehrung und das Wachstum der Tiere gewirkt. Dazu kam die z. T. seit mehr als 20 Jahren geübte strenge Inzucht (Wurfgeschwisterpaarung), die auch nach meiner Erfahrung zwar keinerlei krankhafte Anlagen hervorzurufen vermag, aber zweifellos die Fruchtbarkeit beeinträchtigt. Vermutlich vermindert die bei Inzucht zunehmende Erbähnlichkeit die chemische Affinität (Chemotaxis) zwischen den männlichen und weiblichen Keimzellen. Konnte ich doch mehrmals beobachten, daß unter vier Wurfgeschwistern (zwei Schwestern und zwei Brüdern) die eine Schwester mit beiden Brüdern, die andere nur mit einem derselben, aber sehr ausgiebig, fruchtbar war. Die schlechte Vermehrung der Tiere trägt die Schuld daran, daß bei einigen Einzelergebnissen die Tierzahl zu klein ist, um eine statistische Sicherung zu gewährleisten. Um so bedeutungsvoller sind die mathematisch gesicherten, die zumeist keinen Zweifel daran zulassen, daß es sich auch bei jenen nicht um Zufall, sondern um Tatsachen handelt.

So ist es z. B. nach Tab. 1 so gut wie sicher, daß die fast hundertprozentige Immunität der Kinder immunisierter Eltern bei den Enkeln in eine Giftüberempfindlichkeit umschlägt, wenn diese auch nur ungesicherte $2,48 \pm 3,75\%$ be-

Tab. 1. Vergleich der Tiere immuner Abstammung mit ihren unbehandelten Kontrollen.

Generation	J-Gesamtheit			K-Gesamtheit			Überlebenden Differenz	
	geprüft	überlebend	Überlebende in %	geprüft	überlebend	Überlebende in %	J ± %	m. diff. ± %
F ₁	185	175	94,59	217	175	80,64	+ 13,95	3,15
F ₂	220	179	81,36	229	192	83,84	— 2,48	3,75
F ₃	353	187	52,97	288	172	59,72	— 6,75	3,91
F ₄	204	97	47,55	190	122	64,21	— 16,66	3,91
F ₅	202	162	80,20	114	106	92,98	— 12,78	3,66
F ₆	55	26	47,27	93	48	51,61	— 3,34	8,38

trägt. Dafür spricht nicht nur die im Laufe der Generationen bis zu den gesicherten $16,66 \pm 3,91\%$ in F_4 zunehmende Giftüberempfindlichkeit, sondern auch die Tatsache, daß der Unterschied in der Überempfindlichkeit der F_2 und F_4 , nämlich $14,18 \pm 4,37\%$, statistisch gesichert ist. Wie aus Tab. 1 hervorgeht, wirkt sich die Immunisierung beider Eltern ähnlich wie diejenige lediglich des Weibchens aus. Die JF_1 sind in sehr hoher Zahl (rund 95%) immun. In F_2 tritt ebenso wie im W.-Versuch die Giftüberempfindlichkeit zutage, wenn auch weniger schroff als dort und im Laufe der Generationen zunehmend. Das deutet darauf hin, daß die von dem immunisierten W. produzierten Abwehrstoffe in geringerem Ausmaß auf eine in der Geschlechterfolge abnehmende Anzahl von Individuen übergegangen sind. Bei den F_5 und F_6 sehen wir dann wiederum ein zunehmendes Sinken der Überempfindlichkeit. Es dürfte sich dabei um das gleiche scheinbare Abklingen der Schädigung handeln wie bei dem erwähnten Alkoholversuch und den beiden vorangegangenen Ricinversuchen. Ausgeschlossen ist es natürlich nicht, daß bei den, im Gegensatz zu den F_5 , ungesicherten — $3,34\%$ Überlebenden der F_6 der Zufall der kleinen Zahl mitgespielt hat. Auch das Ergebnis der reziproken Kreuzungen (Tab. 2) entspricht demjenigen der früheren Versuche. Die Kinder der in F_{1-4} mit einem normalen W. gekreuzten M. immuner Abstammung (kJ) sind sehr viel giftempfindlicher als diejenigen aus der reziproken Kreuzung iK. Wenn dies auf die Kreuzungen in F_5 , also für die F_6 (die Ur-Ur-Urenkel) nicht mehr zutrifft, so erklärt sich dies zwanglos aus ihrer sehr kleinen Zahl;

Tab. 2. F_1 aus den reziproken Kreuzungen der F_{1-5} .

Kreuzungs-Genera-tion	Genealog.-Genera-tion	kJ			iK			Überlebenden Differenz	
		geprüft	über-lebend	Über-lebende in %	geprüft	über-lebend	Über-lebende in %	kJ ± %	m. diff. ± %
F_1	F_2	306	147	48,03	260	157	60,38	— 12,35	4,16
F_2	F_3	518	274	52,90	303	202	66,66	— 13,76	3,48
F_3	F_4	220	100	45,45	349	229	65,62	— 20,71	4,59
F_4	F_5	99	76	76,66	118	109	72,37	— 15,71	4,80
F_5	F_6	30	15	50,00	61	26	42,62	+ 7,38	11,09

ist doch der einfache mittlere Fehler (m) beträchtlich größer als die in Rede stehende Differenz zuungunsten der iK. Ein Teil der aus den reziproken Kreuzungen hervorgehenden F_1 wurde in Inzucht weitergezüchtet. Dabei ließen die diesen Paarungen entsprossenen F_2 (s. Tab. 3) noch kein Abklingen des Empfind-

Tab. 3. Vergleich der F_1 und ingezüchteten F_2 aus den reziproken Kreuzungen der F_1-F_4 .

Generation	kJ			iK			Überlebenden Differenz	
	geprüft	über-lebend	Über-lebende in %	geprüft	über-lebend	Über-lebende in %	kJ ± %	m. diff. ± %
F_1	1143	597	52,23	1030	697	67,67	— 15,44	2,07
F_2	602	305	50,66	427	287	67,45	— 16,79	3,02

Tab. 4. Die verschiedene Giftempfindlichkeit

Versuch	Tiere immuner Abstammung I							
	m			w			Überlebenden Differenz	
	Tierzahl	überlebend	Überlebende in %	Tierzahl	überlebend	Überlebende in %	W ± %	m. diff. ± %
M.-Vers.	519	191	36,80	455	172	37,80	+ 1,00	—
W.-Vers.	647	434	67,08	634	465	73,34	+ 6,26	2,52
M. + W.-Vers.	572	390	68,18	610	447	73,28	+ 5,10	2,85
Summe	1738	1015	58,40	1699	1084	63,80	+ 5,40	1,66

Tab. 5. Vergleich der F₁ aus den reziproken Kreuzungen kJ

Kreuzungs- Generation	kJ						iK					
	m			w			m			w		
	geprüft	überlebend	Überlebende in %	geprüft	überlebend	Überlebende in %	geprüft	überlebend	Überlebende in %	geprüft	überlebend	Überlebende in %
1.	155	69	44,52	151	78	51,66	117	69	58,97	143	88	61,53
2.	254	128	50,39	264	146	55,32	156	99	62,18	147	103	70,55
3.	107	45	42,06	113	55	48,67	179	107	59,78	170	122	71,76
4.	49	34	69,39	50	42	84,00	69	66	95,65	49	43	87,76
5.	15	6	40,00	15	9	60,00	31	11	35,48	30	15	50,00
Summe	580	282	50,34	593	330	55,65	552	352	63,77	539	371	68,83

lichkeitsunterschiedes der beiden Gruppen kJ und iK erkennen, wie es im M. und im W.-Versuch beobachtet wurde. Es ist aber möglich, daß bei weiterer Inzucht, die aus äußeren Gründen unterbleiben mußte, ein solches Abklingen eingetreten wäre. Der andere Teil der F₁ aus den reziproken Kreuzungen wurde mit einem normalen Partner rückgekreuzt. So wurden 703 kJ × k und 510 iK × k erhalten. Von den ersteren überlebten die Probespritzung 379 = 53,91%; von den letzteren 326 = 63,92%. Die Differenz beträgt 10,01 ± 2,83% zuungunsten der kJ × k. Also auch hier zeigte sich der ungünstige Einfluß des M. immuner Abstammung, obgleich dessen Erbanteil hier ja nur die Hälfte desjenigen des normalen W. beträgt.

Im Gegensatz zu der physiologisch naheliegenden, heute fast allgemeingültigen Annahme, daß das weibliche Geschlecht giftempfindlicher ist als das männliche, zeigen in unseren Ricinversuchen die M. gegenüber den W. eine größere Giftempfindlichkeit. Aus Tab. 4 ersieht man, daß, abgesehen vom M.-Versuch, wo bei den Tieren immuner Abstammung die Differenz nur eine sehr geringe (1,00%) ist, sowohl auf seiten der J-Tiere als auch der normalen K-Tiere deutlich mehr W. als M. die Probespritzung überleben. Wenn auch der ziffernmäßige Unterschied in den einzelnen Versuchen nicht statistisch gesichert ist, so ist er bei ihrer Gesamtheit doch statistisch unangreifbar. Für seine Tatsächlichkeit

r beiden Geschlechter.

Versuch	Normale Kontrollen K							
	m			w			Überlebenden Differenz	
	Tierzahl	überlebend	Überlebende in %	Tierzahl	überlebend	Überlebende in %	W ± %	m. diff. ± %
Vers.	511	219	42,86	520	244	46,92	+ 4,06	3,10
-Vers.	853	544	63,77	825	622	75,39	+ 11,62	2,22
+ W.-Vers.	578	399	69,01	575	427	74,43	+ 5,42	2,67
mme	1942	1162	59,84	1920	1293	67,34	+ 7,50	1,51

id iK mit gleichzeitig lebenden geprüften normalen K.

e. uft	K			K:kJ				K:lK					
	m		w	m		w	m		w				
	überlebend	Überlebende in %	geprüft	überlebend	Überlebende in %	Differenz in %	m. diff. ±	Differenz in %	m. diff. ±	Differenz in %	m. diff. ±		
15	92	80,00	120	99	82,50	+ 35,48	5,49	+ 30,84	5,34	+ 21,03	6,27	+ 20,97	5,34
34	75	55,97	151	97	64,23	+ 5,58	5,31	+ 8,91	4,99	- 6,21	5,78	- 13,32	5,20
91	53	58,24	96	69	71,87	+ 6,18	7,03	+ 23,26	6,56	- 1,54	6,33	+ 0,11	5,73
50	45	90,00	67	62	92,54	+ 20,61	7,83	+ 8,54	6,03	- 5,63	4,90	+ 4,78	5,67
62	27	43,55	45	29	64,44	+ 3,55	14,12	+ 4,41	13,24	+ 8,04	10,64	+ 14,44	9,93
52	292	64,60	479	356	74,32	+ 14,26	2,94	+ 18,67	2,85	+ 0,83	3,04	+ 5,49	2,82

spricht auch die auffallende ziffernmäßige Ähnlichkeit in den einander entsprechenden Gruppen. Auch innerhalb der Kreuzungen überleben mehr W. als M. Daraus, daß der Unterschied zugunsten der W. auch bei den K.-Tieren besteht, muß gefolgert werden, daß er nichts mit der Immunisierung eines der Voreltern zu tun hat, sondern auf einer größeren Empfindlichkeit der Mausemännchen im Vergleich zu den Weibchen gegenüber dem Toxalbumin Ricin beruht. Auf eine allgemein größere Giftempfindlichkeit des männlichen Geschlechtes darf aus unseren Versuchen nicht ohne weiteres geschlossen werden. Vermutlich ist die Giftempfindlichkeit der beiden Geschlechter den verschiedenen Giften gegenüber eine mehr oder weniger verschiedene¹⁾.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß beim W.-Versuch in, nach seiner Veröffentlichung vorgenommenen verschiedenartigen Rückkreuzungen – einerseits mit normalen Partnern (k und K), andererseits mit solchen immuner Abstammung (i und J) – von den Nachkommen eines Paares, in dessen Zygoten etwas von der

¹⁾ Sofern sich die Behauptung von der größeren allgemeinen Giftempfindlichkeit der Frau auf die gewerbliche Medizinalstatistik stützt, wird, worauf ich wiederholt hingewiesen habe, leicht übersehen, daß die gewerblich tätige Frau, die mit staubförmigen Giften zu tun hat, infolge ihrer Haartracht und Kleidung mit relativ größeren Giftmengen in Berührung kommt als der entsprechende männliche Arbeiter.

Erbmasse eines J enthalten war ($kJ \times k$, $J \times K$, $kJ \times i$), weniger die Probespritzung überlebten als von den Kindern eines rückgekreuzten Paares, dessen Erbmasse, wenn ich so sagen darf, völlig J-frei war ($iK \times K$, $iK \times k$, $iK \times i$). Von 451 Individuen der ersteren Gruppe überlebten $306 = 67,85\%$, von 265 der letzteren $190 = 71,70\%$. Der Unterschied ($3,85\%$) ist freilich sehr klein und kaum größer als sein einfacher m.

Eins geht zweifellos aus unseren Versuchen hervor: Das M. der Weißen Maus wird durch das Toxalbumin Ricin nicht nur phänisch (individuell) stärker geschädigt als das W., sondern auch genisch schwerer getroffen. Ich habe, um jede Möglichkeit auszunutzen, den Ursachen des verschiedenen Verhaltens der reziproken Kreuzungen und des scheinbaren Abklingens bei Inzucht näherzukommen, versucht, die F_1 aus den Kreuzungen mit den gleichzeitig lebenden, normalen K, und zwar M. und W. getrennt, zu vergleichen¹). Leider insofern erfolglos, als, wie aus Tab. 5 hervorgeht, die ziffernmäßigen Unterschiede so stark durch den Zufall der kleinen Zahlen belastet sind, daß sie nichts Sicheres aussagen. Bei dem M.- und dem W.-Versuch steht für einzelne Generationen der Kreuzungen überhaupt kein gleichzeitig lebendes geprüftes K-Tier zur Verfügung, sonst wäre ein solcher Vergleich schon früher unternommen worden. Wenn nach Tab. 5 die Überlebensunterschiede zwischen den K und kJ auch nur bei den F_1 bzw. F_1 und F_3 statistisch gesichert sind, so spricht die Tatsache, daß in den sämtlichen Generationen bei den M. und W. ein Unterschied zugunsten der K besteht und daß diese Differenz bei der Summe der Generationen unangreifbar ist, doch dafür, daß den kJ eine Giftüberempfindlichkeit bis in eine relativ hohe Generation hinein eigen ist. Anders verhält es sich bei den iK . Eine gesicherte Differenz zu ihren Ungunsten findet sich nur in der F_1 . Die Gesamtheit der iK -M. zeigt die gleiche Giftempfindlichkeit wie die Gesamtheit der K-M. Die iK -W. weisen in 4 von 5 Generationen eine größere Giftempfindlichkeit auf als die K-W. Der Unterschied ist aber nicht gesichert.

Die Verschiedenheit des Verhaltens der reziproken Kreuzungen, die in allen drei Versuchen beobachtet wurde, gleichviel ob nur das M. oder lediglich das W. oder beide Voreltern immunisiert wurden, weist darauf hin, daß sich, im Gegensatz zur rein-plasmatisch bedingten erworbenen Immunität, die erworbene Giftüberempfindlichkeit am Genom abspielt und damit erblich wird. Sie weist ferner auf eine gewisse, aber, wie aus Tab. 5 hervorgeht, nicht reine Geschlechtsgebundenheit dieser Überempfindlichkeit. Über den Erbgang läßt sich indessen nur eine Vermutung andeuten. Vielleicht handelt es sich um jenen, den Haldane²) als unvollständig-geschlechtsgebunden beschrieben hat?

Zusammenfassung.

Fassen wir rückblickend das Ergebnis unserer Versuche ganz kurz zusammen, so ergibt sich folgendes:

¹) Wegen des starken klimatischen Umwelteinflusses dürfen nur gleichzeitig lebende Tiere miteinander verglichen werden.

²) J. B. S. Haldane, A search for incomplete sex-linkage in man. Ann. of Eugen. 7 (1936 [37]). Zitiert nach G. Just, Die mendelistischen Grundlagen der Erbbiologie des Menschen, im Handbuch der Erbbiologie des Menschen 1. Bd.

Starke Immunisierung der Weißen Maus gegen das Toxalbumin Ricin bewirkt, wie das verschiedene Verhalten der reziproken Kreuzungen lehrt, eine an das Genom gebundene und somit erbliche spezifische Giftüberempfindlichkeit im Vergleich zu den unbehandelten Kontrollen. Immunisierung lediglich des Weibchens bzw. beider Eltern ruft bei den Kindern (F_1) eine 95–100prozentige Immunität hervor. Diese macht aber bereits bei den Enkeln (F_2) einer ausgesprochenen Giftüberempfindlichkeit Platz, hat letztere also offenbar bei der F_1 nur vorübergehend überdeckt und sich damit als nicht erblich erwiesen. Die Männchen werden durch das Ricin nicht nur phänisch (größere Giftsterblichkeit), sondern, wie aus den reziproken Kreuzungen erhellt, auch genisch schwerer geschädigt als die Weibchen. Tab. 5 deutet auf einen hochgradig – aber nicht ausschließlich – geschlechtsgebundenen Erbgang. Doch handelt es sich bei dieser Bemerkung nur um eine vermutete Möglichkeit. Stärker ist, angesichts der auffallenden Übereinstimmung des Verhaltens der reziproken Kreuzungen in unserem Alkoholversuch (bezüglich der Säuglingssterblichkeit) und in den Ricinversuchen (bezüglich der Giftüberempfindlichkeit), die Vermutung, daß die Ergebnisse der letzteren nicht nur für das Toxalbumin Ricin gelten dürften, sondern darüber hinaus für noch andere Gifte von grundsätzlicher Bedeutung sind.

Albinismus und Hellfarbigkeit bei den Negern der Kamerunküste.

Von F. v. Bormann.

(Aus dem Hygienischen Institut der Universität Heidelberg, Direktor Prof. Dr. med. E. Rodenwaldt, und der Forschungsstätte des RKB-Gau Weser-Ems bei der staatlichen Tropenmedizinischen Beratungsstelle in Bremen, Leiter Doz. Dr. med. habil. F. v. Bormann.)

Einleitung.

Schon bei einer Schiffsreise der westafrikanischen Küste entlang fällt einem die relative Häufigkeit der albinotischen Eingeborenen auf. Immer wieder trifft man unter den mit Löschen und Laden der Schiffe beschäftigten Negern oder sonst in den Häfen einzelne Individuen mit einer rosaweißen, von der Ferne als zart weiß imponierenden Haut und hellblonden, gelblichen Haaren. Im Gegensatz zu Europa, wo ein Albino immerhin eine große Seltenheit ist, sind diese Negeralbinos jedenfalls nicht ungewöhnlich.

Die europäische Umgebung schreibt diesen Albinos alle möglichen Gebrechen zu. Sie sollen angeblich sehr unter der tropischen Sonne leiden, ihre Haut sei den Entzündungen preisgegeben; ihre Augen seien dauernd entzündet und könnten kaum aufgebracht werden. Dazu käme Nachtblindheit und häufig eine weitgehende Debität.

Ich habe 1936 die Gelegenheit gehabt, in Nordwestkamerun in der Umgebung von Buea und in der Tikoebene 6 erwachsene männliche, 2 Knaben und 3 erwachsene weibliche Albinos nach und nach zu erfassen. Damit glaube ich, alle damals (1936) in der Gegend Tikoebene und Buea-Viktoria-Umgebung wohnhaften Albinos erfaßt zu haben, darunter auch die meisten Albinos des Bakwiristammes, welcher einige 10000 Stammesangehörige zählt. Sie wurden alle möglichst genau untersucht, photographiert und 6 von den Erwachsenen anthropologisch gemessen (unter Gebrauch der anthropologisch-klinischen Maßtafel nach v. Eickstedt). Auch wurde bei jedem Albino seine Aszendenz — soweit es bei einem Urwaldneger, der selten etwas Genaueres über seine Großeltern, meist nichts über seine Urgroßeltern zu berichten weiß, möglich war — und seine Deszendenz auf das Vorkommen weiterer Albinos durchforscht¹⁾. Im weiteren sind die Ergebnisse dieser Untersuchungen besprochen.

Haut.

Die Hautfarbe der von mir untersuchten Negeralbinos war ausnahmslos weiß; sie ist in ihrer Farbtonung am ehesten mit der winterlichen, wenig durch-

¹⁾ Für die tätige Hilfe dabei bin ich vor allem dem Missionar Herrn Pfarrer Ittmann (Viktoria), dem Missionar Herrn Schirrmacher (Kl.-Soppo bei Buea) und den Heilgehilfen Herren Häselbarth (Bota) und Heitmann (Likomba) zu herzlichem Dank verpflichtet.

bluteten Haut der osteuropiden Rasse (ich bediene mich der von v. Eickstedt bzw. von E. Fischer gebrauchten Rassenbezeichnungen) zu vergleichen. Die durch das Vasomotorenspiel bedingte Tönung, wie sie z. B. für die dünne, gut durchblutete, zarte Haut der nordischen Rasse charakteristisch ist, fehlt der Haut der Negeralbinos. Denn diese unterscheidet sich von der Haut ihrer dunklen Stammesbrüder nur durch das Fehlen des Pigments; sonst ist sie genau ebenso dick und derb wie die Haut der Neger sonst. Eine Bräunung bzw. gelbliche Tönung konnte ich nie beobachten, auch nicht als Folge der Sonneneinwirkung. Dafür bedeckten bei 8 von den 11 Albinos zahlreiche und ungewöhnlich große Epheliden das ganze Gesicht, die Ohren und häufig auch den oberen Teil des Rückens bis zu den Schulterblättern und die Brust bis über die Schlüsselbeine (s. Abb. 1, 2, 3, 6, 7, 11, 12). 5 Albinos zeigten eine sehr starke, 3 mäßige Entwicklung der Sommersprossen. Nur bei dreien (davon 1 weibliches Albino) haben sie gefehlt oder waren kaum angedeutet. Diese starke Entwicklung der Sommersprossen bei den Albinonegern erwähnt bereits Plehn. Nach den Angaben der Albino-Neger bleiben ihre Epheliden das ganze Jahr hindurch. Ich konnte die Richtigkeit dieser Angaben durch meine diesbezüglichen Wahrnehmungen an zweien von ihnen, die fortlaufend zu beobachten ich Gelegenheit gehabt habe, bestätigen.

Die Lippen der Albinos zeigten gegenüber den violett-blauen Lippen der dunkelpigmentierten Neger ein blasses Rosa, wie es bei vielen Europiden zu treffen ist.

Eine besondere Empfindlichkeit der Albinohaut den Strahlen der tropischen Sonne gegenüber bzw. überhaupt eine erhöhte Entzündungsbereitschaft, die ihr immer wieder zugeschrieben wird — Ranke berichtet z. B. von einem Indianeralbino im Urwaldgebiet von Südamerika, seine Haut wäre entzündet und voller Schründen gewesen; die entzündlichen Erscheinungen wären von der unter den Indianern ziemlich häufig schuppenden Hautkrankheit gut zu unterscheiden; (s. auch O. Fischer) —, konnte ich bei meinen Fällen nicht beobachten. Bei 8 meiner Albinos, darunter 3 Frauen, und bei den Kindern war die Haut sauber und ohne entzündliche Erscheinungen. Bei 3 Männern bestanden die Erscheinungen der unter den Negern weit verbreiteten Dermatitis („Kro-Kro“), deren Ätiologie wahrscheinlich eine sehr verschiedenartige ist (Pilze, Bakteriomykosen, Milben, Filarienlarven). Diese Erscheinungen waren in keiner Weise stärker ausgesprochen, als das bei dunkelhäutigen Negern der Fall zu sein pflegt. Bei einem meiner Albinos (Prot. 4) der seiner „gehobenen“ Stellung entsprechend dauernd voll, z. T. europäisch bekleidet ging, waren nur die durch Kleider bedeckten Hautstellen von schuppendem, z. T. entzündlichem Ausschlag befallen. Die Sonne wurde von allen meinen Albinos schadlos getragen. Sie liefen Tag für Tag mit dem nackten Oberkörper der tropischen Sonne ausgesetzt, deren Strahlen auf der Körperhaut eines Europäers starke Entzündung und Blasenbildung bereits nach einer kurzen Einwirkung hervorrufen können, ohne irgendwelche Beschwerden, geschweige ein Erythem oder eine Entzündung davonzutragen. Falls sie abgetragene Kleidungsstücke der Europäer anlegten, so geschah es, wie auch sonst bei Eingeborenen, aus Eitelkeit und keinesfalls aus Notwendigkeit. Die Haut der Nackenseite des Halses war häufig ungewöhnlich faltig und rötlich gefärbt, ohne

dabei etwa entzündet zu sein (s. Abb. 1). In der Trockenzeit, erklärten manche von ihnen, wäre ihre Haut etwas röter, ohne aber krank zu sein. Sonst lehnten sie selbst wie auch ihre Umgebung das Vorhandensein einer besonderen Empfindlichkeit ihrer Haut gegenüber der Sonne auf das entschiedenste ab. Diese Aussage war um so überzeugender, als eine gegenteilige Behauptung einen guten Grund zur Bettelei nach Kleidungsstücken abgegeben hätte. Die Haut der albinotischen Kinder war in gleicher Weise widerstandsfähig.

Diese Unempfindlichkeit der unpigmentierten Haut von Albinonegern gegenüber der tropischen Sonne spricht übrigens dafür, daß nicht so sehr die dunkle Pigmentierung der Negerhaut als ihre sonstige Beschaffenheit ihr die Widerstandsfähigkeit gegenüber den Sonnenstrahlen verleiht.

Haare.

Die Farbe der Kopf- und Körperbehaarung (darunter auch Scham- und Achselhaare) war bei den von mir untersuchten Albinos stets gleichmäßig gelblichblond (strohgelb). Das Gespinst der Haare war das gleiche wie das der dunklen Negerhaare. Es handelte sich in allen Fällen um grobe, engkrause Haare. Trotz dieser Helligkeit der Haare und der Kopfhaut vertrugen die Albinoneger auch die Besonnung des Kopfes ebenso gut wie ihre dunklen Stammesgenossen. Den ganzen Tag liefen sie ohne jegliche Kopfbedeckung, ohne daß irgendwelche Sonnensticherscheinungen bei ihnen aufgetreten wären. Nur die beiden 2- bzw. 13jährigen Albinokinder im Protokoll 3 vertrugen nach den glaubwürdigen Aussagen ihres Vaters die Sonnenbestrahlung schlecht und litten, der Sonne ausgesetzt, an Übelkeit und Erbrechen. Das 3jährige Albinokind des Protokolls 5 litt demgegenüber unter der Sonne in keiner Weise. Die europäische Kopfbedeckung wurde auch von den Albinonegern wie von ihren normalen Stammesgenossen nur als Schmuck getragen. So scheint auch der Schutz des Gehirns vor Sonnenstrahlen bei Negern weniger durch Pigmentierung der Haare bzw. der Kopfhaut als durch die entsprechende Beschaffenheit der Schutzdecken gewährleistet zu sein.

Augen.

Die Irisfarbe der Negeralbinos ist verschieden. Ich habe in keinem Fall die pigmentfreie von den durchschimmernden Blutgefäßen rötliche Iris, wie sie für europäische Albinos charakteristisch ist, gesehen. Aus der Tabelle 1 ersieht man, daß von den 11 Albinos nur einer mittelgraue Augen hatte; 6 hatten graue Augen mit einem mehr oder weniger ausgesprochenen bräunlichen Stern um die Pupille;

Tab. 1

Augenfarbe ¹⁾	♂	♀	
graue (mittel)	1		1
graue mit braunem Stern	4	2	6
mittelbraun	1		1
dunkelbraun	2	1	3

¹⁾ Mir standen leider keine Farbtafeln, weder für Augen noch für Haare noch für Haut, zur Verfügung.

4 Albinos hatten braune Augen, 3 davon dunkelbraune. Die dunkelbraunen Augen unterschieden sich kaum von den etwas helleren Tonarten der Augen normaler Neger. Die bei dunkelgefärbten Eingeborenen gelbliche Sklera war bei den Albinos stets bläulichweiß.

Irgendwelche entzündliche Erscheinungen an den Augen bzw. deren Nebenorganen, vor allem den Konjunktiven, habe ich bei Albinonegern nicht beobachtet. In einem Fall lag ein Staphyloem des rechten Auges vor (s. Protokoll 8), das von einem alten Trauma herrührte. Eine besondere Sonnenempfindlichkeit der hellen Albinoaugen bestand in keinem Fall; sie wurde auch von den Albinos selbst auf das entschiedenste abgestritten. Es wäre auch sehr unwahrscheinlich, daß diese im äußersten Falle grauen Augen eine höhere Empfindlichkeit der Tropensonne gegenüber zeigen sollten, als etwa die hellen Augen der Europäer, der Mischlinge (bei diesen habe ich mehrfach hellgraue bzw. blaue Augen beobachtet) oder die hin und wieder bei den sonst normalen Negern vorkommenden grauen Augen. Alle diese Kategorien helläugiger Menschen zeigen keineirgendwie krankhafte gesteigerte Empfindlichkeit dem von der tropischen Sonne gespendeten Tageslicht gegenüber.

Nun liegen Beobachtungen vor, die gerade das Gegenteil berichten. So schreibt Plehn aus Kamerun: „Da die Pigmentierung der Iris fehlt, so kneifen diese Bedauernswerten (Albinos) ihre geblendeten Augen am Tage zu und leiden außerdem viel an Augenentzündungen“; O. Fischer aus Ostafrika: „Die blau aussehenden Augen sind sehr lichtempfindlich und werden daher meist geschlossen. Der Kranke versucht, nur durch leichtes Blinzeln sich zu orientieren“; Weck (persönliche Mitteilung), der über ein sehr großes Material verfügt, beobachtete in den Minahassa, einer Landschaft an der Nordostspitze der Insel Celebes, wo sich unter der Bevölkerung viele Albinos finden, häufig eine Lichtempfindlichkeit der Augen. Auch von den Inländern selber wird diese Tatsache hervorgehoben und betont, daß Albinos in der Dunkelheit besser sehen können als normal pigmentierte Menschen. Es ist möglich, daß diese Autoren Albinos vor sich hatten, bei denen die Iris (Plehn spricht von blaßgrauer Iris bei einem von ihm genauer untersuchten Albino) noch stärker depigmentiert war. Es bleibe nicht unerwähnt, daß stärkere Grade des Nystagmus, der beinahe bei allen Albinonegern vorhanden ist (s. weiter unten) den Eindruck der Lichtempfindlichkeit vortäuschen können.

Alle von mir untersuchten Albinos litten an einem mehr oder weniger starken Nystagmus (s. auch O. Fischer), und zwar sowohl zirkulärem wie Pendelnystagmus. Bei einigen war dieser Nystagmus sehr stark und begrenzte das Sehvermögen erheblich. Bei diesen Albinos erhielt man tatsächlich den Eindruck, sie würden dauernd, wie von einem starken Licht geblendet, blinzeln und die Augen schützend zusammenkneifen. Es handelte sich jedoch nur um die Anpassung an die dauernde Bewegung des Augapfels und der durch den Albinismus des Augenhintergrundes beschränkten Sehfähigkeit. Diesen falschen Eindruck der bestehenden Lichtscheue vermittelt auch das photographische Bild (so Abb. 1, 3 von Albinos mit starkem Nystagmus; vgl. mit dem ruhigen Ausdruck des Kopfes auf dem Bilde 13; bei diesem Albino war der Nystagmus nur sehr unbedeutend). Der Nystagmus war nicht bei allen meiner Albinos gleichstark ausgesprochen, man sah vielmehr alle Übergänge. Zwei von ihnen, ein etwa 40jähriger Neger (Prot. 8) und

eine etwa 30jährige Negerin (Prot. 9), beide mit hellgrauen Augen und einem kleinen bräunlichen Stern um die Pupille herum, waren, bis auf geringe Spuren eines Pendelnystagmus, davon frei.

Nun besteht in Afrika unter den meisten Europäern¹⁾, die sich überhaupt über diese Frage Gedanken machen, ganz allgemein die Überzeugung, der Nystagmus bei Albinos sei eine Folge der Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den hellbehaarten Kopf und die hellen Augen derselben.

Diese Meinung ist deshalb schon von vornherein sehr unwahrscheinlich, als, wie man es von den europäischen Albinos her weiß, der Nystagmus bei denselben die Folge einer mit dem Gesamtpigmentmangel zusammenhängenden angeborenen Mißbildung im Bereiche des Augengrundes (fehlende bzw. schwach entwickelte Makula, Fundusalbinismus) ist. Die Untersuchung des Augengrundes konnte ich bei meinen Albinos aus technischen Gründen nicht durchführen.

Gegen den ursächlichen Zusammenhang der hellen Augen mit dem Nystagmus bei meinem Material spricht auch der bereits erwähnte Umstand, daß die helläugigen Europäer auch dann, wenn sie den großen Teil ihrer Kindheit in Westafrika verbracht haben, nichts Derartiges aufweisen. Das gleiche gilt von den helläugigen und manchmal übrigens auch dunkelblonden bis hellbraunen (allerdings nie hellblonden bzw. gar strohgelben) im Gegensatz zu den Europäern ohne Kopfschutz laufenden Mulatten und von den helläugigen sonst normalen Negern. Die dunkelbraunäugigen Albinos zeigen demgegenüber genau ebenso gut Nystagmus wie die blaßäugigen. Ja es bestand, wie aus der Tab. 2 zu ersehen ist, bei

Tab. 2

Augenfarbe	Nystagmus stark	mäßig	schwach	Spur
grau			1	
grau mit braunem Stern		3	1	2
braun	1	2	1	
Zusammen	1	5	3	2

unserem Material überhaupt kein Zusammenhang zwischen der Irisfarbe und der Stärke des Nystagmus. Der eine unter besonders starkem Nystagmus leidende Negeralbino war braunäugig; von den 5 mit einem mäßigen Nystagmus befallenen hatten 2 braune und 3 graue Augen mit einem bräunlichen Stern um die Pupille. Unter den 3 mit einem schwachen Nystagmus Behafteten hatte einer graue, einer graue mit bräunlichem Stern und einer braune Augen. Die beiden oben bereits erwähnten vom Nystagmus beinahe freien Albinos besaßen hellgraue Augen mit einem schwachen bräunlichen Stern.

Wie nach dem oben über die europäischen Albinos Gesagten zu erwarten war, ist auch der Nystagmus bei den Negeralbinos angeboren. Das spricht nun ebenfalls entschieden gegen die Annahme eines ursächlichen Zusammenhangs mit einer

¹⁾ Ich gehe hier mit Absicht auch auf die Meinungen und Äußerungen der ärztlichen Laien ein; denn derartige Meinungen der Laien in den immer noch wenig erforschten Tropen haben ein ganz anderes Gewicht als bei uns daheim und werden nicht selten auch in die wissenschaftliche Literatur übernommen.

Schädigung durch die Sonnenstrahlung. Die Aussagen aller zuverlässigen Zeugen — „gebildete“ Neger von der Baseler Mission, der Albino Albert (Prot. 4) und vor allem die Eltern der albinotischen Kinder — stimmen darin überein, daß der Nystagmus sofort nach der Geburt auffällt¹⁾. Der Vater von den beiden 2- bzw. 13jährigen Albinoknaben (Prot. 3), ein intelligenter, deutschsprechender Grasslandneger aus dem Stamme Bali, seiner Stellung nach der örtliche Gefängnisvorstand, gab sehr bestimmt an, seine beiden Albinosöhne hätten gleich von Geburt an einen unruhigen Blick. Das gleiche sagte auch die Mutter des 3jährigen Jungen des Prot. 5 aus.

Vier von meinen 11 Albinos zeigten einen entweder konvergierenden oder divergierenden Strabismus (s. Abb. 3, 9). Die häufige Hühnerblindheit — Hemeralopie — konnte ich bei keinem von meinen Albinos feststellen.

Intelligenz.

Die geistige Entwicklung der von mir untersuchten Albinos stand in keiner Weise der ihrer dunklen Stammesbrüder nach. Die Schulerfolge des 13jährigen albinotischen Missionsschülers Keyeba (Prot. 3) entsprachen nach den Aussagen der Lehrer der Norm. Von den 6 erwachsenen männlichen Albinos meines Materials waren 1 Straßenarbeiter und 2 Bauern wie auch die meisten Neger der Umgebung. Der eine (Prot. 1) trotz seines jugendlichen Alters (16 Jahre) ein befähigter Schneidergeselle; einer (Prot. 8) war ein erfolgreicher Kleinkaufmann, sprach gebrochen, aber ausreichend deutsch, machte einen ausgesprochen aufgeweckten Eindruck, war als solcher auch von den ihn kennenden Europäern geschildert; einer war sogar Hilfslehrer bei der Baseler Mission (Prot. 4). Auch die drei von mir untersuchten Albinofrauen waren im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte (Prot. 6, 7 u. 9). Der oben erwähnte Gefängnisvorsteher, Vater von 2 Albinosöhnen (Prot. 3), erzählte von dem Onkel seiner Frau, der Mutter von beiden Albinos, der ebenfalls ein Albino war: er wäre „nicht stark zum arbeiten, aber — Kopf — klug“.

So konnte die unter den Afrikanern öfters anzutreffende Meinung, die Albinoneger wären in ihrer geistigen Entwicklung zurückgeblieben, in keiner Weise bestätigt werden. Auch irgendwelche Störungen nervöser Natur (vgl. O. Fischer) konnte ich an meinem Material nicht feststellen. Auch sonst gesundheitlich und was ihre physische Kraft anbetraf, waren meine Albinos auf der Höhe. Weck (persönliche Mitteilung) bestätigt auf Grund von Beobachtungen an weit über 100 Albinos aus verschiedenen Teilen des malaiischen Archipels, daß ihre körperliche Entwicklung durchweg gut war. Sein Eindruck ist, daß von geringerer Intelligenz keine Rede sein kann, daß im Gegenteil die einheimischen Lehrer der Eingeborenenschulen ihre geistigen Leistungen für über dem Durchschnitt stehend erklärten.

¹⁾ Es sei betont, daß ich alle meine Fragen an die Neger möglichst unverfänglich stellte, so daß eine Beeinflussung ausgeschlossen war. Auch pflegten die Neger einem nur so lange mundgerechte Antworten zu geben, so lange sie den Fragenden nicht genügend kennen und kein Vertrauen zu ihm haben. Haben sie zu einer Frage Interesse gefaßt, kann man von ihnen häufig eine durchaus sachliche und genaue Auskunft erhalten.

Stamm¹⁾. Rasse.

Von den von mir untersuchten Albinonegern einschließlich derer, von denen mir nur genau berichtet wurde, gehörten stammesmäßig 11 zu Bakwiri (der um Buea herum lebende Stamm, in dessen Gebiet ich meine Untersuchungen hauptsächlich ausführte: daher auch die hohe Zahl der Vertreter dieses Stammes). Mit diesen 11 Bakwiralbinos wurden wohl beinahe alle albinotischen Angehörigen dieses Stammes erfaßt. Der Stamm war einige 10000 Mann stark. 2 weitere Albinos gehörten zu Bakoko und 3 zu Bali.

Rassenmäßig zeigten alle meine Albinos vorwiegend die plumpen Züge der palänegriden Urwaldneger; die Einschläge der beiden benachbarten neonegriiden Gruppen (bantuide und sudanide) waren jedoch nicht zu verkennen (vgl. Abb. 2, 3, 9, 10, 11, 12). Die Größe der 5 gemessenen Männer schwankte zwischen (1476) 1597 bis 1673 mm. Sie entsprach bis auf einen sehr Kleinwüchsigen, der nur 1476 mm gemessen hat (Prot. 10), durchaus der Norm des Palänegriden (vgl. v. Eickstedt S. 538). Die einzige anthropologisch untersuchte Albinofrau maß 1513 mm (Prot. 6). Der Körperbau einschließlich der Extremitäten war plump, Hände und

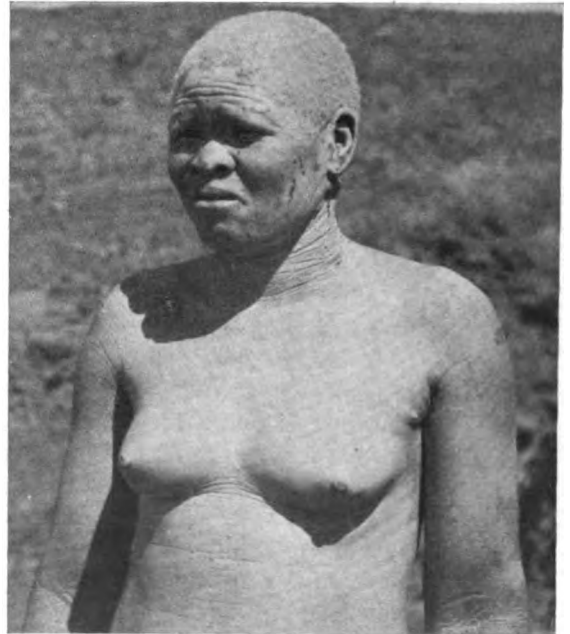


Abb. 1. Eine albinotische Basuto-Negerin mit äußerst plumpen Gesichtszügen. (Photo Frl. Dr. Ditton)

Füße wirkten ebenfalls plump — nach meinen Erfahrungen ein typisches Merkmal der Palänegriden. Bei den Gesichtszügen der Albinoneger gewann man den bestimmten Eindruck, daß diese plumper waren als die ihrer dunklen Stammesgenossen (s. Abb. 1 der albinotischen palänegriden Basuto-Negerin; das Bild verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Frl. Dr. Ditton; vgl. auch die beiden Brüder auf den Abb. 6/7). E. A. Zwilling, wohl einer der besten zeitgenössischen Kenner Kameruns, schreibt mir: „Sämtliche Albinos, die mir begegnet, hatten ausgesprochen grobe Gesichtszüge, waren gedrungen und außerordentlich häßlich . . .“ Diese Vergrößerung der Gesichtszüge fällt auch bei den europiden Albinos auf (s. das Bild bei Lüth). Es sei dabei hervorgehoben, daß, wie erwähnt, die Bakwiringeger neben den palänegriden auch bantuide wie suda-

¹⁾ Hier sind außer den 11 von mir untersuchten Albinos noch 5 solche aus ihrer Verwandtschaft zusammengefaßt.

nide, hin und wieder sogar äthiopide Rasseneinschläge aufwiesen. Diese Beimischungen verleihen manchem von den Bakwiri eine erhebliche Körpergröße, Feinheit der Glieder und der Gesichtszüge¹).

Geschlecht.

Von den 16 von mir erfaßten Albinonegern waren 13 männlichen und 3 weiblichen Geschlechts. Das männliche Geschlecht wog so auffallend vor, daß ich die erste Zeit beinahe in den Irrtum verfiel, eine Geschlechtsgebundenheit des Albinismus bei den Negern anzunehmen. Ich wurde darin auch durch die Aussagen von manchen Afrikaeuropäern bestärkt. Erst später wurde ich durch das Auffinden dreier Albinofrauen eines Besseren belehrt. Trotzdem bleibt das starke Überwiegen des männlichen Geschlechts (über 4:1) auffallend. E. A. Zwillling hat mir in persönlicher Aussprache bestätigt, daß er die gleiche Wahrnehmung gemacht hat, die weiblichen Albinos sind überall in Kamerun selten. Über das Vorwiegen des männlichen Geschlechts unter den Albinos wird auch aus Europa berichtet. Waardenburg (zit. nach Marchesani) sah in seinem Material 61,7% (42 Personen) männliche und 38,3% (26 Personen) weibliche Albinos.

Weck (persönliche Mitteilung) hat dagegen unter 113 Albinos in den Minahassa 68 weiblichen und 45 männlichen Geschlechts gezählt. Er ist der Ansicht, daß die Zahl der überhaupt beobachteten Albinos zu gering ist, um daraus bindende Schlüsse auf die Verteilung unter den Geschlechtern zu ziehen. So waren von den 6 Kindern einer Familie 5 Jungen und ein Mädchen Albino, in einer anderen Familie von ebenfalls 6 Kindern 1 Mädchen Albino, 5 Jungen normal pigmentiert, weiterhin unter 5 Mädchen und 4 Jungen 2 Mädchen und 1 Junge Albino, ein anderes Mal unter 5 Kindern 2 Jungen Albino, 3 Mädchen normal, ferner ein Geschwisterpaar Junge und Mädchen beide Albino.

Beschreibung einzelner Fälle.

Im weiteren sind die Beschreibungen einzelner von mir untersuchter Fälle und einige von den Sippschaftstafeln wiedergegeben. Dabei wurde neben dem Vorkommen weiterer Albinos in der Verwandtschaft des Probanden besonders auf das Vorkommen der hellhäutigen (hellbraun bis gelbbraun) Neger innerhalb derselben geachtet. Die Neger selbst bezeichnen die dunkelhäutigen Stammesgenossen (schwarzbraun, nie eigentlich schwarz) als solche von „propre black complexion“, die helleren als „yellow complexion“. Außerdem wurde sorgfältig auf das Vorkommen der hellen Augen und weißen Hautflecke in der Verwandtschaft der Albinos geachtet. Es sind bei diesen Zusammenstellungen nur die glaubwürdigen Aussagen berücksichtigt worden. Wo es möglich war, ließ ich mir die Angaben von mehreren Angehörigen der gleichen Sippe bestätigen. Auf die Trennung der echten Geschwister („one belly“ — „ein-Bauch-Geschwister“) von den bei Vielfrauenen häufig sehr zahlreichen Stiefgeschwistern (der Neger versteht unter „brother“ und „sister“ häufig überhaupt Angehörige der gleichen Sippe bzw. gar Landsleute aus dem gleichen Stamm) wurde besonders geachtet. Die

¹) Die Ergebnisse meiner anthropologischen Messungen und entsprechende Aufnahmen bei einigen dieser Urwaldstämme sollen bei Gelegenheit an einer anderen Stelle erscheinen.

Kenntnisse über Vorfahren reichten meist nur bis zu den Großeltern. Die Zahl und die Altersfolge von Onkeln und Tanten, geschweige schon von Großonkeln und Großtanten, war meist nicht feststellbar. Die Altersangaben sind, bis auf wenige Ausnahmen, Schätzungen. Kein Neger, außer der jüngeren Generation, da wo diese von Missionen erfaßt ist, kann sein Alter genau angeben.

1. Max Matimbe, 16 Jahre alt, Bakokoneger, Schneidergeselle. Die Augen mittelgrau, mit braunem Stern. Horizontaler Nystagmus. Dieser stört ihn im Beruf nicht. Haare¹⁾ gelbblond, kraus. Die Haut ist rosaweiß, unrein — mit Pickeln und Schuppungen bedeckt. Auf dem Nacken, vor allem am Hals, rötlich verledert. Epheliden im Gesicht,

Lukas u. Johannes, Bakwiri-Albinobrüder

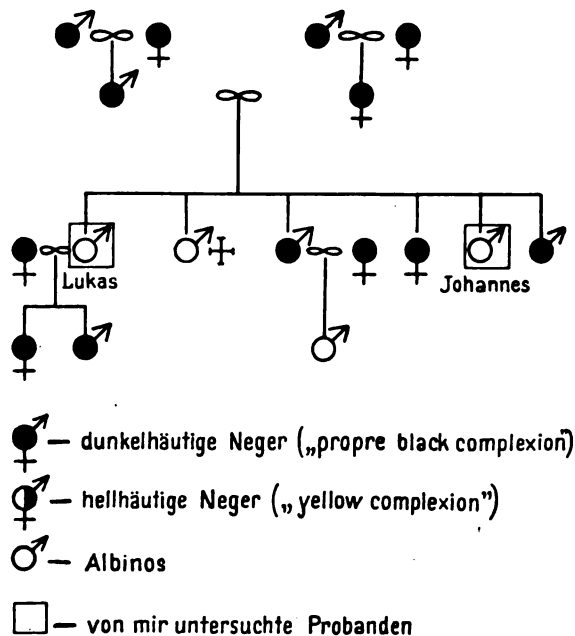


Abb. 5.

reichen auch von der Rückseite bis zum Oberkörper. Sein 9jähriger Bruder ist auch ein Albino. 3 Schwestern — im Alter zwischen den beiden — sind alle „echt schwarz“. Ebenso die Eltern und alle Verwandte väterlicherseits; mütterlicherseits hat er keine Verwandte. Keine Hellhäutigen, keine hellen Augen in der Familie.

2. Brüder Lukas und Johannes, etwa 25 bis 30 Jahre alt. Aus dem Bakwiri-stamm. Der ältere von den Brüdern — Lukas — Straßenarbeiter. Die Augen dunkelbraun. Starker, horizontaler Nystagmus und sehr starker Strabismus convergens. Er ist durch beide erheblich im Sehen behindert, macht zunächst den Eindruck eines stark Kurzsichtigen. Haare gelbblond, kraus. Die Haut rosaweiß, unrein — Schuppungen, Dermatitisen, Epheliden im Gesicht.

Johannes — Landmann (Bauer). Die Augen mittelbraun. Horizontaler Nystagmus und divergenter Strabismus mäßigen Grades. Haare gelblichblond, kraus. Die Haut gelb-

¹⁾ Unter Haaren werden überall in den Protokollen Kopf, Gesicht und Körperhaare verstanden.

weiß, sauber. Gesicht, Ohren, Brust und Oberrücken mit groben Ephemiden bedeckt. Wie aus der beigegefügt Sippentafel zu ersehen ist, war außer den beiden soeben besprochenen Brüdern noch ein weiterer Albino in der Familie. Er verstarb als Erwachsener. Die Ursache des Todes ist unbekannt. 2 weitere Brüder und 2 Schwestern sind dunkelhäutig (echt schwarz). Lukas, der ältere Bruder — Albino, ist verheiratet mit einer Dunkelhäutigen. Zwei Kinder aus dieser Ehe sind beide dunkelhäutig (♂ u. ♀). Johannes ist nicht verheiratet. Ein dunkelhäutiger Bruder, der Albino ist, ist mit einer ebenfalls



Abb. 2.



Abb. 3.



Abb. 4.

Abb. 2-4.
Bakwiri-Albino
Johannes
(Prot. 2)

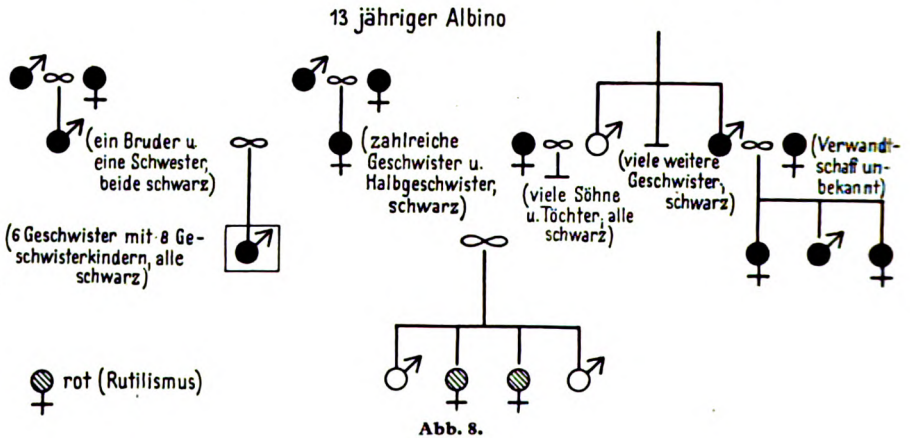
dunkelhäutigen verheiratet. Das Kind ist ein Albino (♂). In der Aszendenz sind den Brüdern keine Albinos bekannt. Keine Hellhäutigen, auch keine hellen Augen in der Familie.

3. Keyeba Fothung — 13jähriger Sohn des Gefängnisvorstehers des Eingeborenengefängnisses in Buea. Aus dem Stamme Bali; der Vater — ein intelligenter deutschsprechender Neger, der gerne und genau Auskunft gibt. Der Proband — ein Missionsschüler — sieht wie ein 8-9jähriger aus (s. Bilder 6 u. 7 zusammen mit seinem 9jährigen Halbbruder aufgenommen). Sonst nach den Aussagen seiner Lehrer (schwarze Missionslehrer) normal begabt. Sein 2jähriges, auch albinotisches Vollbrüderchen (s. Sippentafel Abb. 8) kann bis jetzt noch nicht laufen. Ihr Vater erzählt, daß sie beide keine

Sonne vertragen und — dieser ausgesetzt — erbrechen. Augen des Probanden haben einen ausgedehnten, braunen Stern und einen grauen Ring. Mäßiger, zirkulärer Nystagmus und konvergenter Strabismus. Sein Vater gibt mit Bestimmtheit an, daß Nystagmus und Strabismus, sowohl beim Probanden als auch bei seinem jüngeren albinotischen Bruder ihm bei beiden bereits am ersten Lebenstage aufgefallen war. Die Haare des Probanden sind engkraus und hellblond. Die Haut rosaweiß, sauber. Grobe Epheliden im Gesicht, auf dem Hals, oberen Rückenteil und Brust.



Abb. 6 u. 7. 13 jähriger Albino mit seinem 9 jährigen Halbbruder (Prot. 3).



Die beiden Schwestern des Probanden sind beide rot. Der Vater behauptet ausdrücklich, daß es sich um rote und nicht etwa einfach um hellhäutige Mädchen handelt. Auch ihre Haare wären nicht hell, sondern rot. Weiter unten ist besprochen, daß unter den Negern auch Personen mit roten Haaren und kupferroter Haut vorkommen, eine Erscheinung, die augenscheinlich unserem Rutilismus entspricht. Ein Onkel der Mutter der Albinos väterlicherseits ist auch ein Albino. Nach den Aussagen des Vaters des Probanden ist er „nicht stark“, aber „Kopfklug“. Er ist mit einer Schwarzen verheiratet und hat viele Kinder, darunter keine Albinos. Albinos in der Familie des Vaters, bis zu den Urgroßeltern verfolgt, fehlen. Hellhäutige Personen bzw. solche mit hellen Augen lassen sich auch nicht nachweisen. Der Vater des Probanden hat außer der Mutter

der Albinos noch 5 weitere Frauen. Diese nebst ihren Familien (22 Personen) und ihren 17 Kindern waren alle „echt schwarz“.

4. Albert, Bakwirineger, angeblich 24 bis 26 Jahre alt, sieht aus wie ein wenigstens 30jähriger. Intelligent, Hilfslehrer und Dirigent des Kirchenchors bei der Baseler Mission. Augen dunkelbraun. Ausgesprochener horizontaler Nystagmus. Konvergenter Strabismus. Haare engkraus, hellblond. Haut rosaweiß, unsauber, mit vielen schuppigen und entzündeten Stellen, hauptsächlich an bedeckten Körperteilen (trägt stets europäische Bekleidung). Die Gesichtshaut sauber, während der Trockenzeit angeblich röter als in der Regenzeit. Wenige grobe Epheliden im Gesicht, mehr auf dem Rückenteil des Halses.

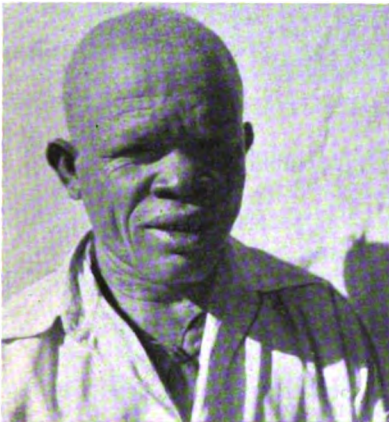


Abb. 9 u. 10. Bakwiri-Albino Albert

Der Proband ist unverheiratet. Er hat einen Bruder und zwei Schwestern von den gleichen Eltern. Alle „echt schwarz“. Das Kind eines Bruders von ihm ist schwarz. In der Aszendenz (bis zu den Großeltern verfolgt) und Verwandtschaft keine weiteren Albinos, keine Hellhäutigen, keine Helläugigen.

5. Ein angeblich 3jähriger Bakwirijunge. Macht den Eindruck eines 4–5jährigen. Augen hellgrau. Leichter horizontaler Nystagmus, kein Strabismus. Haare engkraus, hellblond. Haut rosaweiß, am Rücken des Halses faltig und trocken. Keine Epheliden. Drei ältere Geschwister (2 Brüder und 1 Schwester) „gut schwarz“. Auch in der ganzen sehr ausgedehnten Aszendenz des Kindes einschließlich Großelterneneration, keine Albinos, keine Hellhäutigen, keine Helläugigen.

6. Hilde Jumbe, ein etwa 20 Jahre altes Bakwirimädchen. Unverheiratet. Im Haushalt der Familie beschäftigt. Macht einen sehr guten, intelligenten Eindruck. Augen dunkelbraun. Leichter Nystagmus, und zwar nach den Aussagen ihrer sehr vertrauenswürdigen Mutter von dem ersten Geburtstag ab. Kein Strabismus. Haare engkraus, hellblond. Die Haut weißrosa, sauber. Grobe Epheliden im Gesicht, Hals, Rücken, Brust und an den Oberarmen.

Eine Schwester und ein Bruder „echt schwarz“, eine Schwester und die Mutter hellbraun. Mütterlicherseits zahlreiche Verwandte hellbraun. Vater und Verwandte väterlicherseits alle „echt schwarz“. Ein Bruder des Vaters — Albino. Sonst weder in der Verwandtschaft, noch in der Aszendenz Albinos bzw. Helläugige. Ein Halbbruder der Probandin ist ein grauäugiger Mulatte (der Vater — ein Engländer).



Abb. 11 u. 12. Bakwiri-Mädchen Albino.

Hilde, ein albinotisches Bakwizimädchen

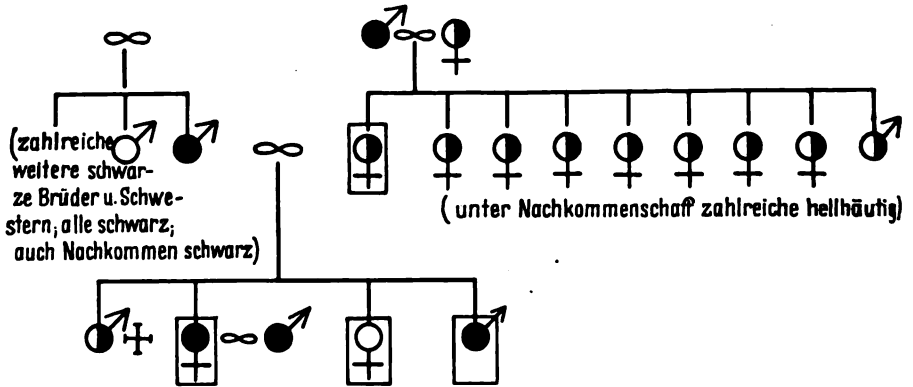


Abb. 13.

7. Sophie, ein etwa 35jähriges Bakwirimädchen. Unverheiratet. Im Haushalt der Familie beschäftigt. Macht einen etwas verängstigten Eindruck, soll aber geistig völlig auf der Höhe sein. Augen hellgrau, mit einem kleinen sehr hellen braunen Stern. Geringer horizontaler Nystagmus. Kein Strabismus. Haut rosaweiß, sauber; am Hals besonders grob und faltig. Epheliden spärlich, auf den Hals übergreifend. Haare engkraus, hellblond.

Hat drei Schwestern und einen Bruder, alle haben eine hellbraune ins gelbliche übergehende Hautfarbe. Die Eltern und deren Geschwister alle „echt schwarz“. Albinos bzw. Hellhäufige sind in der Familie außer der Probandin nicht vorhanden.

8. Hans Isoke, angeblich 30 Jahre alt, schätzungsweise 40 Jahre. Bakwiribauer und gleichzeitig kleiner Kaufmann. Intelligenter, aufgeweckter Neger, spricht ausreichend deutsch. Das rechte Auge durch ein schweres Staphylom, Folge eines Unfalles, völlig verunstaltet. Linkes Auge grau mit kleinem, hellbraunem Stern. Spur horizontalen Nystagmus. Dieser ist so leicht, daß das Auge als ruhig blickend empfunden wird. Kein Strabismus. Haare hellgelb, engkraus. Haut rosaweiß, sauber. Faltige rote, besonders grobe Haut an Hals, Schultern, Oberrücken, Vorderarmen, Händen, Unterschenkeln und Füßen. Große Epheliden im Gesicht, auf dem Hals, Oberteil des Rückens und der Brust.

Ein Bruder und eine Schwester „echt schwarz“. Desgleichen die Eltern, Großeltern und die gesamte Verwandtschaft. Keine weiteren Albinos in der Familie bekannt. Auch keine hellhäutigen bzw. helläugigen Personen.

9. Sarah, etwa 30 Jahre alt. Eine Bakwirifrau. Verheiratet seit 1 Jahr mit einem „echt Schwarzen“, noch keine Kinder, auch nicht gravid. Graue Augen mit einem kleinen hellbraunen Stern. Spur horizontaler Nystagmus. Kein Strabismus. Haare engkraus, hellblond. Haut rosaweiß, sauber. Beinahe keine Epheliden. Ein Bruder und eine Schwester „echt schwarz“. In der Aszendenz, bis zu den Großeltern verfolgbar, keine Albinos, keine Helläugigen. Mütterlicherseits mehrere hellhäutige Verwandte.

10. Gow na, etwa 35 Jahre alt, Bakwiri, Farmer. Nicht verheiratet. Augen grau mit einem hellgelben, schmalen Innenring. Mäßiger horizontaler Nystagmus; kein Strabismus. Haare hellblond, engkraus. Haut rosaweiß, sauber. Epheliden nur spärlich. Ein verstorbener Bruder ebenfalls ein Albino. 4 Schwestern „echt schwarz“. Eltern, Großeltern und die ganze sonstige Verwandtschaft „echt schwarz“. Keine hellhäutigen bzw. helläugigen Personen in der Verwandtschaft.

Erbgang.

Aus den Protokollen (s. Sippschaftstafeln Abb. 2, 3, 4) ist zu ersehen, daß diese Mißbildung bei bestimmten Familien erblich fixiert ist, wie es auch für die europäischen Albinos zutrifft. Missionar Schirrmacher erzählte mir, daß er einmal albinotische, männliche Zwillinge beobachtet hat. Der Erbgang ist ausgesprochen rezessiv, und es ist wohl ein Zusammentreffen von Heterozygoten notwendig, um Albinos phänotypisch darzustellen. Eine Erfahrung, die auch für europäische Albinofamilien gilt (Lüth). Auffallend ist bei dem Erbgang der Negeralbinos die ungleich stärkere Beteiligung des männlichen Geschlechts (4:1, 13 ♂ und 3 ♀) in unserem Material.

Eine Häufung der sonstigen Mißbildungen, evtl. gar geistiger Art unter der Verwandtschaft der Albinos bis auf 2 Fälle von Rutilismus, (s. weiter unten), konnte an unserem Material nicht festgestellt werden. Ja wie oben bereits dargestellt, waren alle unsere Albinos bis auf die erwähnten Erscheinungen seitens der Augen sonst vollwertige Mitglieder ihrer Sippen und Stämme. Nur im Protokoll 3 finden wir 3 Fälle vor, bei denen ein Zurückbleiben in körperlicher Hinsicht vorliegt: der 13jährige Proband sieht wie ein etwa 9jähriger aus (s. Abb. 6, 7), sein 2jähriges Brüderchen, ebenfalls ein Albino, konnte noch nicht gehen, sein albinotischer Onkel wurde als ein körperlicher Schwächling geschildert.

Trotzdem fühlen die Neger gegen die Albinos eine verständliche, gesunde Abneigung. Früher wurde den Albinos ein ehrliches Begräbnis versagt, ihre Leichen im Urwald weggeworfen, eine Behandlung, die sonst nur die Leichen eines gewaltsamen Todes Verstorbenen erfahren. Die Knochen von den Albinos sind von den eingeborenen Zauberdoktoren sehr gesucht. Zerstoßen werden sie verschiedenen Zauberkraftmitteln beigemischt, wobei ihnen eine stärkere Heilkraft als den Knochen normaler Neger zugeschrieben wird (Missionar Pfarrer Ittmann). Die Erblichkeit der Mißbildung ist von Negern klar erkannt. Auf die Frage, ob ein Albinoneger eine Frau bekommen kann, erhielt ich mehrfach die Antwort — „ja, aber keine gute“ — und auf meine weitere Frage — „warum denn nicht?“ — bekam ich zu hören — „ja, seine Kinder werden zwar schwarz, aber die Kindeskinde wieder weiß“. Missionar Schirrmacher (Klein-Soppo bei Buea) erzählte mir —

die Neger hätten den Spruch — „Urenkel eines Albinos wird wieder Albino.“ Albinomädchen haben wenig Aussicht auf Heiraten — „sie wären zu kalt“. Unter den 8 heiratsfähigen Albinos meines Materials, von denen die meisten ihre 30 Jahre erreicht bzw. gar überschritten haben, waren nur 2 (Lukas, Prot. 2 und Sara, Prot. 9) verheiratet. Die übrigen 6 waren ledig. Besonders bezeichnend ist, daß auch 2 Albinomädchen Sophie (Prot. 7) und Hilde (Prot. 6) 35 bzw. 20 Jahre alt, von den Männern verschmäht wurden. Das kommt sonst bei den Negern mit ihrem ständigen Mangel an Mädchen (Vielfrauenehen) nur in den Stämmen mit einer völlig zerrütteten Sippenstruktur vor.

Weck (persönliche Mitteilung) berichtet, daß die Erblichkeit des Albinismus auch den Bewohnern der Minahassa wohlbekannt ist. Angeblich soll Albinismus Ebehinderungsgrund sein, wenn er in den Familien beider Partner vorkommt. Ehen zwischen Albinos und Normalpigmentierten werden und wurden auch in früheren Zeiten, wie aus den Stammbäumen hervorgeht, unbedenklich geschlossen. Ehen zwischen 2 Albinos scheinen jedoch niemals vorzukommen.

Daß die Vererbung des Albinismus auf die nächste Generation zu den größten Seltenheiten gehöre, wie in der Literatur behauptet wird, muß er auf Grund seiner Wahrnehmungen in den Minahassa bestreiten. Das Überspringen kommt natürlich vor, ist ja auch besonders bei geringerer Kinderzahl zu erwarten, aber nur als Zufall zu werten. Für beide Vorkommen liefern die Stammbäume den Beweis, z. B.: 3 Kinder Albino, Vater und Mutter pigmentiert (Muttersbruder Albino), Großmutter mütterlicherseits Albino, Urgroßvater mütterl. Albino, Urgroßmutter mütterl. Albino — oder von 3 Kindern 2 Albino, Mutter Albino, Vater pigmentiert — Tochter Albino, Mutter pigmentiert, Vater Albino; — 2 Kinder (Junge und Mädchen) Albino, Eltern pigmentiert, Großeltern pigmentiert, Urgroßeltern pigmentiert, dagegen Schwester des Urgroßvaters Albino; — bei den direkten Nachkommen dieser Schwester 2 Kinder Albino, 5 Enkelkinder sämtlich pigmentiert, von 9 Urenkelkindern 4 Albinos. — Unter 7 Ehen mit einem Albino hatten 6 Albinokinder. Man müßte also, um zu einem eindeutigen Ergebnis zu kommen, eine sehr große Anzahl solcher Ehen prüfen und dabei auch auf das Vorkommen von partiellem Albinismus achten.

Hellhäutigkeit und Helläugigkeit bei den nicht albinotischen Negern.

Die Hautfarbe der Neger von Kamerun ist gewöhnlich braun bis schwarzbraun. Das gilt sowohl für die kleineren, plumperen, hauptsächlich im Urwaldgebiet hausenden Splitterstämmen der Palänegriden als auch für die großen, feingliederigen Sudaniden bzw. Bantuiden — Vertreter der großen Stämme des Kameruner Hinterlandes. Jedoch sind auch hellere Farbtöne von gelblichbraun bis dunkelbraungelb recht häufig. Diese hellen Neger haben nicht selten auch dunkelbraune — nicht schwarze wie gewöhnlich — Haare. Hin und wieder — hier handelt es sich allerdings um Ausnahmen — trifft man Neger mit hellen Augen — vom lichten grau bis graugrün mit gelbem bzw. braunem Innenstern. Solche Augen sieht man bei den dunkelhäutigen „gut schwarzen“ Negern als auch bei denen mit hellerer Haut.

Nun hört man sowohl Ärzte wie Laien von diesen helleren, besonders aber von den helläugigen Negern sagen, sie wären ein Übergang zum Albinismus, ge-

wissermaßen Albinoiden. Um dieser Frage nachzugehen, habe ich zunächst bei allen Albinofamilien, wie es aus den oben bereits besprochenen Protokollen zu ersehen ist, auf das Vorkommen der Hellhäutigkeit und der isolierten Helläugigkeit genauestens gefahndet. Von den 10 Albinofamilien zeigten nur drei auch hellhäutige Mitglieder, und zwar das Albinomädchen Hilde (Prot. 6) hatte eine hellhäutige Schwester. Ihre Mutter und die zahlreiche Verwandtschaft derselben



Abb. 14 u. 15. Eine hellhäutige Bakwiri-Negerin.

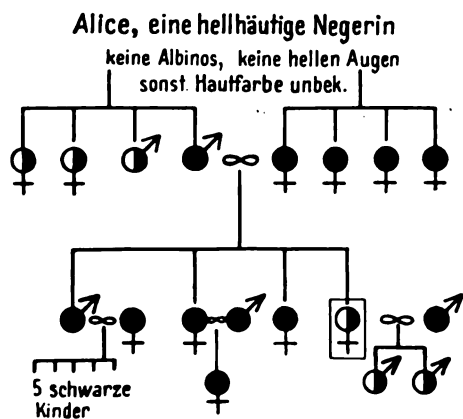


Abb. 16.

wären ebenfalls hellhäutig (s. die Sippschaftstafel, Abb. 11, 12). Das Albinomädchen Sophie (Prot. 7) hatte 4 hellhäutige Geschwister (1 ♂, 3 ♀); auch die Albinofrau Sara (Prot. 9) war mütterlicherseits hellhäutigen Ursprungs. Die übrigen 7 Albinoprobanden hatten nur „gut schwarze“ Verwandtschaft. Helle Augen konnten in keiner der Albinofamilien nachgewiesen werden.

Weiterhin wurden 10 Familien von besonders hellhäutigen Negern — 8 davon wiesen auch hellhäutige Mitglieder auf — und 2 Familien

der hellhäutigen, sonst „gut schwarzen“ Neger auf das Vorkommen der Albinos untersucht. Drei Beispiele davon seien wiedergegeben.

Sippe der Negerin Alice: Eine etwa 40jährige Bakwiri-negerin. Haut hellbraun. Augen dunkelbraun, Skleren gelblich. Haare schwarz. Wohl vorwiegend sudanid (s. Abb. 14, 15). Väterlicherseits viele Hellhäutige, auch ihre beiden Kinder hellhäutig (s. Abb. 16).

Sippe der Negerin Emma: Eine sonst „gut schwarze“ (dunkelbraune) und schwarzhaarige Bassanegerin, mit hellgrauen Augen. Um die Pupille herum ein ganz schmales, hellbraunes Kränzchen. Palänegrid (s. Abb. 17, 18). Die Großmutter und eine



Abb. 17 u. 18. Eine grauäugige Bassa-Negerin.

Sippe der Negerin Emma mit grauen Augen

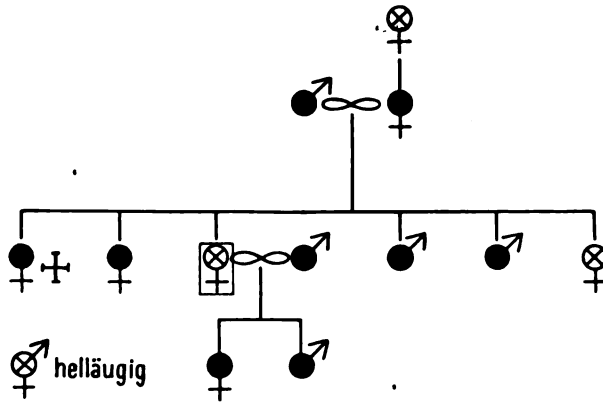


Abb. 19.



Abb. 20 u. 21. Ein hellhäutiger und helläugiger Bakwiri-Neger.

Schwester der Probandin haben gleiche Augen (s. Abb. 19), sonst ist die ganze Verwandtschaft „gut schwarz“.

Sippe des Negers Martin: Ein etwa 40jähriger Bakwirineger. Haut braungelb, Augen grünlichgrau mit bräunlichem, schmalem Stern; Haare dunkelbraun. Sonst typisch negrid (vorwiegend sudanid? Abb. 20, 21). Aus der Sippen tafel Abb. 22 ersieht

Martin, ein hellhäutiger, helläugiger Neger m. dunkelbraunem Haar.

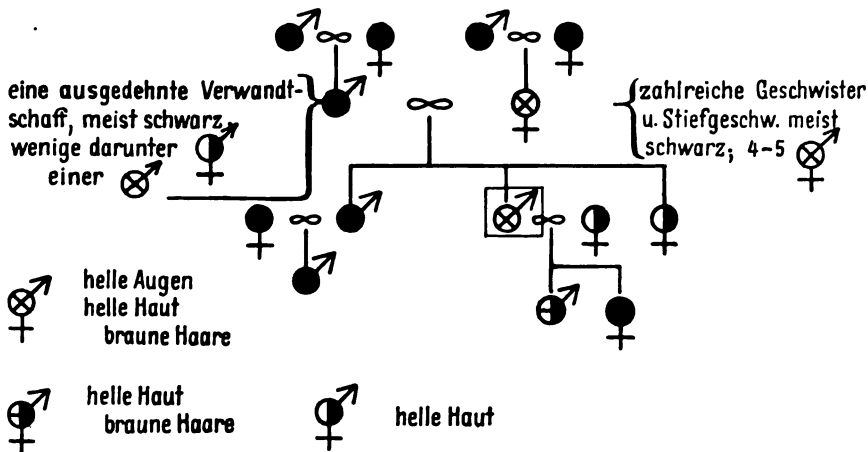


Abb. 22.

man, daß in seiner Familie mütterlicherseits wie väterlicherseits (beide Familien sind alteingesessen in dem gleichen Dorf und höchstwahrscheinlich untereinander mehrfach verwandt), sowohl Individuen wie er selbst (hellhäutig, helläugig und dunkelbraunhaarig) als auch solche mit nur heller Haut bzw. heller Haut und dunkelbraunen Haaren vorkommen. Die meisten Verwandten sind „gut schwarz“.

Man sieht aus diesen drei Sippschaftstafeln, daß auch die Hellhäutigkeit wie Helläugigkeit vererbt werden. Dabei kann in einer Sippe nur die Hellhäutigkeit (Sippe Alice) oder nur Helläugigkeit (Sippe Emma) bzw. beides und helle (dunkelbraune) Haare hinzu (Sippe Martin) vorkommen. Weder innerhalb dieser drei Sippen noch in den übrigen 9 konnte ein albinotisches Mitglied nachgewiesen werden. Ein irgendwelcher erbmäßiger Zusammenhang zwischen den Albinonegern und ihren hellhäutigen bzw. helläugigen Stammesgenossen war somit bei unserem Material nicht vorhanden.

Auch sonst verhielten sich sowohl die hellhäutigen wie helläugigen Neger wie ihre normalen Landsleute, und wurden im Gegensatz zu den Albinos in keiner Weise etwa als Mißbildungen beurteilt. Der für die meisten Albinos so charakteristische Nystagmus fehlte den helläugigen Negern vollkommen; und das dessenungeachtet, daß bei manchem von ihnen die Irisfarbe sogar heller war als die der meisten von mir untersuchten Albinos (s. Abb. 7).

Somit besteht kein Grund, irgendwelchen Zusammenhang zwischen der helleren Komplexion mancher Neger und den Albinos anzunehmen.

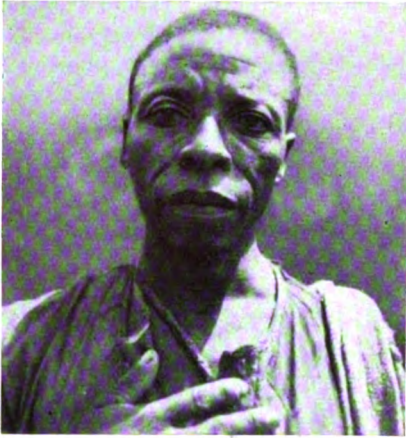


Abb. 23 u. 24. Ein Neger aus dem Kameruner Grasland mit europidem Einschlag.



Abb. 25.



Abb. 26.

Abb. 25-27.
Ein vorwiegend äthio-
pisches Bakwiri-Mädchen
mit ihrer paläoegrigen
Schwester.



Abb. 27.

Fremde Einschläge, besonders solche aus Europa rezenter Natur, kamen bei vielen der von uns untersuchten Familien nicht in Frage. Auch der sonstige Habitus der meisten Neger mit heller Komplexion entsprach dem üblichen negriden. So ist es wahrscheinlich, daß hellbraune bzw. braungelbe Hauttönung und dunkelbraune Haare noch innerhalb der rassischen Norm der Negriden Kameruns liegen. Ob man das gleiche für die grauen und graubraunen Augen behaupten darf, wage ich hier nicht zu entscheiden. Auf die Möglichkeit alter europider Einschläge sei hingewiesen. Es sei nur die unter Ärzten wie Laien Kameruns weit verbreitete Meinung erwähnt, die helleren Neger verdanken ihre Hautfarbe dem Leben im Urwald, wo sie von der Sonne geschützt sind (ähnliche Überlegungen über die

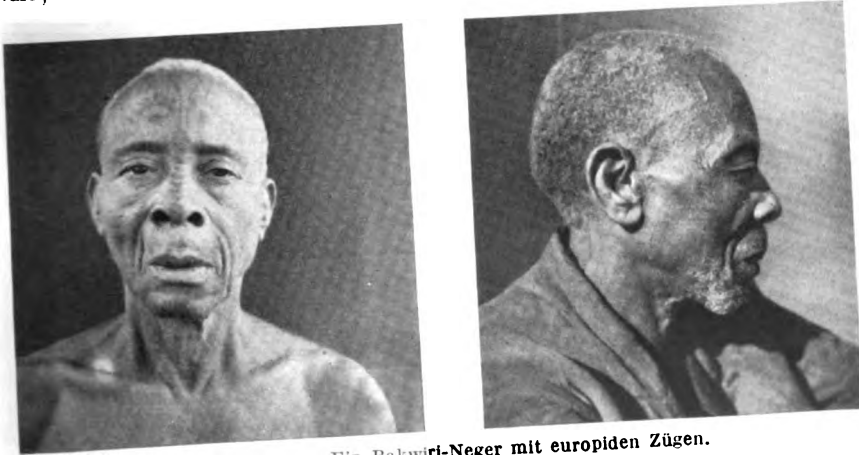


Abb. 28 u. 29. Ein Bakwiri-Neger mit europiden Zügen.

Hautfarbe der südamerikanischen Indianer s. bei Ranke). Diese Auffassung entspricht in keiner Weise der tatsächlichen Verbreitung der Komplexionen unter den Negern. Ein Nachdunkeln der Negerhaut infolge starker Besonnung ist allerdings bekannt (s. v. Eickstedt S. 537).

Daß die helle Haut und helle Augen auch durch fremde Rasseneinschläge bedingt sein können, ersieht man aus den Abb. 23–29. Die Abb. 23, 24 zeigen einen Neger, den etwa 40 jährigen Forbank aus der Bamendagegend (Hinterkamerun; Grasland). Er hatte braungelbe Haut und lichtgraue Augen mit einem hellbraunen Stern. Die Skleren waren bläulichweiß, Haare schwarz. Er zeigt unverkennbar einen europiden — wohl orientaliden (?) Einschlag. Die Abb. 25–27 zeigen einen besonders auffallenden Fall des äthiopiden Einschlages bei einem etwa 25 jährigen Bakwirimädchen. Der Gesichtsschädel und der zierliche Körperbau, hellbraungelbe (beinahe gelbe) Haut, mittelbraune Augen und dunkelbraune (sonst engkrause) Haare unterscheiden sie stark von ihren negriden Stammesgenossen (sie ist überall mit ihrer palänegriden Vollschwester photographiert).

Wohl einen europiden (orientaliden?) Einschlag zeigt der alte Bakwirineger auf den Abb. 28/29. Seine Haut war hellgelb, Augen dunkelbraun, die engkrausen Haare grau — früher angeblich schwarz.

Derartige Mischungen sind keineswegs unerwartet — in Hinterkamerun wie auf dem ganzen zentralafrikanischen Plateau sind äthiopide Stämme (Fulbe,

Borroro) seit alters her ansässig. Die stark äthiopischen Haussahändler durchziehen das Land. Unter den Fulbes sollen Individuen mit blauen Augen und blonden Haaren vorkommen (Hans Meyer, S. 461). Die arabischen Sklavenhändler — also europiden — waren früher gewöhnliche Gäste der Gegend. Pfarrer Ittmann hat mir berichtet, daß gerade in Hinterkamerun im Grasland die Helläugigen nicht selten sind. Rezenterer Einschläge aus Europa kommen gerade in der Gegend nicht in Frage.

Erbliche Leukodermie (Vitiligo alba).

Die Abb. 30 zeigt einen etwa 30jährigen Lehrer (Peter Gale) der Baseler Mission (ein Bakwirineger), dessen beide Handrücken und Vorderarme zahl-



Abb. 30. Ein Bakwiri-Neger mit weiß gefleckten Vorderarmen.

Peter Gale, ein Bakwiri-Neger mit weiß-
gefleckten Vorderarmen [⊗]

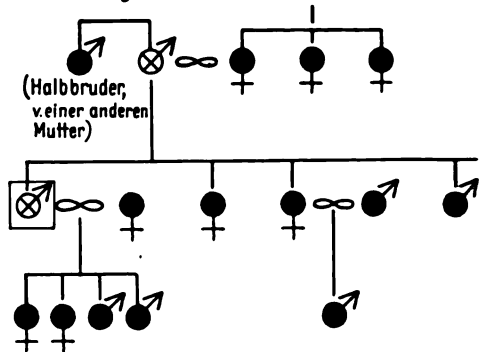


Abb. 31.

reiche helle Flecke — die Farbe dieser entsprach solcher der europiden Haut — aufwiesen. Die beiden Handflächen — stets hell bei den Negern — sind bei P. Gale ganz europäisch. Sonst war seine Komplexion normal. Der intelligente deutschsprechende Mann behauptet, seine Flecke seien angeboren und nicht etwa eine Folge entzündlicher Hauterkrankungen. Sein Vater hätte die gleiche Verfärbung der Haut an gleicher Stelle gehabt (s. Abb. 31). Sonst sind in der Familie alle „gut schwarz“, keine Albinos, keine Hellhäutigen. Inwiefern dieses Vitiligo als ein partieller Albinismus (Marchesani), auch irregulärer Albinismus (Reinig), gedeutet werden kann, ist auf Grund dieses einzelnen Falles nicht zu entscheiden. Leschmann erwähnt, daß bei mittelalterlichen europäischen Cagots unter den Mißbildungen Vitiligo wie Albinismus häufig waren. Auch Meirovsky (zit. nach Marchesani) sah in den Seitenlinien von Albinos häufig Scheckung.

Rutilismus.

Oben ist erwähnt, daß zwei Schwestern der beiden Albinobrüder von ihrem Vater als rothaarig und mit rötlicher Haut versehen — sonst wäre ihr Aussehen ganz normal, Augen dunkel, kein Nystagmus — beschrieben wurden. Die Zuverlässigkeit des Berichterstatters steht außer Zweifel. Nun konnte ich selbst einen derartigen Fall bei einem 11 $\frac{1}{2}$ jährigen Bakwirijungen (Charles Jokke) beobachten

(Abb. 32; der kleinere Junge mit helleren Haaren). Seine Haut war leuchtend kupferrot. Engkrause Kopfhaare, Körperhaare, auch sämtliche Gesichtshaare — Augenbrauen, Wimpern — waren braunrot. Augen waren schwarzbraun, Sklera gelblich. Seine verstorbene Mutter (s. Abb. 33) soll ganz ähnlich ausgesehen haben (Angaben des Vaters). Sonst sind alle Verwandte „echt schwarz“. Vor allem sind in seiner Sippe keine Albinos vorgekommen.

Die Annahme, daß es sich hier um Rutilismusfälle bei Negern handelt, liegt nahe. Wie weit diese mit Albinos erblich zusammenhängen, wäre noch an einem größeren Material zu verfolgen. Meirowsky (zit. nach Marchesani) weist darauf hin, daß sich in den Seitenlinien von Albinos häufig Rothaarigkeit findet.



Abb. 32.

Ein rothaariger kleiner Bakwiri-Junge.

Charles Jokke, ein Rutilismusfall [♂]

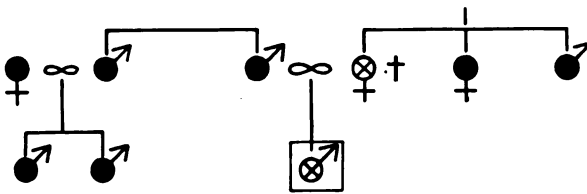


Abb. 33.

Häufung der Albinofälle bei einigen Völkern.

Die Häufigkeit des Albinismus beim Menschen scheint je nach der Gegend und Rasse sehr verschieden zu sein. Für Europide schätzt sie Davenport (USA.) auf 10:10 000, Jablonski (Italien) auf 1:23 000-26 000 (zit. nach Marchesani). Bei unseren Untersuchungen entfielen 11 Bakwiralbinos auf einige 10 000 Stammesangehörige. Es handelte sich jedenfalls um eine stärkere Häufung dieser Mißbildung, als man in Europa gewohnt ist. Das häufige Vorkommen der Albinos unter den Negern ist in der Literatur mehrfach vermerkt. Es gilt nicht nur für die vorwiegend palänegriden Urwaldnegern Mittelwestafrikas, sondern auch für die Neonegriden Hinterkameruns (Dr. Vielhauer, E. Zwilling, Pfarrer Ittmann

— persönliche Mitteilungen), Togos (Rodenwaldt, persönliche Mitteilung), der Goldküste, Sierra Leones, für die vorwiegend bantuiden Neger des Basutolandes (Frl. Dr. Ditton, persönliche Mitteilung), Deutsch-Ostafrikas (O. Fischer). Schweinfurth sah angeblich (!) Albinos unter den Monbutten Abanga in Zentralafrika. Ähnliches wird von den Indianern Mittel- und Südamerikas berichtet (Ranke, v. Eickstedt, Frédéric, zit. nach Marchesani). Wafer (seine Beschreibung stammt aus dem Jahre 1699) schätzt ihr Vorkommen unter den Indianern Zentralamerikas auf 1:200! (zit. nach Marchesani). Weck (persönliche Mitteilung) beobachtete zahlreiche Albinos unter der einheimischen Bevölkerung der Minahassa (Nordostcelebes), und zwar 1 auf 1000 der Gesamtbevölkerung, in den zentral gelegenen Landesteilen selbst 3‰. Auch auf den nördlich gelegenen Sangihinseln kommt Albinismus häufiger vor. v. Eickstedt (persönliche Mitteilung) beobachtete Albinos unter den Malaien Javas. Seligmann (zit. nach Marchesani) unter Melanesiern und Polynesiern. Heiser und Villafranca auf den Philippinen (zit. nach Marchesani).

Bereits die alltägliche Erfahrung zeigt uns, daß Albinos unter Europiden bedeutend seltener sind. Es gelang mir auch nicht, eine Nachricht von den Kennern Ostasiens zu erlangen, daß das Vorkommen von Albinos unter den Chinesen verschiedener Provinzen bzw. Japanern gewöhnlicher wäre als in Europa. Wir haben andererseits oben gesehen, daß auch bei den Völkern der asiatischen Rassegruppe, soweit es sich um kleinere Stämme handelt (Java, Philippinen), eine überdurchschnittliche Häufigkeit der Albinos vorkommt. Das gleiche gilt auch für die Europiden. In den abgelegenen Dörfern der Schweiz, Norwegens, Schottlands (Seyfarth zit. nach Marchesani) sollen Albinos relativ zahlreich sein. Die als verkommene Splitterreste der möglicherweise mit Mauren vermischten Westgoten angesprochenen Cagots, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im südwestlichen Frankreich und nördlichen Spanien als eine geächtete, nur unter sich fortzüchtende Menschengruppe heimisch waren, zeigten neben den anderen Mißbildungen relativ häufig auch Vitiligo und Albinismus. Das gleiche gilt für die versprengten und genetisch abgeschlossenen Gruppen der Juden (Seyfarth, Guyon, Flemming, Meyerhof, zit. nach Marchesani).

Nun handelt es sich auch bei den oben erwähnten, von Albinismus besonders stark heimgesuchten Völkern (Neger, Malaien, Indianer) um lauter Völker, die in einzelne, menschenarme Stämme zersplittert sind. Die Frauen für einzelne Sippen dieser Stämme werden aus zahlenmäßig sehr begrenzten Reservoiren geholt. Seit Jahrhunderten sind alle Sippen solcher Stämme miteinander ausgehnt verwandt. Die Folge dieser Inzucht muß ein über dem Durchschnitt häufiges Zusammentreffen der Heterozygotenindividuen und eine Manifestation der sonst versteckten, rezessiv vererbaren Anlagen sein. Auch eine rezessiv vererbare Mutation muß sich bei derartiger kleinerer Menschengruppe häufiger phänotypisch zeigen. So sieht man tatsächlich bei den Negern Vorderkameruns manche kleinen Mißbildungen (sechster Finger, verschiedene gutartige Neubildungen) unvergleichlich häufiger als z. B. in Europa¹⁾. Unter den zu bedeutend zahlreicheren Lebensgemeinschaften zusammengeschlossenen Äthiopiden Abessiniens soll Albi-

¹⁾ Auffallenderweise konnte E. A. Zwillig (persönliche Mitteilung) unter den wenig zahlreichen Pygmiden Kameruns keine Albinos beobachten.

nismus nicht vorkommen (Dr. v. Lutterotti, persönliche Mitteilung). Das gleiche gilt für die Äthiopiden Hinterkameruns (E. A. Zwilling). Es ist daher wahrscheinlich, daß die Häufung des Albinismus nicht an bestimmte Rassen gebunden ist, sondern da auftritt, wo ein Volk, gleich welcher Rasse, einer weitgehenden Inzucht verfällt. Ähnliches sieht man auch bei Tieren, wo Albinismus unter den z. B. auf kleine Inseln isolierten Gruppen besonders häufig auftritt; so die weißen Kolkraben auf Island, auf den Färöern u. ä. (Reinig S. 86 u. 94).

Andererseits muß folgendes hervorgehoben werden: alle die von mir erfaßten Negeralbinos hatten weiße Haut, hellgelbe Haare — keiner aber wies das vollständige Bild eines Albinos mit der roten pigmentlosen Iris und den weißen ebenfalls pigmentfreien Haaren auf. Es handelt sich also nicht um den totalen, vielmehr um den universellen unvollständigen Albinismus, den sogenannten Albinoidismus (Marchesani). Unter Hellhäutigeren der europäischen Rassen würden solche Albinoide nur durch ihren Nystagmus, nicht aber durch ihre helle Komplexion auffallen. Und so erhebt sich die Frage, ob auch unter uns hellhäutigen Europiden so mancher Albinoid unerkannt herumläuft. In diesem Zusammenhang sei auf das isolierte Fehlen bzw. Aplasie der Makula — „Fundusalbinismus“, der Albinismus solum bulbi kommt vor — hingewiesen (Vogt, Nettleship, Holm, zit. nach Marchesani). Dieser wird vom Nystagmus okulären Ursprungs begleitet und ist als ein Erbleiden unter dem Namen — das erbliche Augenzittern bekannt. Dieser in etwa 40% der Fälle (Ohm, Gamble) mit Schielen verbundenen Krankheit liegt, gleich dem Albinismus, eine Störung der Ektodermentwicklung zugrunde. „Ein wesentlicher Unterschied im klinischen Bilde des hereditären Nystagmus und des Nystagmus beim Albinismus ist nicht vorhanden“ (Harms, S. 295, Semadeni, weitere Literatur bei Harms). Um einen solchen Fall wird es sich wohl auch bei der in der Münch. med. Wschr. 1938 S. 1081 im „Fragekasten“ beschriebenen Familie handeln, wo ein 4 Monate alter Knabe von seiner Geburt ab an einer ausgesprochenen Lichtscheu und erheblichem Nystagmus leidet, die Mutter an einem unbedeutenden Schielen, der Großvater mütterlicherseits und sein Bruder, der Urgroßvater und ein Vetter der Mutter die gleichen Erscheinungen wie das Kind gezeigt haben. Ausgesprochen sind bei allen Kranken die hellblonden Haare und hellblauen Augen, Merkmale, die allerdings auch sonst in der Familie vorkommen. Sowohl der Anfrager wie der antwortende Meisner vermuten das Vorhandensein eines nicht vollständigen Albinismus. Sollten derartige Fälle des Augenzitterns den von uns beschriebenen Negeralbinoiden entsprechen, so wäre der Häufigkeitsunterschied zwischen dem Vorkommen des Albinismus unter den Negriden einerseits und unter den Europiden andererseits etwas ausgeglichen. Hemmes (zit. nach Harms) errechnet die Häufigkeit des erblichen Nystagmus in Holland mit 1:5000 bei dem männlichen und mit 1:10000 bei dem weiblichen Geschlecht. Totale Albinos (rote Iris, weiße Haare) unter den Negern konnte ich weder beobachten noch ihre Beschreibungen vorfinden. Alle Autoren (Plehn, O. Fischer) sprechen ausdrücklich von grauen Augen der von ihnen beobachteten Negeralbinos.

Zusammenfassung.

1. Albinos sind unter den Negern Westafrikas recht häufig. 11 Albinos in der Tikoebene und um Buea herum wurden näher untersucht. 3 davon waren weiblich. 5 weitere Albinos konnten berichtsmäßig erfaßt werden.

2. Alle die untersuchten Albinos hatten eine weiße bzw. weißrosa, sonst aber derbe Haut und strohgelbe engkrause Haare. Die Farbe der Iris schwankte zwischen grau und dunkelbraun. Rotäugige und weißhaarige Albinos kamen nicht zur Beobachtung.

3. Es konnten keine schädlichen Einwirkungen der Besonnung auf Haut, Gehirn bzw. Augen der Albinos festgestellt werden. Bis auf zwei sich noch im Kindesalter befindliche Albinos, die auf Sonnenbestrahlung des ungeschützten Kopfes manchmal mit Brechreiz reagierten, erwiesen sich die Albinos gegenüber der Sonne nicht weniger widerstandsfähig als ihre normalen Stammesgenossen. Die meisten der untersuchten Albinos zeigten einen angeborenen Nystagmus. Ein Zusammenhang zwischen der Augenfarbe und der Intensität des Augenzitterns bestand nicht. Einige der Albinos schielten. Hemeralopie war nie vorhanden.

4. Die Intelligenz der Albinos entsprach der von normalen Negern. Auch konnten keine Nerven-, Geistes- bzw. sonstige gesundheitliche Schäden festgestellt werden.

5. In ihren Rassenmerkmalen unterschieden sich die Albinos nicht von ihren dunklen Stammesgenossen.

6. Albinismus ist auch bei den Negern eine erbliche Mißbildung. Sie zeigt einen einfach rezessiven Erbgang.

7. Unter normalen Negern Westafrikas ist eine gewisse Hellhäutigkeit (gelblichbraun bis braungelb) keine Seltenheit. Manchmal wird diese von dunkelbrauner Haarfarbe begleitet. Auch kommen helläugige (bis zum lichten Grau) Neger vor. Die helle Augenfarbe kann mit der sonst helleren Komplexion zusammenfallen, sie kann aber auch bei „gut schwarzen“ Negern vorkommen. Diese Merkmale werden vererbt. Da solche Neger sonst alle rassischen Merkmale ihrer dunkleren Stammesgenossen zeigen, wird angenommen, daß diese Aufhellung der Komplexion noch innerhalb der Variationsbreite der normalen Rassenmerkmale liegt. Ein erbmäßiger bzw. klinischer (Nystagmus!) Zusammenhang der Hellhäutigkeit mit Albinismus bestand nicht.

Die Bedeutung fremdrassiger (äthiopic, europid) Einschläge bei manchen Fällen der helleren Komplexion wird an einigen Beispielen dargetan.

8. Ein Fall der erblichen Leukodermie (partieller Albinismus) und ein Fall des Rutilismus werden beschrieben, ohne daß ein Zusammenhang mit dem Albinismus zunächst gefunden werden konnte.

9. Die Häufung des Albinismus bei einigen dunklen zahlenmäßig kleinen bzw. in kleine Stämme zerfallenden Volksgruppen (Neger, Malaien, Indianer des südamerikanischen Urwalds) ist wahrscheinlich eine Folge der durch Inzucht begünstigten Manifestation rezessiver Erbmerkmale. Ein Zusammenhang mit der Rassen-

zugehörigkeit besteht nicht. Denn eine ähnliche Häufigkeit der Albinos wird auch unter den isoliert wohnenden und daher der Inzucht verfallenen Gruppen der Europiden nicht selten beobachtet.

Andererseits wird darauf hingewiesen, daß sowohl alle die oben beschriebenen als auch die im Schrifttum erwähnten Negeralbinos bei ihrer Iris- wie Haarfarbe eigentlich keine totalen Albinos, sondern nur Albinoide gewesen sind. Innerhalb einer hellfarbigen Bevölkerung würden sie nur durch ihren Nystagmus auffallen. Es wird daher die Vermutung ausgesprochen, daß der okulär durch Fundusalbinismus bedingte Nystagmus bei Europiden — das erbliche Augenzittern — solchen Albinoidismüsällen der Negriden entspricht. Das würde den Unterschied der Albinismushäufigkeit zwischen diesen beiden Rassen etwas ausgleichen. Das Vorkommen der totalen Albinos scheint auch bei den Negern selten zu sein.

Schrifttum.

- v. Eickstedt, Rassenkunde u. Rassengeschichte der Menschheit. Enke, Stuttgart 1934.
- Harms, Erbliches Augenzittern. Handb. d. Erbkrankh. von Gütt, Bd. 5. Erbleiden des Auges S. 287. Thieme, Leipzig 1938.
- Leschmann, Öff. Ges.Dienst 4 (A) 284 (1938).
- Marchesani, Albinismus. Handb. d. Erbkrankh. von Gütt, Bd. 5. Erbleiden des Auges, S. 142. Thieme, Leipzig 1938.
- Meyer Hans, Das Deutsche Kolonialreich. Bd. I, 1909. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.
- Plehn, Tropenhygiene. G. Fischer, Jena 1906.
- Ranke, K. E., Über die Hautfarbe der südamerikanischen Indianer, Z. Ethnol. 40, 61 (1898).
- Reinig, Melanismus, Albinismus und Rufinismus. G. Thieme, Leipzig 1937.
- Semadeni, Schweiz. med. Wschr. 1939, 343.

Über Zusammenhänge von Begabung, Schulleistung und Geschwisterzahl in einem märkischen Landkreis.

Von Fritz Heier, Treuenbrietzen.

(Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem [Direktor: Prof. Dr. Eugen Fischer] und dem Institut für Rassenhygiene der Universität Berlin [Prof. Dr. Fritz Lenz].)

Erhebungen über die Zusammenhänge von Begabung, Schulleistung und Geschwisterzahl haben bisher regelmäßig eine negative Korrelation zwischen Schulleistung und Geschwisterzahl, sowie zwischen Begabung und Geschwisterzahl ergeben. Die Höhe dieser negativen Korrelation ist jedoch an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten nicht gleich befunden worden. In Anbetracht der Wichtigkeit dieser Zusammenhänge für die Beurteilung der unterschiedlichen Fortpflanzung, von der die Erbqualität künftiger Generationen abhängt, ist es nötig, solche Erhebungen von Zeit zu Zeit und in verschiedenen Gegenden mit verschiedener wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Struktur zu wiederholen.

Ich habe im Herbst 1938 Erhebungen dieser Art in dem ländlichen Kreise Zauch-Belzig (Provinz Brandenburg) angestellt, und zwar habe ich die Jahrgänge des 2. und 3. Grundschuljahres in 4 Kleinstädten und 20 Dörfern erfaßt. Im ganzen waren es 964 Probanden. Die Namen der Orte und die Anzahl der Probanden sind im einzelnen:

Treuenbrietzen	185	Dippmannsdorf	20
Belzig	151	Buchholz	19
Beelitz	137	Fredersdorf	18
Niemegk	86	Ragösen	17
Brück	59	Medewitz	15
Wiesenburg	31	Krahne	15
Frohnsdorf	33	Linthe	12
Lütte	26	Nichel	11
Rottstock	26	Baitz	9
Cammer	26	Dahmelang	7
Golzow	26	Neschholz	6
Wittbrietzen	23	Brachwitz	6

Ich habe die Erhebungen an Hand von Fragebogen durchgeführt, die folgende Fragen enthielten: Name? Vorname? Geburtstag? Beruf des Vaters? Berufsarbeit der Mutter? Kinderzahl des Elternpaares? wieviel Mädchen, wieviel Knaben (zur Kontrolle)? Geschlecht des jüngsten Kindes? Noten für: Begabung, Lesen, mündlichen Ausdruck, Rechtschreibung, Rechnen, Heimatkunde?

Das erste Schuljahr, wo ja noch niemand durch Sitzenbleiben ausfällt, habe ich nicht berücksichtigt, weil man diese Kinder noch zu wenig kennt. Höhere Klassen – von der vierten an – habe ich nicht erfaßt, weil durch Übergang begabter Schüler in höhere Schulen eine Auslese stattfindet.

Die erfaßten Schüler sind bis auf ganz geringe Ausnahmen in der Zeit vom 1. 8. 1929 bis 31. 7. 1931 geboren. Es sind 449 Knaben und 515 Mädchen. Von die-

sen ist niemand in die Hilfsschule gekommen. Das Material kann also als repräsentativ für die dortige Bevölkerung gelten.

Zur Beurteilung der Schulleistungen und der Begabung sind die gebräuchlichen Noten verwandt: 1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = genügend, 4 = ungenügend, 5 = schlecht; dazu die Zwischenensuren 1 bis 2 = ziemlich sehr gut, 2 bis 3 = ziemlich gut, 3 bis 4 = ziemlich genügend. Die Beurteilung des einzelnen Schülers ist entweder von dem betreffenden Lehrer eigens für diese Arbeit vorgenommen worden, oder es sind die Noten der Zeugnisse verwandt, oder die Lehrer haben ihr Urteil neu an Hand der Zeugnishefte gefällt.

Die durchschnittliche Schulleistung ist als arithmetisches Mittel aus den Noten in den genannten Fächern berechnet worden, wobei alle Fächer gleich bewertet worden sind. In den Tabellen sind die Zwischenensuren 1 bis 2, 2 bis 3 und 3 bis 4 nicht verwandt; die Zahlen bis 0,5 sind vielmehr auf die bessere, von einschließlich 0,5 abwärts auf die schlechtere Note abgerundet.

Ich habe mit Ausnahme von Treuenbrietzen alle Erhebungen selbst angestellt. Bei den Rektoren und den Lehrern der Schulen habe ich fast ausnahmslos großes Entgegenkommen und zum Teil tatkräftige Hilfe gefunden. Ich möchte auch an dieser Stelle besonders den Lehrern in Treuenbrietzen, die dort die Erhebungen durchgeführt haben, meinen Dank zum Ausdruck bringen.

Die Aufstellung der Fragebogen und die Einteilung in soziale Schichten habe ich im Interesse der Vergleichsmöglichkeit in enger Anlehnung an Katharina Hell, die eine aufschlußreiche Erhebung in Saarbrücken durchgeführt hat (1934), vorgenommen. Demgemäß habe ich nach dem Beruf des Vaters vier soziale Schichten unterschieden:

1. Akademiker, höhere Beamte.
2. Mittlere Beamte, kleine Unternehmer, selbständige Gewerbetreibende, Kaufleute.
3. Handwerker, Bauern (nur kleinere Wirtschaften), untere Beamte.
4. Ungelernte Arbeiter, Landarbeiter.

Tabelle 1. Schulleistung und Kinderzahl der Eltern.

Schulnoten	Kinderzahl der Eltern													Zahl d. Ind.	Rohe Kind. zahl	Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
2	86	138	77	27	13	2	4	2	—	—	—	—	—	349	2,4	1,7
3	93	152	104	65	29	19	7	1	—	—	—	—	1	471	2,6	2,0
4	8	23	35	22	8	10	2	3	—	1	—	—	—	112	3,4	2,7
5	—	2	4	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	3,0	2,8
Zahl der Indiv.	187	315	220	116	50	31	13	6	—	1	—	—	1	940	—	—
Durchschnitts-note	2,6	2,6	2,8	3,0	2,9	3,3	2,8	3,2	—	4,0	—	—	3,0	—	—	—
	$M_x = 2,71$			$\sigma_x = 1,49$				$r = 0,23 \pm 0,028$								
	$M_y = 2,76$			$\sigma_y = 0,68$												

In Tabelle 1 sind die Schulleistungen der Kinder und die Kinderzahl der Eltern in Beziehung gesetzt. Die Eltern der Kinder mit Note 2 haben eine durchschnittliche Kinderzahl von 2,4, die Eltern der Kinder mit Note 3 von 2,6 und die der Kinder mit Note 4 eine solche von 3,4. Daß die Kinderzahl der Eltern der Kinder mit Note 5 etwas unter der bei Note 4 liegt, ist wohl Zufall der kleinen Zahl. Bei diesen Zahlen ist zu bedenken, daß sie nur für die von den Kindern aus tatsächlich erfaßten Familien gelten. Da bei dieser Art der Erfassung kinderlose Paare gar nicht in das Material kommen und die Wahrscheinlichkeit einer Familie, in ein derartig gewonnenes Material zu kommen, mit der Zahl der Kinder steigt, darf man daraus nicht ohne weiteres auf die durchschnittliche Kinderzahl derartiger Paare schließen. Diese ist vielmehr wesentlich niedriger. Ich habe nach einer von Lenz angegebenen Methode, die die verschiedenen Familien umgekehrt proportional ihrer Kinderzahl ins Gewicht fallen läßt, die durchschnittliche Kinderzahl je fruchtbare Ehe berechnet und diese reduzierten Zahlen in der letzten Spalte angegeben. In diesen reduzierten Kinderzahlen kommt es noch schärfer und regelmäßiger zum Ausdruck, daß die Kinderzahl der Eltern bei den besseren Schulnoten kleiner ist. Die einzigen Kinder und jene, die nur ein Geschwister haben, haben im Durchschnitt bessere Schulnoten als die Kinder aus kinderreicheren Familien. Der Korrelationskoeffizient zwischen Schulleistung der Kinder und Kinderzahl der Eltern errechnet sich auf $r = 0,23 \pm 0,028$. Die Korrelation ist also recht beträchtlich.

Man wird diese Korrelation im wesentlichen auf Geburtenverhütung seitens der intelligenteren und strebsameren Eltern zurückführen müssen. Ob daneben auch ein hemmender Einfluß einer größeren Geschwisterzahl auf die Schulnote mitspielt, ist nicht sicher auszuschließen, aber fraglich. Denkbar wäre es auch, daß eine ungünstige soziale Umwelt einerseits in der Richtung auf schlechtere Schulnoten und andererseits in der Richtung auf eine größere Geschwisterzahl wirke. Die Geschwisterzahl könnte also, was die Umweltwirkung betrifft, einerseits Folge, andererseits aber auch Ursache sein. Bezüglich der erbbedingten Begabung können die Unterschiede der Kinderzahl nur Folge, nicht aber auch Ursache sein. Die Korrelation zwischen Schulleistung und Kinderzahl ist wohl sicher nicht entweder nur erbbedingt oder nur umweltbedingt, sondern beides gleichzeitig. Ein Weg, den relativen Anteil von Erbe und Umwelt an dieser Korrelation abzuschätzen, besteht in der Gegenüberstellung der Korrelation zwischen Schulleistung und Kinderzahl und der zwischen Begabung und Kinderzahl. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Begabung der Kinder und der Kinderzahl ist nur auf dem Weg über die Eltern denkbar; denn die Begabung kann durch die Kinderzahl selbstverständlich weder verbessert noch verschlechtert werden.

In Tabelle 2 ist die Begabung der Kinder mit der Kinderzahl der Eltern in Beziehung gesetzt. Die Begabungsnoten, die dieser Tabelle zugrunde liegen, sind von den Lehrern auf Grund ihrer Erfahrung geschätzt. Eine solche Schätzung ist gewiß keine völlig sichere Erfassung des Grades der Begabung im Einzelfall; im Durchschnitt werden die Kinder, deren Begabung von den Lehrern als gut geschätzt wird, aber doch begabter sein als solche mit der geschätzten Begabungsnote Genügend oder gar als die mit Mangelhaft. Es kommt bei unserer Untersuchung ja nicht auf Einzelfälle sondern auf Regelmäßigkeiten im größeren Durchschnitt

an. Aus Tabelle 2 errechnet sich ein Korrelationskoeffizient zwischen Begabung der Kinder und Kinderzahl der Eltern von $r = 0,16 \pm 0,04$. Die Korrelation zur Begabung scheint also geringer zu sein als die zur Schulleistung, was für einen gewissen Einfluß auch der Umwelt auf diese Zusammenhänge sprechen würde. Allerdings liegen die beiden gefundenen Korrelationskoeffizienten innerhalb ihrer wechselseitigen Fehlergrenzen; sie sind also nicht sicher verschieden. Demgemäß ist ein Umweltanteil durch unsere Erhebung nicht erwiesen.

Tabelle 2. Begabung und Kinderzahl der Eltern.

Begabungsnoten	Kinderzahl der Eltern											Zahl d. Ind.	Rohe Kind. zahl	Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11			
2	33	62	40	16	4	2	2	2	—	—	1	162	2,6	2,0
3	47	81	57	38	19	8	2	1	—	—	—	253	2,7	2,1
4	4	12	25	17	4	2	2	—	—	—	—	66	3,3	2,7
5	—	3	1	—	—	2	—	—	—	—	—	6	3,5	2,8
Zahl der Individ.	84	158	123	71	27	14	6	3	—	—	1	487	—	—
Durchschnittsnote	2,7	2,7	2,9	3,0	3,0	3,3	3,0	2,3	—	—	2,0	—	—	—
	$M_x = 2,77$		$\sigma_x = 1,44$		$r = 0,16 \pm 0,04$									
	$M_y = 2,83$		$\sigma_y = 0,70$											

Ein wesentlicher Einfluß der erbbedingten Begabung auf die Kinderzahl kann dagegen als sichergestellt gelten; denn andernfalls wäre gar keine Korrelation zwischen Begabung und Kinderzahl zu erwarten. Die Höhe dieser Korrelation hängt allerdings mit von äußeren Umständen ab. In einer Bevölkerung, wo noch keine wesentliche Beschränkung der Kinderzahl eingesetzt hat, wo also die Begabten ebenso wie die Minderbegabten viele Kinder haben, ist natürlich keine Korrelation zwischen der Kinderzahl und der Begabung zu erwarten. Auch wo es in einer Bevölkerung nur relativ geringe Unterschiede der Begabung gibt, ist keine hohe Korrelation zu erwarten. Aus diesen beiden Gründen dürfte es sich erklären, daß an städtischem Material wesentlich höhere Korrelationen als an ländlichem gefunden worden sind. So hat Gertrud Decker in Gießen eine Korrelation von $0,53 \pm 0,026$ gefunden und Katharina Hell in Saarbrücken Korrelationen von 0,49 bis 0,53. In einer Erhebung, die Diedrich zu gleicher Zeit wie ich durchgeführt hat, und zwar an Stettiner Grundschulern, hat er zwischen Schulleistung der Kinder und Kinderzahl der Eltern eine Korrelation von $0,44 \pm 0,013$ gefunden, also einen Wert, der nur wenig hinter dem von Decker und Hell erhaltenen zurückbleibt. Andererseits haben Lenz und Kara Lenz - v. Borries für den ländlichen fränkischen Bezirk Kronach Korrelationen von $0,11 \pm 0,017$ und $0,10 \pm 0,017$ gefunden, also Werte, die von dem in dem ländlichen Bezirk Zauch-Belzig sich wenig unterscheiden. Die etwas höhere Korrelation in Zauch-Belzig harmo-

nirt mit der Tatsache, daß der Kreis Zauch-Belzig weniger ausgesprochen ländlich als der Bezirk Kronach ist und daß die durchschnittliche Kinderzahl in Zauch-Belzig wesentlich geringer ist. Die reduzierte durchschnittliche Kinderzahl je fruchtbare Ehe betrug in der betrachteten Zeit (um die Jahre 1929 bis 1931) nur 2,0. Das Zweikindersystem ist also als Regel durchgeführt. Demgemäß ist nur ein relativ niedriger Korrelationskoeffizient zwischen Schulleistung und Kinderzahl sowie zwischen Begabung und Kinderzahl zu erwarten. Die beiden Werte $0,23 \pm 0,03$ und $0,16 \pm 0,04$ liegen innerhalb der wechselseitigen Fehlergrenzen, sind also nicht sicher verschieden.

Über die Korrelation der sozialen Schicht und der Kinderzahl gibt Tabelle 3 Auskunft. Der Korrelationskoeffizient $0,20 \pm 0,03$ liegt zwischen den Korrelationskoeffizienten für Schulleistung und für Begabung und ist von jenen nicht sicher verschieden.

Tabelle 3. Soziale Schicht und Kinderzahl der Eltern.

Soziale Schicht	Kinderzahl der Eltern													Gesamt	Rohe Kindzahl	Kinderzahl je fruchtbare Ehe
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
1	1	3	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	2,6	2,3
2	19	32	11	2	2	—	2	—	—	—	—	—	68	2,2	1,7	
3	113	191	117	52	26	9	4	3	—	—	—	—	515	2,5	1,9	
4	52	87	92	54	21	21	7	3	—	1	1	—	340	3,1	2,2	
gesamt	185	313	224	109	49	30	13	6	—	1	1	—	932	2,7	2,0	
	$M_x = 2,70$			$\sigma_x = 1,58$				$r = 0,20 \pm 0,030$								
	$M_y = 3,27$			$\sigma_y = 0,16$												

Die reduzierte durchschnittliche Kinderzahl nimmt von der zweiten bis zur vierten sozialen Schicht zu. In der ersten sozialen Schicht dagegen ist sie auffallenderweise am größten. Das kann zwar Zufall sein, weil die Zahl 2,3 von nur 9 Probanden aus berechnet ist. Immerhin liegt das Ergebnis in der gleichen Richtung wie das entsprechende der gleichzeitigen Erhebung Diedrichs an Stettiner Grundschulern. Da auch schon Lotze (1934) an Stuttgarter Grundschulern in der ersten sozialen Schicht eine etwas größere Kinderzahl als in den mittleren Schichten gefunden hat, spricht die Gleichsinnigkeit dieser Ergebnisse dafür, daß die etwas größere Kinderzahl der ersten Schicht im Vergleich zu den mittleren doch wohl nicht nur ein Zufallsbefund ist.

Tabelle 4. Begabungs- und Leistungsnoten der Kinder aus Familien mit 1 bis 4 und 5 und mehr Kindern.

Kinderzahl der Eltern	Leistung	Begabung
1 bis 4 Kinder (838 bzw. 436)	2,7 ¹⁾	2,8
5 und mehr (102 bzw. 51)	3,2 ¹⁾	3,0

¹⁾ Die durchschnittlichen Leistungsnoten sind aus den Durchschnittszensuren der Schulleistung der einzelnen Probanden errechnet worden. Diese waren auf zwei Stellen hinter dem Komma berechnet, erst das Endresultat ist in der Tabelle auf eine Stelle abgerundet worden.

Ich habe in Tabelle 4 die Durchschnittsnoten der Kinder aus Familien mit 1 bis 4 Kindern denen aus Familien mit 5 und mehr gegenübergestellt. Sowohl in der Leistung als auch in der Begabung schneiden die Kinder der größeren Familien ungünstiger ab als die der kleineren Familien; während der Unterschied in der Leistung 0,5 Noten beträgt, ist er in der Begabung nur 0,2. Man könnte geneigt sein, den etwas größeren Unterschied bezüglich der Schulleistung auf einen hemmenden Einfluß einer größeren Geschwisterzahl zu beziehen.

Unter den Probanden sind 21 uneheliche und Adoptivkinder, die in der Regel ja auch unehelich sind. Ich habe deren Schulleistung und Begabung in Tabelle 5 der Gesamtheit gegenübergestellt. Während die Gesamtheit eine durchschnittliche Schulnote von 2,8 hat, sind die Schulnoten der Unehelichen 3,1 bis 3,2. In der Begabungsnote ist der Unterschied noch größer, 3,4 gegenüber 2,8.

Tabelle 5. Schulleistung und Begabung der Unehelichen.

	Schulleistung	Begabung
Gesamtheit (487)	2,8	2,8
Uneheliche (21 bzw. 14)	3,1 bis 3,2	3,4

Im ganzen hatten 487 Schüler eine Note in Begabung; von den 21 Unehelichen hatten 14 eine Note in Begabung. Die schlechteren Noten der Unehelichen mögen zum Teil durch eine ungünstigere Umwelt verursacht sein. Andererseits sind die Eltern der Unehelichen eine ungünstige Auslese. Die unehelichen Mütter sind in der Regel aus mehr oder weniger triftigen Gründen von dem Vater ihres Kindes nicht geheiratet worden; manche sind vermutlich auch infolge schwacher Begabung zu der unehelichen Schwangerschaft gekommen. Die Eltern vorehelicher, später legitimierter Kinder darf man als Gruppe nicht in einen Topf mit den Eltern dauernd unehelicher Kinder werfen; jene stehen biologisch vielmehr den ehelichen Eltern näher. In meinem Material sind vorehelich geborene Kinder von den ehelich geborenen nicht getrennt, weil sie schon vor dem Schulalter legitimiert und damit als ehelich eingeschult worden sind. Auch Diedrich hat an seinem Stettiner Material gefunden, daß „die Leistungsnoten und Begabungsnoten der unehelichen Kinder im Durchschnitt unter denen der ehelichen liegen“.

Tabelle 6. Berufsarbeit der Mutter und Schulleistung.

Soz. Schicht	Mutter berufstätig		Mutter nicht berufstätig	
	Zahl der Probanden	Durchschnittsnoten	Zahl der Probanden	Durchschnittsnoten
1	—	—	9	2,3
2	—	—	68	2,3
3	222	2,7	293	2,7
4	119	3,0	224	3,0
Gesamt	341	2,8	594	2,7

Tabelle 7. Berufsarbeit der Mutter und Begabung.

Soz. Schicht	Mutter berufstätig		Mutter nicht berufstätig	
	Zahl der Probanden	Durchschnittsnoten	Zahl der Probanden	Durchschnittsnoten
1	—	—	2	3,0
2	—	—	20	2,5
3	144	2,7	140	2,7
4	35	2,9	113	2,9
Gesamt	179	2,8	275	2,8

Um einem eventuellen Einfluß der Umwelt in anderer Richtung nachzugehen, habe ich in Tab. 6 und 7 die Leistungs- und Begabungsnoten der Schüler, deren Mütter berufstätig sind, mit den Noten der Schüler verglichen, deren Mütter nicht berufstätig sind. Daß sich die Berufsarbeit der Mütter nicht in der Begabung des Kindes auswirkt, war zu erwarten. Tabelle 7 zeigt in den mittleren Noten übereinstimmende Werte. Ein Einfluß der Berufsarbeit der Mutter auf die Schulleistung der Kinder dagegen wäre durchaus verständlich. Mehrere Lehrer meinten, die Leistungen wären entschieden besser, wenn die Eltern sich mehr um die Schularbeiten der Kinder kümmern würden. Tatsächlich ließ sich ein solcher Einfluß an unserem Material jedoch nicht nachweisen. Ich habe die Noten in dieser Hinsicht innerhalb der einzelnen sozialen Schichten verglichen. Wie Tabelle 6 zeigt, sind die mittleren Leistungen der Kinder berufstätiger und der nicht berufstätiger Mütter gleich. Das Ergebnis stimmt also im wesentlichen mit dem von Diedrich überein. Der Unterschied von 2,8 und 2,7 beim Mittel der Gesamtheit ist bedingt durch die sozialen Schichten 1 und 2 auf der Seite der nicht berufstätigen Mütter, ändert also nichts an der Übereinstimmung der durchschnittlichen Leistungsnoten.

Die durchschnittliche Kinderzahl jener Eltern, die im Jahre 1938 Kinder in der zweiten und dritten Grundschulklasse hatten, betrug 2,7. Da bei der Erfassung von den Kindern her kinderreichere Eltern eine größere Wahrscheinlichkeit haben, in das Material zu gelangen, als kinderarme, ist die durchschnittliche Kinderzahl je fruchtbare Ehe geringer. Sie ergibt sich auf Grund der erwähnten Reduktionsrechnung auf 2,0. Dabei sind die kinderlosen Ehen noch nicht berücksichtigt. Diese können für den Kreis Zauch-Belzig auf rund 15 % angenommen werden. Unter Berücksichtigung dieser 15% erhält man für die Geburtsjahrgänge um 1930 eine durchschnittliche Kinderzahl von nur 1,7 Kindern je Ehe. Obwohl es sich um eine ganz überwiegend ländliche Bevölkerung handelt, kamen damals also nicht einmal mehr 2 Kinder auf die Ehe. Eine Kinderzahl von 1,7 reicht nur zur Erhaltung von knapp zwei Dritteln der elterlichen Generation aus, und auch das nur unter der Voraussetzung dauernden Friedens. Sogar die soziale Gruppe 4, die noch die relativ höchste Kinderzahl je Ehe hatte, erhielt nach den Geburtenzahlen jener Jahre im Kreise Zauch-Belzig nicht ihren Bestand. Am stärksten blieben jene Familien hinter der Bestandserhaltung zurück, deren Kinder die besten Leistungs- und Begabungsnoten haben. Bei der Leistungsnote 2 betrug die durchschnittliche Kinderzahl je Ehe 1,4 gegenüber 2,3 bei der Leistungsnote 4. Ob und wie weit sich die Fortpflanzungsverhältnisse im Kreise Zauch-Belzig seit

dem nationalsozialistischen Umbruch gebessert haben, könnte erst durch eine spätere Untersuchung entschieden werden.

Ich habe auf Vorschlag von Herrn Prof. Lenz mein Material noch benützt, um der Frage nachzugehen, ob der Wunsch nach einem männlichen „Stammhalter“ Einfluß auf die Kinderzahl hat. Viele Eltern stellen sich vor, daß der Stamm durch einen Jungen erhalten werde, nicht aber durch ein Mädchen. Ein Sohn kann den Familiennamen weitergeben; er führt auch häufiger als ein Mädchen den Hof oder das Geschäft des Vaters weiter. Daher werden Mädchen weniger gewünscht als Knaben, z. B. wenn die Eltern für ihren Jungen ein Schwesterchen haben wollen. Eltern, die sich ein Mädchen wünschten, gaben mir als Gründe an, man könne ein Mädchen niedlicher anziehen, und es brauche wenigstens nicht in den Krieg zu ziehen. Häufiger aber werden Knaben gewünscht.

Wenn das erste Kind ein Junge ist, lassen es manche Leute bei diesem „Stammhalter“ bewenden. Wenn das erste Kind ein Mädchen ist, lassen sie es häufiger zu einem zweiten Kinde kommen. Ist auch das zweite Kind ein Mädchen, so kommt es häufiger zu einem dritten Kind, als wenn das zweite Kind ein Junge ist. Das Geschlechtsverhältnis (die Knabenziffer) der letztgeborenen Kinder bietet also einen Anhalt, wieweit der Wunsch nach einem „Stammhalter“ von Einfluß auf die Fortpflanzung bzw. auf die Beschränkung der Kinderzahl ist.

Tabelle 8. Die Knabenziffer.

	Probanden	Aller Kinder der Eltern	Der einzigen Kinder	Der jüngsten Kinder
Knaben	449	1285	101	499
Mädchen	515	1217	85	427
Knabenziffer	87	106	119	117
Mittl. Fehler	5,62	4,25	17,5	7,53

Von meinen 964 Probanden sind 449 Knaben und 515 Mädchen; die Knabenziffer der Probanden beträgt also 87. Wie sich diese auffallend niedrige Knabenziffer unter den Schulkindern erklärt, ist nicht leicht zu sagen. Zum Teil mag sie auf dem Zufall der kleinen Zahl beruhen, obwohl sie außerhalb des nach v. Pfaundler berechneten dreifachen mittleren Fehlers der normalen Knabenziffer liegt. Von den gesamten Kindern der von mir erfaßten Eltern sind 1285 Knaben und 1217 Mädchen; für die Gesamtheit der Kinder ergibt sich also die normale Knabenziffer 106. Man könnte daran denken, daß im Schulalter manche Kinder, und zwar besonders Knaben in der Stadt zur Schule gehen. In den erfaßten Jahrgängen werden allerdings noch kaum Kinder nach Berlin auf die Schule geschickt, und die Städte des Kreises Zauch-Belzig sind bei meiner Erhebung mit erfaßt. Ich vermag also die niedrige Knabenziffer meiner Probanden einstweilen nicht befriedigend zu erklären.

Ganz im Gegensatz zu dieser extrem niedrigen Knabenziffer zeigen die einzigen Kinder, die ja stets Probanden sind, die hohe Knabenziffer von 119, allerdings mit einem großen wahrscheinlichen Fehler. Danach scheinen im Kreise Zauch-Belzig in der Tat manche Eltern, wenn das erste Kind ein Junge ist, auf

weitere Kinder zu verzichten. Auch die jüngsten Kinder der Gesamtheit der Eltern zeigen die hohe Knabenziffer von 117; doch liegen diese und die Knabenziffer der Gesamtkinderzahl der Eltern an der Grenze des wechselseitigen mittleren Fehlers. An seinem in Stettin gesammelten Material hat Diedrich eine Erhöhung der Knabenziffer der Letztgeborenen nicht feststellen können. Demnach scheint in der Großstadt der Wunsch nach einem „Stammhalter“ eine geringere Rolle zu spielen als auf dem Lande.

Zusammenfassung.

Im Kreise Zauch-Belzig bestand für die Geburtsjahrgänge 1929–31 eine negative Korrelation zwischen Schulleistung und Geschwisterzahl und zwischen Begabung und Geschwisterzahl. Auch zwischen der sozialen Schicht und der Kinderzahl bestand eine negative Korrelation, jedoch war die Kinderzahl der ersten sozialen Schicht in Übereinstimmung mit den Ergebnissen von Diedrich und Lotze größer als in der zweiten.

Die unehelichen Kinder standen in Schulleistung und Begabung unter dem Durchschnitt der übrigen.

Die Kinderzahl der Bevölkerung reichte in keiner Schicht und keiner Noten- gruppe aus, den Bestand zu halten, am wenigsten in der zweiten und dritten sozialen Schicht und bei den guten Noten.

Die Kinder berufstätiger Mütter hatten innerhalb derselben sozialen Schicht keine anderen Leistungs- und Begabungsdurchschnitte als die Kinder nicht berufstätiger Mütter.

Das Überwiegen von Knaben unter den letztgeborenen Kindern spricht dafür, daß nach der Geburt eines „Stammhalters“ in vielen Fällen weitere Geburten verhütet werden.

Schrifttum.

- Decker, G., Über das Verhältnis von Schulleistung und Geschwisterzahl. Arch. Rassenbiol. **22**, 191 (1929).
- Diedrich, H., Erhebungen an Stettiner Grundschulern über Schulleistung, Begabung und Geschwisterzahl. Arch. Rassenbiol. **35**, 1 (1941).
- Frey, A. R., Unterschiede der Fortpflanzung in den verschiedenen Berufen und Konfessionen während der Jahre 1926–1929. Arch. Rassenbiol. **28**, 113 (1935).
- Hell, K., Zur Frage der Zusammenhänge zwischen Schulleistung, Begabung, Kinderzahl und Umwelt. Arch. Rassenbiol. **28**, 383 (1934).
- Kurz, K., Zusammenhänge zwischen Kinderzahl und wirtschaftlicher Lage des Elternhauses. Arch. Rassenbiol. **20**, 241 (1928).
- Lenz, F., Menschliche Auslese und Rassenhygiene. 4. Auflage. München 1932.
- Lenz-v. Borries, K. und F. Lenz, Schulleistung, Begabung und Kinderzahl. Arch. Rassenbiol. **23**, 61 (1931).
- Lotze, R., Untersuchungen über die gegenseitigen Beziehungen von Schulwahl, Schulleistungen, sozialer Zugehörigkeit und Kinderzahl. Arch. Rassenbiol. **23**, 129 (1931).
- —, Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Schulleistungen, sozialer Schichtung und Familiengröße. Württembergische Schulwarte, **10**. Jahrg., Nr. 12 (1934).
- Meixner, H., Kinderzahl und soziale Stellung der Eltern Münchener Hilfsschüler. Arch. Rassenbiol. **30**, 468 (1936).

Müller, F., Untersuchungen über die Zahl und das Geschlechtsverhältnis der Geschwister von begabten und unbegabten Schülern. Arch. Rassenbiol. **82**, 143 (1938).

Pfaundler, M. v., Über den mittleren Fehler beim Geschlechtsverhältnis. Arch. Rassenbiol. **29**, 384 (1935).

Prokein, F., Über die Eltern der schwachsinnigen Hilfsschulkinder Münchens und ihre Fortpflanzung. Arch. Rassenbiol. **17**, 360 (1925).

Saller, K., Eugenische Erhebungen bei Landschulkindern. Z. Kinderforschg **44**, 1 (1935).

Zum Schluß möchte ich Herrn Prof. Lenz für die Beratung beim Aufbau der Arbeit und bei der Gestaltung des Textes meinen Dank zum Ausdruck bringen.

Referate

v. Verschuer, O., Leitfaden der Rassenhygiene. Verlag Georg Thieme. Leipzig 1941. 260 S., 134 Abb. Preis geb. RM 12.—.

Mit der Einführung der Rassenhygiene als Lehr- und Prüfungsfach in das medizinische Studium ist auch das Bedürfnis nach entsprechenden Lehrbüchern erst akut geworden. Wenn auch bereits 1921 H.W. Siemens ein „Lehrbuch für Studierende und Ärzte“ als „Einführung in die allgemeine Konstitutions- und Vererbungspathologie“ veröffentlicht hat, so besaßen wir doch in Hinsicht auf den Gesamtbereich der Rassenhygiene bis in die letzte Zeit noch keine Werke, die den besonderen Bedingungen der neuen medizinischen Studienordnung hätten genügen können. Sie ließen sich natürlich auch nicht aus dem Boden stampfen, als eines Tages die Rassenhygiene Lehr- und Prüfungsfach wurde, denn zum Entwurf eines wirklichen Lehrbuches gehört nicht nur die souveräne Beherrschung des Stoffes, sondern auch eine große didaktische Erfahrung. So mußte denn erst einige Zeit verstreichen, bis im Vorjahre solche Früchte rassenhygienischer Lehrtätigkeit erscheinen konnten.

Neben F. Keiter, dessen „Kurzes Lehrbuch der Rassenbiologie und Rassenhygiene“ (Verlag F. Enke, Stuttgart 1941) hier außer Betracht bleiben kann, weil es in erster Linie allgemeine Rassenbiologie und Rassenkunde behandelt, hat v. Verschuer, der als Direktor des Frankfurter Universitätsinstitutes für Erbbiologie und Rassenhygiene, als Forscher wie als Lehrer zu den heute führenden Rassenhygienikern zählt und bereits vor 7 Jahren auch mit einem Lehrbuch der Erbpathologie hervorgetreten ist, nunmehr seinen „Leitfaden der Rassenhygiene“ vorgelegt, der in Besonderheit dem akademischen Unterricht gewidmet ist und dabei sowohl dem Dozenten „einen Überblick über das gesamte Wissensgebiet geben und die Gliederung des Stoffes in die vorgesehenen Vorlesungen erleichtern“ wie auch dem Studenten „ein Leitfaden des Unterrichts“ sein soll.

Im gegenwärtigen Stand der Entwicklung sind v. Verschuers Bestrebungen sicher besonders begrüßenswert. Eine Vereinbarung der Dozenten über den rassenhygienischen Lehr- und Prüfungsstoff ist schon im Interesse einer reichseinheitlichen Ausbildung unbedingt notwendig, sie enthebt auch den Studenten der Ge-

fahr, beim Wechsel der Hochschule wegen allfälliger Meinungsdivergenzen seiner Lehrer unverschuldet in Schwierigkeiten zu geraten. Bei einem jungen Fach, dessen äußere Grenzen so schwer fixierbar sind, wie dies in der Rassenhygiene der Fall ist, wird es allerdings noch einige Zeit dauern, bis alle Unebenheiten geglättet sind und in allen wesentlichen Punkten die Einheitlichkeit des Lehrbetriebes gewährleistet ist. Es ist schwer, in der Wissenschaft zu dekretieren, auch in der Lehre.

Mindestens ebenso wichtig erscheint es aber, dem Studenten, der heute weniger als früher die Zeit besitzt, zur Sammlung seines Wissens neben den Vorlesungen noch eingehende Literaturstudien zu treiben, ein entsprechendes Lehrbuch zu geben. Vor umfangreichen Sammelwerken und Handbüchern zeigt der Student oft eine heilige Scheu, er hat ja zumeist auch noch nicht die Fähigkeit, hier das für ihn Nützliche herauszufinden. Daher ist es notwendig, den wichtigsten Stoff in Form eines handlichen Lehrbuches aufzubereiten, und es scheint hier auch vielleicht angebracht, an der vorliegenden Arbeit zuerst auf die allgemeinen Richtlinien zu verweisen, die wir für ihren besonderen Zweck notwendig halten.

Im medizinischen Studienplan verfolgt das Lehrfach der Rassenhygiene im Verein mit Biologie und Rassenkunde, welche wichtige Teile dieses Fundamentes bilden, ein doppeltes Ziel, nämlich einerseits dem werdenden Arzt den kategorischen Imperativ rassenhygienischer Haltung verständlich zu machen und einzupflanzen, denn von der „Mitarbeit der Ärzteschaft“ hängt es in erster Linie ab, „ob die Rassenhygiene mehr und mehr zur Wirklichkeit unseres Lebens wird und sich in das Denken und Fühlen der Menschen als etwas Selbstverständliches einfügt“, und andererseits all die materiellen Kenntnisse zu vermitteln, wodurch „der Dienst am Patienten und der Dienst am Volk sich in harmonischem Einklang verwirklichen“ können. Das Ideal einer solchen Ausrichtung bezeichnet Verf. als „neuen Arzttypus“ im Gegensatz zum „Individualarzt“ oder zum „Hausarzt“ früherer Zeiten, woraus zugleich die ungeheure Verantwortung erhellt, die dem Rassenhygieniker an der Formung unseres künftigen Arzttums zukommt. Wenn aber v. Vershuer dem neuen Typus, der sich doch auf den ganzen Ärztestand beziehen soll, den Namen „Erbarzt“ beilegt und dabei ausdrücklich betont, daß damit kein neuer „Facharzt“ sui generis geschaffen wird, so müssen wir uns wie auch schon dem Studenten klarmachen, wie sich angesichts des ungeheuren Umfangs der neuen Materie das Aufgabengebiet erbärztlicher Tätigkeit in der Praxis verteilen wird.

Dem praktischen Arzt sind schon infolge seiner Vielseitigkeit gewisse, wenn auch individuell variierende Grenzen gesetzt, an denen normalerweise die Aufgabe des klinischen Facharztes beginnt. In erbärztlichen Fragen kann und darf dies nicht anders sein. Wenn auch die Zahl der Kliniker, die sich mit erbpathologischen Problemen besonders befassen, heute noch nicht allzugroß ist und beileibe nicht an jeder Klinik über Erbkrankheiten geforscht wird, ja noch weniger unter der jetzigen Generation praktischer Fachärzte mit den Spezialkenntnissen auch schon das Wissen über den entsprechenden Sektor aus der Erbpathologie verknüpft ist, so kann dies an der prinzipiellen Forderung nichts ändern, daß zur Forschung wie zur letzten Entscheidung über Erbkrankheiten nur der Kli-

niker berufen ist, in dessen Fachgebiet sie fallen. Schon der Zusammenhang mit Diagnose und Prognose macht dies notwendig. Daß das Interesse der Klinik für erbärztliche Fragen heute noch viel zu wünschen läßt, ja daß der Ausbau und die weitere Schaffung von eigenen Forschungsinstituten dringend notwendig ist, sei dabei nicht näher berührt.

Im jetzigen Stadium einer solchen Entwicklung ist daher die besondere Aufgabe des Rassenhygienikers, das bisher Bekannte aus allen Bereichen zusammenzufassen und in der Lehre zu verbreiten, doppelt wichtig. Dies wird auch weiterhin den engsten Kontakt zwischen Rassenhygiene und Klinik ergeben, um so mehr, als infolge der Verbindung zu den praktischen Forderungen der Erbgesundheitspflege, Rassen- und Bevölkerungspolitik einerseits wie zur allgemeinen Genetik andererseits in erster Linie ja vom Rassenhygieniker der Impuls zur erbpathologischen Forschung an die Klinik ausgehen wird. Natürlich ist dies für den Rassenhygieniker selbst auch weiterhin kein Hindernis, unmittelbar an solchen Problemen mitzuarbeiten, die ihm nach jeweils besonderer Ausbildung, Erfahrung und Neigung naheliegen. So wird denn der Rassenhygieniker ebenso wie der Staats- und Volksführung auch dem „Erbarzt“ der Praxis Berater und Mittler sein müssen. v. Verschuer hat in seiner Zeitschrift „Der Erbarzt“ dafür ein Vorbild gegeben.

Die für den Rassenhygieniker gültigen ethischen Grundsätze, die zugleich zum Kern völkischer Weltanschauung gehören, werden auch vom Verf. an geeigneten Stellen hervorgehoben. Sie lassen sich freilich nicht lehren, sondern sind für den Mediziner Voraussetzung, an die aber der Rassenhygieniker ganz besonders appellieren muß. Sehr dankenswert sind in diesem Zusammenhang auch viele praktische Winke für den Umgang mit Erbkranken und ihren Familien, welche v. Verschuer einfließt, denn schon das Vertrauen des Kranken oder Ratsuchenden zu gewinnen ist hier nicht nur für die Sicherheit der Diagnose, sondern auch für den rassenhygienischen Erfolg von größter Wichtigkeit.

Der ausgesprochen didaktische Charakter des Buches zeigt sich nicht nur in der anonymen Darstellung (erst jeweils am Schluß der einzelnen Kapitel wird auf die wichtigsten Sammelwerke verwiesen), sondern vor allem in der gut verständlichen, knappen und prägnanten Fassung des Stoffes, die das Wesentliche hervorhebt, Fragen und Theorien, die noch zu sehr im Widerstreit der Meinungen stehen, beiseite läßt und dennoch dem neuesten Stand der Forschung vollauf gerecht wird. Sehr willkommen werden dem Studierenden auch die vielen guten Definitionen sein. Daß zahlreiche graphische Darstellungen, Tabellen, Stammbäume und eine besonders im erbpathologischen Teil sehr reichhaltige und z. T. farbige Bebilderung die Anschaulichkeit erhöhen, soll noch unter den allgemeinen Vorzügen betont werden.

Der gegenwärtigen Studienordnung entsprechend, die dem Aufgabenbereich des Rassenhygienikers auch die allgemeine Erbbiologie, die Erbnormalbiologie und die Rassenbiologie des Menschen zuweist, wurde auch diesen Kapiteln ein breiter Raum (etwa zwei Fünftel der Seitenzahl) gewidmet. Vorbildlich dargestellt sind hier besonders die Probleme des sog. höheren Mendelismus (Faktorenaustausch, Polymerie, multiple Allelie, Mutation, Genmanifestierung, Letalfaktoren). Zur Unterstützung des Gedächtnisses wäre es vielleicht zweckmäßiger

gewesen, bei der Genmanifestierung nicht die unmittelbaren Übersetzungen der Termini von Timoféeff, sondern die von G. Just geschaffenen Namen Ausprägungshäufigkeit, -grad, -art zu verwenden. Am schwierigsten ist wohl, wie sich auch hier wieder zeigt, über genetische Entwicklungsphysiologie und das Geschlechtsproblem schon ein abgerundetes Bild zu bieten. In diesen Fragen ist die Forschung derart im Fluß, daß jeder Tag neue umstürzende Entdeckungen bringen kann. Ein sehr sorgfältig gewonnener Extrakt bringt der anschließende Teil über die Vererbung normaler körperlicher Eigenschaften. Daß demgegenüber die Erbpsychologie noch sehr im Hintergrund steht, ist ein Beweis für die Jugend dieses Forschungszweiges.

Wenn am vorliegenden Werk Kritik geübt wird, so wird sie sich sicherlich am ehesten auf den schlagwortartigen Auszug der „allgemeinen Rassenbiologie“ richten, der hier nur 20 Seiten umfaßt. Es zeigt sich wohl wieder die Diskrepanz, ein so ungeheures Gebiet wie die menschliche Abstammungslehre und Rassenkunde, die doch auch für Mediziner Gegenstand eines dreistündigen Kollegs ist, in den Lehr- und Prüfungsstoff des Rassenhygienikers einzubeziehen, dessen wichtigste Interessen im Sinne der Berufsausbildung solche Fragen notwendigerweise nur am Rande streifen können. Es wäre darum besser, die allgemeine und spezielle Rassenkunde unbeachtet des Umstandes, daß ihre Bedeutung für die gesamt-medizinische Ausbildung natürlich ebenso außer Zweifel steht wie ihr Zusammenhang mit der Rassenhygiene, also lediglich aus praktischen Gründen, als eigenes Fach dem Anthropologen zu überlassen, der im vorklinischen Studienabschnitt nicht nur lesen, sondern auch prüfen sollte. Dadurch wäre nicht nur der Rassenhygieniker entlastet und die Pflege des Faches in die zuständigen Hände gelegt, sondern auch dem Studenten am besten gedient, der heute beim Staatsexamen vor einem Wald von 15 Fächern steht, während ihm in seinen ersten Semestern doch wesentlich mehr Muße bleibt, mit Dingen, die seinen Beruf nicht unmittelbar betreffen, sich näher zu beschäftigen. Auch für das Lehrbuch der Rassenhygiene fielen dann die entsprechenden Schwierigkeiten weg, vorausgesetzt, daß ein eigener brauchbarer Lehrbehelf über Rassenkunde vorhanden ist, der zurzeit allerdings auch noch fehlt.

Das Kapitel Bevölkerungs politik wird in Anbetracht unserer staatlichen und sozialen Entwicklung von Jahr zu Jahr sicher noch an Umfang zunehmen. Daher wird auch die rassenhygienische Lehre in Zukunft dieser Seite ein erhöhtes Augenmerk zuwenden müssen. v. Verschuer hat zwar in sorgfältiger Wahl die wichtigsten Tatsachen zusammengestellt (S. 100–125), doch wird gerade der Teil in Neuauflagen sehr erweiterungsbedürftig sein.

Die Bedeutung der Erbpathologie kommt in den meisten Gesamtdarstellungen über Rassenhygiene schon in dem großen Raum, den man erbpathologischen Fragen zuweist, zum Ausdruck. Man kann daher um so mehr vom Verf., der sich ja selbst um den Fortschritt der Erbpathologie Verdienste erworben hat, erwarten, daß er den Stoff so vorzüglich gestaltet, wie es nun auch in seinem Lehrbuch geschehen ist. In 60 Seiten ist das Wesentliche auf verhältnismäßig knappem Raum zusammengedrängt und dennoch immer anschaulich und gut verständlich. In keinem Teil des Buches ist das didaktische Ziel so gut gewährleistet wie hier und in den anschließenden letzten Kapiteln, welche „die Auf-

gaben des Arztes in der praktischen Rassenhygiene“ behandeln. v. Verschuers Richtlinien über Erbdiagnose, Erbprognose, das erbärztliche Urteil, Begutachtung für Unfruchtbarmachung und Eheberatung geben nicht nur einen guten Einblick in diese erbärztliche Tätigkeit, sondern vermitteln auch dem jungen Arzt selbst eine erste Anleitung. Ein Anhang mit Fragen und Antworten aus der erbärztlichen Beratung unterstützt dies durch besonders instruktive Beispiele von Fällen aus der Praxis. Wenn schließlich sogar noch ein Einblick in den Gang des anthropologischen Vaterschaftsnachweises gewährt wird, so ver­ gibt Verf. nicht zu betonen, daß neben allgemeinen Kenntnissen „eine große Erfahrung in der morphologischen Untersuchung und ein solides Wissen über die Variabilität und den Erbgang der Einzelmerkmale in der betreffenden Bevölkerung“ eine Voraussetzung zu solchen Untersuchungen ist. Man hätte zweck­ mäßig noch beifügen können, daß schon aus diesen Gründen solche Unter­ suchungen auf einen kleinen Kreis von Fachleuten beschränkt bleiben müssen und daher nicht Gegenstand der ärztlichen Praxis sein können.

Rückblickend auf die in der Erbpathologie angewendeten Methoden sei schließ­ lich noch bemerkt, daß eine genauere Besprechung von Wesen und Bedeutung der empirischen Erbprognose (mit Erwähnung ihres Schöpfers) uns wichtig er­ schien, schon deswegen, weil gerade mit dieser Methode die theoretischen Grund­ lagen für wesentliche Bestimmungen des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses gewonnen wurden und weil bei ihrer allgemeineren Anwendung durch die Forscher sicher noch weitere, auch praktisch wichtige Ergebnisse zu erwarten sind.

All diese vorstehenden Bemerkungen können aber unser Gesamturteil in keiner Weise beeinträchtigen, welches nur dahin lauten kann, daß wir bisher kein gleichgeeignetes Lehrbuch der Rassenhygiene für Mediziner besitzen. Ge­ wiß werden andere Lehrer in Einzelheiten vom Autor abweichen, manches weniger berücksichtigen, anderes wieder stärker betonen oder neu hinzufügen. Im allgemeinen ließe sich aber die dem Verf. gestellte Aufgabe zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl kaum besser lösen. v. Verschuer hat damit seinem Fach, der jungen Ärzteschaft und den in der Zukunft von ihr betreuten Kreisen gleich große Dienste erwiesen.

A. Harrasser.

Lutz, Prof. Dr. Karl, Biologisches Quellen- und Lesebuch. J. F. Lehmanns Verlag, München 1941.

Wie Verfasser im Vorwort angibt, ist sein biologisches Quellen- und Lesebuch hauptsächlich für den Biologieunterricht der Oberstufe in der Höheren Schule bestimmt, vor allem auch zum Aufsuchen von Originaltexten für den Lehrer. Das Buch gliedert sich in 8 Abschnitte (Allgemeines, Zur Lehre von der Fort­ pflanzung und Entwicklung, Zur Zuchtwahl und Abstammungslehre, Zur Ver­ erbungslehre, Zur Rassenkunde, Zur lebensgesetzlichen Staats- und Geschichts­ betrachtung, Zur lebenswissenschaftlichen Wertlehre, Zur Rassenpflege, Erb­ gesundheitslehre und Bevölkerungspolitik), deren jeder sich aus einer Reihe ein­ schlägiger Aussprüche, Originalaufsätzen oder Auszügen bedeutender Werke gro­ ßer Männer aus allen Zeiten der Weltgeschichte sowie lehrreichen Ausführungen

moderner Rassenhygieniker, Erblichkeits- und Rassenbiologen zusammensetzt. Einer eigenen Stellungnahme enthält sich der Verfasser. Jedem einzelnen Kapitel sind Worte des Führers oder führender Persönlichkeiten des nationalsozialistischen Deutschland vorangestellt, „um die große Bedeutung, welche die Biologie im nationalsozialistischen Staate gewonnen hat, besonders hervorzuheben“. Es wäre zu erwägen, ob in einer Neuauflage des Buches dem Abschnitt Vererbungslehre nicht auch Aufsätze oder Aussprüche über Vererbung der großen Volksplagen, der Geisteskrankheiten oder der anderen im Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses genannten wichtigsten Erbkrankheiten einzufügen wären!

Alles in allem wird jeder Gebildete das biologische Quellen- und Lesebuch gerne zur Hand nehmen und mit Staunen sehen, daß viele große Geister aller Zeiten, angefangen von Herodot, Plato oder Plutarch über Goethe, Schopenhauer, Nietzsche, sich mit rassenhygienischen Fragen auseinandersetzten und ihre ungeheure Bedeutung für das Wohl der Menschen und des Staates erkannten.

Rüdin.

Astel, Professor Dr. Karl und Weber, Dr. Erna, Die unterschiedliche Fortpflanzung. Untersuchung über die Fortpflanzung von 14000 Handwerksmeistern und selbständigen Handwerkern Mittelthüringens. 10 Abb. und 59 S. RM 3.20. – Untersuchungen über die Fortpflanzung von 12000 Beamten und Angestellten der Thüringischen Staatsverwaltung. Mit 23 Abbildungen. Heft 8 u. 9 der Politischen Biologie, Schriften für naturgesetzliche Politik und Wissenschaft. (Herausgegeben von Staatsminister a. D., Präsident des Rechnungshofes des Deutschen Reiches Dr. Heinz Müller). J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin. 130 S. Kart. RM 4.40.

Mit Recht sagen die Verf. im Vorwort zu Heft 9, daß die Feststellung der unterschiedlichen Fortpflanzung unterscheidbarer und umgrenzbarer Gruppen eines Volkes die wichtigsten Grundlagen abgeben müsse, um die gegenwärtige Bevölkerungs- und Rassenbewegung zu beurteilen und sodann so zu beeinflussen (durch Erziehung, Gesetze), daß ihr naturgesetzlicher Ablauf gefördert und dadurch der Gesamtheit des Volkes im höchstmöglichen Maße genützt wird. In ihrem Erbgefüge, in ihren Eigenschaften, in ihrem biologischen Werte sind die einzelnen Volksgenossen voneinander sehr verschieden. Daß die biologisch Wertvolleren sich stärker fortpflanzen als die weniger Wertvollen, die ausgesprochenen biologischen Minusvarianten aber möglichst gar nicht, muß die Richtschnur aller Maßnahmen des Gesetzgebers, Erziehers und Bevölkerungspolitikers sein. An sie, nicht an die Wissenschaftler, wenden sich beide Arbeiten in erster Linie.

Handwerksmeister und selbständige Handwerker einerseits, Beamte und Angestellte andererseits stellen Berufsgruppen dar, die, wie alle Berufsgruppen, eine Auslese nach den für ihren besonderen Beruf notwendigen oder doch vorteilhaften Eigenschaften bedeuten und – im Allgemeinen, nicht natürlich in jedem einzelnen Berufsangehörigen – die große Gruppe der ungelerten Arbeiter körperlich, geistig, an Charakter und Gesundheit sowie in der gesamten Lebensbewahrung zweifellos überragen. Aus ihnen sind zahlreiche überragende

deutsche Menschen hervorgegangen und werden aus ihnen weiterhin hervorgehen. Wenn wir in unserem Volk die Menschen mit Fleiß, Selbstlosigkeit, Redlichkeit, Treue, Kraft und Gesundheit vermehren wollen, werden wir unsere hierauf gerichteten züchterischen Bestrebungen an diesem Material einsetzen, das schon Beweise seiner Tüchtigkeit aufzeigen kann.

Die Ergebnisse beider Arbeiten können nur in äußerster Kürze angedeutet werden: In der Regel sind Ehen um so kinderärmer, je später sie geschlossen werden. Vor und um das Jahr 1900 heiratete ein Handwerksmeister im Alter von rund 25 Jahren seine Braut mit rund 23 Jahren; in den Jahren 1930–1932 sind die entsprechenden Zahlen 26,4 und 24, nach der Machtübernahme (1933–1936) 27,2 und 24,5 Jahre. Wenn auch letztgenannte Erhöhung auf die Nachholung zahlreicher, in der Zeit vor der Machtübernahme nicht gewagter Eheschließungen zurückzuführen sein mag – die erwünschte Erniedrigung des Heiratsalters ist bis 1936 bei den Handwerksmeistern sicher nicht zustandegekommen.

Für die Beamten läßt sich das durchschnittliche Heiratsalter vor und um 1900 nicht feststellen. In den Jahren 1910–1914 betrug es 26,87 (23,36), 1930–1932 29 (23,42), 1933–1936 30,02 (24,62) Jahre. Die Zahlen in Klammern geben das Alter der Ehepartnerinnen an. Für die Angestellten aller Berufsgruppen und ihre Ehepartnerinnen ergibt sich das durchschnittliche Heiratsalter aus folgenden Zahlen: 1910–1914 27,10 (23,96), 1930–1932 28,15 (24,62), 1933–1936 28,68 (25,57).

Es muß also alles getan werden, um Handwerksmeistern und Handwerkern, Beamten und Angestellten eine frühere Eheschließung zu ermöglichen. In allen Berufen heiraten verantwortungsbewußte und strebsame Menschen erst dann, wenn sie durch Erreichung eines gewissen Abschlusses (Gesellen- und Meisterprüfung, Ausbildungszeit, Anstellung, Ableistung der Wehrpflicht) ihre Berufslaufbahn einigermaßen gesichert sehen. Es kommt also darauf an, die Dauer dieser Vorbereitungszeit möglichst zu verkürzen.

Eine Erscheinung, die sich durch die physiologischen Folgen der zunehmend später erfolgenden Eheschließungen durchaus nicht restlos erklären läßt, ist nun der Geburtenrückgang, der gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts eingesetzt und seit 1900 in immer rascher werdender Zunahme ein Maß erreicht hat, das den Bestand des deutschen Volkes bedroht. Im Handwerksmeisterstand Mittelthüringens sind im Zeitraum von 1890–1914 die kinderlosen Ehen um 6%, die kinderarmen (mit weniger als 4 Kindern) um 35% gestiegen, die kinderreichen um 41% gefallen. Dementsprechend stehen den 5,2 lebend geborenen Kindern in den bis 1890 geschlossenen Ehen den im Jahre 1914 geschlossenen nur noch 2,3 Kinder gegenüber. Dabei ist in diesen wie in jenen Ehen die Fortpflanzung abgeschlossen. Aus den im Jahre 1929 geschlossenen Ehen der Handwerksmeister sind nur noch je 1,2 Kinder hervorgegangen. Die Mütter dieser Kinder haben mit durchschnittlich nur 32 Jahren – also ohne physiologischen Zwang, also willkürlich – ihre Fortpflanzung abgeschlossen.

In den Beamtenehen liegen diese Verhältnisse nicht günstiger: In 75% dieser Ehen, in die der weibliche Teil mit durchschnittlich 24 Jahren eingetreten ist, ist die Fortpflanzung mit dem Lebensalter der Frau von rund 31 Jahren abgeschlossen, und in diesen „Fruchtbarkeitsjahren“ wurden durchschnittlich nur

je 1,5 Kinder erzeugt. Die Forderung der Verf.: „Es ist eine der größten Aufgaben, zu erreichen, daß die Frauen zwischen 32 und 45 Jahren die bereits eingestellte Fortpflanzung wieder aufnehmen“, ist unanfechtbar.

Die Beamtenehen sind aber noch weiter zu belasten. Aus den von 1890–1900 geschlossenen Ehen der Thüringer Handwerksmeister gingen noch durchschnittlich je 5 Kinder hervor; aus den Beamtenehen jener Zeit nicht einmal mehr je 3, aus den 1905–1909 geschlossenen Ehen, deren Fruchtbarkeit am Stichtag der Untersuchung sicher völlig abgeschlossen war, nur mehr je 2,35, aus den 1910–1914 geschlossenen 2,12, aus den 1920–1924 geschlossenen, die am Stichtag 12–16 Jahre bestanden hatten, nur noch 1,63. Ehen, die am Stichtag 7 Jahre bestanden hatten, hatten durchschnittlich nur noch 1,5 Kinder hervorgebracht. Schon um das Jahr 1900 haben somit die Thüringischen Beamten im Gegensatz zum Reichsdurchschnitt mit seinem damals noch großen Geburtenüberschuß ihre Erbanlagen nicht mehr erhalten.

Mit der Machtübernahme ist glücklicherweise eine Wandlung in diesen auf die Volksvernichtung zustrebenden Verhältnissen erfolgt: die Fruchtbarkeit der Ehen der Handwerksmeister hat 1935 gegenüber 1933 um 29% zugenommen und damit den Reichsdurchschnitt um 1% übertroffen. Die Beamtenehen zeigen zur gleichen Zeit sogar eine Fruchtbarkeitssteigerung von 50%, die der Angestellten von 36%.

Damit ist aber die Mindestkinderzahl von 4 je Ehe, die zur bloßen Erhaltung im Reich nötig ist, von keiner der untersuchten überdurchschnittlich wertvollen Gruppen erreicht. Der Grund hierfür springt sofort in die Augen, sobald man folgende Tatsachen betrachtet: In den 3 Jahren 1933–1935 haben von den im gebärfähigen Alter stehenden Frauen der Handwerksmeister, die im Jahre 1924 geheiratet hatten, nur 12,1% geboren, rund 88% nicht geboren. Von den noch gebärfähigen Frauen, die 1920 geheiratet hatten, die im fraglichen Zeitraum 36–37 Jahre alt waren, haben in diesen 3 Jahren nur 7,3% ein lebendes Kind zur Welt gebracht, rund 93% überhaupt nicht geboren. Diese Verhältnisse lagen auf dem Lande kaum besser als in den Städten.

Von den Beamtenfrauen, die im Jahre 1928 geheiratet hatten, beteiligten sich im genannten Zeitraum bei einem Durchschnittsalter von 28–29 Jahren an der Fortpflanzung nur rund 44%, von denen, die im Jahre 1932 geheiratet hatten, 69,4%, 31% dieser Beamtenfrauen hatten in den ersten 3–4 Jahren ihrer Ehe überhaupt keinem Kind das Leben gegeben. Der Wille zur ausreichenden Fortpflanzung ist also bei einem viel zu geringen Teil von Frauen der untersuchten Gruppen vorhanden.

Aus den gefundenen Tatsachen leiten die Verf. folgende Forderungen ab: 1. die Frühehe ist zu fördern; 2. ein ausgiebiger, in seinen Folgen wohlberechneter Familienlastenausgleich hat stattzufinden; 3. Ehen, die wegen der Unfruchtbarkeit eines der Ehepartner unfruchtbar sind, sind nach Möglichkeit nach dem neuen Eherecht zu scheiden; 4. bei der Zuteilung von Lehrlingen und Gesellen sind Handwerksmeister, deren Ehen mit Kindern gesegnet sind, zu bevorzugen; 5. Verpflichtung der noch ledigen Handwerksmeister, Beamten und Angestellten vor der Ehe das Ehetauglichkeitszeugnis eines staatlichen Gesundheitsamtes beizubringen; 6. Belehrung der untersuchten Bevölkerungsgruppen über die Be-

deutung der erblichen Tüchtigkeit, der richtigen Gattenwahl und des Wertes einer großen Kinderzahl; 7. Maßnahmen zur erleichterten Aufzucht der Kinder; 8. rassenhygienische Schulung und Verpflichtung zu rassenhygienisch einwandfreier Lebensführung und Lebensgestaltung. Hirt, München.

Burkhardt, Hans, Die seelischen Anlagen des nordischen Menschen. Eine rassenpsychologische Untersuchung. Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig 1941.

Vorgenannte Schrift verdankt ihre Entstehung dem Wunsche der nordischen Gesellschaft, in Form einer Schriftenreihe zum nordischen Gedanken mit seinen verschiedenen Problemen Stellung zu nehmen und seine wissenschaftlichen Grundlagen abzugrenzen und zu sichern. Verf. betont ausdrücklich, daß die Rassenpsychologie heute noch keine voll ausgereifte Wissenschaft darstellt, und daß ihr noch alle Merkmale einer auf Neuland bauenden und nach fester Form suchenden Wissenschaft eigentümlich sind. Ohne Spezialwissen vorauszusetzen, wird in Form einer Aufsatzreihe der Leser an den Stoff herangeführt. Jedes Kapitel (jeder Aufsatz) ist in sich geschlossen, wenn auch wesentliche Leitgedanken und Feststellungen das Ganze zu einer Einheit verbinden. Das Buch will zwei Aufgaben erfüllen, die beide ineinander greifen: Die Aufgabe, die Voraussetzungen zu einer seelischen Rassenkunde am Beispiel einer bestimmten, bisher am besten abgrenzbaren Rasse, der nordischen, auf einer breiteren Grundlage zu schaffen, als es bisher geschehen ist, und die Aufgabe, an der Vertiefung des nordischen Gedankens zu arbeiten. An den Anfang seiner Aufsatzreihe stellt Verf. psychologische Vorbemerkungen, wobei er auf einzelne psychologische Richtungen und deren Vertreter eingeht. Es kommt ihm darauf an, daß die psychologische Forschung sich in größere Zusammenhänge hineingliedert, und er denkt hier vor allen Dingen an biologische Zusammenhänge. Von wesentlicher Bedeutung scheint ihm jene Zone im Dasein des Menschen zu sein, in der körperliche und seelische Vorgänge ineinander verflochten sind. Intelligenz und Vernunft werden gegeneinander abgesetzt und herausgearbeitet, wie gerade der Psychiater geeignet ist, psychologische Studien zu machen an hervortretenden (krankhaften) Äußerungen des Seelenlebens. Die Tiefenpsychologie erfährt eine besondere Berücksichtigung, und im Zusammenhang hiermit finden Nietzsche, Hoffmann, Jung u. a. Erwähnung. Introvertierter Typ, extravertierter Typ „Personabildung“ (Jung) werden behandelt, wobei Verf. feststellt, daß der Wert von Völker- und stammespsychologischen Untersuchungen für die Rassenpsychologie stets davon abhängen wird, ob es gelingt, hinter dem äußeren Gesicht das zu sehen, was durch Anlage bestimmt ist.

In den weiteren Aufsätzen bringt Verf. dann die seelische Beschaffenheit der nordischen Rasse in ihrer Gebundenheit an die biologischen Voraussetzungen zur Darstellung. Ausgehend von der Entwicklungsgeschichte der nordischen Rasse, wie sie sich aus dem ursprünglichen Zusammenspiel von Landschaft und Mensch uns ergibt, stellt Verf. einen besonderen Zug abgeschlossener Eigenständigkeit im Leben des nordischen Menschen heraus. Der einzelne hat seine eigene Welt in sich und findet dort seinen Schwerpunkt. Hierbei werden schon beim nordischen Menschen vermehrt auftretende Züge herausgearbeitet wie:

Empfindsamkeit, Rhythmus, klarer und ausgreifender Blick, Fähigkeiten des Siedlers und Landnehmers, ausgeprägter Widerwille gegen starke und anhaltende Gerüche, Phantasie, Selbständigkeit gegenüber der Umwelt, Abgeschlossenheit und Einzelständigkeit, Landschaftsverbundenheit, starkes Naturgefühl, Eigenwilligkeit, Sehnsucht, Gabe der Natur- und Tierbeobachtung usw. . . . Hieran schließen sich Betrachtungen über den Aufbau der Persönlichkeit an, um auf diese Weise Einblick in das seelische Gefüge des nordischen Menschen zu bekommen. Verf. nimmt betont davon Abstand „eine neue psychologische Lehre aufzurollen neben den vielen, die bereits vorhanden sind“. In kritischer und analysierender Weise bedient Verf. sich bereits geprägter Begriffe und Schemen der verschiedensten psychologischen Richtungen, und es gelingt ihm dabei ausgezeichnet, die Dinge jeweils in das rechte Licht zu rücken. Ein Hilfsbegriff (aus der psychiatrischen Wissenschaft stammend) ist Verf. der Autismus, und ebenso bedeutet ihm das Schema des Persönlichkeitsaufbaues (Tiefen-Es, Außen-Es, Tiefen-Ich, Außen-Ich) nur eine Hilfestellung. Im Es-Bereich herrscht beim nordischen Menschen das Außen-Es, im Ich-Bereich das Tiefen-Ich vor. In diesem Zusammenhang werden Eigenschaften betont wie: leicht ansprechbares und frisches Temperament, eher Neigung zu erhöhter als zu herabgesetzter Schilddrüsentätigkeit, „gebremste Ausdrucksmittel“, erschwerte Zugänglichkeit der seelischen Tiefenschichten, die Ich-Bildung erfolgt in ausgeprägter Weise nicht von dem Außenbereich, sondern von dem Tiefenbereich her, schöpferische Begabung „Autismus“, Nichtmitteilbarkeit der wesentlichen seelischen Dinge, Unausgesprochenheit usw.

Im nächsten Kapitel behandelt Verf. die Schamhaftigkeit der Seele des nordischen Menschen, eine Schamhaftigkeit, „die in dieser Weise vielleicht nur der nordische Mensch kennt“. Der nordische Mensch kann sein tieferes und wesentliches seelisches Leben nur aus sich selbst heraus entwickeln. Er neigt dazu, seinen (Geschlechts-Partner innerlich zu erhöhen, aus ihm so etwas wie ein besseres Selbst zu machen. „Man schätzt über alles die Unantastbarkeit der Persönlichkeit.“ Beispiele aus der Literatur heben heraus, was Verf. unter seelischer Schamhaftigkeit und seelischer Keuschheit verstanden wissen will. Er behandelt weiter Ausdrucksscheu, Distanzgefühl, Selbstgefühl, Selbstbeherrschung, Abkapselung, Gehemmtheit, Eigenbrötelei, Unnahbarkeit usw. in diesem Zusammenhang. Der Humor der nordischen Rasse wird in einem besonderen Aufsatz bearbeitet. „Die Gelassenheit, mit der Tiefsinn und Scherz, Problematik und Spaß ineinander gesehen, in die gleiche Perspektive gebracht werden, ist ganz außerordentlich bezeichnend für nordisches Wesen.“ In dem Kapitel Seele und Gestalt betont Verf., daß jeder, der das seelische Wesen einer Rasse erfassen will, zuerst lernen muß, das Bild dieser Rasse, ihre Körperform und ihre Bewegungen und Ausdrucksarten sich anschaulich zu machen. Als die beiden hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten des seelischen Stils des nordischen Menschen bezeichnet Verf. den Abstand und den Ausgriff. Das Forschende, Überblickende, Strahlende im Blick des nordischen Menschen wird mit Blick und Ausdruck ostischer und dinarischer Typen verglichen. Über die Ausdrucksmöglichkeiten sagt Verf.: „Der nordische Mensch dagegen wird es stets vorziehen, allein zu bleiben, ehe er etwas von seinem Besonderesein aufgibt, nicht weil er sich für besser hält, sondern weil seine Ausdrucksstrebungen gar nicht anders können, als den Weg über sein tieferes Ich zu nehmen.“

Im folgenden setzt Verf. die nordische und fälische Wesensprägung gegeneinander ab und hebt hervor, daß beiden „Spielarten“ die besondere Art des nordischen Autismus (Autismus wird vom Verf. weiter gefaßt als im psychiatrischen Sprachgebrauch), die Eigenlebigkeit, die Selbständigkeit gegenüber der Außenwelt und das Übergewicht eines tiefer gelagerten Persönlichkeitskernes vor den austauschbaren seelischen Schichten gemeinsam ist. Auch in Norwegen finden sich zweierlei Menschenschläge. In dem übersteigerten Individualismus des nordischen Menschen sieht Verf. neben den Kriegen die Hauptgefahr, die die nordische Rasse in ihren artreinsten Vertretern in einem kaum vorstellbaren Umfange dezimiert hat und sie mit gänzlichem Aussterben bedroht. Bei der Herausarbeitung des psychologischen Typus des nordischen Menschen bedient sich Verf. solcher Begriffe, wie wir sie kennen von: Jung, Kretschmer, Pfahler, Jaensch u. a., wobei er es für unentbehrlich hält, daß für eine Schilderung und Festlegung bestimmter Einzeltypen wie bestimmter Gautypen innerhalb der Rasse eine solche Betrachtungsweise, die sich der psychologischen und biologischen Grundelemente der Persönlichkeit bedient, in Anwendung kommt.

In einem weiteren Kapitel „Seelisches Grenzland“ behandelt Verf. psychiatrische Fragen und kommt hier zu Auffassungen, wie sie z. B. Kretschmer in „Körperbau und Charakter“ darlegt. Beispiele aus der Dichtung (Hamsun, Frenssen u. a.) untermalen seine Ausführungen. Die Gefahr, die in der seelischen Struktur des nordischen Menschen begründet liegt, sieht Verf. darin, daß die nordische Eigenständigkeit ihr positives Vorzeichen verliert und in autistisches Vorbeileben und Eigenbrötelei umschlägt. Mit der Behandlung der nordischen Sehnsucht gibt uns Verf. einen letzten Einblick in nordisches Wesen, wobei er uns wieder zahlreiche Beispiele aus der Dichtung gibt. Bei der Betrachtung der nordischen Kunst wird hervorgehoben, daß die Eigenart nordischen Kunstschaffens darin begründet liegt, daß die Seele des Künstlers um die Ausdrucksform ringt. In den drei letzten Kapiteln seines Buches wendet sich Verf. dann Wertungsfragen zu. Er behandelt hier „Rasse als Vorbild und Bildungswert“, „Das übertragbare Eigentum“ und „Persönlichkeit und Gemeinschaft“. Als erstrebenswertes Vorbild wird das hingestellt, was im altgriechischen Vorstellungswesen als „Kalokagathia“ zusammengefaßt war. „Wer nicht die besonderen Kräfte einer Rasse, zu denen doch die kulturbildenden Fähigkeiten an erster Stelle gehören, richtig einzuschätzen weiß, der vergißt, daß nur dank dieser Kräfte die Rasse im Lebenskampf sich erhalten und bewahren konnte.“ Die Formung der Göttergestalten der einzelnen Rassen ist der Spiegel ihrer Seelenhaltung. Apollo und Dionysos werden einander gegenübergestellt. Die wesentlichsten nordischen Züge werden noch einmal herausgearbeitet und dabei betont, was für eine Bedeutung diesen seelischen Gegebenheiten für den größeren Lebenskreis, für die Gemeinschaft zukommt. Er kommt zu der Folgerung, daß der nordische Mensch, dem neben einer abstandwahrenden, beobachtenden Selbständigkeit eine starke Empfindlichkeit und Beeindruckbarkeit eigen ist, nicht in der flachen Masse, dem Kollektiv, seinen Einsatz finden kann, sondern nur in einer Gemeinschaft, an der er verantwortlich beteiligt ist. Sucht man nach dem hauptsächlich sittlichen Wert, der in der nordischen Art der Gemeinschaftsfähigkeit liegt, so ist dies offenbar die Treue. Verf. liefert hier einen ganz wesentlichen Beitrag zur Herausarbeitung der seelischen Anlagen des

nordischen Menschen. Ein weitgehender Verzicht auf die wissenschaftliche Fachsprache macht das Buch auch für den interessierten Laien ohne weiteres lesbar.
Grobig, München.

Hauer, Wilhelm, Religion und Rasse. Jahresbände der wissenschaftlichen Akademie des NSD.-Dozentenbundes. Wissenschaftliche Akademie Tübingen des NSD.-Dozentenbundes. Band I (1937, 1938, 1939) S. 177-225.

Ein so ungeheures und komplexes Thema, das bis in die letzten Probleme unseres geistigen Lebens vorstößt, im Rahmen einer wissenschaftlichen Abhandlung von kaum 50 Seiten zu erfassen, scheint auf den ersten Blick eine Unmöglichkeit. Hat doch vor einigen Jahren ein anderer Autor (Ch.M.Schröder, Rasse und Religion, München 1935, v. Ref. besprochen im Anthropol. Anz. XIII [1936] S. 205) ein dickes Buch mit fast demselben Titel vorgelegt, welches, von der Unzulänglichkeit seines biologischen Rüstzeugs abgesehen, nicht einmal zu den Grundfragen des Religionsbegriffes selbst vordringen konnte. J. W. Hauer ist allerdings der erste deutsche Religionsforscher, der gerade darum berufen ist, in seinem Fach neue Wege zu gehen, weil er nicht nur voll und ganz auf dem Boden biologischer Erkenntnisse, sondern auch ferne jeder dogmatischen Gebundenheit steht. Beides vereint erscheint uns aber die unbedingt notwendige Voraussetzung, gerade in dieser Sphäre eine Forschung im Sinne exakter Wissenschaft zu treiben. Im vorliegenden Werk geht dieser Standpunkt rein formell schon daraus hervor, daß weder aus naturwissenschaftlichen Erfahrungen oder Gesetzen Beweise für religionswissenschaftliche Theorien oder Axiome des Glaubens gesucht werden (wobei dann etwa, wie oft üblich, die Auswahl der Beweise sich nach dem Zweck richtet), noch derselbe Weg in umgekehrter Richtung erfolgt oder überhaupt – der Weisheit letzter Schluß aller Dogmatiker – an irgendeiner Stelle eine Grenze unserer Erkenntnis festgenagelt, Seinsbereiche gesondert und wissenschaftliche Forschung in bestimmte Schranken gewiesen werden.

Wenn die Rasse als „Leitgedanke“ an den Anfang gestellt wird, so gewinnt dieser biologische Begriff hier zugleich einen philosophischen Charakter als Erscheinungsform (Phänomenon), denn der Mensch „ist nur der so geartete Mensch, Angehöriger einer bestimmten Rasse oder Mischform“. Verbindend im gesamten Menschentum (als Idee) erscheinen fünf metaphysische Wurzeln des Menschseins, nämlich „die logischen Gesetze als Erfassung der kosmischen Gesetzmäßigkeit im menschlichen Bewußtsein“, „die Fähigkeit des sittlichen Urteilens und Wollens“, „die Gesetze des Schönen“, „die allgemeinen biologischen Lebens- und Werdengesetze“ und „die Fähigkeit der religiösen Erfahrung“. Letztere wird dann auf das zentrale religiöse „Urphänomen“ zurückgeführt, welches als „persönliche Entdeckung, Ergreifen und Ergriffenwerden von einer Wirklichkeit“ den Kern aller Religionen bildet. Im ganzen Menschenbereich – nach zeitlichem Längs- wie Querschnitt – sehen wir dann die „Gestalt und Formung des Religiösen“ in großer Mannigfaltigkeit und Differenzierung, wobei schon in „Erlebensart“ und „Gestaltwerdung des Objektes des Glaubens“ rassische Unterschiede deutlich zum Ausdruck kommen. „Überall geht es zwar um jenes Letztthinige, um ‚Gott‘.“ „Aber die Art, wie er erlebt und gestaltet wird, ist sehr verschieden, ja oft un-

versöhnlich gegensätzlich.“ Aus der Religionsgeschichte wird an den Beispielen dargestellt, wie „die entscheidende Bedeutung der Art, also der Rasse“ in den wichtigsten „Kernpunkten des religiösen Erlebens und Gestaltens“ („das ewige Wesen des Menschen“, „das letzthinige Schicksal des Menschen im Gottgrunde“, „Gottbezogenheit alles Seins“, „Erfahrung der Unordnung in sich und in der Welt“, „Befreiung vom Gehemmtsein“, „letzthinige Ordnung des Seins“, „Ewigkeit des Seins“) hervortritt, ja es wird bereits der Versuch unternommen, eine Parallelität zwischen religionsgeschichtlicher und rassischer Verwandtschaft bis in phylogenetische Fernen zurückzuführen. Wir gelangen so bereits aus den historischen Tatsachen zur Annahme genotypischer Veranlagung und Differenzierung religiöser Reaktionsart. Ihrer Erforschung stellen sich allerdings noch wesentlich größere Schwierigkeiten entgegen als in anderen Manifestationsbereichen des Erbgeschehens, denn es gibt noch weitere „seelisch-geistige Gesetzmäßigkeiten“ („Phasen religiöser Gestaltwerdung“, wobei allerdings eine Parallelität geschichtlicher Stufenfolge vom Verf. abgelehnt wird, und die „Pendelbewegung der polaren Spannung“), die in den Gang der Erscheinungen eingreifen, gar nicht zu sprechen von sonstigen Einflüssen geistesgeschichtlicher und kultureller Rückbeziehungen. Mit Recht hebt der Verf. in der Umweltfrage auch das (von Keiter näher ausgearbeitete) Problem der Adoption, d. h. der Übernahme geistiger Güter aus einem fremden Bereich, hervor. Sein Standpunkt im Problem der Umwelt ist besonders gekennzeichnet durch den Hinweis, daß „zwischen Rasse und Raum eine lebensgesetzliche Artverwandtschaft besteht“.

Sehr erfreulich wirkt in der Darstellung eines Nichtnaturwissenschaftlers, wie vorsichtig und dabei doch klar und eindeutig dem derzeitigen Stande erbbiologischer Forschung Rechnung getragen wird. Wie richtig sieht doch der Verf. schon in den Ergebnissen der Hormonforschung oder etwa in den Kretschmerschen Konstitutionstypen einen unleugbaren Beweis der Leibseelischen Einheit. „Viel Einzelnes mag hier noch problematisch sein, die Grundfrage ist heute entschieden.“ „So wichtig die Konstitutionsforschung war für die Erkenntnis der Zusammenhänge von Körperbau und Seelenart, so energisch ist zu fordern, daß die Erforschung des körperlichen und des seelisch-geistigen Artbildes der Rasse nach neuen, in der Konstitutionsforschung nicht oder nicht genügend beachteten Prinzipien erfolgt.“

In seiner Auseinandersetzung mit den unentwegten Verfechtern der Eigengesetzlichkeit der Seele (z. B. W. Schmidt, O. Menghin) prägt Hauer schließlich folgende Sätze: „Und das Verhältnis von Leib und Seele, Blut und Geist kann philosophisch sauber nur so gesehen werden, daß wir ein uns wissenschaftlich Unbekanntes und vielleicht auch Unkennbares annehmen, das sowohl die Möglichkeit zu körperlicher wie zu seelisch-geistiger Gestaltung in sich trägt, aber so, daß die beiden Seiten der Erscheinung dieses X in strenger Wechselbeziehung zueinander stehen. Die körperliche Verdichtung ist die eine Seite eines Vorganges; die seelisch-geistige Gestalt ist die andere Seite desselben Vorganges.“ „Kurz gesagt: Blut, Körper, Seele, Geist sind die zwei in organischem Zusammenhang sich entfaltenden Darstellungsweisen eines einzigen einheitlichen Lebenskernes, der seine Existenz aus dem ewigen Lebensgrund hat. Dieser Lebensgrund ist ewig beides: stoffliche Erscheinung und seelisch-geistige Bewegung. Da-

mit haben wir auch eine philosophisch sichere Grundlage für das naturwissenschaftlich festgestellte enge Verhältnis von Körper und Geist.“ Wie lange haben wir schon darauf gewartet, aus dem Kreise deutscher Philosophen dieses entscheidende Wort zu hören!

Hauers Schluß, daß die Anlage zur Gestaltung einer bestimmten Wesensform der Religion vererbt wird, baut daher nicht so sehr auf den Ergebnissen der vergleichenden Religionsgeschichte – denn auch die instruktivsten Beispiele, so überzeugend sie wirken, stehen ja immer noch im Bereich der „Auslegung“ – er leitet sich aber zwangsläufig schon aus den Gesetzen allgemeiner Biologie und Genetik ab. Und damit kommen wir wohl nicht zum Ende, sondern erst an den Anfang neuer Erkenntnisse, der sowohl an die Religionsforschung wie an die menschliche Erb- und Rassenbiologie gewaltige und schwere Aufgaben stellt. Das genotypische Wesen seelisch-geistiger Artbilder der verschiedenen Rassen und sein Zusammenhang mit dem Religiösen, das Verhalten dieser Elemente bei Rassenmischung oder auf verschiedene Umwelteinflüsse und manche weitere Fragen drängen sich schon dem Verf. auf. Leider fehlt hier der Raum, auf solche Probleme wie auch auf viele andere interessante Einzelheiten dieser Arbeit weiter einzugehen.

Schon der erste Schritt auf diesem neuen Wege trägt, wie wir sahen, selbst im Programm die Skizze einer fruchtbaren Synthese. Hauer kann im Kreise der Rassenhygieniker und Biologen begeisterter Zustimmung und Unterstützung gewiß sein, denn er hat erstmalig manches offen ausgesprochen, was so vielen am Herzen und vielleicht sogar auf der Zunge lag. A. Harrasser.

Hammer, Dorothea, Wilhelm Heinrich Riehl und seine Betrachtungen über die deutsche Familie als Ausgang zu einer Neugestaltung des deutschen Familienlebens. Max Niemeyer Verlag, Halle a.d. Saale, 1940.

Auf dem Lebenswerk Riehls, dessen Verdienst es ist, als erster deutscher Volkssoziologe die Werte der deutschen Familie für Volk und Staat erkannt zu haben, aufbauend, bekennt sich Verf. zu den heute gültigen Auffassungen über den Wert der deutschen Familie. Um die Gedankengänge Riehls verstehen zu können, war es nötig, Betrachtungen darüber anzustellen, wie seine Gesamteinstellung aus seiner Zeit heraus verstanden werden muß. Verf. gelingt das in vorbildlicher Weise und nicht zuletzt dadurch, daß sie Riehl sehr häufig zitierte.

Das Buch ist in drei Abschnitte unterteilt und zeigt im ersten Teil Wilhelm Heinrich Riehl und seine Zeit und im zweiten und dritten die Idee der Familie und das Bekenntnis zum deutschen Haus. Im einzelnen macht uns Verf. mit der Persönlichkeit Riehls bekannt und zeigt uns seine Auflehnung und seinen Kampf gegen den liberalistischen Zersetzungsprozeß. Das Ziel der Arbeit Riehls lag darin, „aus dem Leben fürs Leben“ zu schaffen, und er hat es auch, wie selten einer, verstanden, uns in die Tiefe der Volksseele hineinzuführen, um von dort aus den Weg zu der alles überdauernden Ganzheit Volk zu finden. Die Eindrücke der Jugendzeit (Großvater: Wanderlust – Gottvertrauen – Lebenszuversicht – Verbundenheit mit der Natur – Schönheit der Heimat. Vater: Künstlernatur – Kritiker – im Revolutionsjahr 1789 geboren, hatte ihm dieses „die Signatur seines Lebens gegeben“ – Musiker. Großmutter: schlicht – selbstlos – aufopfernd – still – beschei-

den – gottergeben – tapfer. Auch die Mutter hat unbewußt, aber tief auf sein Wesen eingewirkt) und der Zeitgeist (individualistisch-liberalistisch) bestimmen Riehls Stellung wesentlich mit. Aufschlußreich ist auch Riehls Stellung zur sozialen Politik. Er sieht alle Erscheinungen des geistigen und politischen Lebens im engen Zusammenhang mit den sozialen Fragen. Es soll der Bauer wieder stolz auf seine Arbeit sein, der Bürger innerhalb der Schranken seines Standes bleiben, und der Aristokrat seine Überheblichkeit den anderen Ständen gegenüber ablegen. „Die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen.“

Riehl baut seine „soziale Politik“ auf folgenden drei Grundprinzipien auf: 1. Allgemeine Landes- und Volkskunde, 2. Lehre von der Familie, 3. Lehre von der Gesellschaft. Es wird uns alsdann die Familie im öffentlichen Leben im 19. Jahrhundert geschildert und die Form, in welcher jene Zeitströmungen die Entwicklung des Familiengedankens im Volksleben beeinflußt haben. Das bäuerlich-patriarchale Prinzip des deutschen Mittelalters und die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsordnung werden einander gegenübergestellt. Das vorbildliche mittelalterliche Arbeitsverhältnis, wo der Meister und Lehrer zugleich Freund und Berater war und zugleich auch dem Lernenden von seinem Charakter mitgab, wurde abgelöst mit dem Aufkommen des Kapitalismus durch ein rein wirtschaftlich bedingtes Verhältnis von Arbeitnehmer und Arbeitgeber, wobei zwischen beiden außer den vertraglichen Verpflichtungen keine weiteren persönlichen Bindungen bestanden. Auch die Ehe wurde in dieser Zeit eine Angelegenheit allein der beiden Beteiligten, ohne irgendwelche Rücksichten auf überdauernde Ganzheiten wie Sippe, Volk und Staat. Es begann ja auch bereits im 19. Jahrhundert der biologische Verfall der Familien, was uns durch den am Ausgang des 19. Jahrhunderts einsetzenden Geburtenrückgang am eindringlichsten vor Augen geführt wird. „Es ist ein bedenkliches Zeichen, so etwas wie nationale und soziale Altersschwäche, daß uns der Kinderreichtum Armut, der Kindersegen ein Unsegen geworden ist.“ Daß dieses letzten Endes in dem Vorherrschen der Kapitalwirtschaft und in den Einflüssen der individualistisch-liberalistischen Weltanschauung begründet war, hat Riehl bereits damals klar erkannt. „Die Familie ist eine ebenso gewaltige, eine ebenso heilige und für die Entwicklung der Menschheit maßgebende Tatsache, wie die Nation.“ Auch Riehl betonte bereits damals (wie heute Günther, Schultze-Naumburg u. a.) die Ergänzungsnotwendigkeit des männlichen und weiblichen Prinzips. Wenn Riehl den alttestamentarischen Schöpfungsmythos hier an die Stelle unseres heutigen biologischen Denkens setzt, so muß das aus der christlich-religiösen Einstellung seiner Zeit heraus verstanden werden.

Berufliche Tätigkeit, Emanzipation usw. werden behandelt. Nach Riehl wird die Familie durch das belebende Element der Sitte bestimmt, der Staat hingegen ruht auf der Idee des Rechtes. Die Sitte als Ausdruck des Wesens der Familie wird eingehender behandelt, sie ist „das geschichtliche Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen“, „durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses erst lebendig“. Anschließend wird die Stellung der Frau in Familie und Volk behandelt. Die Frau bei den Germanen, die Stellung der Frau im 19. Jahrhundert, der Einfluß westischer Kulturformen, Unweiblichkeit, Überweiblichkeit, Lösbarkeit der Ehe usw. werden im einzelnen aufgezeichnet. Es ist nicht so, daß Riehl nun die Frau absolut in ihrer häuslichen Tätigkeit beschränken will. Sie soll Lebens-

gefährtin und Arbeitskameradin des Mannes sein, und seine Auffassungen decken sich absolut mit unseren heutigen.

Im letzten Kapitel wird gezeigt, wie das Wesen der Familie (nach Riehl) in der Idee vom „ganzen Haus“ verankert ist. Die Hausgemeinschaft, in der alle Familienmitglieder, das Gesinde und alle Personen, die in der Familiengemeinschaft leben, mit eingeschlossen sind, wird von Riehl als Ideal erstrebt. Das Sippengefühl zu wecken und zu hegen, war Riehl stets bestrebt. Das Streben des germanischen Menschen war, seiner Sippe Ehre zu machen, denn die Ehre ist „die Seele der Sippe“. „Mit der Ehre steigt und fällt das Glück des Geschlechts.“ Die Namensgebung in den verschiedenen Zeiten (Sippenbezeichnung, Erbweitergabe, Phantasienamen, Modenamen) wird geschildert. Nachdem der Aufbau des deutschen Hauses, dessen echte Form auch Riehl im Sachsenhaus erkannt hat, besprochen wurde, wird der Aufbau der neuen deutschen Familie, ihre Sippen und ihr Brauchtum beschrieben. Die germanische Welt wurde von dem Sippengedanken beherrscht, sie brach zusammen, als man sie in ihrer Wurzel verletzte und ihr den Glauben an die Kraft der Sippe raubte. Die Nichtachtung der Ehe und der damit verbundene Zerfall der Familie ging dem Niedergang der Griechen und Römer voraus. Bis in das 18. Jahrhundert hinein hat sich züchterisches Denken im deutschen Volk erhalten. Die Verbindung zweier Menschen war keine Angelegenheit zweier einzelner, sondern Aufgabe der ganzen Sippe. Nur durch eine strenge Zuchtwahl konnte der Hochstand der Geschlechter erhalten werden. Riehl, der trotz eines liberalistisch-individualistischen Zeitgeistes es wagte, die Familie in den Mittelpunkt des gesellschafts-wissenschaftlichen Denkens zu stellen, war uns bereits ein Mahner und Wegweiser zur Aufartung unseres Volkes.

Durch eine Betrachtung unserer heutigen bevölkerungspolitischen Lage an Hand der eingehenden Untersuchungen von W. Hartnacke wird die bekannte Tatsache rekapituliert, daß es uns an Begabten Nachwuchs fehlt. Die Forderung unserer Zeit an den Nachwuchs heißt Charakter und Geist. Die natürliche Zuchtwahl ist die Voraussetzung jeder natürlichen Familiengründung, und das Frauenideal ist die deutsche Mutter. Es ist unserem Volk noch nicht damit geholfen, daß möglichst viele Ehen geschlossen werden, vielmehr muß dafür gesorgt werden, daß die wirklich wertvollen Partner zur Eheschließung gelangen. Das uneheliche Kind wird abgelehnt, weil unter den unehelichen Kindern die Zahl der geistig Minderwertigen und Schwachsinnigen weit stärker vertreten ist, als es bei den ehelichen der Fall ist. Der Einwand, daß die unehelichen Kinder als die „Kinder der Liebe“ rassistisch besonders wertvoll seien, hält nicht stand, wenn man sich einmal ernsthaft vergegenwärtigt, unter welchen Umständen größtenteils jene unehelichen Verbindungen zustande kommen. Der erbbiologische Wert eines Volkes kann aber nur erhalten bleiben, wenn sich gleichhochwertige Menschen verbinden. Vom rassenhygienischen Standpunkte aus muß die Entlastung der verheirateten, berufstätigen Frau gefordert werden (Halbtagsbeschäftigungen, Verbot der Nacharbeit usw). Ein kurzes Eingehen auf Familiensitten, Hochzeitsbrauchtum, Namensweihe beschließt die Ausführungen der Verfasserin. In gediegener Weise wird uns hier der Weg von Riehl bis zur Jetztzeit gezeigt. Als erster deutscher Volkssoziologe hat Riehl den Wert der deutschen Familie für Volk und Staat

erkannt. Trotz der zersetzenden Einflüsse des Liberalismus hat er stets seinen gesunden Sinn für das echte, unverbildete Volksleben erhalten. Verf. schließt mit den Worten des Führers: „Die Familie ist die kleinste aber wertvollste Einheit im Aufbau des ganzen Staatsgefüges.“
Grobig, München.

Pratje, Andreas, Lebensgeschichte eines Dorfes an der sudetendeutschen „Grenze“ (Wildenau, Kreis Selb, Bayer. Ostmark). Rassenforschung – Fränkische Arbeiten aus den Gebieten der Rassenkunde und Erbforschung, Heft 6. 64 S., 11 Taf. Erlangen 1939. Palm & Enke. Brosch. RM 3.60.

Die Schrift behandelt in großen Zügen Geschichte und Siedlungsgeschichte des Dorfes Wildenau, seine Mundart, seine Siedlungsform, Haus- und Hofanlage, die anthropologischen Verhältnisse, wobei zum Vergleich zwei Nachbardörfer herangezogen sind, und zahlreiche volkskundliche Probleme und nimmt Stellung zur Slawenfrage. Das rassische Ergebnis der Untersuchung ist, daß die Wildenauer enge Beziehungen zum Egerland hatten und haben und daß „hüben und drüben rein deutsche Menschen leben.“
Scharold, München.

Bescherer, Johannes, Dr. rer. nat., Das Kirchspiel Stünzheim. Ein Beitrag zur Rassenkunde und Sozialanthropologie Ostthüringens. Arbeiten zur Landes- und Volksforschung – Anstalt für geschichtliche Landeskunde der Universität Jena, Bd. 7. 158 S., 7 Abb. im Text. Jena 1940. Gustav Fischer. Brosch. RM 6.-.

Die vorliegende Arbeit reiht sich sehr gut ein in die zahlreichen rassekundlichen Dorfuntersuchungen, die in letzter Zeit namentlich in Mitteldeutschland erschienen sind. An einen kurzen Überblick über die Heimatgeschichte von der Frühzeit bis ins 18. Jahrhundert schließen sich der bevölkerungsbiologische Teil, der ein abgerundetes Bild von der Bevölkerungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert gibt, und ein Beitrag zur Sozialbiologie des Kirchspiels nach Berufsgruppen, Kinderzahlen, Altansässigkeit und Heiratskreisen. Auf Grund der anthropologischen Messungen und Beobachtungen der altansässigen Erwachsenen und der psychologischen Statistik des gleichen Personenkreises kommt V. zu einer Klärung der rassischen Zusammensetzung der Bevölkerung unter Betonung der rassischen Verschiedenheit der einzelnen Berufsgruppen. Eine besondere Bedeutung gewinnt die gründliche Untersuchung noch durch ihre Einbeziehung in das größere Gebiet Mitteldeutschlands und die Vergleiche mit benachbarten Gebieten; den Schluß bildet eine Erörterung historisch-rassischer Fragen im sächsisch-thüringischen Raum.
Scharold, München.

Haufe, Helmut, Die Wandlung der Volksordnung im rumänischen Altreich. Agrarverfassung und Bevölkerungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. 347 S. Stuttgart 1939. Kohlhammer.

Gestützt auf ein nur geringes und nicht immer verlässiges „amtliches“ Material, auf ein sehr umfangreiches Schrifttum in deutscher, rumänischer und französischer Sprache und – was wertvoll ist – auf eigene Beobachtung während eines

längeren Studienaufenthaltes im Lande selbst unternimmt es V. mit Erfolg, die Entwicklung der Volksordnung Rumäniens im 19. und 20. Jahrhundert aufzuzeigen, um damit die Grundlage für das Verständnis und die Darstellung der vor sich gehenden völkischen Neuordnung in Rumänien zu schaffen. Da „nicht die nationale, sondern die soziale Ordnung der bestimmende Faktor des Volkslebens war“, geht V. von den ursprünglichen sozialen Gruppen innerhalb des „neam“ = Sippe, Stamm, Volk aus und zeigt, wie das Wald- und Hirtenbauerntum der Rumänen unter dem Zwang seiner ausbeutenden Grundherren, der Bojaren, zum Feldbauerntum, also zum Körnerbau gedrängt wurde und wie weiterhin die agrarische Entwicklung unter dem Einfluß des ausländischen und jüdischen Kapitals stand. Die notwendige Folge war die Wandlung der alten sozialen Stammesordnung zur bürgerlichen Gesellschaft mit Beginn des 19. Jahrhunderts, eine Wandlung, die vornehmlich bedingt war durch das Eindringen westlichen Geistes. Ausführlich schildert V. die seit dem Jahre 1864 bis in die Gegenwart wiederholt durchgeführten Reformen, die der Schaffung eines freien Bauerntums dienen sollten. Neben der eingehenden Behandlung aller wirtschaftlichen und sozialen Fragen ist der biologischen Bevölkerungsentwicklung besonderes Augenmerk geschenkt. Sehr wirkungsvoll sind an drei typischen Einzelfällen die für uns wesentlichen Züge der Dynamik von Sippe bzw. Stamm und Lebensraum in der östlichen Walachei herausgearbeitet. Lehrreich ist der Hinweis auf die Ähnlichkeit der Entwicklung in der Moldau mit der im deutschen Osten seit der Zeit der großen Ostkolonisation; auch in der Moldau läßt sich deutscher Einfluß bis in den Sprachgebrauch nachweisen. Überhaupt bringt das Buch neben der gründlichen Durchführung des Hauptproblems noch sehr viele interessante Einblicke ins rumänische Volksleben. Wertvolle Beiträge zu allen behandelten Fragen stecken auch in den reichen Anmerkungen. Schließlich tragen auch noch die zahlreichen Übersichten und Skizzen der Anlagen zum Erfolg der klaren, übersichtlichen und fesselnden Darstellung bei. Angesichts der gegenwärtigen politischen Lage wird die Schilderung der Verhältnisse im rumänischen Altreich von vielen Seiten dankbar begrüßt werden.

Scharold, München.

Penkuhn, Ernst, Die Bevölkerung in den wichtigsten britischen Überseegebieten. 343 S. Berlin 1940. Junker & Dünhaupt. Brosch. RM 12.—.

In der Einleitung gibt das inhaltreiche Buch, das in der Schriftenreihe der „Forschungen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts“ erschienen ist, einen kurzen Überblick über Bevölkerungszahl und Lebensraum des Britischen Weltreiches und seine wichtigsten Teile im Vergleich mit Großdeutschland und über die britische Wanderung vor und nach dem Weltkrieg. Der Hauptteil erstreckt sich auf die vier größten überseeischen Gebiete: Südafrikanische Union, Kaiserreich Indien, Australien und Kanada; in seiner Anlage ist er für die einzelnen Gebiete im ganzen gleich, berücksichtigt jedoch eingehend die besonderen Gegebenheiten jeder Kolonie. An den geschichtlichen Überblick über die rassische Zusammensetzung und Entwicklung der einheimischen Bevölkerung und über das z. T. recht bunte Gemisch der Siedler (Berücksichtigung des Anteils der Deutschen) schließt sich die umfassende Darlegung des gegenwärtigen Zu-

standes der Bevölkerung nach ihrer rassischen und sozialen Gliederung. Daneben werden noch verschiedene Fragen erörtert, z. B. die Frage des biologischen Kräfteverhältnisses der Rassen, jährliche Regenhöhe und Bevölkerungszuwachs, Berechnung und Vermutung über die künftige Entwicklung der Bevölkerung, Stellung des Deutschtums. Den Schluß bildet eine Erörterung der Hauptprobleme in den überseeischen britischen Gebieten und der Bevölkerungsbewegung im Mutterland nebst Ausblick auf die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten. Zahlreiche Tabellen unterstützen die an sich anschauliche Darstellung; einschlägige Literatur, namentlich auch die englische, ist kritisch verarbeitet. Für die Erkenntnis auch der englischen Mentalität und – Brutalität ist das Buch sehr lehrreich.

Scharold, München.

Holm-Fischer-Kaerger-Nawrat, Welche Wechselbeziehungen bestehen zwischen dem ärztlich-biologischen sowie kulturellen Wert der Menschen und der materiellen Wirtschaft eines Volkes? Schriftenreihe des Reichsgesundheitsamtes, Heft 8. VI, 118 Seiten mit 2 Abbildungen. Leipzig 1940. Joh. Ambr. Barth. Kart. RM 5.40.

Die vier Aufsätze, davon zwei von Ärzten, einer von einem Studienrat, bedeuten eine gründliche, sich gegenseitig glücklich ergänzende Bearbeitung des Preisausschreibens der Deutschen Gesellschaft für Hygiene. Sie zeigen, wie die materielle Wirtschaft, d. h. Volksvermögen und Volkseinkommen, abhängt einmal von der Gesundheit, d. h. der Vollkraft des Menschen, gemessen an seiner Leistung, dem Schaffen von Sachgütern und der geistigen Leistung, wozu noch gehört der generative Wert des Menschen, Fortsetzung in einer gesunden, zahlreichen Nachkommenschaft; sodann abhängt von dem kulturellen Wert des Menschen, d. h. seiner Intelligenz, seinem Wissen und seiner Ethik. Neben den grundsätzlichen Gedanken der gegenseitigen Wechselbeziehungen werden alle die Fragen und Maßnahmen erörtert, die zu einer Erhaltung und Steigerung der Leistungsfähigkeit des einzelnen und damit des ganzen Volkes führen können: Abwehr der Schädigungen des biologischen und kulturellen Wertes des Menschen; soziale Einrichtungen, Sportplätze, Erholungsstätten; Geburtensteigerung, ausmerzende Bevölkerungspolitik; Belebung der Wirtschaft, Steigerung des kulturellen Lebens; Zuchtwahl, Vererbung, Rasse. Berührt werden auch die Verpflichtungen, die sich für den einzelnen aus diesen Wechselwirkungen ergeben. Es ist erfreulich, bei der Lektüre der sehr lebensnahen Aufsätze festzustellen, wie unsere Zeit die gewünschten Maßnahmen fördert und zu erfüllen sucht.

Scharold, München.

Harten, Dr. Hans, Die völkische Gemeinschaft. Neue Deutsche Forschungen. Abt. Volkslehre und Gesellschaftskunde. Herausgegeben von Andreas Walther. Bd. 17. Verlag Junker Dünnhaupt. Berlin 1941. 158 S. Preis RM 7.—.

Der Siegeszug moderner Naturwissenschaft und im besonderen die bahnbrechenden Erkenntnisse der Erb- und Rassenbiologie finden in allen Disziplinen, in denen der Mensch selbst Gegenstand der Forschung ist, immer mehr ihren Widerhall. So auch in der Soziologie, denn für die Entstehung menschlicher

Gruppen und Gesellschaftsformen, für Ähnlichkeiten und Unterschiede sozialer Verbände in Denken, Fühlen und Handeln zeigt nun das Walten von Naturgesetzen neue, bisher ungeahnte Möglichkeiten der Zusammenhänge. Unter diesem Aspekt steht auch das vorliegende Werk, an welchem uns hier in erster Linie die Stellung zur biologischen Seite des Gesellschaftsproblems interessiert.

An den Anfang stellt Verf. die fundamentale Erkenntnis der biologischen Einheit von Leib und Seele. „Das ganzheitliche Lebensprinzip umschließt die Fülle aller leiblichen, seelischen und geistigen Erscheinungen.“ Auf dieser Grundlage sind auch die Hauptfragen (Natürliche Gemeinschaft, Geschichtliche Gemeinschaft, Kulturgemeinschaft, Staat), nach denen das Buch gegliedert ist, engst miteinander verflochten, sie richten sich nicht auf historische Folge oder unabhängige Parallelen, sondern sie bilden jeweils verschiedene Perspektiven, die sich auf bestimmte charakteristische Daseinsäußerungen der Gemeinschaftsbildung beziehen, wobei unter allen Formen menschlicher Vergesellschaftung die völkische Gemeinschaft herausgegriffen wird und in den Mittelpunkt der Untersuchungen rückt.

Wie sieht nun der Autor den biologischen Kern der völkischen Gemeinschaft. „Zur Gemeinschaft gehört die biologische Grundlage“, als natürliche Gemeinschaft kann daher nur die „Artgemeinschaft“ erscheinen, denn „der Artbegriff gibt dem Gemeinschaftsbegriff erst seinen eindeutigen Sinn“. Damit ist allerdings der Artbegriff seines in Biologie und Systematik festgelegten Inhaltes entkleidet, denn Verf. denkt an „ganz bestimmte konkrete Lebenseinheiten, die auf begrenztem Raum von ihrem Ursprung nach zusammenhängenden Einzelwesen gebildet werden“. „Das, was die innere Art der darin zusammengeschlossenen Einzelwesen ausmacht, wird von den erblichen Eigenschaften geprägt, die ihnen gemeinsam sind.“ Betont wird dabei besonders die Beziehung zum „Boden“, der als „Lebenselement“ . . . „das Geschlecht, das ihn bewohnt, ebenso prägt, wie es umgekehrt von ihm geformt wird“, so daß der Mensch „in inniger Gemeinschaft mit den erdhaften und kosmischen Mächten steht“. Unter solchen Kriterien würde aber „Art“ am ehesten dem biologischen Begriff der Rasse entsprechen, wenn auch hier die Notwendigkeit fehlt, daß die Träger gleicher Rasse dauernd im sozialen Verband zusammenleben.

Aber auch mit dieser Verständigung kommen wir im folgenden nicht mehr zurecht, denn es entspricht doch nicht den Tatsachen der Genetik und Phylogenetik, mit denen nun einmal der Rassebegriff untrennbar verknüpft ist, wenn wir hören, „daß Tausende und Abertausende von Jahren, ja Millionen Jahre hindurch das komplizierte Gepräge der Arten gleich zu bleiben vermag“, daß „Artsubstanz“ . . . „wahrhaft identisch von Generation zu Generation“ weiter geht, ja nicht nur „äußerst konservativ“ ist, sondern sogar „in allen Veränderungen der Entwicklung und der Generationenfolge erhalten“ bleibt. Das klingt schon fast an die Genesis, nach der sich seit der Schöpfung bis heute alle Arten unverändert erhalten haben sollen, und gerade so etwas ist doch bei einem Autor, der von der Leib-Seele-Einheit ausgeht, doch nicht zu erwarten. Schon im nächsten Absatz hören wir nun, daß „die lebendige Substanz, die von einer Lebensgestalt auf die andere übergeht, die Erbeinheit“ . . . „den kleinsten unteilbaren Grundstoff“ bildet, „der in seiner Gesamtheit die Artsubstanz des Volkes aus-

macht“. Eine solche Artsubstanz bezeichnen wir aber als Erbmasse einer Bevölkerung, zu deren Kennzeichnung, sofern sie sich auf eine soziale und räumliche Gruppe bezieht, Ploetz den Namen Vitalrasse aufgestellt hat. Nicht in Einklang zu bringen sind damit aber Sätze wie: „Die Artsubstanz bringt den größten biologischen Wirklichkeitsgrad der Gemeinschaft zur Darstellung.“ „Das Gesetz der Art stammt aus der Mitte unseres Seins. Diese zeugende Kraft unserer seelischen Mitte birgt die Artsubstanz. Aus ihr nimmt die Seele das Eigengesetz auf und bringt es zur Darstellung, erhält sie den eigentlichen Mittelpunkt, um den unser Eigenleben im gleichen Rhythmus und in gleicher Weite schwingt.“ Abgesehen davon, daß es jetzt plötzlich wieder „eine Seele“ gibt, die aus der „Artsubstanz“ etwas „nimmt“, also gegenüber der letzteren eine gewisse Selbständigkeit haben müßte, was sich doch nicht mit der viel betonten Einheit von Leib und Seele verträgt.

Und wenig später verliert die Artsubstanz wieder ihren einheitlichen und unveränderlichen Charakter, denn, wie wir hören, „haben uns die Züchtungsversuche gezeigt, daß angesichts der polymorphen Struktur der Artsubstanz, die aus ihrem vielfach verschlungenen Ursprung, ihrer Zusammen- und Übereinandersetzung entspringt, die Art durch Auslese bevorzugter Züge qualitativ gestärkt, von Hemmungen und Schädlingen befreit und zur Herrschaft gebracht werden kann“. Also die Art kann „in ihrem Sinn verwandelt“, „gesteigert“ werden, wenn auch „durch die konstante Gestaltungsweise der Erbeinheit“ Grenzen gesetzt sind. Und ein solcher „Fortschritt“ geht dann zur „Reinheit der Art“, was sich Verf. folgendermaßen denkt: „Durch diesen Reinigungsprozeß erlangt die Art Wirklichkeit im Sinne des Rassebegriffs, der zunächst nur in unserer Vorstellung besteht. Dabei orientiert sich der Rassebegriff an einigen wenigen Repräsentanten der Reinrassigkeit, deren Lebensart, Lebensrichtung und Lebensgesetz dann auch für die Gesamtheit der Art bestimmend werden soll.“

Solche Gedankengänge zeigen wohl, daß hier über biologische Begriffe und Tatsachen noch ziemliche Verwirrung herrscht. Es ist dies sehr bedauerlich, weil doch auf der biologischen Grundlage die ganze Arbeit aufbauen will und infolgedessen der Wert ihrer meisten Ergebnisse, die das innere Wesen unserer völkischen Erneuerung und brennende Fragen unseres Rechts- und Staatslebens behandeln, in Mitleidenschaft gezogen werden muß. Daß sich in vielen Einzelheiten (so in den Kapiteln über Werk, Sprache, Macht) dennoch schöne und interessante Gedanken finden, sei davon unberührt. Wenn man aber in den Kern der natürlichen Zusammenhänge vorstoßen will und das Ergebnis dem heutigen Stand der Wissenschaft genügen soll, so ist eine entsprechende naturwissenschaftliche Vorbildung unbedingt erforderlich, auch in der Soziologie. A. Harrasser.

Tatár, Josef, Über vererbte Aplasiefälle des inneren Lidbandes. Arch. Ophthalm. 143, 419 (1941).

Es wird über eine Familie berichtet, bei deren Mitgliedern eine erbliche, isoliert auftretende beiderseitige Aplasie der inneren Lidbänder beobachtet wurde. Diese Anomalie offenbart sich in der hochgradigen Verschiebbarkeit und in der vom Alter, vom Lidschließmuskeltonus, von der Elastizität des Unterhautgewebes

usw. abhängigen geringen oder hochgradigen Dislokation des inneren Lidwinkels. Ferner ist die Lidspalte verkürzt. Die Lidränder sind an den Tränenpünktchen weit voneinander entfernt, es zeigt sich eine stärkere Wölbung am nasalen Drittel des Oberlides und am temporalen Drittel des Unterlides. Die sog. innere Kommissur verschiebt sich nach unten, der untere Tränenpunkt temporalwärts. Die Karunkel ist verflacht und verkleinert. – Die Anomalie trat beiderseitig und isoliert auf, sie zeigte einen dominanten, nicht geschlechtsgebundenen Erbgang. Zahlreiche Mitglieder der Familie litten an einer rezessiv erblichen Taubstummheit. Diese Krankheit trat mit Vorliebe bei den lidbandanormalen Mitgliedern auf.

K. Lisch, München.

Kayser, B., Über die vermuteten Beziehungen der Makrocornea zu Hydrophthalmus und über das Fehlen ihrer Nachweisbarkeit. *Klin. Mbl. f. Augenheilk.* Bd. 106, S. 63, 1941.

Kayser stellt zuerst fest, daß der Name Makrocornea ein Sammelbegriff für die Gruppe der verschiedenen und zu trennenden primären und sekundären Formen ist. Bei kritischer Untersuchung über Makrocornea dürfen nur sichere Fälle jenseits eines Hornhautdurchmessers von 13 mm zu wissenschaftlichen Beweisen benützt werden. Ein einwandfreier Zusammenhang zwischen Makrocornea (= sekundäre Form) mit Hydrophthalmus besteht beim sog. Hydrophthalmus sanatus. Unter den anderen Formen von Makrocornea primärer oder sekundärer Natur gibt es eine, bei der infolge klinischer Beobachtungen die Vermutung berechtigt ist, daß ein gewisser genetischer Zusammenhang mit Hydrophthalmus bestehen könnte. Ein Beweis für diese Vermutung ist bisher nicht erbracht. Die Erklärung für einen solchen Zusammenhang, wie von Hofe (siehe dieses Archiv 1940, 3. H., S. 239) sie gibt, ist nach Meinung von Kayser ganz unwahrscheinlich. Die Megalocornea ist innerhalb der Makrocornea-Gruppe eine abzutrennende besondere Form, die nachgewiesenermaßen keine Beziehungen zum Hydrophthalmus hat.

K. Lisch, München.

Reichsminister Dr. Wilhelm Frick 65 Jahre alt.

Dr. Frick feierte am 12. 3. 42 seinen 65. Geburtstag und die Herausgeber des Archivs, sowie die deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene erlauben sich, ihm zu diesem Feste, wenn auch durch das Erscheinen dieses Heftes etwas verzögert, die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.

Wir haben bereits im Band 31, 1937, Seite 1 und 77-84 zum damaligen 60. Geburtstag Dr. Fricks dessen Bild und Lebensbetrachtung gebracht. Wir haben dabei das Lebenswerk Dr. Fricks, einer der treuesten Mitarbeiter des Führers, seine unvergänglichen Verdienste um die Erkämpfung der Verwirklichung der nationalsozialistischen Idee und um die wahrhaft stattliche Zahl für die neue Umwälzung grundlegender Gesetze eingehend gewürdigt. Seither wurde das Gesetzeswerk von ihm und seinen Mitarbeitern durch zahlreiche Verordnungen erläutert, gefestigt und weiter ausgebaut. Besonders der Rassenhygiene hat Dr. Frick neue gesetzgeberische Wege gewiesen. Das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre, das die Reinheit des deutschen Blutes und ihren Fortbestand sichern sollte, ist mit eiserner Folgerichtigkeit verwirklicht worden. Die staatlichen Gesundheitsämter führen ihre rassenhygienische Tätigkeit auf breitester Grundlage durch. Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (Erbgesundheitsgesetz) und das Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Blutes (Ehegesundheitsgesetz) haben sich bei Volk, Ärzteschaft und Gerichten, soweit das nur möglich war, eingelebt und bewährt. Die Maßnahmen im Sinne einer Förderung der positiven Rassenhygiene (Bevölkerungspolitik, Kinderbeihilfen, Ehestandsdarlehen usw.) haben den größten Anklang gefunden.

Heute herrscht das Gesetz des Krieges. Es ist selbstverständlich, daß es das unvergängliche Friedenswerk unseres Jubilars insofern es noch unvollendet, ja auch erst noch geplant war, in seinem Ausbau hemmen und zum Teil unterbrechen mußte. Weise hatte der Reichsinnenminister den Bedürfnissen des gegenwärtigen unerbittlichen Kampfes des deutschen Volkes um seine Freiheit, Unabhängigkeit und den Platz an der Sonne in all seinen weiteren Maß-

nahmen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung Rechnung getragen, ohne Verzicht freilich auf eine Weiterentwicklung seiner Gesetze und Verordnungen, ja Neuschöpfung noch anderer, wenn der Friede in unsere Lande wieder zurückgekehrt sein wird. Gerade der jetzige Krieg hat aber gezeigt, wie fest der nationalsozialistische und rassenhygienische gesetzgeberische Grund, den Dr. Frick gelegt hat, auch in der heutigen Schicksalsstunde des Reiches steht. Ist ja doch der Krieg der härteste Prüfstein für den Wert des Baues der inneren Verwaltung eines Landes!

Zum 65. Geburtstagste wollen wir also Dr. Frick für sein bahnbrechendes rassenhygienisches Gesetzwerk unser aller verehrungsvollen Dank erstatten und ihm von Herzen wünschen, daß eine baldige siegreiche Beendigung des Krieges ihm die Möglichkeit geben möge, in gewohnter Gesundheit, Frische und Spannkraft auch auf unserem rassenhygienischen Gebiete noch zu vollenden, was er mit hervorragendem Erfolg begonnen hat.

Ernst Rüdin

Notizen.

Am 15. November 1941 beging Professor **Erich Tschermak-Seysenegg**, Wien, seinen 70. Geburtstag. Er gehört zu den drei Wiederentdeckern der Mendelschen Vererbungsgesetze und hat auf dem Gebiete der praktischen Pflanzenzüchtung hervorragende Verdienste. Seine bedeutendsten züchterischen Ergebnisse sind die Schaffung einer zweizeiligen Wintergerste, eines für das Marchfeld besonders gezüchteten Winterroggens und eines rankenlosen, schalenlosen Ölkürbis, der für die industrielle Fettgewinnung von großer Wichtigkeit ist. Die Kenntnis der Grundgesetze der Vererbung für alle Lebewesen hat auf vielen Gebieten des menschlichen Daseins eine völlige Umgestaltung hervorgerufen, denn ihre Bedeutung für Mensch, Tier und Pflanze ist ungeheuer groß. Wenn wir auch schon vor Mendel und den Wiederentdeckern eine Erbforschung hatten, so kennen wir doch erst seit der Entdeckung dieser Männer eine nach vielen Richtungen durch das Experiment herausgearbeitete Gesetzmäßigkeit der Vererbung, welche uns gestattet, eine weit größere Zahl von Tatsachen in den Kreis der Vererbung einzubeziehen, als dies vorher möglich war.

Am 19. April 1942 ist die 60. Wiederkehr des Todestages von **Charles Darwin**, auf dessen Schriften grundlegende Anschauungen über Selektionstheorie und Abstammungslehre zurückgehen. Wenn aber auch Darwin in seinen Werken über Bedeutung der Auslese, des Kampfes ums Dasein, der Überfruchtbarkeit, der räumlichen und klimatischen Trennung usw. die ersten richtigen Grunderkenntnisse hierfür lieferte, so waren es in der Hauptsache dann deutsche Wissenschaftler, die der Deszendenztheorie ihre heute gültige Ausgestaltung gaben und ihr Weltgeltung verschafften.

Der ao. Professor **Ponsold** ist beauftragt worden, die **Vererbungs- und Rassenlehre** in Vorlesungen und Übungen in Posen zu vertreten.

Dr. Ludwig Schmidt-Kehl, Prof. für Rassenbiologie an der Universität Würzburg, fand als Oberstabsarzt am 14. Oktober 1941 vor Moskau den Heldentod. Mit ihm verliert die Rassen- und Bevölkerungsbiologie einen vorzüglichen Lehrer und Forscher, dessen frühes Ende tief zu beklagen ist.

Bei **Annahme an Kindes Statt** haben, nach dem Erlaß des Reichsministers des Innern vom 29. 12. 1941, die Gesundheitsämter bei der Beurteilung der Gesundheit, der Erbgesundheit und des rassischen Aussehens der anzunehmenden Kinder sowie der Gesundheit und Erbgesundheit der annehmenden Eltern maßgeblich mitzuwirken. Die Untersuchung des anzunehmenden Kindes einschließlich seiner (leiblichen) Eltern oder sonstigen Blutsverwandten ist gebührenfrei. Für die Untersuchung der annehmenden Eltern, einschließlich einer etwa notwendigen Untersuchung ihrer Blutsverwandten, ist je Elternteil die Mindestgebühr von RM 3.— zu erheben.

Das Komitat Budapest hat schon jetzt einen Teil der Novelle zum Ehegesetz in Kraft treten lassen, wonach zur Eheschließung ein ärztliches Zeugnis vorzulegen ist.

Mangels einer Volkszählung hat man mit Hilfe der Lebensmittelkarten in **Frankreich die Bevölkerungszahl** auf gegenwärtig 39 000 000 veranschlagt, wobei 1 ½ Millionen Kriegsgefangene nicht mitgerechnet sind; im März 1936 wurden 39 900 000 Einwohner gezählt. Die Geburtenziffern lagen 1940 zwischen 500 000 und 550 000, die Todesfälle (ohne Kriegsgefallene) zwischen 700 000 und 750 000.

Staatliche Säuglingsaussteuern in Japan. Das japanische Ministerium für Volkswohlfahrt hat beschlossen, jeder Familie, der ein Kind geboren wird, mit einem Glückwunsch und einem Handbuch über Kleinkinderpflege Leinenwäsche, Baumwollstoff u. ä. zu überreichen. Diese „Kinderaussteuern“ werden in den Mädchenschulen des Landes genäht und zusammengestellt. Es soll damit der Gedanke, daß jedes neugeborene Kind das Kind des Staates ist und dessen Schutz genießt, vertieft werden.

In Mailand wurde eine Zentrale für das Studium der Vererbung beim Menschen gegründet. Die Zentrale verfolgt rein wissenschaftliche Ziele. Sie will alles einschlägige Material sammeln und verarbeiten. Vorläufig wird nur die Lombardei in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen. Sie ist untergebracht im Istituto di biologia e zoologia generale der Universität.

Berichtigung

In Heft 4: **Karlheinz Idelberger**: Zur Frage der exogenen Entstehung der angeborenen Hüftverrenkung S. 316, Tab. 1 muß es heißen:

Gesamtzahl der Mehrlinge: 233 Paare; davon

	mit 1 oder 2 verstorbenen Paarlingen	
	vg	
	♂ ♀	1
	♂ ♀	33
	♂ ♀	3

Ernst-Haeckel-Gesellschaft

Jena, Berggasse Nr. 7

Gegründet 1. Januar 1942 / Fernsprecher 4716

Schirmherr: Reichsstatthalter in Thüringen Gauleiter Fritz Sauckel

Der Wunsch nach gegenseitiger Fühlungnahme und Orientierung wird von Anhängern Ernst Haeckels und Besuchern des Ernst-Haeckel-Hauses in Jena oft empfunden und ausgesprochen. Die Anregung zur jetzigen Gründung einer Ernst-Haeckel-Gesellschaft ging insbesondere von einem langjährigen Haeckel-Verehrer aus, der einen namhaften Betrag beisteuerte, und vom Leiter des Ernst-Haeckel-Hauses zu Jena.

Die Ernst-Haeckel-Gesellschaft will das Gedächtnis des bahnbrechenden Naturforschers, des Kämpfers und aufrechten deutschen Bekenners, des begeisterten Schönheits-suchers der Natur, dessen Namen sie führt, pflegen und seine wesentlichen Forschungsergebnisse gegenüber Vorurteilen wahren – darüber hinaus aber die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Biologie, zu deren vornehmlichsten Begründern Ernst Haeckel gehört, verbreiten. Sie will ferner alle diejenigen vereinigen und sammeln, die sich in ihrer Stellung zu Natur, Welt und Gott dem wahren Geiste Haeckels verwandt fühlen.

Die Ernst-Haeckel-Gesellschaft ist kein wiederauflebender „Deutscher Monistenbund“, der sich in Einstellung und Niveau immer weiter von Haeckel entfernte. Sie beabsichtigt auch keinen unsachlichen Persönlichkeitskult. Sie will aber zu ihrem Teil dazu beitragen, daß das Bleibende an Erkenntnissen und Werten in Ernst Haeckels Lebenswerk als Grundsteine des naturwissenschaftlichen Weltbildes allgemein anerkannt und das Wissen um sie in immer weiteren Kreisen verbreitet wird.

Als vornehmlichstes Mittel zu den genannten Zielen ist ein

Ernst-Haeckel-Jahrbuch

beabsichtigt, dessen erster Band in Vorbereitung ist. Es wird Abhandlungen bringen über Haeckels Persönlichkeit, über sein Lebenswerk und dessen heutige Geltung; ferner allgemeinverständliche wissenschaftliche Berichte über neuzeitliche Forschungen, die im Sinne grundlegend gewordener Haeckelscher Anschauungen weiterarbeiten oder auf ihnen aufbauen. Auch wird es Auskunft geben über die jeweilige Tätigkeit des Ernst-Haeckel-Hauses. Beiträge sachkundiger Mitarbeiter stehen schon jetzt für das Jahrbuch teils zur Verfügung, teils in Aussicht.

Späteren Entschlüssen bleibt die Entscheidung über etwaige weitere Ziele vorbehalten, wie z. B. die Förderung einschlägiger wissenschaftlicher Untersuchungen.

Seien Sie, der Empfänger dieses Aufrufes, eingeladen, die Mitgliedschaft und Mitbegründerschaft der Ernst-Haeckel-Gesellschaft zu erwerben. Wer auf dem Boden klarer naturwissenschaftlicher Anschauungen steht und in Ernst Haeckel einen ihrer hervorragendsten Begründer und Vertreter sieht, wird hier nicht fernbleiben, sondern mitwirken wollen. Versuchen Sie auch weitere Mitglieder zu werben.

Förderer der Gesellschaft

Staatsrat Professor Dr. K. Astel

Präsident des Thüringischen Landesamts für Rassewesen in Weimar, Leiter des Staatlichen Gesundheitswesens in Thüringen, Rektor der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena

Dr. med. A. Bannier
Stolz

Der Vorsitzende:

Professor Dr. V. Franz

Direktor des Ernst-Haeckel-Hauses und Instituts für Geschichte der Zoologie der Universität Jena

Beirat

Professor Dr. J. Weigelt
 Rektor der Martin-Luther-Universität zu Halle a.S.
 Direktor des Geologisch-paläontologischen Instituts

Dozent Dr. H. Brücher
 Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung
 zu Müncheberg (zur Zeit im Felde)

Dr. rer. nat. Ingeborg Haeckel
 Murnau
 Kuratoriumsmitglied des Ernst-Haeckel-Hauses

Professor Dr. G. Heberer
 Direktor des Instituts für allgemeine Biologie
 und Anthropogenie der Universität Jena

Professor Dr. G. Just
 Direktor des Instituts für Vererbungswissenschaft
 der Universität Greifswald
 Mitglied des Reichsgesundheitsamtes
 (Berlin-Dahlem)

Dr. K. Mägdefrau
 Dozent der Botanik und Paläobotanik
 der Universität Erlangen

Professor Dr. Th. Mollison
 Direktor des Anthropologischen Instituts
 der Universität München

Dr. H. Müller
 Bibliotheksrat der Universitätsbibliothek zu Jena
 als Schatzmeister

Professor Dr. O. Reche
 Direktor des Instituts für Rassen- u. Völkerkunde
 der Universität Leipzig

Dr. G. Uschmann
 Assistent des Ernst-Haeckel-Hauses, Jena,
 zur Zeit im Felde, als Schriftwart

Professor Dr. R. v. Volkmann
 Direktor des Anatomischen Instituts
 der Universität Jena

und Frau Else v. Volkmann
 geb. Meyer-Haeckel

Professor Dr. H. Weinert
 Direktor des Anthropologischen Instituts
 der Universität Kiel

Der Beitrag beläuft sich für Einzelmitglieder und Institute auf RM 5,— je Kalenderjahr, beginnend mit dem Jahre 1942. Die Einsendung wird jeweils bis zum 15. April auf eins der unten genannten Konten erbeten. Das Jahrbuch für 1942 soll den Mitgliedern bald nach dem Jahreswechsel 1942/43 zugehen, sofern nicht wider Erwarten infolge von Zeitschwierigkeiten das Erscheinen sich verzögert. Die Mitglieder erhalten hierüber und über den Beginn der Tätigkeit der Gesellschaft kurzen Bericht. — Das Ernst-Haeckel-Haus in Jena, Haeckels langjähriger Wohnsitz, steht als Erinnerungsstätte und gleichsam als Mittelpunkt der Gesellschaft deren Mitgliedern jederzeit bei freiem Eintritt offen.

Bankkonto der Ernst-Haeckel-Gesellschaft: Thüringische Staatsbank Jena, Nr. 8077,
 Postscheckkonto: Leipzig 8698

Scind
GH
301
A67

Namenverzeichnis

A

Abel, W. 68, 258, 369, 381
Acqua 370
Adachi, B. 371
Albrecht der Bär 143
Alestra 388
Andermann, P. 106, 121
Ando, S. 72
Anquetil, Georges 174
Aoki, Y. 71, 74, 166
Aristoteles 100
Astel, K. 88, 172, 482, 503

B

Bach 232, 238
Bachofen 164
Badtke, Günther 77
Baer, K. E. v. 96, 99, 111, 121, 341
Banner, A. 503
Basler, A. 21, 28
Bauer, H. 249
Bauer, J. 397, 399
Bauer, K. H. 60, 61, 67, 170
Baur, E. 96, 236, 237, 292, 345, 372, 398, 400, 414, 416
Baylay 381
Beatus 117, 121
Becker, P. E. 365
Beethoven 236, 243
Behr-Pinnow, Carl v. 343
Beltz, R. 136
Benedetti 370
Bernouilli 133
Bernstein 258
Berry, K. 197
Bescherer, Johannes 493
Beurlen 106, 110, 121, 423, 424

Beyer, Wilhelm 74

Billroth 131

Bismarck 232

Bittner, K. 253

Bleuler 419

Blome, Karl 338

Bloom, Agnes 438, 434, 435-441

Bode 60, 243

Boecklin 131, 132

Böker 115, 121

Boleslav II. 138

Boleslav III. 138, 143

Boik 415, 422, 423, 424

Bonnevie 68, 396

Bonnet 100, 121

Bormann, F. v. 442-467

Braat 370

Bragard 314

Brander 367, 368

Brandt 410

Břetislav 139

Brockes, Heinrich 89

Bronn, H. 110, 121

Brons 57, 60

Bruckner, Anton 235

Brücher, H. 504

Brühl 383

Buchner 91, 121

Buck 370

Bühler 258

Büscher 265

Burgdörfer 330

Burgdorf, v. 88

Burkhardt 417

Burkhardt, Hans 485

Busemann, A. 17

Byron 342

C

Carrel 186, 192

Castle 419

Catsch 378, 387, 391, 417, 418

Chesley 319

Chopin 237

Claussen 389, 390

Cleveland 174

Cobb 201

Coerper 258

Conrad 317, 318, 324, 376-426, 427

Cornelius, Peter v. 232

Cosmas von Prag 138, 139

Cranach, Lukas 233

Crzellitzer 201

Curschmann 259

Curtius 62, 66, 72

Custodis 57, 58, 60

Cuvier 99

D

Dacqué, E. 91, 93, 94, 95, 108, 112, 424

Dante 236

Danzer, Paul 336

Darier 68

Darwin 92, 93, 95, 96, 101, 102, 121, 423, 501

Davenport 382, 387, 388, 463

Decker, Gertrud 1, 17, 471, 476

Degkwitz, R. 66

Deniker, J. 19, 28, 407

Diedrich, Heinz 1, 471, 472, 473, 474, 476

Diehl, K. 62, 347

Ditton 448, 464

Dobzhansky 402

Dönges 323, 324

Doll, Ottilie 429

Dollo 110, 423

Driesch 120, 393

Dublin, L. J. 201, 202

Dubois 422, 424

Dürer 372

Dunn 319

Dyck, van 237

E

Eckhardt, H. 325, 326

Ederer 370

Edin, K. A. 206

Eickstedt, Egon v. 18, 28, 373, 382, 407, 442, 443, 448, 461, 464, 467

Empedokles 237

Enisi, J. 167

Enke, W. 254, 255, 258, 261, 369, 372, 385

Eppinger 58

Eugster 347

Euler, H. 64

Eydt, Alfred 428

Ezzo von Lothringen 142

F

Faber, A. 322, 323, 324

Fahlbeck 153, 157

Fahrenkrog, Rolf 80

Federici, Nora 177, 179

Feer 28

Feldotto 393

Fetscher 265, 282, 283, 284, 285, 288, 289, 292

Feuerbach, Anselm 232

Fichte 232

Fischer, Eugen 1, 18, 19, 20, 21, 26, 28, 236, 237, 265, 292, 293, 345, 356, 372, 390, 396, 398, 400, 408, 409, 414, 416, 443, 468

Fischer, O. 252, 443, 447, 464, 465

Fleischer 60

Flemming 464

Fließ 262

Fraas, E. 90

Frank, K. H. 88

Franke, Eberhard 54, 55

Franz, V. 503

Frede 396

Frédéric 464

Frenssen 487
Frets 382
Freud, Sigmund 164
Frey, A. R. 476
Frick, Wilhelm 499, 500
Frischeisen 390
Fürst, Th. 17, 261
Fukuoka 72

G

Gänblein, M. 62, 63
Galant 399
Gall 373
Galton 31, 345, 347
Ganghofer 342
Gauß 315, 321, 324, 357
Gegenbauer 96
Geißler, H. 247
George, Stefan 232
Geppert, H. 256, 329
Gerhardt 19, 28, 382
Gerlach von Mühlhausen
142, 146
Geyer, H. 347, 365, 368
Gierlich, W. 249
Gieseler 422
Gildea 370
Gini, Corrado 177, 202
Goethe, August 233
Goethe, Cornelia 233
Goethe 92, 99, 100, 102,
131, 231-245, 342, 434,
482
Goldschmidt 66, 391, 392,
393, 395, 396, 416, 423,
424, 427
Goldstein 381
Goring, Ch. 201
Gottschaldt, K. 348, 362,
363, 364, 365, 366, 367,
368
Gottong, Heinrich 313
Gottschick 158, 256
Graf 388
Grant, Madison 18, 28
Greenwood 201
Greving 370
Grillparzer 232
Grimm, H. 248, 379
Grober, J. 159, 160
Grobig 135, 165, 209-230,
247, 263, 332, 340, 343,
431, 488, 493
Groos, Helmut 173
Grünberg 319
Günther, H. 79, 82, 161,
174, 235, 254, 261, 407,
411, 429, 491
Gütt, A. 60, 325
Gutzeit, K. 64
Guyenot, E. 119, 121
Guyon 464
György, Szent 21

H

Hadrian 242
Haeckel, Ernst 96, 106, 109,
111, 120, 121, 481, 490,
503, 504
Haeckel, Ingeborg 504
Häselbarth 442
Hagemann 381
Haldane 440
Hamann 232
Hammer, Dorothea 490
Hansun 487
Hangarter 260
Hanhart, E. 61, 65, 67, 170,
254, 259, 260, 369, 391,
404, 407, 410
Hanse 370
Harms 465, 467
Harmsen 265
Harrasser, A. 72, 74, 161,
166, 168, 170, 249, 250,
254, 261, 368-426, 428,
497
Harten, Hans 495
Hartnacke 11, 162, 492
Hauer, Wilhelm 488
Haufe, Helmut 493
Hauschild, M. W. 19, 27, 28,
248, 399
Herodot 482
Hebbel 232, 342
Heberer 369, 422, 424, 504
Heckh, Gotthold 88
Heft 265, 283, 284, 285, 289,
292
Hegel 232
Heider 96
Heier, Fritz 468-477
Heinen, A. 17
Heiser 464
Heitmann 442
Hell, Katharina 1, 2, 17,
471, 476
Hellpach, Willy 175, 231,
377
Hentschel, Willibald 174
Herder 231, 232, 238, 241
Herder, Caroline 236
Hermann, P. 333
Hermannsen, Walter 338
Heron, D. 178, 201
Hertwig, R. 96
Hilgenreiner 314, 324
Hirsch 370
Hirt 77, 427, 429, 485
Hoede, K. 68
Hölderlin 124, 129, 133,
232, 235
Hörmann 248
Höss, K. 88
Hoffmann, Ferd. 337, 338
Holecek-Holleschowitz 75
Holm 465, 495

Hopf, H. 249
Hopmann 370, 485
Hrdlička, A. 379, 381
Hubele, O. 313
Hug, Erik 19, 28
Hutchinson 206
Huseley 96

I

Idelberger, A. 173, 326
Idelberger, Karlheinz 314-
324, 326, 329, 499
Isenburg 314, 322, 324
Ishizaki, A. 72, 74
Isigkeit 314, 322, 324
Ittmann 442, 462, 463

J

Jablonski 463
Jaensch, E. R. 254, 372,
383, 386, 487
Jahn 370, 389
Jancke, G. 78
Jaschke 324
Jauernig 57, 60
Jennebach, N. 341
Jensch 153, 431
Johannemeyer 314, 315,
322, 324
Johannsen 158, 330
Jollos 119
Jordan 92, 121
Juda, A. 123, 154, 157, 317,
324
Jung 485, 487
Jungels, Otto 343
Jungmichel 370
Just, Günther 60, 61, 64, 67,
170, 254, 329, 390, 391, 504

K

Kabanow 370
Kaerger 495
Kahn 370
Kaltenbach 381
Kant 102, 236
Kato, Y. 167, 232, 240
Kayser, B. 498
Keiter 248, 308, 399, 404,
409, 411, 477
Keith 373
Kemp, T. 66, 258, 259
Kempermann 104, 121
Kerpel-Fronius 370
Kirchmair, H. 66
Kitzell, v. 330
Klaatsch 112, 423
Klages 237
Klaß, S. 252
Kleinknecht 390
Kleinschmidt 104, 121
Kleist, Heinrich v. 232, 242

Klopstock 232
 Kloß, H. 250
 Knibbs 205, 208
 Koch, H. 308
 Köhler 390, 393
 Könnemann, R. 17
 Koguchi, Y. 71
 Kolle 381
 Koller, S. 255, 256, 329
 Komai 72
 Konrad von Brünn 139
 Kopernikus 90
 Korschelt 96
 Koya, Y. 69, 70, 72, 165, 166, 168, 170, 412
 Krebs, Heinz 172
 Krejci 388
 Kretschmer 254, 255, 258, 261, 369, 370, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 381, 385, 386, 387, 390, 391, 398, 401, 403, 404, 407, 410, 411, 413, 416, 419, 420, 427, 487, 489
 Kriek 91
 Krieg 248
 Kröning, F. 67
 Krogh, v. 409, 424
 Kroh 255, 372
 Krones-Uhlirz 148
 Krückels, H. 56, 60
 Krüger 372
 Krümmel 381
 Kügelgen 342
 Kühn 329
 Kühne 396
 Kühnau, J. 22, 28
 Kühnel 259
 Kuhn 265
 Kuras 370
 Kurz, F. 17
 Kurz, K. 476

L

Lamarck 101
 Lambrecht, K. 62
 Lamparter 255
 Lange 389
 Lange, J. 61, 67, 170
 Lange-Eichbaum 135
 Langmann, H. 201, 202
 Lapouge, Vacher de 18, 19, 28
 Larsen, H. 59, 60
 Lavater 373
 Lebzelter 409, 425
 Lehmann, W. 64, 65
 Lehmann, J. F. 43
 Leibniz 100, 434
 Lemme 336
 Lenau 124
 Lenz 129, 133

Lenz, Fritz 1, 2, 5, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 23, 28, 54, 125, 156, 158, 159, 236, 237, 256, 265, 345-368, 372, 398, 400, 407, 411, 414, 416, 468, 471, 475, 476, 477
 Lenz v. Borries, K. 17, 471, 476
 Leonarda 372
 Leppien 338
 Leschmann 462, 467
 Lessing 232
 Levi della Vida 177, 179
 Lewetzow, Ulrike v. 244
 Lindheimer, A. M. 233, 235
 Lindner, K. 58, 59, 60
 Linné 96, 97, 98
 Lisch, Karl 56, 60, 78, 79, 172, 324, 431, 498
 Loeffler, L. 68, 256, 257
 Lombroso 123, 135
 Longo 67, 88
 Loos, H. O. 69
 Lorenz, K. 91, 121
 Loth 370
 Lotsy 117
 Lotze 5, 8, 17, 66, 472, 476
 Ludwig der Deutsche 138
 Lüth 390, 448
 Luther 232
 Lutterotti, v. 465
 Lutz, Karl 481
 Luxenburger, H. 125, 127, 220, 256, 257, 320, 324, 329, 419

M

Mägdefrau, K. 504
 Man 370
 Marchesani 449, 462, 463, 464, 465, 467
 Marett 373
 Marfan 59
 Martin, R. 28, 381
 Martius 373
 Mataja 265, 292
 Mathes 399
 Matiegka 138, 139, 152
 Mauersberg, H. 313
 Mayer, A. 66
 Mayerhofer 193
 Meirowsky 462, 463
 Meisner, W. 56
 Meixner 54, 55, 476
 Mendel 211, 329, 501
 Mengele 327
 Menghin, O. 489
 Messerschmidt 133
 Methorst 186, 187
 Metzger 29
 Meyer, Conrad Ferdinand 132, 232

Meyer, E. 250, 251
 Meyer, Hans 462, 467
 Meyerhof 464
 Michelangelo 241
 Miesko II. von Polen 142
 Mikič 193
 Mittmann, Otfried 329
 Möbius, Paul 234, 235, 236, 411
 Mörike 232
 Mollison 409, 422, 504
 Moltke 232
 Morgan 164
 Mozart 232, 238, 243
 Müller 373
 Müller, F. 17, 152, 157, 476
 Hüller, H. 504
 Müller, Heinz 482
 Müller, Josef 313, 343
 Müller, Karl Valentin 136, 137
 Münch, Liselotte 19, 21, 22, 23, 25, 28
 Mukai 70
 Mukherji, A. C. 207
 Murata, S. 72

N

Nachtsheim, Hans 170, 369, 400, 402
 Naecke 259
 Nägeli, C. v. 113, 121
 Napoleon 242
 Nawrat 495
 Nettleship 465
 Neubauer 20, 21, 28
 Newton 92, 93, 240
 Nicolovius, Alfred 233
 Nicolovius, Franz 233
 Nietzsche 92, 124, 234, 482, 485
 Noack, K. 313
 Notestein, F. 183, 184, 202, 205
 Novikoff 114, 121
 Novotny 145, 147, 150

O

Osler 62
 Ossian 231
 Otaker II. 149
 Otto II. 142, 144
 Otto, R. 435
 Otto von Olmütz 139, 146

P

Paglino, F. 207
 Pallas, L. 101, 121
 Pankow 314, 324
 Parler, Peter 139
 Paul, Alexander 334
 Paul, Gustav 81

- Pearl, R. 181, 182, 183, 184, 199, 200, 201, 202, 203, 205, 206, 208
 Pearson, K. 178, 201, 208
 Pende 254, 370
 Penkuhn, Ernst 494
 Pétain 432
 Pfahler 487
 Pfaul 158, 159
 Pfandler, M. v. 21, 26, 28, 259, 260, 390, 475
 Pfeffer, K. H. 80
 Pfothenhauer 265
 Pfuhl 410, 421
 Pittard 414
 Plate, L. 104, 121
 Plato 244, 482
 Plattner 381, 382, 421
 Plehn 445, 465, 467
 Ploetz, Alfred 433, 497
 Plutarch 482
 Polyklet 372
 Ponsold 501
 Pratie, Andreas 493
 Pringle 68
 Prokein, F. 17, 54, 55, 477
- Q**
- Quehl, H. 308
- R**
- Radl, E. 96, 121
 Raffael 241
 Ragasaki 70
 Ranke 381, 443, 461, 464, 467
 Rapp, Alfred 341
 Rath 395
 Rauschenberger, Walter 231-245
 Reche, Otto 18, 28, 504
 Recklinghausen 68
 Regino von Prunn 138
 Reinig 465, 467
 Reiter, Hans 82
 Remane, A. 89, 118, 121, 401, 425
 Rethel 124
 Retzius, Anders 18, 28
 Riehl, A. 120, 121
 Riehl, Wilhelm H. 490
 Riemann, H. 20, 28, 158
 Ripley, William 19, 21, 28, 407
 Ritala 388
 Ritter, R. 64, 175
 Ritterhaus 410, 421
 Rivers, C. 201
 Rodenwaldt, Ernst 176, 246, 369, 374, 402, 403, 406, 408, 464
- Röble 371
 Rohden, v. 410
 Rohrwasser 370
 Rüdin, Ernst 60, 88, 122, 175, 257, 263, 314, 368, 425, 433, 482
 Ruttke, Falk 60, 336, 432
- S**
- Saettele 248
 Saller, K. 17, 356, 477
 Samesima, M. 168
 Sanders 172, 326, 328
 Savigny 232
 Schallmayer, W. 18, 28
 Scharold, H. 79, 80, 81, 174, 337, 341, 343, 493, 494, 495
 Scharrelmann 91
 Schebesta 409
 Scheffer-Boichorst 142
 Scheidt 370, 378, 381
 Schelling, H. v. 318, 324
 Schermer, S. 62
 Schindewolf 104, 122, 424
 Schiller 232, 236, 237, 238, 243
 Schirrmacher 442
 Schläpfer, Hans 171
 Schlegel 389, 408
 Schmidt, B. W. 489
 Schmidt, Ilse 308, 310
 Schmidt-Kehl, Ludwig 501
 Schmidt, M. 421
 Schmidt-Rohr, G. 427
 Schmorl, G. 26, 28
 Schörnig, H. 253
 Schopenhauer 120, 243, 482
 Schottky 374, 421, 427
 Schroeder, H. 28
 Schröder 22, 326
 Schröder, Ch. M. 488
 Schröder, H. 75, 175, 333
 Schubert 237
 Schultze-Naumburg, A. 17
 Schultze-Naumburg, B. 262, 491
 Schulz, B. 172, 256, 326, 328, 329
 Schulz, R. 20
 Schulze, Gerhard 18
 Schumann 124, 132
 Schwabe, Karl-Heinz 293-313, 432
 Schwanitz 117, 122, 293, 425
 Schwarz, M. 325
 Schweinfurth 464
 Seeberg, Stella 296, 313
 Seligmann 464
 Semadeni 465, 467
 Semmelweis 124
 Seyfarth 464
- Shakespeare 231, 237, 262
 Siebert, F. 1, 27
 Siemens 257, 259, 327, 477
 Sigaud 258
 Simonis, A. 313
 Škerly 399
 Soběslav I. 142, 143, 145
 Speiser 414
 Spiethoff 342
 Spitigněv 139
 Ssergeew 373, 414, 415
 Stefko 414
 Steiger 58, 60, 171
 Stein, Charlotte v. 241, 242
 Steininger, Fr. 68
 Steinmetz 55
 Stengel von Rutkowski, Lothar 313
 Stepp, W. 22, 28
 Stern-Pieper 410, 421
 Steuber, Johannes 233
 Stillers 389
 Stix, R. K. 183, 184, 193, 195, 198, 199, 200, 202, 205
 Stobwasser 327
 Stoddard, Lothrop 19, 28
 Stolberg 241
 Storck 314, 315, 321, 322, 324
 Stratz 379
 Strömngren 381
 Stumpf 146
 Swatawa 142
- T**
- Takabatake, J. 166, 167
 Tatár, Josef 497
 Textor, Johann Jost 233
 Textor, Johann Wolfgang 233
 Textor, Stadtschultheiß 235
 Timoféeff-Ressovsky 260, 480
 Thieddag 138
 Thienemann, A. 103, 104, 122
 Thietmar von Merseburg 138
 Thoma, Ludwig 429
 Thomsen, O. 63
 Thums, Karl 88, 330
 Topali 414
 Tschermak-Seysenegg, Erich 501
 Tschulok 89, 93, 95, 101, 122
 Tumlriz, Otto 332
- U**
- Udalrich 139, 142
 Uexküll, J. v. 90, 91, 92, 122
 Uschmann, G. 504

- V**
 Vallois 409
 Valšik 409
 Vavilov 105
 Veil, Wolfg. 231
 Verschuer, v. 66, 72, 78, 159, 256, 257, 327, 347, 348, 361, 363, 395, 413, 415, 477
 Vielhauer 463
 Villafranca 464
 Vinzenz von Prag 145
 Viola 370
 Vogt, Alfred 171, 172, 465
 Volkmann, Else v. 504
 Volkmann, R. v. 504
 Vries, de 96
- W**
 Waaler 67
 Waardenburg 449
 Wafer 464
 Wagenseil 415
 Wagner, Hans 170, 171, 238
 Wagner, Richard 131
 Walcher, G. 20, 21, 28
 Weber, Erna 329, 482
 Weck 445, 447, 448, 464
 Wehefritz 66
 Weigelt, J. 504
- Weinberg, W. 153, 154, 157, 201, 208, 316, 318, 320, 324
 Weinelt, H. 247, 250
 Weinert, H. 20, 28, 29, 112, 422, 504
 Weininger 262
 Weismann 366
 Weißenfels 385, 386
 Weitz 62
 Wellek 455
 Weninger, J. 254, 257, 369, 409, 411
 Wenzel I. 148
 Wenzel II. 150
 Wenzel der Heilige 138
 Werner 265, 283, 289
 Werner, M. 62
 Westenhöfer 112, 423, 424
 Westermarck 162
 Wettstein 435
 Wetz, Anton 235
 Wiehl, D. G. 197
 Wieland 232, 235, 241, 242
 Wiersma 370
 Wiese 2
 Wiesner, Dorothy 168
 Wigand 92
 Wilde 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 367, 368
- Willemer, Marianne v. 235
 Wimmer 259
 Wirth, Hermann 95
 Wladislaw I. 143, 145
 Wolf, Hugo 232
 Woodburg, R. 186
 Wostry, W. 138, 139, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 150
 Wratislaw II. 141, 142
 Wülker, H. 427
 Würzburger, E. 185
 Wüst, Walter 176
 Wunderlich 370
- Y**
 Yagasaki, T. 71, 73, 165
 Yule 201
- Z**
 Zatschek, Heinz 136, 137, 146
 Zeller 257, 379
 Zelter 243
 Ziehen 366
 Zimmermann 28, 110, 425
 Zündorf 424
 Zwilling 448, 449, 463, 464, 465
 Zwicky 369, 393

Sachverzeichnis

- A**
 Abstammungslehre 89–122, 400, 424, 425, 499
 Ainu, Untersuchungen über das Geschlechtsverhältnis 70, 412
 Albinismus 463, 467
 Alkohol 176, 433, 434
 Allergische Diathese 259
 Alter und Lebensdauer 258
 Altern 379
 Altersmerkmale 171
 Amerikas Bevölkerungstendenz 83
 Amerikapolen, Bevölkerungstendenz 83
 Anämie, perniziöse 419
 Anpassung u. Symbiose 211
 Anpassungstheorie 115
 — -veränderung 113
 Ansiedelung in den neuen Ostgebieten 264
 Anthropologische Messungen 449
 Anthropologie, Lehrbuch 28
 —, Methoden 254
 — in der Volksforschung 248
- Antropologie, Psychologie 332
 Anthritische Erbanlage 260
 Antijüdisches Komitee in Mexiko 85
 Aplasiefälle 497
 Artbildung 121, 402
 Artentstehung 95
 Arteriosklerose u. Pykniker 417
 Assimilation der Deutschen Mittelpolens 249
 Asthenie 370, 389, 417
 Athletiker 418
 Aufklärung, sexuelle 338
 Augenfarbe der Albino-Neuger 444, 456
 — -fehler 171
 — -merkmale 78, 170
 — -zittern 465, 467
 Auslandsdeutsche Volksforschung 247, 249, 250
 Auslese, menschliche 28, 157, 224, 292, 476
 — -bedingungen u. Rachitis 21
- Ausleseforschung 122–135, 209–231
 Ausstattungsbeihilfen 343
 Auswanderung, japanische 176
 —, jugoslawische 84
 Avitaminose 22, 28
- B**
 Bambuti-Pygmäen 409
 Bastardstudien 366, 408
 Begabung 1–17, 129, 468, 473, 477, 153–157, 215, 366
 Berufe der Väter von Hilfschülern 2
 Berufstätige Mütter u. deren Kinder 14, 473, 474
 Bevölkerung, deutsche 343, 480
 —, Türkei 84
 — u. Familienschutz in der Schweiz 344
 Bevölkerungsauslese 214
 — -entwicklung u. Krieg 330
 — -kundliche Untersuchungen 313

- Bevölkerungspolitik Japans** 84
 — -sorgen, britische 326
 — -tendenz Amerikas 83
 — -zahl Dänemarks 84
 — -zahl in Frankreich 499
 — -zunahme der Niederlande 84
Biologie 424, 426, 434, 481, 495, 121
Biologisches Schicksal der Přemysliden 136–152
Blindheit, erbliche 56–60, 431
Blut u. blutbildende Organe 63
Blutdrüsen 259
Blutgruppen beim Menschen 63
 — bei Säugetieren 62
Blutersippen 395
Bolivien, Verbot jüdischer Einwanderung 85
Brachykephalie u. Schädelform 28, 382
Brasilien, jüdische Einwanderung 176
Bulgarien, Judentum 85, 264
Buphthalmus 71
- C**
- Carzinom** 418
Chinesen, Innersekretorischer Apparat 415
Chironomidengattung Lundströmia 122
Crossing over 394, 395
- D**
- Dänemarks Bevölkerungszahl** 84
Darwinismus 122, 424
Deszendenzlehre 122
Deutsche Bevölkerungspolitik 343
 — Mittelpolens 249
 — Gesellschaft für Rassenhygiene 88, 433
Deutscher Menschenexport 83
Deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit 343
 — Kolonialreich 467
 — Reich, Wanderungsverschiebungen 83
Deutschlands Rückgang des Frauenüberschusses 83
Diabetes 418
Diathese, exsudative 259
Dimorphismus der Geschlechter 411
- Dobrudscha, deutsche Siedelung** 252, 253
Drosophilaforschung 103, 394
Duce, Anordnung für Beförderung innerhalb der Wehrmacht 86
- E**
- Ehe, Formen u. Urgeschichte** 161
 — -gesetz im Komitat Budapest 344, 501
 — -gesundheitsgesetz 86, 432
 — -vermittlung 29–53, 292
 — — für Unfruchtbarermachte 87
Einehe oder Vielweiberei als Eheform 174
Ein- oder Zweieiigkeit, Bedeutung der Augenmerkmale bei Zwillingen 78
Einwanderung, Verbot der jüdischen in Bolivien 35
 —, jüdische in Brasilien 176
Endokrinologie 393
Entartungszeichen, Erbpathologie 259
Entjudung in Paris 344
Entwicklungspsychologie 396
Epilepsie u. Erbanlage 222, 420
 — -häufigkeit u. Höchstbegabte 127
Epileptiker u. Ehevermittlung 50
Erbanlage u. Epilepsie 324
 — des Säugetierauges 170
 — u. Umwelt 158, 415
Erbarzt 478, 479
Erbbedingtheit des Körperwachstums 414
Erbbiologie des Blutes u. der blutbildenden Organe 63
 — der Geschwülste beim Menschen 67
 — des Harnapparates 65
 — des Hautorgans 67–69
 — körperlicher Zustände u. Funktionen 61
 — u. Konstitution 387
 — des Kreislaufapparates 62
 — des Lungenapparates 62
 —, menschliche 17, 60, 170, 257, 416, 424, 431, 440
 — des Menschen, Handbuch 61, 254, 372, 391, 396, 400, 402, 403
- Erbbiologie des Stoffwechsels** 65
Erbbiologische Fragen in mathematischer Behandlung 329
Erbforschung, menschliche, Methodik 255
 —, psychologische 345–368
 — mittels Zwillingsmethode 324
Erbgang der Albino-Neger der Kamerunküste 455
Erbgesundheitsobergerichte 60
Erbgleiche Zwillinge 368
Erbkranke, Ehevermittlung 29–53
Erbkrankheiten, Handbuch 323
Erbkranker Nachwuchs, Verhütung 60
Erblehre, menschliche 372, 398, 400, 416
Erleiden des Auges 60, 467
Erbliche Augenleiden und rassenhygienische Maßnahmen 56–60
 — Leukodermie 463
 — schwere körperliche Mißbildungen u. rassenhygienische Maßnahmen 56–60
 — -s Augenzittern 467
Erblichkeit der Gesichtszüge 378
 — des Kropfes 433
 — meßbarer Merkmale 158
 — der Unfruchtbarkeit 433
Erblichkeitsforschung und Konstitutionslehre 409
 — frage beim Glioma retinae 77
Erbmathematik 256
Erbpathologie der Geschwülste 67
 — des Harnapparates 65
 — des Hautorgans 67–69
 — körperlicher Zustände u. Funktionen 61
 — der Lippen-, Kiefer-, Gaumenspalte 64, 326
 — des männlichen Geschlechtsapparates 66
Erbpathologische Forschung 479, 480
Erbprognose, empirische 212, 213, 256, 481
Erbpsychologische Zwillingforschung 368
Esthonus endemicis, de morbis inter 341
Europa, vereinigte Staaten 86

- Europas Geschichte als Rassenchicksal 80
 Exogene Entstehung der angeborenen Hüftverrenkung 314-324
 Exsudative Diathese 259
- F**
- Familie, deutsche 490-493
 Formen u. Urgeschichte der Ehe 161
 Fortpflanzung der Hilfschüler 54-55
 —, unterschiedliche 319, 482-485
 — verschieden begabter Familien 17
 Fortpflanzungsunterschiede in verschiedenen Berufen u. Konfessionen 476
 Frankreich bekämpft Alkoholismus 176
 —, familienfördernde Gesetze 88
 —, Gehaltzulage nach Kinderzahl 344
 Frankreichs Bevölkerungszahl 501
 Frauenbewegung 433
 — -Überschuß in Deutschland 83
 Fruchtbarkeit, differenzierte 177-208, 482-485
 —, in Familien von Volks- u. Hochschullehrern in Ishikawa-ken 70
 Frühgeburt, einige konstitutionelle Momente in der Ätiologie 368
- G**
- Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Erbtüchtigkeit 261
 — durch private Heiratsanzeige 265-292
 —, bauerliche 429
 Gattungsleistungen der Industriearbeiterinnen im Krieg 433
 Geburtshilfe, ärztliche, rasenhygienische Bedeutung 433
 —, Lehrbuch 324
 Geburtenrückgang 483
 — bei Deutschen im rumänischen Banat 253
 — -schwund und sittliche Entartung 337
 — -ziffern und Einfluß des Krieges 243
 — —, polnische 264
- Geistes- und Nervenkrankheiten 211
 Geld ersetzt nicht Blut 336
 Gelenkrheumatismus 318
 Generative Tüchtigkeit der deutschen Frauen 433
 Genetik, Konstitution und Rasse 397
 — der Krebsgeschwüre der Tiere 67
 Genetische und konstitutionsbiologische Grundlagen der Gesamtperson 257
 Geniale deutsche Höchstbegabte 122-136
 Genie und Irrsinn 123, 215
 Genmanifestierung 480
 Geologie und Paläontologie, Fortschritte 121
 Geschlechter-Zahlenverhältnis, Beeinflussung bei Säugtieren 433
 Geschlechts-apparat, Erbbiologie und Erbpathologie 66
 — -entwicklung 341
 — -gebundenheit und Giftüberempfindlichkeit 440
 — -verhältnis und mittlerer Fehler 477
 — — und Zahl der Geschwister begabter und unbegabter Schüler 153-157, 477
 — — der Geburten bei Japanern und Aino 70
 Geschwisterzahl, Schulleistung und Begabung 1-17, 468-477
 Geschwülste, Erbpathologie 67
 Gesundheitsamt 432
 — -dienst, öffentlicher 60, 467
 — -zeugnisse 432
 Gestaltungsgesetze, morphologische Studien 121
 Giftempfindlichkeit der Frau 439
 — überempfindlichkeit, erworbene 430-441
 Glioma retinae, Erblichkeitsfrage 77
 Goethe, mediterrane Züge seiner Persönlichkeit 231-245
 — -Medaille 82, 434
 Göttinger Gräberschädel 28
 Großdeutsche Geschichte, räumliche und rassische Gestaltungskräfte 81
- H**
- Haarfarbe der Negeralbino 444
 Habitus-form 419
 — -typen 420
 Habsburger, Tragödie eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte 341
 Haeckel-Gesellschaft Gründung 503
 Haiti, Zwillingengeburt 84
 Handbuch der Erbbiologie des Menschen 61, 254
 — der Erbkrankheiten 325
 Harnapparat, Erbbiologie u. Erbpathologie 65
 Hauptschule gegen Landflucht 87
 Haustiere, fortschrittliche Züchtung 75
 Hautfarbe südamerikanischer Indianer 467
 — -organe, Erbbiologie und Erbpathologie 67-69
 Heiratsalter 483
 — -ordnung der Wehrmacht 86
 — -vermittlung und -anzeigen 292
 Hellhäutigkeit nichtalbinotischer Neger 456
 Hemeralopie 447
 Heterozygotenfrage 420
 Hilfsschüler, Fortpflanzung 54-55
 — Münchens 476, 477
 — Pommerns 17
 —, Verteilung auf soziale Schichten 11, 12
 — -schulen, Zahl 86
 —, Zwillinge 157
 Hoch- und Volksschullehrer, Fruchtbarkeit 70
 Höchstbegabte 122-135, 215
 Hormonforschung 373
 Hüftverrenkung, angeborene 314-324
 Hydrophthalmus, congenitus, Vererbung 60
 Hyperplasie 384
 Hypoplasie als gegensätzliche Entwicklungstendenz 384
- I**
- Immunität, erworbene, Giftüberempfindlichkeit und Vererbung 433, 435-441
 Indianer, südamerikanische, Hautfarbe 467
 Individual-arzt 478
 — -prognose 212

Indogermanische Rasse 424
 Infektionskrankheiten, Vererbung und Disposition 66
 Inheritance of body build 387
 Intelligenz, Neger-Albinos 447
 — und Landflucht 313
 Involution, verfrühte 418
 Inzuchtdorf, röntgenologische Sippenuntersuchungen 324

J

Japan, Bevölkerungspolitik 84
 —, erblich statistische Untersuchungen 71
 —, kinderreiche Familien 344
 —, Säuglingssterblichkeit 71
 —, Tuberkuloseforschung der Landbevölkerung 168
 Japaner und Aino, Geschlechtsverhältnis der Geburten 70
 —, Arteriensystem 371
 Japanische Einwanderung in Brasilien 176
 — Rassenforschung 84
 — staatliche Säuglingsaussteuern 502
 Juden in Jugoslawien 85
 —, Norwegens 85
 — tschechischer Schulen 86
 — in ungarischer Ärztekammer 344
 — -bestimmungen in Bulgarien 85, 264
 — -einwanderung in Brasilien 176
 Jüdisch-deutsche Blutmischung 334
 Jüdische Beamte in den Niederlanden 85
 Jüdischer Landbesitz in Rumänien 85
 Jugoslawien, Eindämmung der Landflucht 84

K

Kastration von Sittlichkeitsverbrechern 433
 Kanazawa, rassenbiologische Untersuchungen 69
 Kephalometrie, Messungsfehler 74
 Kinder berufstätiger Mütter 14
 — -beihilfen 264
 — -heilkunde, Lehrbuch 28
 — -reiche Familien in Japan 344

Kinderreiche Familien in Schweden 264
 — -reiche Familien, Begabungs- und Leistungsnoten ihrer Kinder 472
 — -reiche Haushaltungen, Ausstattungsbeihilfen für Hausgehilfinnen 343
 — -reichtum, durch Luftwaffe gefördert 87
 — -zahl u. „Stammhalter“ 17
 — -zahl u. wirtschaftliche Lage des Elternhauses 476
 — -zahl bei verschiedener Leistungsnote in den einzelnen sozialen Schichten 9
 — -zahl u. Begabung der Eltern 471
 — -zahl u. Schulleistung der Eltern von Stettiner Grundschulern 3, 4, 5
 Kleinwuchsrassen 414
 Klumpfuß, angeborener 324
 Knabenziffern 157, 475
 Körperbau u. Charakter 261, 398, 402, 419
 — -spektrum 382
 — -typen 372, 420, 427
 — -typologie 378
 — -wachstum, Erbbedingt-heit 414
 Kombinationstheorie 116
 Kolonialreich, deutsches 467
 Konstitution u. Erbbiologie 387
 — u. Krankheit 415, 421
 — u. Rasse 420, 428
 — beim Säugetier 393
 — u. Stammesgeschichte 422
 — u. Rassentypologie 405
 Konstitutionsbiologische Grundlagen der Gesamtperson 257
 — -biologische Methoden 254
 — -erblichkeit des Menschen 73
 — -forscher 254
 — -forschung der Landbewohner von Hokuriku 73
 — -forschung 426, 489
 — -lehre u. Erblichkeitsforschung 409
 — -merkmale, Vererbung 388
 — -pathologie 417
 — -system u. Typus 375
 — -typologie 377
 — -typus als genetisches Problem 576, 427

Korrelationspathologische Untersuchungen 378, 386
 Korrelationsrechnung 345
 Krankheit u. Rasse 374
 Krankheitsveränderung, normale 113
 Krebsgeschwülste der Tiere, Genetik 67
 Kreislaufapparat, Erbbiologie u. Erbpathologie 62
 Kreuzungsveränderung 113
 Krieg u. Gattungsleistungen der Industriearbeiterinnen 433
 Kriminalität u. Geniefamilien 125
 Kropf u. Erblichkeitsfrage 433

L

Lamarckismus 424
 Landbewohner von Hoku-riku, Konstitutionsforschung 73
 — -flucht u. Hauptschule 87
 — — u. Intelligenz 313
 — — in Jugoslawien, Eindämmung 84
 — -schulkind, eugenische Erhebungen 477
 Längenbreitenindex, Kopfmaße u. Rachitis 18–28
 Lebensdauer u. Alter 258
 Lehrstuhl für Vererbungs- u. Rassenlehre 499
 Leibniz-Medaille 434
 Leistung in Leibesübungen u. in geistigen Fächern 15
 Leistungsnote u. Kinderzahl in verschiedenen sozialen Schichten 9
 Leptomorphe u. Konstitutionsproblem 416
 Leptosomie u. Konstitutionsproblem 390, 414, 417, 418
 Leptosomie 419
 Leukodermie, erbliche 462
 Letalauslese, pränatale 324
 Lippen-, Kiefer-, Gaumenspalte 64, 172
 Lues 418
 Luftwaffe fördert Kinderreichtum 87
 Lungenapparat, Erbbiologie u. Erbpathologie 62

M

M-Syndrome 411
 Mähren als Brücke zwischen schlesischen u. bayerischen Stammesgebieten 250

Madjarisierung 249
 Makrokornea 498
 Maladie de Leber 333
 Manifestation der Krankheit u. Rasse 421
 — der Typen 413
 Manifestationswahrscheinlichkeiten 212
 Manisch-depressives Irresein 221, 419, 421
 — u. Höchstbegabte 126
 Mathematische Behandlung erbbiologischer Fragen 329
 Mediterrane Züge in Goethes Persönlichkeit 231–245
 Mehrlingsbildung u. Vererbung 66
 — geburten beim Menschen 324
 Melanismus 467
 Mendelismus, höherer 390
 Mendelistische Grundlagen der Erbbiologie des Menschen 6
 Mendelsche Vererbungssetze, Wiederentdeckung 501
 Mensch u. Volk der Großstadt 175
 Menschen-export, deutscher 83
 — -rassen, ihre Entstehung 28
 Messungsfehler in bezug auf Kephalometrie 74
 Methodik der menschlichen Erbforschung 255
 Mexiko, antijüdisches Komitee 85
 Migräne 418
 Mikrophthalmus, Vererbung 166
 Milieu u. Schultüchtigkeit von Volksschülern 17
 Mißbildung, schwere körperliche 431
 Mißbildungen, angeborene 325
 Mongolen, Konstitution 373, 414
 Monomerie 418
 Morphologie, idealistische 424
 —, phylogenetische 424
 Motorik u. Psychomotorik 258
 Mutations-theorie 117, 122
 — -versuche bei Mäusen 434

N

Nachkommenschaft u. Alkohol einfluß 434
 — u. erworbene, übertragbare, spezifische Giftüberempfindlichkeit 433, 435–441
 Nachtblindheit der Albinos 442
 Nachwuchs, erbkranker, Verhütung 60
 Neencephalon 422
 Neger, Hellhäutigkeit und Helläugigkeit 456
 — der Kamerunküste, Albinismus u. Hellfarbigkeit 442–467
 Negride u. europäide Primordialkranien 399
 Neomorphose 422
 Nerven- und Geisteskrankheiten 211
 Niederlande, Bevölkerungszunahme 84
 —, keine jüdischen Beamten mehr 85
 Nordboerners Cranier, Formen 28
 Nordischer Mensch u. seelische Anlagen 485–488
 Norwegen, Maßnahmen gegen Juden 85
 Nosologisches System 420

O

Ohr- u. obere Luftwege, Erbbiologie u. -pathologie 61
 Ontogenie 106
 Ontogenetisches Strukturprinzip 386
 Organe, rudimentäre als Abstammungsbeweis 105
 Organische Psychologie 74
 Organismus, ihr natürliches System 97
 Orthogenesis 113
 Ostgebiet u. Rassengesetze 175
 —, Ansiedelung von Soldaten 264

P

Paläontologie, Entwicklungslehre u. Genetik 122
 — als Beweis der Deszendenzlehre 106
 Paralyse bei Höchstbegabten 127
 Pathophysiologie 418
 Phylogenetik 424

Phylogenie, systematische 120, 121
 Phylogenetische Methoden 425
 — Umbildung, Problem der Ursachen 112
 Physiognomik u. Mimik 258
 Physiologie, Konstitution u. Rassenforschung 370
 Polen in Belgien, Luxemburg u. den Niederlanden 250
 Polnische Geburtenziffern 264
 Polyphylye 104
 Polyploidie u. Artbildung 121
 — u. Phylogenie 122
 Prag, Gründung einer Ortsgesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene 88
 Prämysliden, biologisches Schicksal 136–152
 Progenie, Vererbung 167
 Psychiatrie als Wegbereiterin positiver Rassenhygiene 209–230
 Psychologie, anthropologische 332
 —, organische 74
 Psychologische Erbforschung 345–368
 Psychopathen unter Höchstbegabten 127
 Psychopathie u. Stoffwechselstörungen 370
 Pygmäen 408
 Pykniker 414, 417, 418

R

Rachitis u. Auslesebedingungen 21
 —, Einfluß auf Kopfmaße u. Längenbreitenindex 18–28
 —, eine Avitaminose 28
 Rachitische Knochenerkrankung 28
 Race, sex and environment 373
 Races of Europe 28
 Racial realities in Europe 28
 Rasse u. Art beim Menschen 425
 — u. Konstitution 422
 — u. Krankheit 374, 420, 426
 — u. Kultur 404, 409
 — u. Manifestation der Krankheit 421
 — u. Recht 432
 — u. Religion 488–490

- Rassenbiologie des Menschen, Handbuch 406
 — u. Rassenhygiene, Lehrbuch 399
 Rassenbiologische Erhebungen in Hennickendorf 293–313
 — Grundlage der angewandten Tierzucht 75
 — Untersuchungen aus dem Hygienischen Institut der Medizinischen Fakultät Kanazawa 72, 165, 166, 168
 — — über die Bevölkerung der Yarut-Insel 168
 Rassen-charakter 421
 — des Menschen 28
 — und Konstitutionstypologie 405
 — -einschläge bei Negern der Kamerunküste 461
 — -forschung Japans 84
 — -forschung u. Konstitutionsproblem 368–426
 — -hygiene u. soziale Versicherung 433
 — -hygiene u. menschliche Auslese 476
 — —, Deutsche Gesellschaft 88
 — — —, positive u. Psychiatrie 209–230
 — -hygienische Maßnahmen gegen schwere erbliche Augenleiden 56–60
 — — — Aufgaben des weiblichen Arztes 433
 — — — Bedeutung der ärztlichen Geburtshilfe 433
 Rassenkunde u. Rassenhygiene, Dozent für 88
 — u. Rassengeschichte der Menschheit 28, 467
 Rassenkundlicher Beitrag Ostthüringens 493
 Rassenmischung als historisch-biologisches Problem 246
 — — u. Krankheit 427
 — -schicksal, Europas Geschichte 80
 — -unterschiede 399
 — -zugehörigkeit der Neger-Albinos der Kamerunküste 448
 Rassische u. räumliche Gestaltungskräfte der Großdeutschen Geschichte 81
 Refraktion, sphärische 60
 Rehobother Bastarde 408
 Religion u. Rasse 488–490
 Reversibilität, klinische 418
 Rheumatische Erkrankungen, Erbpathologie 259
 Rheumatismus 418
 Rizinversuche 434
 Rufinismus, Melanismus u. Albinismus 467
 Rumänisches Altreich, Volksordnung 493
 Rumänien, jüdischer Landbesitz 85
 —, Zigeunerghettos 176
 Rutilismus 452, 462
- S
- Säugetier, Konstitution 393
 — -auge, Erbanlage 170
 Säugetiere, Beeinflussung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter 433
 Säuglingssterblichkeit in Japan 71
 Schädelform, Einfluß der Lagerung von Säuglingen 28
 Schizophrene u. Ehevermittlung 49
 —, Konstitutions- u. Rasendiagnose 410
 Schizophrenie 419, 420, 421
 — u. Durchschnittsbevölkerung 220
 — -erkrankung u. Höchstbegabte 125
 — u. Stoffwechselstörungen 370
 Schwachsinn, Ätiologie 324
 — u. Genialenfamilien 125
 Schwachsinnige u. Ehevermittlung 50
 — Hilfsschulkinder Münchens, deren Eltern 17, 477
 Schweden, Sterilisation 87
 Schwedens Adel 157
 Schwedische kinderreiche Familien 264
 Schweizerische Bevölkerungs- u. Familienschutzkonferenz 344
 Schul- u. Begabungsnoten unehelicher Kinder 12, 473
 Schulleistung, Begabung u. Geschwisterzahl 1–17, 468 bis 477
 — u. Berufsarbeit der Mutter 473
 — u. Kinderzahl der Eltern von Stettiner Grundschulern 3, 4, 5, 469
 Seelische Anlagen des nordischen Menschen 485–488
 Sekundärvarianten 383
 Sélections sociales 23
 Selektionstheorie 92, 122, 499
 Sexualmerkmale bei Kleinvuchsrassen 414
 Sippen, Die 428
 Sittliche Entartung u. Geburtenschwund 337
 Sittlichkeitsverbrecher und Kastration 433
 Slowaken, mährische 253
 Sozialanthropologischer Beitrag Ostthüringens 493
 Sozialbiologie der ländlichen Bevölkerung von Hokuriku 73
 — der ländlichen Bevölkerung in Kanazawa 70, 165
 Soziale Schicht u. Kinderzahl der Eltern 8, 472
 — Versicherung im Lichte der Rassenhygiene 433
 Sudetendeutsches Grenzdorf 493
 Symbiose u. Anpassung 121
 Stammbaumforschung 109
 Stammesgeschichte, jüngere, des Menschen 424
 — u. Konstitution 422
 —, vergleichende 121
 —, Wendepunkt 121
 Statistische Methoden in speziellem Blick auf die menschliche Erblehre 255
 Sterilisation u. Turmschädel 59
 Sterilisation in Schweden 87
 Sterilisierung Erbkranker 219
 Stillfähigkeit u. familiärer Alkoholismus 433
 Stimmungslabile unter Höchstbegabten 127
 Stoffwechsel, Erbbiologie 65
 Strabismus 447
 Stupor, katatoner 370
- T
- Tiere, Genetik ihrer Krebsgeschwülste 67
 Tierzucht, angewandte, auf rassenbiologischer Grundlage 75
 Tokai-Japaner, rassenbiologische Untersuchungen 72
 Tropenhygiene 467
 Tschechische Familien, Kinderzahl 264
 — Schulen, Judenverbot 86
 Tuberkulose 417, 418
 — -forschung in der Landbevölkerung Japans 168

Türkei, Bevölkerungszahl 84
 Turmschädel, klinische Bedeutung 431
 — u. Sterilisation 59
 Typendiagnose 422
 Typus u. Konstitutions-system 375

U

Überseegebiete, britische, ihre Bevölkerung 494
 Ulcus 418
 Umvolkungsproblem 247, 249
 Umwelt u. Erbanlage 158, 415
 —, Zusammenhänge mit Kinderzahl, Begabung u. Schulleistung 476
 Umweltseinflüsse u. Zwillingsforschung 350
 Uneheliche Kinder bei Höchstbegabten 127
 — Kinder, Verteilung über die sozialen Schichten 13
 — Kinder, Schul- u. Begabungsnoten 12, 473
 Unfruchtbare, Ehevermittlung 29–53, 87
 Unfruchtbarkeit u. Erblichkeit 433
 Unfruchtbarmachung bei erblichen Augenleiden 60
 Ungarisches Ehegesetz 344
 Ungarn, Juden in Ärztekammer 344
 Urgeschichte der Erde und des Lebens 121
 — u. Formen der Ehe 161
 Urwaldstämme u. anthropologische Messungen 449

V

Vanessa urticae, Schuppenuntersuchung 393
 Variabilität des menschlichen Körpers 415
 Variation et l'Evolution 124
 Vaterschaftsnachweis 481
 Vegetationsstörung 3. Ordnung 397
 Verbreitung der Organismen, Linné 96
 Verdauungsapparat, Erbpathologie 64
 Vereinigte Staaten von Europa 86
 Vererbung des Albinismus 456

Vererbung der Altersmerkmale des menschlichen Auges 171
 — angeborener Augenfehler 171
 — und Auslese 28
 — u. Disposition bei Infektionskrankheiten 66
 — erworbener Eigenschaften 115
 — der Giftüberempfindlichkeit 433, 435–441
 — des Hydrophthalmus congenitus 60
 — der Konstitutionsmerkmale 388
 — der Lippen-, Kiefer-, Gaumenspalte 172
 — der Mehrlingsbildung beim Menschen 66
 — der Mehrlingsbildung bei Säugetieren 66
 — beim Menschen, Zentrale in Mailand 502
 — des Mikrophthalmus u. dessen Komplikationen 166
 — der Myopie 166
 — normaler Augenmerkmale 170
 — der Progenie 167
 — der Schädelform 28
 — -gesetze, Wiederentdeckung 501
 — u. Rassenlehre, Lehrstuhl 501
 Vervollkommungsveränderung 113
 Vielweiberei oder Einehe als Eheform 174
 Vitamine u. ihre klinische Anwendung 28
 Vitiligo alba, erbliche bei Negern 462
 Völkische Gemeinschaft 495
 Volksbiologie der deutschen Siedlung in der Dobru-dscha 252
 — -forschung, auslandsdeutsche 247, 249, 250
 — -gruppenbildung der Amerikapolen 251
 — u. Hochschullehrer, Fruchtbarkeit 70
 — -ordnung im rumänischen Altreich 493
 — -tumverschiebungen in Mähren u. Sudetenschle-sien 247
 — -zählung in Bayern 1939 82
 — —, Ergebnisse der letzten 82

W

Wachstum, phyletisches 113
 Wachstumsstudien 415
 — -variation der Rassenform u. deren Eigenschaft 166
 Wandel der Gesichtspunkte bei der Gattenwahl im Spiegel der privaten Heiratsanzeige 265–292
 Wanderungsverschiebungen innerhalb des Deutschen Reiches seit 1933 83
 Wehrmacht, Heiratsordnung 86
 Weltbild u. Abstammungslehre 89
 Wille zum Kind 336
 Willensfreiheit oder Schicksal 173
 Wirbeltiere, vergleichende biologische Anatomie 121
 Wurzelformen, Untersuchungen 255

Z

Zahnkaries, physisch-anthropologische Untersuchungen 167
 Zigeuner u. Zigeunermischlinge im Reich 175
 — -ghettos für Rumänien 176
 Züchtung, fortschrittliche, unserer Haustiere 75
 Züchtungsformen bei den Psychosen 407
 Zwergwuchs 408
 Zwillinge, Augenmerkmale, Diagnose der Ein- oder Zweieiigkeit 78
 —, Differenzmethode u. Geburtenfolge 324
 —, eineiige 324
 —, erbgleiche 368
 — in Hilfsschulen 157
 —, Unterschiede meßbarer Merkmale 28
 Zwillingsforschung 158, 256, 324, 415
 — -methode 347
 — -pathologie des angeborenen Klumpfußes 324
 — -untersuchungen, erbpsychologische 368
 — — zur Erbpathologie der Lippen-, Kiefer-, Gaumenspalte 326
 Zyklotide Psychopathien 420

Neuerscheinung

Biologisches Quellen- und Lesebuch

Herausgegeben von

Prof. Dr. Karl Lutz
Pforzheim

420 Seiten. Geheftet RM 7.60, Leinwand RM 8.80

Dieses Buch führt unmittelbar zu den Quellen der wissenschaftlichen Forschung über Entstehung, Werden und Sein alles Lebens auf dieser Erde. Die wichtigsten und klarsten Gedanken aus den einschlägigen Werken der großen Männer des deutschen und nichtdeutschen Geisteslebens sind zu einer sinnvollen umfassenden Schau zusammengefaßt, wir finden darunter *Platon, Plutarch und Herodot, Goethe, Schopenhauer und Nietzsche, Jean Lamarck, Ch. Darwin, E. Haeckel, Gr. Mendel, A. Weismann, O. Hertwig, H. de Fries*, ebenso wie Männer unserer Zeit: *A. Loetz, Fr. Lenz, E. Fischer, H. F. K. Günther, L. F. Clauß, R. W. Darré, A. Rosenberg* und viele andere.

So vermittelt das Buch jedem, der sich für die geschichtliche Entwicklung aller Fragen der Erbkunde, Rassenkunde, Abstammungslehre, Erbgesundheitslehre, lebenswissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung interessiert, reiche Anregung und Förderung seiner biologischen Erkenntnisse.

J. F. Lehmanns Verlag · München 15

Neuerscheinung

Eherne Ernte. Gedichte im Krieg 1939/41

Gesammelt und herausgegeben von Sigmund Graff

160 Seiten. Pappband RM 2.60

„Eherne Ernte“, ein Buch, das den Geist und Herzschlag einer ehernen Zeit verspüren läßt. Es ist eine erste Übersicht und Zusammenfassung der im Entscheidungskampf unseres Volkes bisher entstandenen Gedichte. Die sie verfaßten, sind fast alle Soldaten, — Männer mit bekannten (u. a. Herybert Menzel, Heinz Steguweit, Heinrich Anacker, H. F. Blunck) und unbekannt Namen — ihre Verse der Niederschlag ihres Fronterlebnisses. Im Mittelpunkt steht der kämpferische Mensch, den Rhythmus der Kriegsdichtung bestimmt wie in den Gedichten des Weltkrieges auch heute wieder der altvertraute Marschtritt der Bataillone und Regimenter.

Neu sind die Gedanken, die der technische Krieg, die neue Form des Krieges, mit sich brachte. Und in glücklichster Weise berücksichtigt diese Sammlung die mannigfaltigen Stilarten des Kriegsgedichtes, die verschiedenen Waffengattungen werden lebendig. Stimmungen vor dem Einsatz, während des Kampfes und nach errungenem Sieg, Trauer um den Kameraden, Freuden des Urlaubs, besinnliche Einkehr, die ewigen Werte der Kameradschaft, aber auch warmherzige Worte deutscher Frauen und deutscher Mütter (u. a. Agnes Miegel und Ina Seidel), all das rundet sich ab zu einer wundervoll tiefen Gesamtschau deutscher Innerlichkeit, siegesbewußten Soldatengeistes und gläubigen Vertrauens auf den Führer. So wird, wer auch immer dieses Buch sich zu eigen macht, von ihm ergriffen sein und jeder wird sich beschenkt fühlen.

J. F. Lehmanns Verlag · München 15

Neuerscheinung

Die unsichtbare Wunde. Nach den Aufzeichnungen eines Arztes erzählt. Von Dr. med. Bernhard Trittelvitz.

2. Auflage. 165 Seiten. Kartoniert RM 2.40

Der Verfasser, der unter den Bergleuten des Saargebietes lebt, hat seine Aufgabe von Jugend auf als Arzt im Dienst an den Mitmenschen gesehen. Was er auch erlebt hat, schildert er hier in dichterischer Formung. „Die unsichtbare Wunde“ am Volkskörper, die sein Gewissen seit seiner Studentenzeit beunruhigte, sind die Alkoholschäden, die nicht nur schwache und untüchtige, sondern auch vollkräftige und wertvolle Menschen gefährden und zu vernichten vermögen.

Der Leser fürchte keinen Tendenzroman im schlechten Sinne des Wortes. Gewiß ist es die Absicht des Verfassers, die Gefahren des Alkohols aufzuzeigen und sein Ziel, Helfer zur Heilung der „unsichtbaren Wunde“ zu werden. Die Handlung ist aber so reich und vielgestaltig, daß diese Absicht immer wieder zurücktritt hinter der spannenden Erzählung. Die humorvoll geschilderten Examenenergebnisse einer Gruppe von vier Medizinern der schönen Studentenstadt Kiel werden bei manchem Leser ähnliche Erinnerungen erwecken; Liebe und Brautwerbung sind in zartem, dichterischem Empfinden gestaltet, die schweren Probleme des ärztlichen Berufes mit seinen Verheißungen und seinen tragischen Enttäuschungen werden den nachdenklichen Leser fesseln und erschüttern. Man schließt das Buch in dankbarem Gedenken an das gute, sich für andere aufopfernde „Meyerchen“, den trefflichen Arzt Dr. Smieterlow, den nachdenklichen „Trödel“ und den vollkräftigen „Kapitän“, der erst nach gefahrenvollen Umwegen den Weg zu wahren Arztum findet.

J. F. Lehmanns Verlag · München 15

Neuerscheinung

Der Kreislauf der Stoffe in der Natur

Von Prof. Dr. med. et phil. Amandus Hahn, München

104 Seiten mit 17 Abbildungen. 1941. Kart. RM 2.60

Die Physiologie des Menschen, der Tiere und der Pflanzen gehört zu den Wissensgebieten, die man während der Schulzeit nicht oder nur ganz unvollkommen zu lernen Gelegenheit hat. Aber nicht nur der Fachmann, sondern jeder der im praktischen Leben steht, braucht diese Kenntnisse, der Arzt, der Apotheker, der Chemiker, der Landwirt, der Lehrer ebenso wie der Volkswirt und der Verwaltungsbeamte oder Richter. Das vorliegende Büchlein ist so gehalten, daß es für jeden naturwissenschaftlich etwas vorgebildeten Laien verständlich ist. Es umfaßt folgende Abschnitte: Die Entstehung der Nahrungsstoffe in der Pflanze / Die Vorbereitung der Nahrungsstoffe vor der Verarbeitung durch die Zellen (Allgemeine Physiologie der Verdauung) / Der Abbau der Nahrungsstoffe in den Zellen höherer und niederer Organismen / Der Stoffumsatz durch Mikroorganismen (Fäulnis, Verwesung, Gärung, Nitrifikation) / Der Kreislauf der Elemente in der Natur und die energetischen Verhältnisse hierbei. — Wer das Buch durcharbeitet, hat die Gewähr, daß er gute Grundvorstellungen über die heute so wichtigen Fragen der Ernährungswirtschaft erwirbt.

J. F. Lehmanns Verlag · München 15

